



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

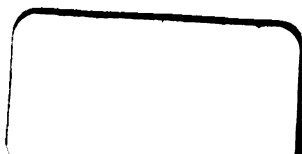
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Harvard College Library



FROM THE
**J. HUNTINGTON WOLCOTT
FUND**

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS
OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER
FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF
PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE
TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY,
POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"



•
•

•
•

Erhard Eylmann,
Die Eingeborenen der Kolonie
Südaustralien.



West-Arünta im Corroboreeschmuck.
Nach einem Aquarell des Verfassers.

Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien.

Von

Erhard E_{yl}mann,

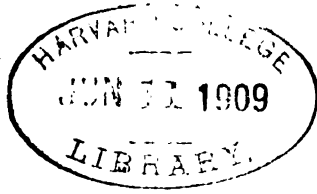
Dr. phil. et med.

Mit 36 Lichtdrucktafeln, 8 Figuren im Text, einer Tabelle und einer
Übersichtskarte.



Berlin 1908.
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Oc 2027.10



Metcott fund

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

4
2
5
1
3
6
7
8
9
0

Vorwort.

In der vorliegenden Schrift habe ich versucht, die leibliche und geistige Natur der Urbevölkerung der Kolonie Südastralien möglichst eingehend zu schildern.

Bei dieser meiner Arbeit ist es mein Bestreben gewesen, in jeder Hinsicht rein sachlich zu bleiben und mein Urteil nicht durch irgend welche Vorurteile oder fremde vorausgesetzte Meinungen beeinflussen zu lassen. Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß ich bei meinen Forschungen mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen bin.

Ich habe es mir angelegen sein lassen, die auffälligsten der rätselhaften Erscheinungen im Leben des Eingeborenen auf ihre Zusammenhänge und Ursachen zu untersuchen. Den Vorwurf, daß ich hierbei unwissenschaftlich verfahren sei, indem ich meiner Phantasie die Zügel habe schießen lassen, wird mir wohl keiner machen können. Wie bekannt, bedürfen viele Gebiete der Völkerkunde noch sehr der Aufhellung; auch ist es höchst wahrscheinlich, daß manche Ansichten über die Entstehung von Erscheinungen und Vorgängen im Völkerleben grundfalsch sind. Meines Erachtens nimmt der Reisende nur sein gutes Recht wahr, wenn er bei der Darstellung seiner Forschungsergebnisse sich nicht jeder Deutungsversuche enthält. Hat er sich jahrelang in einem fremden Lande aufgehalten, so wird er dessen Bewohner doch wohl besser oder mindestens ebenso gut zu beurteilen vermögen, als mancher hervorragende Forscher, der sie nicht aus eigener Anschauung kennt. Bedingung ist selbstverständlich, daß er hinreichende Kenntnisse in der Völkerkunde besitzt, und daß er sich nicht hinreißen läßt, dem Leser Ansichten aufzudrängen, die er nicht durch stichhaltige Beweise zu stützen vermag.

Eine erschöpfende Darstellung des behandelten Gebietes vermag ich dem Leser natürlich nicht zu bieten: ich bin überzeugt, daß selbst über die Stämme, welche ich auf den nachfolgenden Blättern am eingehendsten besprochen habe, noch sehr viel Neues und Interessantes berichtet werden könnte. Daß ich nicht alles Gesehene und Gehörte richtig aufgefaßt habe, bin ich mir vollkommen bewußt. Ich glaube aber, daß die Zahl der Irrtümer nicht allzu groß ist, da ich mich, wie schon gesagt, bei den Ermittlungen nach besten Kräften bemüht habe, Mißverständnisse nicht aufkommen zu lassen, und da ich den gesammelten Stoff einer gründlichen Sichtung unterzogen und jede Verallgemeinerung auf das Gewissenhafteste vermieden habe.

Was die Art und Weise der Abfassung betrifft, so ist es mein Bestreben gewesen, mich möglichst kurz, bestimmt und angemessen auszudrücken. Fremdwörter habe ich tunlichst vermieden, da dieses Buch nicht allein für Fachgenossen,

sondern auch für Leute geschrieben ist, die nur eine allgemeine Bildung bekommen haben.

Sämtliche Zeichnungen und Aquarelle habe ich selbst angefertigt. Leider war es mir nicht möglich, diesem Buche eine größere Zahl von guten Photographien nackter Eingeborener beizugeben. Auf meiner ersten Reise habe ich keine Aufnahmen gemacht, da ich mit Arbeiten mancherlei Art überhäuft war. Wegen der ungünstigen klimatischen Verhältnisse usw. wäre ich nämlich gezwungen gewesen, der photographischen Kunst sehr viel Zeit zu opfern, wenn ich einige wenige brauchbare Photographien hätte erhalten wollen. Die auf den Tafeln dargestellten Gebrauchsgegenstände habe ich getreu nach der Natur gezeichnet. Von vielen derselben befinden sich ein oder mehrere Exemplare in meinem Besitz; ich hätte also statt der Zeichnung eine photographische Aufnahme wiedergeben lassen können. Ich habe dies aber unterlassen, weil ich der Meinung bin, daß manche feine charakteristische Einzelheiten der fraglichen Handerzeugnisse am besten mit dem Bleistifte zur Darstellung gebracht werden können.

Wie über die Urbewohner der anderen vier Kolonien, so ist auch über die Südausliani schon vieles veröffentlicht worden. In erster Linie müssen unter den in Frage kommenden Schriftstellern Spencer und Gillen genannt werden. Sie sind es, denen wir namentlich höchst wertvolle Mitteilungen über gesellschaftliche Einrichtungen bei Stämmen am Südwest-Gestade des Golfes von Carpentaria und in der nördlichen Binnenlandhälfte verdanken. Ein Buch, welches in zusammenhängender Weise und auf Grund eigener Anschauung des Verfassers über Stämme aus allen Gebietsteilen Südausliani berichtet, gab es bisher nicht.

Ich berichte jetzt kurz über meine Reise in Südausliani. Eine Beschreibung des Landes und seiner weißen Bevölkerung werde ich im nächsten Jahre veröffentlichen.

Im Februar 1896 kam ich in Adelaide, der Hauptstadt Südausliani, an. Ich hielt mich hier vier Wochen auf, um mich durch Studien in der öffentlichen Bibliothek, dem zoologischen und dem botanischen Garten und den verschiedenen Museen so weit wie möglich mit der Fauna, der Flora und der geognostischen Beschaffenheit Zentralausliani, dem Ziele meiner Reise, bekannt zu machen. An einem der ersten Tage des März fuhr ich mit der Bahn nach Oodnadatta, der Endstation des nach Norden führenden Schienenweges.

Oodnadatta besteht aus 25 bis 30 Blechhütten und liegt auf einer öden, fast baum- und buschlosen Ebene. Der Verkehr ist ziemlich rege, da die Weiterbeförderung der mit der Bahn angekommenen Güter durch Frachtwagen und Kamelkarawanen geschehen muß, und alles im Innern gezüchtete Vieh, das auf die südlichen Märkte gebracht werden soll, nach diesem Städtchen getrieben und von hier mit der Bahn seinem Bestimmungsorte entgegengeführt wird.

Die ersten Monate nach der Abreise von Adelaide brachten mir eine Fülle von Scherereien und Widerwärtigkeiten aller Art. Bei meiner Ankunft in Oodnadatta bemühte ich mich sogleich um den Ankauf von Pferden. Als der Kneipwirt, bei dem ich wohnte, meine Absichten erfahren hatte, schickte er mir einen Buschmann, der sich stolz als Pferdehändler bezeichnete und sich erbot, innerhalb einiger Tage ein Paar gute Pferde im Preise von 3 bis 4 £. — für diese Summe kann man im Binnenlande schon Pferde bekommen, die bei uns mindestens 800 M. kosten würden — für mich nach dem Städtchen bringen zu lassen. Als dieser „Pferdehändler“ — in Wirklichkeit war er nicht ein horsedealer, sondern ein horsestealer — nach Verlauf einer Woche sein Versprechen nicht erfüllt hatte, suchte ich mit anderen Buschleuten über den Kauf in Unterhandlungen zu treten. Zu meinem Verdrusse merkte ich aber alsbald, daß es unter diesen Leuten nicht

für „fair“ gilt, einem Genossen ein Geschäft zu verderben. Ich mußte mich also in das Unvermeidliche fügen. Nachdem ungefähr drei Wochen verstrichen waren, benachrichtigte mich der Wirt eines Morgens, daß die Pferde in der vorhergehenden Nacht angekommen seien und sich in seinem stockyard befänden. Da ich längst zu der Überzeugung gekommen war, daß man es darauf abgesehen hatte, mich nach besten Kräften auszunutzen, so fühlte ich mich trotzdem in meinen Erwartungen auf das höchste enttäuscht, als ich in dem yard ankam: in einem Winkel der Umzäunung standen zwei abgetriebene, klapperdürre Gäule und ließen müde den Kopf hängen. Um nicht länger dem gaunerischen Wirte einen Verdienst zu verschaffen, kaufte ich die beiden Klepper in der Hoffnung, auf einer der Viehstationen des Innern besseres Pferdmaterial erwerben zu können.

Schon am nächsten Morgen brach ich auf.

Ich reiste wie ein gewöhnlicher Buschmann. Das eine Pferd benutzte ich zum Reiten, und das andere trug meine Habseligkeiten.

Der Packsattel hatte die im Lande übliche Form. Er bestand aus zwei viereckigen Polstern, die durch ebensoviele eiserne Bügel in einem handbreiten Abstand so miteinander verbunden waren, daß sie, auf den Rücken des Pferdes gelegt, sich innig den oberen Seitenteilen anschmiegen, das Rückgrat aber frei ließen. Jeder Bügel war mit zwei starken Haken versehen. An diese Haken wurden die Satteltaschen, das andere Paar der wesentlichen Bestandteile des australischen Packsattels, gehängt. Da die Taschen keinen größeren Umfang besaßen, als die Polster, so ruhten sie auf diesen und konnten den Rücken des Pferdes nicht wundreiben. Um den eigentlichen Sattel und seine beiden Anhängsel, sowie um den Rumpf des Pferdes wurde ein mehrere Meter langer Riemen (surcingle) gespannt; außerdem dienten zwei Gurte, wie sie sich an Reitsätteln vorfinden, zur Befestigung.

In der einen Tasche hatte ich Instrumente, Bücher und einige Kleidungsstücke und in der anderen Lebensmitteln, wie Salzfleisch, Mehl und dergleichen untergebracht. Die Schlafdecken waren zu einem anderthalb Meter langen swag zusammengerollt und so zwischen den beiden halbkreisförmig emporragenden Bügelteilen festgeschnallt, daß ihre Enden auf den vorgewölbten Taschen ruhten. Auf diese Weise führen auch die reisenden Buschleute ihre Decken mit sich.

Abends legte ich den Pferden eine Koppel um die Fesseln der Vorderbeine und hängte überdies dem Reitpferde eine Schelle um den Hals, deren Ton in der Stille der Nacht 1 bis 2 km weit hörbar war. Nachdem ich diese von den Buschleuten stets beobachteten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, ließ ich das Paar laufen, damit es sich sein Futter selbst suche.

An das harte Leben des reisenden Buschmannes habe ich mich rasch gewöhnt.

Meine Kleidung bildeten nur ein Hemd, eine Hose, ein Paar grobe, mit Nägeln beschlagene Schuhe und ein großer Schlapput. Zu essen hatte ich stets genug. Die Kost war aber einfach und einförmig: bei allen Mahlzeiten bestand sie aus einem großen Stücke Fleisch, einem kleinen Stücke damper und einem quartpot Tee. Leider ließ das Wasser viel zu wünschen übrig. Oft war es schlammig oder brackisch, und mehr als einmal sah ich mich gezwungen, an Brunnen und kleinen waterholes zu übernachten, deren Wasser durch Tierkot, Leichen kleiner Beuteltiere und Vögel so verunreinigt war, daß es als Brechmittel hätte dienen können.

Meine Pferde machten mir viel zu schaffen. Hatten sie ihren Hunger einigermaßen gestillt, so begaben sie sich, trotzdem sie wegen der Zusammenkoppelung der Vorderbeine nur kurze Schritte machen konnten, auf die Wandschaft zu ihren ehemaligen Weideplätzen. Am Morgen traf ich sie daher nicht selten mehrere Stunden weit von dem Lagerplatze an. Das Auffinden und Ver-

folgen ihrer Fährten gelang mir ziemlich gut, da ich schon an den ersten Tagen der Reise gelernt hatte, ihre Fußspuren von denen anderer Pferde zu unterscheiden. Auf recht steinigem Gelände war ich jedoch mehr als einmal nahe daran, sie verloren zu geben. Die Koppeln konnte ich nicht kürzer machen. Mußte ich doch bei dem Mangel an Futter, der fast überall herrschte, befürchten, daß der Ernährungszustand noch schlechter werden würde, wenn ich ihnen das Gehen sehr erschwerte.

Nach mancherlei Widerwärtigkeiten erreichte ich Anfang April die Telegraphenstation Lady Charlotte Waters, gewöhnlich kurz Charlotte Waters genannt, wo ich, dank der Gastfreundschaft des stationmaster Byrne, mich einige Tage ganz dem Studium von Eingeborenen hingeben konnte, die noch viele der von ihren Vorvätern übernommenen Sitten und Gewohnheiten beibehalten hatten.

Als ich eine Wegstrecke gleich der geraden Entfernung Hamburgs von der böhmischen Grenze zurückgelegt hatte, befand sich das Reitpferd schon in einem Zustande hochgradiger Erschöpfung. Ich ließ es daher mit dem größten Teile des Gepäcks auf der am Hugh River gelegenen Viehstation Alice Well zurück. Leider konnte mir der Besitzer dieser Station kein Pferd überlassen: er war völlig verarmt und besaß außer einer kleinen Ziegenherde kein Vieh.

Mit dem anderen Pferde erreichte ich Mitte April Stuart Town, die größte Ansiedlung des Innern. Sie liegt in den Mac Donnell Ranges auf einer kleinen kahlen, von Gneis- und Sandsteinhöhen umschlossenen Ebene und besteht aus einem Dutzend Blechhütten mit stockyards. Ihre Bewohner sind Handwerker und „storekeeper“. Die Telegraphenstation Alice Springs ist ein paar Kilometer von ihr entfernt.

Ich hielt mich hier nur einen Tag auf, da mir die Leute, welche gewohnt waren, den Reisenden das Geld abzunehmen, gar zu viele Gefälligkeiten zu erweisen suchten.

Am schamlosesten verfahren im ganzen Binnenlande die „storekeeper“ bei ihren Ausplünderungsversuchen. Diese Leute, welche mit den Inhabern der übelberüchtigsten Kneipen unserer Großstädte auf einer Stufe stehen, handeln mit Nadeln und Zwirn, Kleidern und Lebensmitteln, Tabak und geistigen Getränken, Pferden und Rindern usw. Sie scheuen keine Mittel und Wege, jeden fremden Buschmann, der sich bei ihnen einfindet, sofort sinnlos betrunken zu machen, um ihm auf leichte und gefahrlose Weise das Geld abnehmen zu können. Ich suchte mich dadurch nach Möglichkeit vor diesen Vampiren in Menschengestalt zu schützen, daß ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verstehen gab, mir ständen nur ganz geringe Geldmittel zur Verfügung.

Anderthalb Wochen nach meiner Abreise von Stuart Town langte ich mit meinem Pferde auf der Telegraphenstation an Barrow's Creek an. Sie ist etwa so weit von Oodnadatta entfernt wie Hamburg vom Bodensee. Da zu der Zeit das ganze Binnenland unter einer Dürre litt, welche schon jahrelang gedauert hatte, und infolgedessen die Zahl der Wasserstellen sehr klein geworden war, und sich nirgends grünes Gras und nur auf wenigen Plätzen trockenes Gras in reichlicher Menge vorfand, so war dieser letzte Teil der Reise für mich und mein Pferd überreich an Entbehrungen und Mühseligkeiten gewesen.

Von Oodnadatta an hatte ich mich auf den paar Viehstationen, zu denen ich gelangt war, bemüht, gute Pferde zu kaufen. Jeder Handel hatte sich aber zerschlagen.

Auf dieser Telegraphenstation faßte ich den Beschluß, mich ein halbes Jahr auf einer Viehstation aufzuhalten, um ungehindert meinen Studien obliegen zu können und mich so eingehend wie möglich über das Leben und Treiben der Buschleute zu unterrichten. Für diesen Aufenthalt nahm ich eine kleine Station in der Gegend der Short Range in Aussicht. Zuvor wollte ich aber noch einen kleinen Ausflug in das nordwestlich von Barrow's Creek gelegene

unerforschte Gebiet machen. Wäre zu der Zeit der Himmel nicht mit dunklen Regenwolken bedeckt gewesen, und hätten mir Eingeborene nicht versichert, daß sich im Westen ein großer Creek mit einigen guten soakages befinde, so wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, mich in einem der ödesten und wasserärmsten Landstriche Zentralaustraliens mit einem stark erschöpften Pferde in eine Gegend zu wagen, die noch keines Weißen Fuß betreten hatte.

Am Vormittage des ersten Mai begann ich diesen kleinen Abstecher von meinem Reisewege. Stets in nordwestlicher Richtung reitend, legte ich an diesem Tage eine Strecke von 12—14 km zurück. Am schnellen Vorwärtskommen hinderte mich der dichte Scrub, der fast überall die zwischen der Forster Range und Watt's Range gelegene Ebene bedeckt. Am zweiten Tage brach ich schon auf, als sich die ersten Spuren des Morgenrotes zeigten. Bis gegen Sonnenuntergang führte mich mein Weg unausgesetzt durch einen so dichten Mulgascrub, daß ich fortwährend mit Händen und Füßen meinem Pferde Bahn brechen mußte. Dem Anschein nach hatten Buschfeuer seit Jahren nicht in dieser Gegend aufgeräumt, denn der Boden war ganz mit abgestorbenen Stämmen und Ästen bedeckt. Gegen Mittag erreichte die Hitze eine schier unerträgliche Höhe, und es zogen sich dichtgeballte blauschwarze Wolkenmassen am Himmel zusammen, aber erst nach Sonnenuntergang fielen die ersten Regentropfen. Bis gegen Morgen wetterleuchtete es fast unausgesetzt an verschiedenen Stellen des Horizontes, und in großen Pausen gingen einige Regenschauer nieder. Leider bildeten sich keine Pfützen, aus denen mein Pferd, das seit zwei Tagen nicht getrunken hatte, seinen Durst hätte stillen können. Mit Hilfe eines 1 □ m großen wasserdichten Tuches vermochte ich nur 1 l Wasser zu sammeln. Die Nacht verbrachte ich schlaflos neben dem Lagerfeuer, da sowohl die Kleider, als auch die Decken völlig durchnäßt waren. Am nächsten Morgen hellte sich der Himmel auf. Nachdem ich meine durchnäßten Sachen notdürftig am Feuer getrocknet hatte, traf ich in aller Eile die nötigen Vorbereitungen für einen Weitermarsch ohne das Pferd. Dieses hatte in der Nacht nur wenig gefressen und schien sehr erschöpft zu sein. Es hätte mich also nicht nur am raschen Vorwärtsdringen gehindert, sondern würde auch aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Abend dem Zusammenbrechen nahe gewesen sein, so daß ihm die Möglichkeit genommen wäre, nach der Station zurückzukehren. Da ich ziemlich schwer mit Gepäck beladen war, vermochte ich an diesem Tage nur gegen 15—16 km zurückzulegen.

Etwa eine halbe Stunde nach dem Aufbruche lichtete sich allmählich der dichte Scrub, und am Nachmittage wechselten in rascher Aufeinanderfolge fast buschlose, mit *Triodia* bewachsene Strecken mit schwer passierbaren Scrubgebieten.

Auch an diesem Tage war die Luft sehr drückend, und am Nachmittage zeigten sich dunkle, drohende Wolkenmassen im Osten und Norden, aus denen hin und wieder ein greller Blitzstrahl hervorzuckte. Der Ausbruch eines von Regen begleiteten Gewitters wurde jedoch durch einen kühlen Südostwind verhindert, der gegen Abend aufsprang.

Am folgenden Morgen, dem 4. Mai, peilte ich, nachdem ich ungefähr 5 km zurückgelegt hatte, von dem Wipfel eines hohen Gummibaumes aus N. 70° W. einen roher Schätzung nach 400 m hohen und 30 bis 35 km entfernten felsigen Hügel, der seine größte Ausdehnung in der Nord-Südrichtung zu haben schien. Dem südlichen Ende ist eine niedrige kegelförmige Erhebung vorgelagert, das nördliche Ende dagegen bildet zunächst einen steilen Absturz und fällt dann ganz sanft ab. Dieser felsige Hügel liegt ungefähr unter dem 133. Längen- und 21. Breitengrade. Meiner Überzeugung nach ist er bisher völlig unbekannt gewesen. Von meinem erhöhten Standpunkte aus war er die einzige wahrnehmbare Bödenenerhebung: ringsum dehnte sich eine endlos scheinende, mit dichtem Scrub bedeckte Ebene aus.

Während ich von der Mitte des ersten Reisetages an immer die Richtung N. 35° W. innegehalten hatte, schlug ich jetzt die Richtung N. 70° W. ein. Nach anderthalb Stunden gelangte ich zu einem größeren Creek. Sein Lauf ist, wie der aller Creeks, ziemlich unregelmäßig und häufig in Arme zerspalten, die kleine, mit mächtigen Gummibäumen bestandene Inseln einschließen. Dort, wo er ungeteilt ist, beträgt seine Breite 45 bis 50 Schritt. Aus den zusammengeschwemmten Busch-, Gras- und Blättermassen, die stets an der Südseite von Bäumen im Bette oder an den Ufern saßen, schließe ich, daß das Wasser in ihm von Süden nach Norden fließt. Das Mittel aus einigen Messungen seiner Richtung ist N. 15° O. Ich folgte diesem Creek ein paar Kilometer abwärts. An den Ufern bemerkte ich zahlreiche Hütten, doch sah ich keinen Eingeborenen, wohl aber frische Fußspuren von Menschen. An verschiedenen Stellen des Bettes versuchte ich vergeblich, durch Graben im Sande Wasser zu bekommen. Hätte mir eine Schaufel zur Verfügung gestanden, so würde ich sicher in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuß auf Wasser gestoßen sein, da der Sand schon einen Fuß von der Oberfläche entfernt feucht war. Auch durch Vertiefung halbverschütteter Löcher, die früher Eingeborenen Wasser geliefert hatten, gelangte ich nicht zum Ziele. Ich mußte also von meinem Vorhaben, bis zu dem erwähnten Felsenhügel vorzudringen, abstehen. Daß sich übrigens in nicht großer Entfernung Wasser befände, zeigten zahlreiche Flüge von Sittichen und Schopftauben an.

Die Aussage von Eingeborenen, daß nordwestwärts von der Station an Barrow's Creek ein bedeutender Creek vorhanden sei, hat also hiermit ihre Bestätigung erhalten. Ich glaube, daß dieser Creek der Hanson ist, dessen Lauf man nur bis in die Gegend von John's Range (21° 45' s. Br.) verfolgt hat. Etwa in der Mitte zwischen dem Central Mount Stuart und der Forster Range wendet er sich nach Norden und einige Kilometer weiter tritt er durch eine muldenförmige Niederung mit dem Sterling Creek in Verbindung. Wie ich später von einem Waramunga gehört habe, vereinige sich der nordwestlich von der Telegraphenstation befindliche Creek mit dem von Osten kommenden Bonney Creek (20° 30' s. Br.) und verschwinde auf sandigem Gelände unweit des Lake Woods (18° s. Br.).

Am Vormittage trat ich den Rückweg an, und in gerader Richtung nach Osten marschierend, erreichte ich in drei Tagen das östliche Ende der Osborne Range. Auf dem Überlandwege kehrte ich darauf nach der Telegraphenstation an Barrow's Creek zurück.

Unterwegs waren mir die Lebensmittel ausgegangen, und meine Augen hatten sich stark entzündet. Als ich zum Taylor Creek kam, bemerkte ich, daß der Sand in ihm von dem letzten Regen noch feucht war. Ich grub sofort mit meinen Händen ein Loch an einer tiefen Stelle des Bettes und stieß schon nach einigen Minuten auf frisches, klares Wasser. Da Gaumen und Zunge infolge andauernden Durstes geschwollen waren, so schmeckte mir dasselbe wie schlechtes Lehmwasser; auch hatte ich keineswegs das Gefühl der Erfrischung, nachdem ich einige Becher voll getrunken hatte, sondern es stellten sich vorübergehend Brechreiz, Magenschmerzen und eine große Apathie ein.

Von der Telegraphenstation an Barrow's Creek begab ich mich nach der gegen 20 km südlich von ihr gelegenen Sterling Station, einer Viehstation, die damals zweien Irländern gehörte. Ich wurde hier recht freundlich aufgenommen, und man ging bereitwilligst darauf ein, mich gegen eine wöchentliche Vergütung von 15 Mk. einige Monate zu beherbergen. Dem einen der Besitzer, einem Herrn O'Connor, bin ich zu großem Dank verpflichtet, da er sich die erdenklichste Mühe gab, mich alles zu lehren, was seiner Ansicht nach ein reisender Buschmann wissen muß. Er gehört zu den rauhesten, unerschrockensten Männern, die ich kennen gelernt habe. Für die Eingeborenen hegte er, wie die allermeisten Buschleute, keine freundschaftlichen Gefühle, da er während seines langen

Aufenthaltes im Busch durchaus nicht immer in der Lage gewesen war, die boys und die Lubras, mit denen er zu tun gehabt hatte, durch kleine Geschenke zu erfreuen, so daß sie es oft nicht für die Mühe wert gehalten hatten, ihr wahres Denken und Fühlen ihm gegenüber zu verbergen. Überdies hatten schon zwei Speere in seinem Körper gesteckt. Unter seinen Genossen galt er für einen sehr tüchtigen, aber sorglosen und zur Verschwendung geneigten Menschen. Mit ihm machte ich eine größere Zahl von Ausflügen zu Pferde, die uns nicht selten weitab von der Station — bis zu 250 km — in Gebiete führten, welche nur ein paar Buschleuten bekannt waren. Der Zweck der Ausflüge war meistens das Einfangen von verwildertem Vieh. In wasserarmen und weglosen Landstrichen ließen uns diese Ritte manches kleine Abenteuer erleben. Einst, auf der Rückkehr von zwei verlassenem Viehstationen am Frew River und Elkidra Creek, ging uns das Trinkwasser aus, und wir sahen uns gezwungen, die Reise vierundzwanzig Stunden lang ohne größere Unterbrechung fortzusetzen. Während mein Gefährter mit Hilfe eines Eingeborenen eine kleine Herde von erbeuteten Rindern trieb, fuhr ich einen mit vier Pferden bespannten plumpen Karren. Als wir die erste Wasserstelle erreichten, waren meine Handflächen voller Blasen, einen so ausgedehnten Gebrauch hatte ich auf dem sehr sandigen Gelände von der Peitsche machen müssen.

Auch das Leben auf der Station selbst war recht interessant für mich, da sich zu der Zeit eine größere Anzahl von völlig im Naturzustande lebenden Eingeborenen in ihrer Nachbarschaft aufhielt. Die Hauptanziehungskraft für diese Leute bildete eine große Ziegenherde.

Ein bequemer Wohnraum fand sich auf der ganzen Station nicht vor. Der Buschmann und ich schliefen in einer fensterlosen, halb verfallenen Baracke, die gleichzeitig als Rumpelkammer diente. Alles in ihr war mit einer dicken Staubschicht bedeckt, die sich im Laufe vieler Jahre gebildet hatte. Fast jede Nacht statteten uns halb wilde Katzen einen Besuch ab. Es fanden sich aber auch Ruhestörer ein, die weniger harmlos waren. Einmal fiel dicht neben meinem Kopfe eine armlange giftige Schlange vom Dache herab.

Die Kost war ein wenig einseitig. Unser Hauptgericht bildeten morgens, mittags und abends saftige steaks. Da wir nur im Besitze einer ganz geringen Menge Mehl waren, so konnten wir uns bei jeder Mahlzeit nur ein handteller-großes Stückchen Dampfer gönnen. Über Gemüse verfügten wir nicht. Tee, unser beider Sorgenbrecher, stand uns dagegen reichlich zur Verfügung. War mein Wirt einmal bei recht guter Laune, so pflegte er zu sagen: „Heute wollen wir uns ein leckeres Mahl bereiten.“ Zu unserem Rinds- oder Ziegenbraten bucken wir uns dann fritters, dough-boys oder Johnny-cakes.¹⁾ Mancher meiner Leser hätte diese „luxuries“ sicher nicht ohne Ekel genießen können, denn das Mehl enthielt eine so große Menge Käferchen, daß die aus ihm hergestellten Gerichte bräunlich gefärbt waren.

Wenn die Hitze nachgelassen hatte, und die Schatten der Dämmerung heraufgezogen waren, suchten wir zwei einsame Gesellen einen freien Platz am Creek auf, wo ein am Boden liegender Baumriese bequeme Sitze bot. Hier pflegte mein Gefährter, der selbst unter den Buschleuten durch seine Wortkargheit und sein düsteres Wesen auffiel, recht gesprächig zu werden und mir manches aus seinem sturmbewegten Leben mitzuteilen. Lenkte ich das Gespräch auf die Eingeborenen, so erzählte er mir rückhaltlos seine Erlebnisse mit denselben. Das Gehörte hat mich oft auf die Spur von Sitten und Gebräuchen gebracht, die mir bis dahin völlig unbekannt gewesen waren.

In der ersten Woche des Oktobers verließ ich die Sterling Station, um

¹⁾ Pfannkuchen, gewöhnliche Mehlklöße und auf glühenden Kohlen gebackene dünne fadenförmige Dampfer.

mich zunächst nach der Viehstation Alice Well zu begeben, wo ich einen großen Teil meines Gepäckes zurückgelassen hatte, und dann einen Abstecher nach der 150 km westlich von Stuart Town gelegenen Missionsstation Hermannsburg zu machen. Von Mr. O'Connor, meinem Wirte, hatte ich zwei recht gute Pferde für einen verhältnismäßig niedrigen Preis erhalten. Mit dem einen derselben, einem gedrungen gebauten Wallach, habe ich eine Wegstrecke zurückgelegt, die etwa gleich der zwischen Hamburg und Tobolks in Sibirien ist.

Mitte Oktober langte ich in Stuart Town an. Zu meinem großen Leidwesen hörte ich hier, daß die Viehstation Alice Well schon seit Monaten verlassen wäre, und man über den Aufenthalt ihres früheren Besitzers nichts wußte. Nachdem ich Mr. Gillen, dem bekannten Ethnographen, auf seiner Telegraphenstation Alice Springs einen Besuch abgestattet hatte, setzte ich meine Reise fort. Den Ritt nach der genannten Viehstation gab ich natürlich auf. Am Mittage des dritten Reisetages langte ich auf Hermannsburg an.

Über diese Missionsstation wird der Leser ausführliche Angaben in dem letzten Kapitel finden. Während meines mehrmonatigen Aufenthaltes auf ihr hatte ich eine vortreffliche Gelegenheit, die West-Arünta und ihre Nachbarn, die Lurritji, in ihrem Leben und Treiben zu beobachten. Um aber nicht allein die Urbewölkerung, sondern auch ihr Land gründlich kennen zu lernen, machte ich von der Station aus nach allen Richtungen weite, Tage in Anspruch nehmende Ausflüge. So z. B. durchstreifte ich einen großen Teil der Mac Donnell Ranges zwischen dem 132. und 133. Längengrade, stattete der Polizeistation Illamurta und der Viehstation Tempe Downs¹⁾ einen Besuch ab, ritt in dem windungsreichen Bett des Finke River bis zu der Henbury Station (24° 40' südl. Br.) und suchte den Palm Creek mit seinen vielen im Kranze von Rohrkolben und Schilfrohr liegenden Wasserbecken und seinen hohen, schlanken Palmen²⁾ auf.

An einem der letzten Tage im Februar trat ich den Rückweg nach Stuart Town an. Nachdem ich mich gegen eine Woche auf der gastlichen Telegraphenstation Alice Springs aufgehalten hatte, setzte ich meine Reise auf dem nach Norden führenden Teil des Überlandweges fort, und kam am ersten Frühlingstage nach einer Abwesenheit von mehr als fünf Monaten zu der Sterling Station zurück. Vierundzwanzig Stunden darauf war ich aber schon auf der Telegraphenstation an Barrow's Creek. Ich blieb hier drei Tage und begab mich alsdann in Begleitung eines Polizisten und mehrerer boys auf den Weg nach Tennant's Creek Telegraph Station. Die erste Nacht verbrachten wir an einer Elbow genannten *soakage* in Taylor's Creek. Von dieser Wasserstelle aus suchten wir am nächsten Morgen unter Führung eines boy eine 35 km westwärts in der Crawford Range gelegene Schlucht auf, die den dortigen Eingeborenen unter dem Namen Adnirra bekannt ist. In ihr befinden sich neben kleinen Wasserlöchern eine große Zahl von Malereien auf glatten Felsflächen. Die von mir angefertigten Kopien der größten und am besten erhaltenen Figuren haben Spencer und Gillen in ihrem Buche über die Arünta und deren Nachbarn veröffentlicht.

Auf Tennant's Creek Telegraph Station hielt ich mich zwei Wochen auf. Da sich dort zu der Zeit die Moskitos stark vermehrt hatten, so wurde jedem Weißen abends ein eiserner Eimer mit glimmendem Rinderkot an das Lager gestellt, damit er das Gesicht durch den Qualm vor den Stichen dieser blutdürstigen Plagegeister nach Möglichkeit schützen könnte. Daß mein Kopf am Morgen gewöhnlich ein wenig schwer war, wird der Leser begreiflich finden. Von dieser Station aus unternahm ich auf Wunsch des stationmasters einen zweitägigen Ausflug nach dem Bishop Creek, in dessen Sand man kurz vorher Gold in ganz geringer Menge gefunden hatte.

¹⁾ Diese Station liegt im Lande der Lurritji, und die Wegestrecke zwischen ihr und Hermannsburg ist etwa gleich der zwischen Hamburg und Hannover.

²⁾ Palmen kommen in Zentralaustralien nur an und in diesem Creek vor.

Auf meiner Reise nach Powell's Creek Station, der nächsten der nördlich gelegenen Telegraphenstationen, rastete ich einen Tag lang am Attack Creek und folgte dann diesem Steppenfluß gegen 300 km nach Nord-Osten. Im Bett des Morphett Creek kehrte ich sodann nach dem Überlandwege zurück. In dem südlichen Teile der Ashburton Range stieß ich auf ein großes Lager von Waramunga. Da die Leute sich sehr entgegenkommend benahmen, so verbrachte ich ein paar Tage in ihrer Gesellschaft, um meine Kenntnisse über die Sitten und Gewohnheiten des Stammes zu vervollständigen und kleinere Gebrauchsgegenstände einzuhandeln.

Die Telegraphenstation an Powell's Creek erreichte ich an einem der ersten Maitage. Der stationmaster hatte eine Landsmännin zur Frau. Dieselbe war die einzige Weiße in der ganzen nördlichen Binnenlandshälfte. Das Leben und Treiben auf dieser Station wich wesentlich von dem auf den anderen Binnenlandsstationen ab, die ich besucht hatte. Beim dinner bedienten uns eingeborene Jungen, die man in billige Matrosenanzüge gesteckt hatte. Da man auf „feine Sitte und Anstand“ einen ungebührlich großen Wert zu legen schien, die Frau stationmaster, eine frühere Adelaider Krankenwärterin, mich durch ihre Gespräche über Krankenpflege langweilte, und — der Tee gar zu schwach war, so setzte ich schon am ersten Morgen nach der Ankunft die Reise fort.

Vierzehn Tage darauf langte ich in Gesellschaft zweier Pferdediebe auf der Daly Waters Telegraph Station an. Diese beiden Leute hatte ich auf der Viehstation New Castle Waters getroffen, die an dem gleichnamigen Creek gelegen ist. Auch ihr Reiseziel war Palmerston, wo sie eine größere Anzahl Pferde, die von Weidegebieten in der Gegend der Mac Donnell Ranges stammten, verkaufen wollten, da sie Land und Leute gut kannten, so hatte ich ihrer Anforderung, einige Zeit mit ihnen zu reisen, gern Folge geleistet.

Zwischen dieser Telegraphenstation und der Ashburton Range vollzieht sich der Übergang von dem Florenggebiet des Innern zu dem des Nordens. Auch in der Fauna treten in dieser Gegend augenfällige Veränderungen auf.

Am dreizehnten Tage nach dem Aufbruche von der Daly Waters Station erreichten wir, nachdem wir gegen 320 km zurückgelegt hatten, den Catherine River. Auf diesem Ritte statteten wir der Viehstation am Elsey Creek und dem verlassenen Goldfelde an Mort's Creek einen Besuch ab.

Als wir zu der Buschschenke kamen, die am Kreuzungspunkte des Catherine River und des Überlandweges gelegen ist, veranstalteten meine beiden weißen Gefährten sofort ein tolles Saufgelage, an dem auch der Wirt teilnahm. Um nicht Händel mit den Trinkern zu bekommen, setzte ich meine Reise nach kurzer Rast fort.

Auf einem zweitätigen Ritt durch eine recht hügelige Gegend erreichte ich sodann das Bergwerkstädtchen Pine Creek an dem gleichnamigen Steppenflusse. Es besteht aus fünfundzwanzig bis dreißig Blechhütten. Gegen 2 km südlich von ihm befindet sich China Town, ein anderes Städtchen, das, wie der Name schon sagt, von Chinesen bewohnt wird. In Quarzgängen eines niedrigen Höhenzuges, der die beiden Orte voneinander trennt, und in Gesteinsschutt kommt Gold vor, aber in so geringer Menge, daß seine Gewinnung sich nur für den genügsamen Chinesen lohnt. Mit Palmerston ist Pine Creek durch einen Schienenweg verbunden.

In Pine Creek hielt ich mich bis Mitte Juli auf, um meinen Pferden die nötige Erholung zu verschaffen und möglichst viel Zeit auf meine Studien verwenden zu können. An Eingeborenen war kein Mangel: unweit beider Ortschaften befanden sich mehrere größere Lager von ihnen. Während dieser Rast, sie dauerte sechs Wochen, habe ich es aber nicht unterlassen, Ausflüge nach allen Richtungen zu machen und zahlreiche Bekanntschaften unter den Europäern und Asiaten anzuknüpfen.

Drei Tage nach meiner Abreise von Pine Creek befand ich mich auf den Gold- und Zinnfeldern von The Howley. Auf meinem Ritte hierher war ich durch größere und kleinere Niederlassungen von englischen und chinesischen Bergleuten gekommen.

Das an der südlichen Hälfte des Schienenweges gelegene Gebiet zeichnet sich durch seinen Metallreichtum aus. Es finden sich Kupfer-, Zinn- und Silbererze, sowie Gold in größerer Menge vor. Es wird aber nur die Gewinnung des Goldes in bedeutendem Maßstabe betrieben.

Den Überlandweg verließ ich nun und setzte meine Reise auf dem nach der jesuitischen Missionsstation St. Catharina führenden Wege fort. Diese Station lag am Unterlaufe des Daly River. Jetzt ist sie schon seit Jahr und Tag verlassen. Als ich gegen 130 km zurückgelegt hatte, gelangte ich am Abend des fünften Reisetages zum Daly River. Ich traf hier eine größere Anzahl Missionszöglinge, die mir die angenehme Mitteilung machten, daß mein Reiseziel nur eine englische Meile entfernt wäre.

Die Missionare und ihre weißen Gehülfen, Österreicher und Irländer, erleichterten mir meine Arbeiten wesentlich dadurch, daß sie die Zöglinge aufforderten, mir nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft auf alle Fragen zu geben, die Bezug auf die Eingeborenen hätten. Auch in anderer Weise unterstützten sie mich. Mit einem der Pater machte ich eine Bootfahrt flußabwärts zu den Pongo-Pongo und eine mehrere Tage in Anspruch nehmende Reise zu Pferde nach dem gegen 65 km entfernten Mount Tolmer.

Von Reynold's River (13° östl. L.) aus trat ich den Rückweg nach The Howley an.

Mitte August erreichte ich die Stätte, wo sich einst Southport befand. Dieses Städtchen lag am Blackmore River und verdankte seine Entstehung dem oben genannten Bergbau. Nach der Erbauung der Bahn zwischen Palmerston und Pine Creek wurde es verlassen. Von den Häusern standen noch einige halbverkohlte Pfosten aufrecht. Der Boden war mit Wellblechplatten, Flaschenscherben, rostigen Konservendbüchsen usw. bedeckt, und aus dem Fluß ragten dicke Pfähle, die die Reste einer großen Landungsbrücke zu sein schienen.

In Palmerston, dem Ziele meiner Reise, kam ich in der letzten Woche des Augusts an. Der Ritt durch das Waldgebiet am Port Darwin nahm verhältnismäßig viel Zeit in Anspruch, da stellenweise das Gras sehr hoch war und etwa ein Drittel aller Bäume entwurzelt am Boden lag.

Palmerston, die Hauptstadt des Northern Territory, liegt auf einem hohen Landvorsprunge am Port Darwin und hat etwa 600—700 Einwohner. Fast alle Wohnhäuser sind klein und sehr leicht aus Holz und großen Wellblechplatten erbaut. Die Einwohnerschaft ist sehr gemischt: auf den Straßen sieht man außer Weißen und Eingeborenen Chinesen, Japaner, Indier und Malayen. Etwa acht Monate vor meiner Ankunft war ein gewaltiger Wirbelsturm über die ganze Gegend hinweggezogen und hatte im Städtchen viele Häuser abgedeckt oder umgeworfen.

Da sich in der Umgebung von Palmerston sehr viele Eingeborene aufhielten, und an manchen niedrig gelegenen Stellen Weideplätze mit grünem Grase vorhanden waren, so beschloß ich, hier gegen ein halbes Jahr, bis zum Ende der Regenzeit, zu bleiben. Zu meinem Aufenthalte wählte ich aber nicht die township, weil ich meine Pferde nicht der Obhut von boys anvertrauen wollte, weil ich glaubte in der Nachbarschaft größerer Lagerplätze von Eingeborenen unter den gegebenen Umständen meinen Studien am besten obliegen zu können, und weil ich so wenig wie möglich mit den weißen Pfahlbürgern in Berührung zu kommen wünschte.

Zuerst hielt ich mich einige Tage an der Küste, in der Nähe eines Mangroven-dickichtes, auf. Dann verlegte ich mein Lager nach einer niedrig gelegenen

Waldblöße mit drei teichartigen Wasserbecken. Dieser Platz, Knuckey's Lagoon genannt, befindet sich gegen 18 km östlich von Palmerston.

Knuckey's Lagoon stand damals in argem Verruf, da sich in seiner Nachbarschaft eine Anzahl Chinesen niedergelassen hatte, die zu dem Abschaum ihres Volkes gerechnet wurden, und Palmerstoner Weiße ihn häufig aufsuchten, um sich ungestört mit eingeborenen Weibern den größten Ausschweifungen hinzugeben. Einen für meine Zwecke geeigneteren Lagerplatz hätte ich aber nicht in der ganzen Gegend finden können. Wildes Geflügel, wie Enten und Gänse, gab es hier in erstaunlich großer Menge, und während ringsum im Walde kurz vorher Grasbrände gewütet hatten, prangte die Umgebung der Wasserbecken im frischesten Grün. Von der größten Bedeutung für mich war aber der Umstand, daß der Platz oft größeren Trupps Eingeborener als Lagerplatz diente. Es führte nämlich ein Pfad über ihn, der von den meisten Eingeborenen aus den ostwärts gelegenen Gebieten auf ihren Marschen von und nach Palmerston benutzt wurde.

Bis gegen Ende September war das Wetter ausgezeichnet. Die eigentliche Regenzeit begann im Oktober und endete im März.

Anfangs wohnte ich in einem Zelt, über dem ich eine Buschhütte errichtet hatte. Als sich aber die von Platzregen begleiteten Gewitter einstellten, mietete ich mir eine der am nahen Bahndamme gelegenen Blechhütten, die für einen weißen Bahnwärter und seine chinesischen Arbeiter errichtet waren. Leider wurden die Besuche von Eingeborenen immer seltener und hörten um die Jahreswende fast ganz auf. Allgemach war nämlich das Land weit und breit infolge der tagtäglich niedergehenden Regenschauer fast in einen Sumpf verwandelt worden, so daß man weder zu Fuß, noch zu Pferde reisen konnte.

Solange das Wetter heiter war, verging kein Tag, an dem nicht Nimrode der weißen, der gelben oder der schwarzen Rasse auf das Federwild Jagd machten. Den Engländern pflegte das Jagdglück am seltensten hold zu sein. Oft verschenkten sie ihre Beute oder ließen dieselbe einfach auf dem Wasser treiben. Die Chinesen jagten am eifrigsten. Gewöhnlich waren sie nur mit einer Hose bekleidet. Hatten sie einen Vogel flügelahm geschossen, und suchte sich dieser durch Schwimmen, Tauchen oder die Flucht in das Schilf zu retten, so töteten sie ihn aus Sparsamkeit nicht durch einen zweiten Schuß, sondern gaben sich, oft bis zu den Schultern im Wasser watend, die erdenklichste Mühe, ihn zu erhaschen oder mit einer Stange zu erschlagen. Die Söhne des Reiches der Mitte, welche auf dem Platze wohnten, betrieben das Weidwerk gewerbsmäßig. In der Mitte des einen Wasserbeckens hatten sie eine kleine Entenhütte errichtet, und jede Nacht, wenn der Mond am Himmel stand, hörte ich sie schießen. Es ist ein wahres Wunder, daß meine Pferde, die stets auf der Waldblöße grasten, nicht angeschossen worden sind. Selbst ich war meines Lebens nicht ganz sicher vor diesen Schlitzäugigen: eines Nachts fuhren ein paar Schrotkörner durch das Gezweig und die Leinwand meiner Behausung. Die Eingeborenen bedienten sich auf der Jagd entweder ihrer selbstangefertigten Waffen, oder alter, rostiger Perkussionsflinten. Es fiel ihnen aber nicht viel häufiger ein Vogel zur Beute, als den Engländern, obwohl sie sich mit großer Geschicklichkeit sehr nahe an das Wild zu schleichen wußten. Die meisten Mißerfolge wurden dadurch bedingt, daß der Jäger den Speer oder die Wurfkeule nicht mit der erforderlichen Sicherheit zu schleudern verstand, oder die Flinte zu schwach geladen hatte.

Alle Lebensmittel bezog ich zuerst aus Palmerston, als aber der Schlachter anfang, mich zu betrügen, und ich nur noch wenige Eingeborene zu füttern hatte, kaufte ich mir eine junge Ziege von dem Bahnwärter, wenn das Fleisch ausgegangen war. Schlachten mußte ich sie natürlich selbst.

Während der ersten Woche des Februars war der Himmel heiter, und die

Regenzeit schien zu Ende zu sein. Da ich infolge der schlechten Beschaffenheit aller Wege zu einer gewissen Untätigkeit verurteilt war, so verleiteten mich diese schönen Tage dazu, meine zweite Reise quer durch den Kontinent anzutreten. Ich war mir aber sehr wohl bewußt, daß ich auf dem Wege nach Pine Creek die größten Mühseligkeiten zu erdulden haben werde; denn das Land glich auf weite Strecken einem Sumpfe, die Flüsse führten Hochwasser, und das Gehen verursachte mir heftige Schmerzen — ein Hufschlag des Reitpferdes hatte das rechte Schienbein ziemlich schwer verletzt.

Am Abend des zweiten Reisetages versuchte ich vergeblich über einen stark angeschwollenen Creek zu setzen. Stundenlang schwamm und watete ich mit meinem Reitpferde im Wasser, aber nirgends fand ich eine Stelle, wo das Bett in der Nähe des Ufers, auf das ich gelangen wollte, so fest war, daß es meine Pferde zu tragen vermochte. Schließlich mußte ich ganz erschöpft von meinem Vorhaben abstehen. Glücklicherweise stieß ich beim Suchen eines hochgelegenen Platzes für mein Nachtlager auf eine Schar Eingeborener, von der mir einer gegen ein kleines Geschenk eine 2 km creekabwärts gelegene Furt zeigte.

Eine Woche nach dem Aufbruch von Knuckey's Lagoon erreichte ich Rum Jungle. Da das Reitpferd stark hinkte — es hatte sich einige Tage vorher einen Splitter in den Huf getreten — und das Regenwetter von neuem eingesetzt hatte, so beschloß ich, hier so lange zu bleiben, bis die Aussichten zum Reisen für mich günstiger geworden waren.

Die Mühseligkeiten waren auf der letzten Hälfte des Weges nicht geringer geworden. Jeden Tag hatte ich über Hochwasser führende Flüschen oder Creeks setzen müssen, und gar oft waren die Pferde bis zum Bauche in den aufgeweichten Boden gesunken gewesen. Auf dieser kurzen Reise zwischen Knuckey's Lagoon und Rum Jungle habe ich mehr Ungemach erduldet, als auf den meisten Ritten durch die weiten wüstenartigen Landstriche des Innern! Die Kleider waren Nacht und Tag nicht trocken geworden, das Fleisch hatte von Maden gewimmelt, das Anzünden eines Feuers war mir nur ganz ausnahmsweise gelungen, und die Moskitos hatten mich bis aufs Blut gepeinigt. Am unbehaglichsten hatte ich mich gefühlt, wenn ich gezwungen war, mit dem Kompass in der Hand durch ein Grasdickicht zu reiten, das eine Höhe von 2 m besaß.

Die erste Nacht in Rum Jungle verbrachte ich auf einer bunk unter der „Veranda“ einer zugenagelten Blechhütte. Obwohl zwei Monate vorher auf dieser rohgezimmerten Bettstelle und Sitzbank ein Weißer erschossen worden war, und das Holz noch Blutflecke aufwies, so schlief ich ganz vortrefflich; lag ich doch in trockenen Kleidern unter einem Dache, das mich völlig vor Regen schützte.

Etwa $\frac{1}{2}$ km von dieser Hütte entfernt, befanden sich mehrere andere Blechhütten. Zwei derselben waren von einem weißen Bahnwärter und einem chinesischen Arbeiter bewohnt. Mit diesen Leuten und zahlreichen Eingeborenen, die sich in der Nachbarschaft aufhielten, wußte ich mich alsbald auf guten Fuß zu setzen. Das einträchtige Beieinanderwohnen war aber nicht von langer Dauer. Vier Wochen nach meiner Ankunft langte ein völlig heruntergekommener Weißer an, der vorgab, in der Gegend von Mount Tolmer mit einem anderen Weißen Zinnstein (Cassiterit) bergmännisch gewonnen zu haben. Trotzdem ich ihm einige Geschenke gemacht hatte, suchte er sogleich den Bahnwärter und die Eingeborenen gegen mich aufzuhetzen. Sein Vorhaben gelang ihm aber nicht vollständig, denn viele der eingeborenen Männer durchschauten ihn und wollten von seinen Verleumdungen nichts wissen. Da ich von meinem Wohnraum aus — ich hatte eine der leerstehenden Blechhütten gemietet — abends oft die Gespräche der beiden Weißen, sowie der boys und Lubra des nächsten Lagerplatzes verstehen konnte, so erfuhr ich alsbald, wen ich als Freund und wen ich als Feind zu betrachten habe. Ein alter Awarai, dem ich manche gute Mitteilung über die Sitten und Gewohnheiten seines Stammes verdanke, trat mit

solcher Entschiedenheit für mich ein, daß er sich die Todfeindschaft eines auf Urlaub befindlichen policeboy, eines Günstlings der Maitresse des Bahnwärters, zuzog. Nach und nach spitzte sich das schlechte Einvernehmen zwischen mir und den Weißen zu offener Feindseligkeit zu, und ich sah mich gezwungen, Tag und Nacht eine Schußwaffe zur Hand zu haben. Hätte der Landstreicher nicht schließlich das Feld geräumt, so würde wohl einer von uns Weißen ein gewalt-sames Ende gefunden haben.

Am ersten April setzte ich meine Reise nach dem Süden fort. Das Wetter war allerdings noch immer schlecht: eine Woche vorher hatte es sogar drei Tage und Nächte ununterbrochen in Strömen geregnet; mein Reitpferd schien aber geheilt zu sein. Am zehnten April erreichte ich unter großen Mühseligkeiten Brock's Creek, die zweitgrößte Ortschaft des Northern Territory. Besonders unangenehm war mir der Ritt in dem hohen Grase gewesen, da der mit einer langen Granne und einer kurzen nadelscharfen Spitze versehene Same im März und April zur Reife gelangt und sich dann sehr leicht in den Kleidern festsetzt und sie selbst durchsticht, wenn sie nicht dick sind. Leider hinkte mein Reitpferd wieder stark; auch war ihm eine lange Grasgranne in ein Auge geraten und hatte die Hornhaut fast durchbohrt. Da der Huf jetzt auch stark geschwollen war, und es voraussichtlich zu einer langwierigen Eiterung kommen würde, so kaufte ich mir ein anderes Reitpferd. Dasselbe war zwar stark gebaut, sah aber, wie fast alle Pferde dieses Landes, nicht frisch und gesund aus. Im ganzen Gebiete der starken sommerlichen Regenfälle richten nämlich blutsaugende Milben (ticks), Eingeweidewürmer, Hautkrebse, Entzündungen des Rippenfelles (puffs) usw. viel Unheil in dem Pferdebestande an.

Um so bald wie möglich aus diesem halb versumpften Gebiete zu kommen, hielt ich mich auf den Goldfeldern, über die mich mein Weg führte, nicht länger auf, als nötig war. In trocknere Gegenden gelangte ich aber erst, nachdem ich den Roper River überschritten hatte.

Als die Regenzeit zu Ende war, verschwanden rasch die Tümpel und Pfützen, und da der Rand von vielen der größeren Wasserbecken morastig war, so kostete es mir nicht selten große Mühe, meine Pferde zu tränken.

In der letzten Aprilwoche erreichte ich den Catherine River, der jetzt einen reißenden Strom bildete. Da weder eine Brücke, noch ein Prahm vorhanden war, so machte es mir große Mühe, die Pferde und das Gepäck auf das andere Ufer zu schaffen. Die Pferde mußten hinüberschwimmen, und ich folgte ihnen mit meinen Habseligkeiten in einer Nußschale von Boot. Hierbei entgingen ich und mein Reitpferd nur mit knapper Not der Gefahr, von der Strömung hinweggerissen zu werden.

In der Ortschaft Pine Creek lernte ich einen recht unternehmungslustigen, umgänglichen Buschmann kennen, mit dem ich mich verabredete, gemeinschaftlich durch das Gebiet des Daly River und des Victoria River zu den Kimberley-Goldfeldern zu reiten. Zu meinem Bedauern wurde aber nichts aus diesem Plane. Als wir nämlich am Catherine River anlangten, trafen wir einen wild aussehenden, in Lumpen steckenden Gesellen, der behauptete, auf dem Wege von den Goldfeldern hätten Eingeborene seine Pferde gespeert, und er selbst wäre ihnen nur mit knapper Not entronnen. Meinem Gefährten verging jetzt auf einmal der Mut. Kleinlaut erklärte er mir, er wolle sich auf einer der umliegenden Viehstationen nach Arbeit umsehen, da die Reise nach Kimberley mit zu großen Gefahren verknüpft sei.

Drei Monate nach meinem Aufbruche von Rum Jungle kam ich wohlbehalten in den Mac Donnell Ranges an.

Während mir im Norden des Roper River eine Wassernot, ein zu großer Reichtum an Wasser, viel zu schaffen gemacht hatte, verursachte mir im Süden der Ashburton Range eine Wassernot, ein zu großer Mangel an Wasser, viel

Mühe und Arbeit. Zwischen dem 18. und 22. Breitengrade war die Zahl der Wasserstellen so verringert, daß größere Reisen mit Lebensgefahr verknüpft waren. In dieser Gegend habe ich oft halbe Nächte in den Creeks nach Wasserlöchern und auf den Sandebenen nach ein wenig Gras für die Pferde gesucht. Auf einem Ausfluge in westlicher Richtung von der Telegraphenlinie wäre ich beinahe in eine arge Bedrängnis geraten. Während ich mich nämlich eines Tages gegen 40 km von der nächsten Wasserstelle befand, wurde mir plötzlich so übel zu Mute, daß ich aus dem Sattel steigen mußte und gleich darauf besinnungslos zu Boden sank. Wie lange ich mich in diesem Zustande befunden habe, vermag ich nicht zu sagen. Als die Besinnung zurückkehrte, standen die Pferde neben mir in dem Schatten eines Baumes. Wären sie weit weggegangen, so hätte ich sie wohl nie wiedergesehen. Mein Unwohlsein schrieb ich dem Genusse verdorbenen Fleisches zu.

In dem Städtchen Stuart Town hielt ich mich einige Tage auf, um die nötigen Einkäufe zu machen und seine hell- und dunkelhäutigen Bewohner in ihrem Leben und Treiben ein wenig zu beobachten. Kurz vorher waren viele Buschleute aus dem Süden und von den ostwärts gelegenen Goldfeldern eingetroffen. Da mehrere von ihnen noch etwas Geld besaßen, so lebte die ganze Gesellschaft in Saus und Braus.

Ist der Buschman „in a spree“, wie er zu sagen pflegt, so macht er nicht selten die tollsten Streiche. Einmal habe ich ein echtes, rechtes Zechgelage mitgemacht, und zwar auf einer elenden Viehstation des Innern. Es wurde in der Küche veranstaltet. •Wir Zecher lagen auf dem nackten festgeschlagenen Lehm Boden oder saßen auf Kisten und Bänken. Das Getränk, ein schmutziggelber brauner Rum, den ein zugereister Fuhrmann mitgebracht hatte, stand in einem gewöhnlichen Blecheimer, der zum Fleischkochen, Wasserholen, Tränken eines verwaisten Füllens und gelegentlich auch als Waschbecken benutzt wurde, auf dem rohgezimmerten Eßtisch. In Ermangelung von Gläsern bedienten wir uns beim Trinken unserer pannikins (blecherne Becher). Als die trübe, duftende Flüssigkeit auf die Neige gegangen war, machten sich die wilden Gesellen in ihrer Trunkenheit tobend und lärmend auf den Weg zu dem nahen Eingeborenenlager, um die jüngeren Lubra herbeizuholen. Da diese aber bei ihrem Anblick entsetzt davonliefen, so gerieten sie in so große Wut, daß sie mehrere Hütten anzündeten. Jetzt wäre es beinahe zu einem ernstem Streite gekommen, denn die eingeborenen Männer griffen zu den Waffen, und die älteren Lubra rannten schreiend und schimpfend wie Besessene umher. Als die Feuer gelöscht waren und die Buschleute sich zurückgezogen hatten, beruhigten sich die Eingeborenen ein wenig. Ein paar Stunden später kam mir ihr Verhalten aber so verdächtig vor, daß ich es für angebracht hielt, einen geladenen Revolver zu mir zu stecken. Da auf der Station Blut- und Kängeruhunde gehalten wurden, und ich vollständig nüchtern geblieben war, so hätte übrigens ein Überfall keine großen Aussichten auf Erfolg gehabt. — Meine Nüchternheit hatte ich mir durch eine kleine Täuschung zu bewahren gewußt. Bei dem Gelage hatte ich nämlich den Becher gar oft an die Lippen gebracht und auch von Zeit zu Zeit in den Eimer getaucht, ohne aber etwas von der ekelhaften Flüssigkeit zu trinken. Diese Täuschung hätte ich aber nicht durchzuführen vermocht, wenn nicht die Beleuchtung äußerst schlecht gewesen wäre. Solange die Sonne am Himmel stand, gelangte so wenig Licht durch die offenstehende Tür und einige Löcher im Dache in den fensterlosen Raum, daß die Gesichtszüge der meisten Zecher nicht deutlich zu erkennen waren, und später, nach Anbruch der Dunkelheit, diente nur eine ganz trübe brennende „slushlamp“ zur Beleuchtung.

Von Stuart Town begab ich mich in der ersten Woche des Juli nach der Missionsstation Hermannsburg und blieb hier bis Mitte Oktober. Während dieses mehr als dreimonatigen Aufenthaltes unter den West-Arünta hatte ich eine gute

Gelegenheit, mir einen Einblick in das Zauberwesen dieser Eingeborenen zu verschaffen. Auf zahlreichen Ausflügen bin ich übrigens auch häufig mit Horden der Lurritji in Berührung gekommen.

Hermannsburg verließ ich mit dem Plane, im Osten der Mac Donnell Ranges die Grenze der Kolonie zu überschreiten und dann quer durch Queensland nach der Ostküste des Kontinentes zu reisen. Zu meinem Bedauern hörte ich aber in Stuart Town, daß ein derartiges Unternehmen erfolglos enden müsse, da infolge der herrschenden Dürre in dem betreffenden östlichen Grenzgebiet die Wassernot ungemein groß sei. Ich beschloß daher, zunächst den Goldfeldern zu Arltinga in den Mac Donnell Ranges einen Besuch abzustatten und dann von Stuart Town aus meine Reise auf dem Überlandwege nach dem Süden fortzusetzen.

Das Goldfeld Arltinga erreichte ich in drei Tagen. Die Wegestrecke zwischen ihm und Stuart Town beträgt etwa 110 km.

Das Gold tritt als Wasch- oder Seifengold und als Berggold auf. Das Waschgold findet sich in Form kleiner Körner oder eines feinen Pulvers in alluvialem Gesteinsschutt vor. Da es an Wasser gebricht, so gewinnt man es gewöhnlich nicht mit Wiegen (cradles), sondern mit Trockenaufbereitungsapparaten (dry-blowers), Siebvorrichtungen, in denen die feinen erdigen Teile, durch ein Gebläse weggeschleudert werden. Das Berggold ist in Quarzgängen (reefs) in einem fein verteilten Zustande vorhanden. Diesen Quarz sprengt man mit Dynamit los und zerkleinert ihn, nachdem man ihn mit Steinbrechern in Stücke bis zu der Größe einer Hand zerbrochen hat, mit einem Pochwerke zu einem feinen Pulver. Aus diesem gewinnt man das Gold durch Amalgamationsprozesse. Die aus Sand und Schlamm bestehenden Rückstände (tailings) laugt man noch einige Zeit in einer goldlösenden Flüssigkeit, einer schwachen Cyankaliumlösung aus, wenn in einer Tonne derselben mindestens vier penny-weight Gold vorhanden sind. Aus dieser Lauge fällt man das Gold durch Zinkspäne aus. Unter der Führung des Direktors (manager) haben ich die Hauptfundstätten genau kennen gelernt. Die ergiebigsten Gänge befinden sich in einem langgestreckten, kahlen Höhenzuge (White Range), die die benachbarten Gneishügel beträchtlich an Höhe übertrifft und aus einem hellgrauen sandsteinartigen Gestein besteht.

Auf dem ganzen Goldfelde wird ein wahrer Raubbau getrieben, was wohl daher rührt, daß das Metall ganz ungleichmäßig in ein und demselben Gange verteilt ist und nirgends in größerer Menge auftritt, und daß die Fundplätze sich in den Händen von Buschleuten befinden, die in ihrer Armut das Mineral selbst im Schweiß ihres Angesichtes losbrechen müssen. Nur an einer Stelle, im Gebiete des Gneises, ist mir eine kleine, aus einem 2 m tiefen Schachte und einem grottenartigen Stollen bestehende Mine zu Gesicht gekommen. In der White Range gewinnen die Arbeiter, gewöhnlich zu zweien vereinigt, das Mineral in Tagebauen, indem sie es bis zu einer Tiefe von 2 bis 3 m lossprengen. In sehr vielen Fällen erstreckt sich dieser Abbau (surface scratching) nicht auf die ganze Länge des zu Tage tretenden Gangteiles, sondern es wird nur dort gesprengt, wo am meisten Gold vorhanden zu sein scheint. Einige Besitzer von claims werfen sogar den Gesteinsschutt, der ihnen bei ihren Arbeiten im Wege ist, in die Teile der Grube, wo sie den Abbau aufgegeben haben.

Mit dem Direktor und einigen anderen Weißen ritt ich nach Claraville. Diese Ortschaft, wenn ich so sagen darf, liegt an The Hale und besteht nur aus zwei Wohnhäusern nebst einigen Schuppen und einer halb in Trümmern liegenden Steinmühle (Huntingdon-mill). Sie ist nach einer Lubra genannt, die auf ihrer Stätte einem halbcaste das Leben gegeben hat. Einer der Bewohner war natürlich Krämer und Schenkwirt. Um uns zum Geldausgeben zu veranlassen, veranstaltete er ein Pferderennen, wobei ein Chinese und ein siebenjähriger eingeborener Junge die Jockeys abgaben. Seine Absicht erreichte er vollkommen, denn am Abend waren fast alle seine Gäste sinnlos betrunken.

Am nächsten Tage brach ich in aller Frühe auf, und als das Morgenrot zu verblassen begann, hatte ich schon die Hart Range erreicht. Das Lager für die Nacht schlug ich 40 km von Claraville am Lizzie Creek auf. Ich befand mich jetzt auf dem Ruby Field. Genannt ist das Gebiet nach den Granaten, die in großer Menge in dem anstehenden Gneis auftreten und eine Zeit lang von den Buschleuten für Rubinen gehalten worden sind. Diese Granaten haben übrigens nur einen ganz geringen Wert, da sie nicht genug „Feuer“ besitzen. Etwa vor fünfzehn Jahren, gleich nach der Auffindung des Feldes, sind sie von einer großen Zahl Leute eifrigst gesammelt worden, die aus allen Himmelsrichtungen herbeigeströmt waren. Jetzt ruht wieder das Schweigen der Einöde auf den Stätten, und nur das vergessene Grab eines Selbstmörders und ein paar aufrecht stehende Pfosten einer Hütte erinnern noch an die Gesellschaft blutarmer Buschleute, die in dem Wahne lebte, hier mühelos großen Reichtum gewinnen zu können.

Nach einer zweitägigen Rast an einem Wasserloche im Lizzie Creek machte ich mich auf den Weg nach dem Mica Field. Obgleich dieses nur gegen 28 km vom Ruby Field entfernt ist, nahm der Ritt doch mehr als einen halben Tag in Anspruch, da das Gelände zwischen den beiden „Feldern“ ungemein hügelig ist, und grobe Schuttmassen aus Gneis es an vielen Stellen bedecken. Mein Lager schlug ich an einem Brunnen auf, der einzigen Wasserstelle, die ich nach längerem Suchen aufzufinden vermocht hatte. Das Wasser — es war trübe und übelriechend — reichte nur eben zu meinem Bedarfe aus. In Ermangelung eines Eimers und Seiles holte ich es mühsam mit einem eisernen Kochtopfe herauf, den ich an den mehrere Meter langen surcingle des Packsattels gebunden hatte. Zu meinem Leidwesen war am nächsten Morgen das Wasser im Brunnen nicht gestiegen. Da ich es nicht für angebracht hielt, mich in der öden Gegend auf die Suche nach Wasser zu begeben, so kehrte ich an demselben Tage, nachdem ich in der größten Eile einige Stunden lang die Nachbarschaft zu Fuß durchstreift hatte, nach dem Wasserloche im Lizzie Creek zurück, wo ich zwei Tage vorher mein Lager aufgeschlagen gehabt hatte. Hier traf ich zwei Goldsucher, die in Begleitung einiger boys und Lubras nach der Murchison Range reisen wollten. Mit einem von ihnen, einem dem Trunke ergebenen früheren Landmesser, stattete ich dem „Felde“ am folgenden Tage auf einem wilden Ritt einen zweiten kurzen Besuch ab.

Auf dem Mica Field bildet ein dioritartiges Gestein überall niedrige, unregelmäßige Hügel. Der mica oder Glimmer (Muscovit) kommt in größeren Tafeln nur in Pegmatitgängen vor, die stellenweise wallförmig aus dem Boden ragen. Wie ich von den beiden Weißen hörte, habe sich die Gewinnung des Glimmers nicht gelohnt. Erwähnen will ich noch, daß auf dem Felde auch ein heller, wie faseriges Holz aussehender Asbest in Gängen angetroffen wird.

Mitte November langte ich wieder in Stuart Town an. Nach einer eintägigen Rast setzte ich meine Reise nach dem Süden auf dem kürzeren, selten benutzten östlichen Teil des Überlandweges fort.

Als ich gegen 45 km zurückgelegt hatte, befand ich mich in einer der ödesten, aber malerischsten Gegenden des ganzen Binnenlandes: am Ooraminna Rockhole. Dieses Wasserbecken stellt ein weites Strudelloch in dem felsigen Bette eines kleinen Creeks dar. Mit Pferden kann man nicht leicht zu ihm gelangen, da sich ringsum wild zerrissene Hügel erheben, und an vielen Stellen mächtige Gesteinblöcke umherliegen. Auf der Wandung einer mehrere Meter tiefen Grotte am Wasserloche und an glatten Partien der steilen Uferwände befinden sich interessante Malereien von Eingeborenen. In den anstehenden Gestein fand ich einige Versteinerungen des Silur (Trilobiten u. a.); auch bot sich mir eine gute Gelegenheit, meine Kenntnisse über die Vogelwelt des Innern zu erweitern.

Zwei Wochen nach meiner Abreise von Stuart Town kam ich auf der

Telegraphenstation Lady Charlotte Waters an. Ich blieb hier einige Tage, um meinen Pferden ein wenig Ruhe nach dem Ritt durch das öde Dünengebiet im Osten des Finke River zu gönnen und eine größere Zahl von Süd-Arünta, die unfern der Station lagerte, über ihre Sitten und Gebräuche auszufragen.

Gegen 50 km südlich von der Station verließ ich den Überlandweg und schlug die Richtung nach den Dalhousie Springs ein. Schon viel hatte ich von den Buschleuten über die Schönheit der Gegend gehört, in der sich diese Quellen befinden, und meine Erwartungen waren infolgedessen hochgespannt. Als ich nach einem tagelangen Ritte auf wüstenartigem Gelände plötzlich von hohem Plateaurande aus das Quellengebiet, ein weites, in ein grünes Gewand gehülltes Tal mit blendend weißen Salzpflanzungen und Sandflächen von mir ausgebreitet sah, war ich doch im höchsten Grade über die Fülle landschaftlicher Schönheit erstaunt, die sich meinem Auge bot: in diesem Augenblicke schien mir die liebliche Oase ein wahres Paradies zu sein.

Die Quellen befinden sich auf der Spitze kegelförmiger Hügelchen, die in vielen Fällen dicht mit Schilf bedeckt sind. Viele von ihnen bilden einen kurzen, von frischgrünen Bäumen umsäumten Bach und einen kleinen, mit Schilf bewachsenen Sumpf. Das Wasser hat durchschnittlich eine Temperatur von 35—55° C. und ist reich an Salzen.

Vor der Ankuft der Weißen im Lande wird dieses Tal wohl oft von den Urbewohnern als Lagerplatz gewählt worden sein, da es nicht allein gutes Trinkwasser bietet, sondern auch ungemein reich an Federwild ist. Heute sind hier die Eingeborenen bis auf ein paar Familien ausgestorben.

Mitte Dezember langte ich nach einer fast zweijährigen Abwesenheit wieder in Oodnadatta an. In dem vorhergehenden Monat war ich gezwungen gewesen, ausschließlich von Wildpret zu leben, da sich die Sammlung ethnographischer und naturhistorischer Gegenstände so vergrößert hatte, daß für Lebensmittel kein Platz mehr in den Satteltaschen vorhanden war. In ähnlicher Lage hatte ich mich vor der Ankuft in Palmerston und dem ersten Besuche auf Hermannsburg befunden. Meine Absicht war, hier die Pferde zu verkaufen und mit der Bahn nach Adelaide zurückzukehren. Zuerst schlug ich mein Lager einige Miles von der Ortschaft an einem großen Wasserloche im Neale Creek auf und machte zu Fuß und zu Pferde zahlreiche Ausflüge. Mein Hauptinteresse nahm jetzt die geognostische Beschaffenheit des Landes und die Vogelwelt in Anspruch, denn außer einer Anzahl halbeuropäisierter boys und Lubra, die verschiedenen Stämmen angehörten, hielten sich in dieser Gegend keine Eingeborenen auf.

Ein paar Tage nach Weihnachten fand ich einen Käufer für meine Pferde. Ich nahm jetzt Wohnung in dem „Hotel“, in welchem ich mich vor dem Antritt meiner Reise zu Pferde einen Monat hatte aufhalten müssen. Inzwischen war diese Lasterhöhle — auf alle mit einer Kneipe verbundene Logierhäuser des Binnenlandes kann man die Bezeichnung mit vollem Recht anwenden — in andere Hände übergegangen. Dem früheren Wirt, einem halben Greis mit einem aufgedunsenen Gesicht und einem Schmerbauche war die Ehegenossin, eine junge, verwöhnte Person, entflohen, und aus Verdruß hierüber hatte er das Land für immer verlassen. Die Gäste waren seit den Feiertagen noch nicht nüchtern geworden; im großen und ganzen hatte ich aber keine Ursache, mich über ihre Aufführung zu beklagen. Ein dicker Schotte kroch unter meine Bettstelle, um hier seinen Rausch auszuschlafen, und ein alter Buschmann, der nicht mehr aufrecht stehen konnte, und auf allen Vieren umherkroch, bat mich, ihm die Schuhe ausziehen und ihn nach einem Platze zu schaffen, wo es keinen Whisky gebe.

An einem der letzten Tage des Jahres fuhr ich von Oodnadatta ab. Meine Reisegefährten waren ein Dutzend junger Engländer, zwei Afghanen und mehrere eingeborene Männer und Weiber. Die Engländer hatten sich reichlich mit Bier

und Whisky versehen und begannen sofort mit den Schaffnern und einem Heizer ein Saufgelage. Anfangs befanden sich die Zecher in der fröhlichsten Stimmung; als das Getränk aber viele Köpfe stark erhitzt hatte, kam es zu einer Schlägerei, bei der einige Leute ernste Verletzungen erhielten. Beinahe wäre auch ich in den Streit verwickelt worden, als einer der Kampfhähne mich mit blutigen Händen anfaßte und ich ihn schroff von mir wies. Die Eingeborenen — sie waren in einem Abteil zweiter Klasse für „ladies“ untergebracht — veranstalteten ebenfalls eine Knciperei, doch wurde keiner völlig betrunken.

Nach einer dreitägigen Fahrt kam ich in Adelaide an. Ich hielt mich hier vier Wochen auf. Während dieser Zeit machte ich größere und kleinere Ausflüge und besuchte oft die verschiedenen Museen, sowie den zoologischen und den botanischen Garten, um meine Kenntnisse über Land und Leute möglichst zu erweitern. Auch unterließ ich es nicht, in der Stadtbibliothek Auszüge aus Schriften über die Urbewohner zu machen. Manches Mal mischte ich mich gegen Abend, wenn das Leben und Treiben auf den Hauptverkehrsstraßen seinen Höhepunkt erreicht hatte, unter die auf- und abwogende Menge. Besonderes Vergnügen machte es mir, den Reden zu lauschen, die Sonnabends von bekehrungswütigen Leuten, wie den „soldiers of Christ“, auf öffentlichen Plätzen gehalten wurden.

Ende Januar verließ ich Adelaide, um an der Küste entlang nach Victoria zu wandern.

Zu Pferde habe ich diese Reise nicht gemacht, weil mir gesagt worden war, im Seengebiet und auch sonstwo seien die im Besitze der Squatter und Farmer befindlichen Ländereien mit Drahtzäunen umgeben, und der ganze Landstrich am Coorong bestehe aus öden Dünen, mit Scrub bedeckten Ebenen und weiten Sümpfen.

Bis zum Südende des Lake Albert führte mich mein Weg durch eine Anzahl kleiner Ortschaften, unter andern durch Hahndorf, einen Flecken, dessen Bewohner der Mehrzahl nach Deutsche sind. Die Wanderung am Coorong entlang war mit großen Beschwerden verknüpft, da das Wetter viel zu wünschen übrig ließ, und ich die Nächte unter freiem Himmel verbringen mußte. Zwischen dem südöstlichen Ende des Coorong und dem Cape Otway dagegen, wo sich an der Küste viele Städtchen befinden, war ich in der Lage, mir die Wanderschaft ein wenig angenehmer zu machen. Das Kap erreichte ich fünf Wochen nach meinem Aufbruche von Adelaide. Während dieser Zeit habe ich gegen 800 km zurückgelegt. Hier am Kap trat ich den Rückweg nach Adelaide an. Bis zum Murray River marschierte ich in nordwestlicher Richtung, so daß ich die Küste nicht zu Gesicht bekam. In der ersten Woche gelangte ich in das vulkanische Gebiet der Grampians. Die Grenze überschritt ich bei Border Town. Der Marsch durch die Ninety Mile Desert war fast ebenso beschwerlich, wie der am Coorong entlang. Den Murray River erreichte ich in der ersten Maiwoche unweit Murray bridge, eines kleinen Städtchens, das an dem Schienenwege zwischen Adelaide und Melbourne gelegen ist. Von hier aus wanderte ich viele Kilometer flußaufwärts. Am Ende des Monats befand ich mich wieder in Adelaide.

Auf dieser größeren Fußwanderung durch den südlichen Teil des Southeast sind mir nur am Lake Alexandrina und an der Grenze des Landes einige Eingeborene zu Gesicht gekommen. Es ist mir aber gelungen, eine größere Zahl kleiner Kjökkenmöddinger, sowie ein paar sehr alte Lagerplätze und Begräbnisplätze aufzufinden. Auch habe ich Kolonisten getroffen, die mir interessante Mitteilungen über Küstenstämme zu machen vermochten, die jetzt ganz oder bis auf wenige Leute ausgestorben sind.

In Adelaide hielt ich mich zwei Wochen auf und schiffte mich dann auf einen der Bremer Lloyd dampfer ein, um nach Deutschland zurückzukehren.

Mitte Juni des Jahres 1900 befand ich mich aber schon wieder auf südaustralischem Boden. Nach kurzem Aufenthalt in Adelaide machte ich einen achttägigen Ausflug nach der Missionsstation Point Macleay am Lake Alexandrina. Dann reiste ich nach der Missionsstation Bethesda im Osten des Lake Eyre-Gebietes und blieb hier anderthalb Monate lang. Ende August kam ich nach Adelaide zurück und trat bald darauf die Heimreise an.

Hamburg, September 1907.

Dr. E. Eylmann.

Inhalt.

| | Seite |
|--|----------|
| Vorwort | 5* |
| Verzeichnis der Abbildungen im Text | 27* |
| Verzeichnis der Lichtdrucktafeln, der Tabelle und der Übersichtskarte | 27* |
| Kap. I. Die körperliche und geistige Beschaffenheit | 1 |
| " II. Die Sprache | 80 |
| " III. Die Zeichensprache | 103 |
| " IV. Die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers | 108 |
| " V. Das Geschlechtsleben | 125 |
| " VI. Gesellschaftliche Einrichtungen | 155 |
| " VII. Das Religionswesen | 181 |
| " VIII. Die Totenbestattung | 227 |
| " IX. Die Jünglingsweihe | 246 |
| " X. Der Kindesmord, die Menschenfresserei und das Menschenopfer | 261 |
| " XI. Das Feuermachen | 265 |
| " XII. Die Jagd und der Fischfang | 269 |
| " XIII. Die Nahrungsmittel und die Kochkunst | 278 |
| " XIV. Die Genußmittel | 305 |
| " XV. Der Lagerplatz, das Obdach, das Lagerfeuer und die Kleidung | 312 |
| " XVI. Die Klebemittel und die Kitte | 319 |
| " XVII. Die Farbstoffe | 323 |
| " XVIII. Die Waffen | 326 |
| " XIX. Die Werkzeuge und die Geräte | 364 |
| " XX. Das Spinnen, Weben und Flechten | 381 |
| " XXI. Der Schmuck | 386 |
| " XXII. Die Belustigungen | 405 |
| " XXIII. Die Anfänge in der bildenden Kunst | 415 |
| " XXIV. Die Krankheiten und die Krankenbehandlung | 434 |
| " XXV. Die Beziehungen zwischen den Eingeborenen und den Europäern und Asiaten | 453 |
| " XXVI. Das Missionswesen | 464 |
| Register | 483 |

Verzeichnis der Abbildungen im Text.

| | Seite |
|--|-------|
| Mamma einer australischen und einer deutschen Jungfrau | 7 |
| Nasenform eines West-Arünta mit jüdischer Physiognomie | 62 |
| Totemzeichen | 200 |
| Plan eines Kultplatzes | 204 |
| Plan eines Arünta-Grabes | 233 |
| Lageplan von Tanzhütten | 252 |
| Anordnung der Darsteller einer geheimen Zeremonie | 254 |
| Anfertigung der Widerhaken einer Speerspitzenform | 334 |
| Plan eines Tanzplatzes der Arünta | 410 |
| Plan eines Tanzplatzes der Wulwanga | 411 |

Verzeichnis der Lichtdrucktafeln, der Karte und Tabelle.

| | | Seite |
|--|--|-----------|
| West-Arünta im Corroboreeschmuck | | Titelbild |
| ✓ Tafel I. Hochbetagter Diäri | Alter Diäri | 16 |
| ✓ " II. Narryngeri | Bärtige Narryngeri | 48 |
| ✓ " III. Sehr alte blinde Diäri von der Missionsstation Bethesda (Kilalpanina) | | 64 |
| ✓ " IV. Diäri | Gefürchteter Zauberarzt der Diäri | 96 |
| ✓ " V. Diäri in Seiten- und Vorderansicht | | 128 |
| ✓ " VI. Tjingale mit einer tiefen Wunde im Oberschenkel | Diäri | 160 |
| ✓ " VII. Zöglinge der Missionsstation Hermannsburg | Schulkinder der Missionsstation Bethesda (Kilalpanina) | 176 |
| ✓ " VIII. Narryngeri von der Missionsstation Point Macleay | Narryngeri vom Westufer des Lake Alexandrina | 208 |
| ✓ " IX. Missionszöglinge aus dem Süden der Kolonie | Mädchen von der Station Hermannsburg | 240 |
| ✓ " X. Schädel eines Diäri | | 256 |
| ✓ " XI. Bestattung eines Erwachsenen im Lande der Waramunga | Bestattung eines Kindes im Lande der Tjingale | 288 |
| ✓ " XII. Lager von Tjingale | Feuermachen bei den West-Arünta | 320 |
| ✓ " XIII. Lager von Diäri | Lager von Frauen der West-Arünta | 336 |
| ✓ " XIV. Lager von Diäri | | 352 |

| ✓ Tafel | | Seite |
|---------|---|-------------------------|
| ✓ | XV. Lager von Tjingale West-Arünta, der im Begriff ist, einen Speer zu schleudern | 384 |
| ✓ | " XVI. Malereien der Arünta am Ooraminna Rockhole | 400 |
| ✓ | " XVII. In Baumstämme geschnittene Zeichnungen am Unterlaufe des Daly River (Land der Pongo-Pongo). Malereien auf einer Felswand am Twenty-Mile Creek. Malereien auf einer Felswand am Frew River | 432 |
| ✓ | " XVIII. Speere. | } Am Schluß des Werkes. |
| ✓ | " XIX. Keulen. | |
| ✓ | " XX. Keulen. | |
| ✓ | " XXI. Hieb Waffen und Messer. | |
| ✓ | " XXII. Wurfhölzer und Werkzeuge. | |
| ✓ | " XXIII. Werkzeuge und Geräte. | |
| ✓ | " XXIV. Geräte und Netzbeutel. | |
| ✓ | " XXV. Netzbeutel, Taschen und Schmucksachen. | |
| ✓ | " XXVI. Netzbeutel und Schmucksachen. | |
| ✓ | " XXVII. Schurze, Schmucksachen und Botschaftsstäbe. | |
| ✓ | " XXVIII. Federbüschel und Abbildungen, welche zeigen, auf welche Weise Knüpf-, Flecht- und Webarbeiten hergestellt werden. | |
| ✓ | " XXIX. Spindel und Abbildungen, welche zeigen, auf welche Weise Knüpfarbeiten her- gestellt werden. | |
| ✓ | " XXX. Zaubergeräte. | |
| ✓ | " XXXI. Zaubergeräte. | |
| ✓ | " XXXII. Schilde, Schlagkeule, Bumerang, Teil eines Hakenspeeres und Zauberstein. | |
| ✓ | " XXXIII. Schilde und bemalter Stein. | |
| ✓ | " XXXIV. Zeichnungen von Eingeborenen, Keule, Trompete und Hautgeschwür. | |
| ✓ | " XXXV. Narben und Fingerverstümmelung. | |
| ✓ | Übersichtskarte von Australien mit dem Reiseweg des Verfassers. | |
| ✓ | Tabelle: Körpermaße erwachsener Eingeborener der Missionsstation Kilalpanina | |

Kapitel I.

Die körperliche und geistige Beschaffenheit.

Die Bewohner der Kolonie Südaustralien befinden sich auf einer Kulturstufe, die den Übergang von der paläolithischen zu der neolithischen Periode darstellt.

Die meisten ihrer steinernen Werkzeuge, wie Meißel, Schaber, Kratzer sind nur durch Behauen eines Gesteinsstückes gewonnen worden und lassen infolgedessen deutlich erkennen, wie die Schläge geführt worden sind. Dasselbe gilt von den steinernen Waffen und Waffenteilen. Daß die Südaustralier aber auch bessere Arbeiten aus Stein herzustellen vermögen, verraten die Beilklingen, deren Schneide angeschliffen ist, und kleine als Fetisch dienende Platten, die eine regelmäßige Form besitzen, sorgfältig geglättet sind und in vielen Fällen geschmackvolle Gravierungen aufweisen. Als Rohstoff kommen nur einige wenige Gesteins- und Mineralarten zur Verwendung. Mächtige Grabmäler errichten die Südaustralier nicht. In der Töpferkunst haben sie noch keinen Anfang gemacht, auch verstehen sie es nicht, größere Gesteinsstücke zu durchbohren; dagegen sind sie bereits in dem Besitze eines Haustieres (Dingo).

Über die Bildungsstufe eines Volkes geben uns die Sprache, die Sitten und Bräuche, die Religion usw. natürlich einen besseren Aufschluß als die Hand-erzeugnisse. Aus naheliegenden Gründen können wir die geistigen Errungenschaften der Südaustralier aber nicht in Parallele stellen mit denen der vorgeschichtlichen Völker, auf die die Begriffe ältere und jüngere Steinzeit zuerst angewandt worden sind und heute noch vornehmlich angewandt werden.

Einer unserer bedeutendsten Ethnographen, Karl von den Steinen, ist der Ansicht, daß man in bezug auf die Naturvölker nicht von einer paläolithischen und neolithischen Zeit sprechen dürfe. Ich pflichte ihm vollkommen bei. Die Bezeichnungen für die beiden ersten Kulturepochen europäischer und anderer Völker der Vorzeit habe ich hier nur beibehalten, um dem Leser in Kürze ungefähr angeben zu können, welche Bildungsstufe der Südaustralier einnimmt. Übrigens kann insofern von einer australischen Steinzeit die Rede sein, als der Eingeborene fast alle Waffen und Wirtschaftsgeräte, also die bedeutungsvollsten Gegenstände seines Kulturbesitzes, mit steinernen Werkzeugen anfertigt, und zwar mit solchen, die nur zum Teil einen höheren Grad von Geschicklichkeit verraten, als die der älteren europäischen Steinzeit.

Unter allen Völkern bilden die Australier wohl die Menschengruppe, welche durch besondere körperliche Merkmale am schärfsten abgegrenzt ist. Was im besonderen die Bewohner der Kolonie Südaustralien betrifft, so ist im Binnen-

lande ihr Typus recht gleichförmig; in den Küstengebieten kommen jedoch in die Augen springende Abweichungen vor.

Das Skelett des Australiers unterscheidet sich in einigen Punkten nicht unwesentlich von dem mancher anderen Völker. Mit Ausnahme des Schädels ist es selten oder nie massig entwickelt. In sehr vielen Fällen ist der Knochenbau des Rumpfes und der Glieder sogar zierlich und fein.

Betrachten wir zunächst den Schädel. Seine Variationsbreite ist ziemlich bedeutend. Mir sind australische Schädel zu Gesicht gekommen, die mit dem Neandertalschädel die größte Ähnlichkeit hatten, und ferner auch solche, denen man es nicht ansehen konnte, daß sie von Leuten stammten, die einem auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Volke angehört hatten. In der Regel ist der Schädel dolichocephal und zugleich orthocephal bis hypsicephal. Recht in die Augen springend ist die Dolichocephalie. Das Mittel der Längenbreitenindices meiner Messungen an lebenden Diäri ist 71,8 (s. unten). Spencer und Gillen¹⁾ haben durch Messungen an Arünta einen mittleren Längenbreitenindex von 75,1 und durch Messungen an Angehörigen anderer Stämme des Northern Territory einen solchen von 73,3 erhalten. Ihre Messungen haben sie nach den Angaben in Brocas „Instructions Anthropologiques“ und den „Notes and Queries on Anthropologie“ vorgenommen. Ich habe auch zwei Schädel von Diäri gemessen (s. unten). Der eine besitzt einen Längenbreitenindex von 68,1 und der andere einen solchen von 70,5. Prof. W. Krause²⁾ hat 1897 mehr als 190 Schädel von Urbewohnern Australiens untersucht. Von diesen Schädeln stammen 18 aus dem Northern Territory, 32 aus dem Süden und 9 aus dem Inneren der Kolonie Südaustralien. Das Mittel der Längenbreitenindices derselben beträgt 68,8. Der Schädel der Australier ist ziemlich hoch. Ein Diäri-Schädel, welcher sich in meinem Besitze befindet, bildet in dieser Hinsicht allerdings eine Ausnahme. Sein Längenhöhenindex beträgt nur 67,1; er gehört also zu den Flachschädeln. Die von südaustralischen Eingeborenen stammenden Schädel, welche Prof. Krause gemessen hat, sind hypsicephal (Northern Territory) und orthocephal (Inneres und Süden). Das Mittel der Längenhöhenindices beträgt nämlich für die Gruppe aus dem Norden 76,7, für die aus dem Innern 74,6 und für die aus dem Süden 71,3.

Die Hirnkapsel ist oft nicht gewölbt, wie die eines Germanen, sondern mehr oder minder dachförmig gestaltet. Sie zeichnet sich durch eine bedeutende Dicke der Wandungen aus.³⁾ Der Rauminhalt ist gering. Prof. Krause hat den von 50 „gemischten“ und 5 weiblichen Schädeln gemessen. Die mittleren Messungsergebnisse der ersten Gruppe waren 1238 ccm (Maximum 1590 und Minimum 1000) und die der zweiten Gruppe 1136 ccm (Maximum 1370 und Minimum 990).

Die Augenbrauenbogen (Arcus superciliares) springen stark vor. Sie beginnen jederseits auf dem Processus jugalis und bilden zwischen den Foramina supraorbitalia zwei mehr oder minder dicke, in einander übergewandene Wülste. An ihrer Bildung haben die Stirnhöhlen (Sinus frontales) nicht immer einen

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia and The Northern Tribes of Central Australia.

²⁾ Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 29, Heft VI, S. 505—558. Internationale Monatsschrift für Anatomie und Physiologie. Bd. XIV, Heft 10, S. 185—216.

³⁾ Da sowohl Männer, als auch Frauen bei ihren häufigen Prügeleien sich einer Schlagkeule oder des Grabstockes bedienen und ihre Hiebe vorzugsweise nach dem Kopfe des Gegners richten, so könnte man leicht auf die Vermutung kommen, daß die australische Rasse ihre dicken, steinharten Schädel einer von ihr selbst veranlaßten ständigen Ausmerzung von Personen mit einem gegen äußere Gewalteinwirkung wenig widerstandsfähigen Kopfe zu verdanken habe. Ein intelligenter Zögling der Missionsanstalt am Lake Alexandrina behauptete mir gegenüber, daß die Eingeborenen, welche jahrelang einen Hut getragen hätten, eine schwere Kopfverletzung weniger leicht überständen, als die, welche sich nach der Sitte der Väter den Kopf nicht gegen Witterungseinflüsse zu schützen pflegten.

Anteil. Krause sagt nämlich die Stirnsinus könnten ganz fehlen; und die Arcus superciliares stellten dann eine solide Knochenmasse dar. Auch George Halford ¹⁾ fand, daß nicht alle australischen Schädel mit wohl ausgebildeten Augenbrauenbögen die Sinus besitzen. Im weiblichen Geschlechte sind die Augenbrauenbögen meistens weniger stark ausgeprägt, als im männlichen. Ihr Wachstum scheint spät zum Abschluß zu kommen, denn den größten Umfang haben sie nur bei Personen im reifen Alter. Durch diese beiden Knochenerhebungen unterscheiden sich die Schädel der Australier und mancher anderen Naturvölker auf den ersten Blick von denen europäischer Völker, wie Germanen und Romanen. Was im besonderen die Deutschen anbetrifft, so sind die Augenbrauenbögen bei vielen Personen, namentlich Männern, vorhanden; sie haben aber in der Regel eine etwas andere Form als bei den australischen Urbewohnern. Ihren Anfang nehmen sie auf dem Nasenteile des Stirnbeines, am inneren, oberen Augenhöhlenrande und erstrecken sich, rasch schmaler und flacher werdend, über der Incisura supraorbitalis bogenförmig nach oben und seitwärts. Bei starker Ausprägung sind sie am Lebenden deutlich wahrnehmbar. Bei den vorgeschichtlichen Bewohnern Norddeutschlands sind sie übrigens in der gleichen Form aufgetreten. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß die Arcus superciliares bei den Anthropoiden ebenfalls eine starke Ausbildung erfahren haben, und zwar eine noch stärkere als bei den Urbewohnern Australiens.

Eine Verbindung des Stirnbeines mit der Schläfenbeinschuppe durch den Processus frontalis kommt auffallend häufig vor. Gelegentlich einer flüchtigen Untersuchung von 25 australischen Schädeln, die in dem Adelaiders naturhistorischen Museum zur Schau gestellt waren, fand ich, daß bei 5 Exemplaren der Hinterrand des Stirnbeines mit dem Vorderrand der Schläfenbeinschuppe verbunden war. Diese anatomische Varietät tritt bekanntlich auch bei anderen Völkern auf.

Die Stirn ist niedrig, zurückfliehend. In der Norma frontalis erscheint sie uns im Vergleich mit dem Knochengerüst des Gesichtes fast wie ein untergeordneter Teil des Schädels. Betrachten wir den Schädel von oben (Norma verticalis), so fällt uns auf, daß sein Dach vorn verhältnismäßig viel schmaler ist als hinten.

Die Lineae semicirculares temporales und occipitales sind scharf ausgeprägt.

Das Hinterhauptloch ist sehr oft fast kreisförmig.

Der Gesichtsschädel besitzt im Verhältnis zum Hirnschädel eine beträchtliche Größe. Dies verrät uns, daß der Australier in der geistigen Entwicklung hinter vielen anderen Völkern zurückgeblieben ist; denn wie Cuvier bereits angegeben hat, findet bei dem Aufsteigen zu größerer Vollkommenheit eine gleichmäßige Zunahme des Gehirnschädels gegenüber dem Gesichtsschädel statt.

Der Abstand der Jochbogen von einander ist nicht bedeutend. In der Norma verticalis kann man aber zwischen ihnen und den Stirnbeinen hindurchblicken. Es rührt dies jedenfalls daher, daß die Stirnbreite auffallend gering ist.

Recht auffallend ist die Beschaffenheit der Augenhöhlen. Sie sind geräumig, aber niedrig. Die Querachse pflegt deutlich nach außen abzufallen. Die Ränder sind abgerundet viereckig und weisen auch unten eine Wulstung auf. Die Augenhöhleingänge der Eingeborenen haben also eine große Ähnlichkeit mit denen der Anthropoiden.

Die Nasenbeine sind oft unsymmetrisch. Der obere, dickere Teil ist in vielen Fällen schmal, und die Ansatzstelle an dem Nasenteil des Stirnbeines scheint immer dann weit nach hinten zu liegen, wenn die Augenbrauenbogen stark gewulstet sind. Die Stirn-Nasennaht ist gewöhnlich ein wenig eingesenkt und nach außen hin ziemlich locker. Bei allen Völkern sind die Nasenbeine mehr oder minder großen Schwankungen in ihrer Gestalt unterworfen; trotzdem

¹⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. II, pag. 340.

läßt sich deutlich erkennen, daß sie bei den Australiern durchschnittlich ein bischen anders gestaltet sind, als z. B. bei uns Deutschen.

Der Oberkiefer ragt schnauzenartig vor, was besonders dann auffällt, wenn man den Schädel in der Norma verticalis und der Norma lateralis betrachtet. Es ist aber nicht nur eine Prognathie des Kiefers, sondern auch der Zähne vorhanden. Die Foveae caninae sind tief.

Der Unterkiefer pflegt mittelgroß zu sein. Die Krümmung in der Mitte des Körpers ist ziemlich bedeutend, infolge dessen haben die Enden des Alveolarteiles verhältnismäßig nur einen geringen Abstand von einander. Vorn springt der Körper nur wenig vor. Oft ist die Spina mentalis interna scharf ausgeprägt.

Unser besonderes Interesse erregt die Beschaffenheit der Alveolarteile. Hinter dem Weisheitszahn sind sie so beträchtlich verlängert, daß in ihnen noch ein vierter Mahlzahn Platz finden könnte. Nach Prof. Krause enthalten die Verlängerungen zuweilen eine kleine Höhle, und nach Prof. Klaatsch wird im Leipziger Museum für Völkerkunde ein australischer Schädel (von einem Weibe) aufbewahrt, in dessen Oberkiefer ein voll ausgebildeter vierter Mahlzahn steckt. Überzählige Mahlzähne kommen übrigens auch bei Europäern vor.

Das Gebiß ist stark und wohlgebildet. In ganz unwirtlichen Gegenden traf ich jedoch oft Leute an, deren Zähne klein waren und Anomalien in der Stellung aufwiesen.

Die meisten Durchgangsöffnungen für Nerven und Gefäße fallen im allgemeinen durch ihre beträchtliche Weite auf.

Über typische Eigentümlichkeiten des Rumpf- und Gliedmaßenskelettes ist nichts Sicheres bekannt.

Das Skelett des Weibes unterscheidet sich im großen und ganzen auf die gleiche Weise von dem des Mannes wie bei den anderen Völkern. Was im besonderen die Unterschiede im Baue des Schädels betrifft, so glaube ich, daß sie noch schärfer ausgeprägt sind, als z. B. bei uns Mitteleuropäern.

Die Unterschiede im Skelettbau beider Geschlechter beruhen darauf, daß beim Weibe der Schädel kleiner, zierlicher ist und ein geringeres Gewicht besitzt, die Stirn merklich steiler ansteigt und deutlicher ausgeprägte Höcker (Tubera frontalia) besitzt, die Augenhöhleingänge sich mehr der Kreisform nähern, viele Muskelansatzstellen weniger deutlich durch Rauigkeiten oder Leisten gekennzeichnet sind. Daß die Augenbrauenbogen schwächer gewulstet sind, habe ich bereits oben angeführt. Wie mich dünkt zeichnen sich in manchen Fällen die mittleren oberen Schneidezähne durch eine bedeutendere Breite aus. Über die Unterschiede in Betreff des Gliedmaßen- und Rumpfskelettes sagt Prof. Krause folgendes: „ . . . Das Mittelstück des Sternum ist beim Manne fast doppelt so lang, als das Manubrium, beim Weibe, auch dem australischen, ist letzteres relativ länger. Die Clavicula ist weniger stark gekrümmt, die Seitenteile des Kreuzbeines sind breiter, der Arcus pubis nicht so winkelmäßig wie beim Manne, alle Knochen sind zarter, schlanker, die Muskelansätze und Gelenkenden weniger ausgeprägt.“

In bezug auf die Geschlechtsunterschiede im Schädelbau möchte ich noch besonders betonen, daß dieselben in vielen Fällen so undeutlich ausgebildet sind, daß sie zu der fraglichen Bestimmung nicht ausreichen.

Von der körperlichen Beschaffenheit der australischen Rasse haben viele eine ganz irrige Vorstellung. Gemeinhin hält man den Eingeborenen für einen abschreckend häßlichen, klapperdürren Menschen, der einem Affen mehr gleiche, als einem wohlgewachsenen Europäer. Derartige Individuen kommen zwar in den Binnenlanddistrikten nicht selten vor, die fast so unwirtlich sind, wie eine Wüste, in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich aber um Leute, die einzig und allein durch Hunger, Krankheit oder Alter zu wahren Jammergestalten geworden sind. In den Gegenden jedoch, wo der Kampf ums Dasein weniger hart ist,

sieht man gar oft Männer und auch Frauen, die nicht so weit von dem Ideale menschlicher Schönheit entfernt sind, als mancher biedere Germane, der seine australischen „Brüder“ für halbe Affen hält. Was die Kinder im Alter von 1 bis 4 Jahren anbetrifft, so haben sie, wenn sie gut genährt sind, ein gefälligeres Aussehen, als die gleichalterigen Kinder in manchen Teilen Deutschlands.

Das neugeborene Kind ist in seinen ersten Lebenswochen beträchtlich heller, als der Erwachsene. Das Dunklerwerden fängt recht früh an. Bemerkbar wird es schon nach 4 bis 6 Tagen, also in dem Alter, wenn sich bei dem weißen Kinde die Rötung der Haut zu verlieren beginnt. Auch bei dem australischen Kinde fällt die bedeutende Größe des Rumpfes im Verhältnis zu den Gliedmaßen auf. Der Kopf ist dick, unförmlich und sitzt auf einem kurzen, dünnen Halse. Der obere, hintere Teil desselben, welcher das Gehirn birgt, übertrifft das Gesicht bedeutend an Umfang und ist mit einem feinen, bräunlich schwarzen Haar bedeckt, das ein wenig dichter zu stehen scheint, als bei unseren Neugeborenen. Die Augen zeichnen sich durch ihre Größe aus, haben eine schwärzlich braune Regenbogenhaut und werden von langen dunklen Wimpern beschattet. Die Nase ist flach, unschön und verhältnismäßig viel kleiner als bei den Erwachsenen. Den häßlichsten Teil des Gesichtes bildet unstreitig der Mund. Seine Spalte besitzt eine große Länge: die Entfernung der beiden Mundwinkel von einander ist beinahe gleich der Entfernung der Nasenwurzel von der Mitte des Oberlippenrandes. Die Lippen sind gewulstet und ragen weiter vor als die Nase. Die Oberlippe hat ein wohl ausgeprägtes Filtrum und ist auffallend hoch. Mir sind Kinder zu Gesicht gekommen, bei denen der Abstand der Nasenwurzel von der Nasenspitze ungefähr gleich dem Abstände der hinteren Ansatzstelle der Nasenscheidewand von der Mitte des Oberlippenrandes war. Manche Kinder lassen die Unterlippe ein wenig hängen. Das Kinn ist klein und tritt stark zurück. Wie bei unsern Kindern, so stellt sich auch bei den australischen bald nach der Geburt eine mehr oder minder starke Abschuppung der Epidermis ein. Die Haut umhüllt den Körper nicht immer gleichmäßig: oft ist sie runzelig und faltig. In solchen Fällen handelt es sich stets um schwächliche Kinder. Das Flaumhaar (Lanngo), welches den Körper bedeckt, ist schwarzbraun bis braunschwarz und lang und dicht. Besonders stark pflegt es auf der Stirn entwickelt zu sein. Oben habe ich gesagt, das neugeborene Kind sei in der ersten Lebenswoche beträchtlich heller als der Erwachsene. Die Pigmentierung ist aber nicht überall gleich stark. Das Nagelbett, die Fußsohlen und das Innere der Hand sind nicht viel anders gefärbt als bei uns.

Im 4. bis 5. Lebensmonat hat sich das Kind soweit gekräftigt, daß es aufrecht sitzen und umherkriechen kann. Kurz nach dem Durchbruch der ersten Zähne lernt es stehen und gleich nach dem Ablauf des ersten Lebensjahres beginnt es, Gehversuche zu machen. In diese Zeit verlegen wir das Ende des Säuglingsalters, da das Kind bei uns zwischen dem 9. und 11. Lebensmonat von der Mutterbrust entwöhnt wird. Die Australierinnen, wie die Weiber vieler anderer Naturvölker, pflegen ihre Kinder aber noch 1 bis 3 Jahre zu stillen. Daß sie denselben nebenbei auch noch andere Nahrung reichen, wenn die Backenzähne durchgebrochen sind, und das Verlangen nach fester Nahrung sich geltend macht, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Bekanntlich erlangt bei uns der Rumpf des Kindes seine größte relative Länge zwischen dem ersten bis dritten Lebensjahre. Wie mich dünkt, erreicht das australische Kind diesen Entwicklungsabschnitt ein wenig früher. Ist es zwei Jahre alt geworden, so hat der Rumpf noch eine größere Länge als die Beine, und der Nabel befindet sich unterhalb der Mitte des Körpers.

Drei Jahre später, also in dem Alter von 5 Jahren, hat es im Gebrauch der Muskeln bereits so große Fortschritte gemacht, daß es mit den älteren Kindern umhertollen kann. Das Proportionsverhältnis seines Körpers ist jetzt

wesentlich anders. Der Rumpf und die Gliedmaßen haben etwa die gleiche Länge, der Nabel nimmt ungefähr die Mitte des Körpers ein, und der Kopf, die Hände und die Füße stehen sozusagen nicht mehr in einem Mißverhältnis hinsichtlich der Größe zu den übrigen Körperteilen. In dieser Lebensperiode pflegt der Körper äußerst mager zu sein und, abgesehen von den Zeugungs- teilen, noch keinerlei Geschlechtsunterschiede aufzuweisen.

Zwei bis drei Jahre später, wenn der Zahnwechsel seinen Anfang genommen hat, zeichnet sich der Körper durch übergroße Schlankheit und oft auch Magerkeit aus. Die Gliedmaßen haben gegenüber dem Rumpfe noch an Länge gewonnen, und der Nabel befindet sich über der Körpermitte. Geschlechtsunterschiede im allgemeinen Habitus sind bereits zur Entwicklung gekommen, so daß man in vielen Fällen an dem Gesichte erkennen kann, ob man einen Knaben oder ein Mädchen vor sich hat.

Vom 8. bis 12. Lebensjahre scheinen sowohl die Knaben, als auch die Mädchen sich in einer Periode lebhaften Wachstumes zu befinden. Der Körper ist auch jetzt überaus schlank. In den allgemeinen Formenverhältnissen machen sich auffallende Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern bemerkbar. Diese Unterschiede kommen namentlich dadurch zu stande, daß bei den Mädchen das Gesäß und die Oberschenkel mehr an Umfang zunehmen als bei den Knaben. Auch die Gesichtsbildung verändert sich derartig, daß man an ihr in der Mehrzahl der Fälle das Geschlecht des betreffenden Kindes erkennen kann. Ich sage in der Mehrzahl der Fälle, denn es ist mir nicht selten passiert, daß ich bei Kindern, die in dem in Frage kommenden Alter standen, erst meinen Blick auf das untere Ende des Rumpfes richten mußte, um zu erfahren, ob ich es mit einem Knaben oder einem Mädchen zu tun habe. Die Gesichtszüge sind zwar grob und plump: die Nase ist oben schmal und tief eingesenkt und unten auffallend breit und niedrig, die Mundgegend ist unförmlich gebildet und steht ebenso weit oder weiter ab als die Nasenspitze, das Kinn ist schwach und tritt stark zurück. Trotz aller dieser Mängel hat manches Gesicht etwas Anziehendes. Die Augen sind nämlich von auffallender Schönheit. Weit überragt sie der mit schön geschwungenen Brauen bedeckte Stirnrand, und lange, dicke Wimpern beschatten ihre feuchtschimmernden dunklen Sterne. Tiefe Märchenaugen, wie die der australischen Kinder, habe ich sonstwo nur im Schwarzwalde gesehen. — Am Ende des ersten Jahrzehntes beginnt die Geschlechtslust rege zu werden.

Der Beginn der Geschlechtsreife erfolgt bei den beiden Geschlechtern zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre, und zwar bei den Mädchen ein wenig früher als bei den Knaben. In diesem Alter zeigen die Körperverhältnisse keine großen Abweichungen mehr von denen der Erwachsenen. Die Kopfhöhe, d. h. die Entfernung des Scheitels vom Kinrande, ist ungefähr gleich der halben Länge des Rumpfes und der Breite des Leibes unterhalb der Rippen (Taille). Der Körperabschnitt zwischen dem Scheitel und dem Nabel ist beträchtlich kürzer als der zwischen dem Nabel und der Fußsohle. Die Mitte des Körpers befindet sich ein wenig oberhalb der Schambeinfuge. Die sekundären Geschlechtsunterschiede beginnen jetzt, sich zur vollen Deutlichkeit zu entwickeln. Vornehmlich machen sie sich im Gesichte geltend. An der Physiognomie kann man in der Regel die Knaben und die Mädchen unschwer voneinander unterscheiden, da bei jenen die Gesichtsbildung gröber, massiger, eckiger ist, und die Miene und der Ausdruck härter, ernster, dreister sind. Die Hüftgegend weist natürlich ebenfalls Hauptunterscheidungsmerkmale auf. Im übrigen kann man in bezug auf die körperliche Gestaltung sagen, daß die Gliedmaßen, die Schultern und die Brust bei den Mädchen runde, volle Formen zeigen, während sie bei den Knaben oft eckig und knochig sind. Dies gilt natürlich nur von den Kindern, die sich in einem guten Ernährungszustand befinden. Daß sich um diese Zeit der beginnenden Geschlechtsreife auch Unterschiede in der Stimme ausbilden,

bedarf wohl kaum der Erwähnung. Besonders betonen möchte ich aber, daß das Pubertätsalter individuelle Unterschiede zu schärferer Ausprägung bringt, als die vorhergehenden Lebensabschnitte. Die größten Veränderungen erleidet um diese Zeit der weibliche Körper. Er wächst auffallend rasch. Die Beckengegend nimmt noch an Breite zu, die Brüste beginnen sich zu entwickeln, an den Geschlechtsteilen zeigen sich die ersten Schamhaare, und die monatliche Reinigung stellt sich ein. Hierdurch sind aus den Mädchen Jungfrauen geworden.

Den Lebensabschnitt, welcher auf die Geschlechtsreife folgt, teilen wir bekanntlich in das Jünglings- und das Jungfrauenalter ein. Diese beiden Altersstufen rechnen wir bis zu der Beendigung des Wachstumes, also im männlichen Geschlechte bis zum 23. und im weiblichen bis zum 19., 20. Lebensjahre.

Streng genommen geht das Mädchenalter oder das Kindesalter der Mädchen, wenn wir lieber wollen, bei der australischen Rasse fast unmittelbar in das Frauenalter über; denn sobald sich die monatliche Reinigung eingestellt hat, werden die Mädchen ihrem zukünftigen Ehemanne ausgeliefert. Wie mich dünkt, beenden die Australierinnen ihr Wachstum um das 18. Lebensjahr. Genau läßt sich dieser Zeitpunkt nicht leicht feststellen, da man in der Regel nur über das Alter kleiner Kinder genaue, zuverlässige Angaben erhalten kann. Um diese Zeit ist der weibliche Körper zu der vollen typischen Entwicklung gekommen. Die Brüste sind wesentlich anders gestaltet, als die der deutschen Jungfrauen und Frauen in dem gleichen Lebensalter. So weit meine Beobachtungen reichen, entsteht bei ihrer Ausbildung zuerst eine walnußgroße, halbkugelige Verdickung, die fast vollständig von dem Warzenhofe bedeckt wird und auf deren Mitte sich ein winziger Fortsatz, die Saugwarze, erhebt. Man kann aber keineswegs behaupten, daß die Brüste eine niedere Form darstellen. Meines Erachtens würde man sie vom künstlerischem Standpunkte aus sogar als besonders wohl gebildet bezeichnen müssen. Bei kräftigen, gesunden und gut genährten Personen, die noch nicht geboren haben, sind sie von mittlerer Größe, halbkugel- bis kegelförmig und meist etwas gesenkt. Oben sind sie ein wenig abgeflacht, auch gehen sie dort allmählich in die Haut des Brustkorbes über. Die untere Seite unterscheidet sich merklich von der oberen: sie ist gleichmäßig abgerundet und an der Basis scharf abgesetzt. Der Warzenhof zeichnet sich durch seine bedeutende Größe aus. In vielen Fällen ragt er in Form einer Halbkugel weit vor und ist durch eine mehr oder minder deutliche Ringfurche von dem Hauptteil abgegrenzt. Die Brustwarzen sind gut entwickelt und etwa so groß wie bei unseren Jungfrauen. Ihre Form läßt sich nicht leicht genau angeben; so viel ich weiß, pflegt sie zwischen der einer Halbkugel und der eines Zylinders zu schwanken. Der gegenseitige Abstand der Brustwarzen ist ungefähr gleich der Kopfhöhe. Die Brüste sind nicht genau nach vorn gerichtet: die rechte Brust weicht etwas nach rechts und die linke etwas nach links von der Medianebene ab. Tritt die Grenze zwischen dem Hauptteil und dem Warzenhof nicht scharf durch eine Furche hervor, so pflegt die ganze Brust kegelförmig zu sein. Individuelle Schwankungen in der Form und der Größe sind vorhanden, wie schon aus dem eben Gesagten zur Genüge hervorgeht; dem Anschein nach spielen sie aber keine große Rolle. Die Form der Brüste jugendlicher Personen, welche noch nicht geboren haben, stellt die ersten der nebenstehenden Figuren dar. Nach dem Eintritt der Geschlechtsreife erleidet auch das Gesicht wesentliche Veränderungen. Worin diese bestehen, läßt sich aber nicht gut beschreiben. Was die Jünglinge betrifft, so fallen an ihnen vornehmlich das starke Wachstum in die Länge, die großen Fortschritte in der Kraft und Gewandtheit des Körpers, die Veränderungen



Mamma einer australischen Jungfrau.



Mamma einer deutschen Jungfrau.

der Stimme, das Hervorsproßen von Haaren auf dem Schamberge, in der Achselhöhle und im Gesichte, das gesteigerte Wachstum der Flaumhaare, die Vergrößerung der äußeren Geschlechtsteile, sowie die Vergrößerung der Gesichtszüge auf. Hinzufügen muß ich noch, daß der Geschlechtstrieb bei beiden Geschlechtern zur vollen Stärke erwacht ist.

Auf das Jünglings- und das Jungfrauenalter folgt das Mannes- und das Frauenalter. Im Nachstehenden werde ich die körperliche Beschaffenheit des südaustralischen Mannes und der südaustralischen Frau zu schildern versuchen, die sich in diesem Lebensabschnitt befinden, welcher dadurch gekennzeichnet ist, daß der Körper nicht mehr in die Länge wächst und sich in jeder Hinsicht auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung befindet.

Die südaustralischen Urbewohner unterscheiden sich nicht unwesentlich durch die Größe des Körpers von einander. Innerhalb ein und desselben Stammes sind die Unterschiede aber geringfügig. Roher Schätzung nach ist das Weib gegen 10 cm kleiner als der Mann.

Das Gesicht ist niedrig und breit. Die Gesichtsform weist in einigen Küstendistrikten nennenswerte Abweichungen von der Norm auf; die Angehörigen der Binnenlandstämme sehen sich jedoch sehr ähnlich. Bei der Entstehung der Gesichtsbildung spielt die Erblichkeit natürlich die größte Rolle. Nach der Ansicht Engels wird das Gesicht auch durch die Tätigkeit seiner Muskeln geformt. Hat dieser Forscher recht, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Züge des Australiers durch die starke Inanspruchnahme der Kauwerkzeuge nicht unwesentlich vergrößert werden; denn er zerrißt nicht nur das Fleisch bei dem Genuße mit den Zähnen, sondern er benutzt diese nicht gar selten auch bei der Zurichtung von Nahrungsmitteln und der Anfertigung von Gebrauchsgegenständen. Wie mich dünkt, üben außerdem das Klima und die Lebensweise keinen ganz geringen Einfluß auf das Gesicht aus, wenn auch nicht auf die Gestaltung des knöchernen Gerüsts, so doch auf die Züge und den Ausdruck. Daß die individuellen Verschiedenheiten in der Physiognomie der Hauptsache nach gering sind, beruht wohl nächst der Abstammung auf der Gleichheit in der Lebensweise und den Gewohnheiten, sowie in den geringen Unterschieden in den Gemütsbewegungen, wenn ich so sagen darf.

Die Stirn ist niedrig und ziemlich schmal. Im männlichen Geschlechte tritt sie sehr zurück und ist, wenn ich nicht irre, etwas schwächer gewölbt als im weiblichen. Aus dem, was ich oben über die Arcus superciliares gesagt habe, geht ohne weiteres hervor, daß ihr unterer Rand in die Augen springende Eigentümlichkeiten aufweist.

Die Augen sind groß, schön und ausdrucksvoll. Bei den älteren Leuten, die häufig an Conjunctivitis catarrhalis gelitten haben, sind sie aber in der Regel trübe, gerötet und gekniffen. Die Entfernung zwischen den beiden ist durchschnittlich ein wenig größer als bei uns. Der Augapfel liegt dem Anschein nach tief in der Orbitalhöhle und wird von langen, dicken Wimperhaaren beschattet. Seine Bindehaut ist nie rein weiß, sondern hat einen Stich ins Gelbliche oder Bräunliche; außerdem finden sich meist einige verschwommene bräunliche Flecke auf ihr vor. Ist der Augenbrauenbogen stark gewulstet, so wird das Auge in dem Grade von demselben überdacht, daß, wenn man nach der Angabe Shadows eine Horizontallinie durch die oberen Ränder der Augenhöhlen und eine zweite durch die inneren Augenwinkel zöge, einen Gesichtsabschnitt erhielte, der verhältnismäßig sehr schmal wäre und etwa den vierten Teil der Nasenhöhe, d. h. der geraden Entfernung der Nasenwurzel von der Ansatzstelle der Nasenscheidewand auf der Oberlippe, ausmache. Die Regenbogenhaut ist stets schwarzbraun bis braunschwarz gefärbt. Die Augenbrauen sind dicht und bedecken in der Form eines langen, breiten und flachen Bogens die Arcus superciliares; über der Nase sind sie nicht selten zusammengewachsen.

Die Nase verleiht nebst der Mundgegend dem Gesichte des Australiers hauptsächlich seine Besonderheit und zugleich seine „Häßlichkeit“. Sie ist kurz, niedrig und am unteren Ende ungewöhnlich dick. Im ganzen Binnenlande der Kolonie steht die Höhe häufig hinter der größten Breite zurück. In diesem Falle beträgt die Elevation, d. h. der gerade Abstand der Spitze von der hinteren Ansatzstelle der Scheidewand, etwa den dritten Teil der Breite. Der Rücken verläuft meist gerade; zuweilen ist er ein wenig einwärts oder auswärts gebogen. An der Spitze stellt die Profillinie fast einen Halbkreis dar. Die Flügel fallen durch ihre Dicke, Größe und bedeutende Wölbung auf; das niedrige Septum verdecken sie oft vollständig. Die obere Grenze bildet auf jeder Seite eine deutlich ausgeprägte Furche. Die unteren, freien Ränder weisen nie eine starke Einbiegung auf. Die Spitze ist gleichmäßig abgerundet und zuweilen ein wenig nach unten geneigt; hin und wieder trifft man aber auch Personen, namentlich junge Weiber, bei denen sie, wie bei vielen Kindern, merklich nach oben gerichtet ist. Die Wurzel fällt durch ihren scharfen Absatz, ihre Flachheit und ihre geringe Höhe auf. Der Stirnnasenwulst springt weit über ihr vor. Nicht selten hängt von ihm eine kleine Hautfalte herab, die die Grenze zwischen der Nase und der Stirn noch deutlicher hervortreten läßt. Die Nase zeigt keine großen individuellen Verschiedenheiten. Im männlichen Geschlecht ist sie verhältnismäßig größer als im weiblichen.

Ein hervorragendes Interesse beanspruchen die Talgdrüsen der Nase. Drückt man die Nasenspitze nach aufwärts, so quillt aus ihrer Haut eine große Menge gelblicher, wurmförmiger Gebilde hervor, die nicht selten einen halben Zentimeter lang sind. Es handelt sich hier natürlich um das aus verhornten und verfetteten Zellen, sowie freien Fettröpfchen bestehende Sekret der Drüsen. Man könnte nun leicht auf die Vermutung kommen, die Drüsenfollikel seien krankhaft erweitert, wie beim Riesencomedo. Da aber die Drüsen bei allen Männern dasselbe Verhalten zeigen, das Sekret mit Leichtigkeit herausgepreßt werden kann, und überdies Acnepusteln beim Eingeborenen nicht häufiger vorkommen, als beim Europäer, so haben wir es aller Wahrscheinlichkeit nach mit auffallend großen, aber ganz normalen Talgdrüsen zu tun. Erwähnen will ich noch, daß die Ausführungsgänge verhältnismäßig eine weite Mündung besitzen, und daß die Follikel ihre Haupttätigkeit erst zu der Zeit der Pubertät beginnen.

Die Mundgegend springt stark vor, was zum Teil von der Dicke der Lippen und zum Teil von der Prognathie des Oberkiefers herrührt. Bei manchen Personen würde bei gewöhnlicher Haltung des Kopfes ein an der Nasenspitze befestigter, senkrecht herabhängender Faden die Lippen berühren. Dies Unschöne in der Gesichtsbildung scheint vor dem Abschluß des Wachstums im allgemeinen stärker ausgeprägt zu sein, als in den ersten Jahrzehnten nach demselben. Individuelle Verschiedenheiten des Mundes kommen selbstverständlich vor; im großen und ganzen sind sie bedeutender als die der Nase. Die Mundspalte ist bei vielen Personen, namentlich Männern, auffallend breit. Nicht gar selten ist die Entfernung zwischen den beiden Mundwinkeln gleich der zwischen der Nasenwurzel und der Mitte des vorderen Oberlippenrandes. Die Lippen sind dick und stark nach außen umgelegt. Beiläufig gesagt, ist diese Uniform des Mundes bei einer großen Zahl afrikanischer Negerstämme noch stärker ausgebildet. Die Oberlippe fällt durch ihre bedeutende Größe auf. Sie hängt wie ein schwerer, faltenloser Vorhang herab und erinnert in ihrer Form lebhaft an die Oberlippe der Tasmanier. Seitlich wird sie von den Nasenlippenrinnen begrenzt. Diese beiden von der Nase zu den Mundwinkeln laufenden Furchen pflegen tief eingegraben zu sein, was wohl zum großen Teil durch den mangelhaften Ernährungszustand des Körpers bedingt wird. Das Filtrum, die Nasenlippenrinne, ist wie mich dünkt, ein bischen breiter und tiefer als bei uns Deutschen. Die Lippen stehen entweder gleich weit ab, oder die obere springt mehr vor. Zuweilen hängt die untere ein wenig

herab; in diesem Falle pflegt sie am weitesten vorzustehen. Die Säume beider Lippen sind hoch. Ihre Schleimheit hat eine bläulich schwarze, schwach rötliche Färbung.

Das Kinn ist rund und tritt mehr oder minder stark zurück. Die Kinnrinne, die Furche, welche die Grenze zwischen der Unterlippe und dem Kinn bildet, stellt einen flachen Bogen dar und ist meistens recht deutlich ausgeprägt. Zu der Bildung eines Doppelkinnes kommt es wohl selten oder nie.

In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist die Schläfengegend abgeflacht, und treten die Backenknochen etwas vor. Da der Ernährungszustand des freilebenden Eingeborenen immer zu wünschen übrig läßt, so sind die Backen sehr häufig mehr oder weniger stark eingefallen.

Die Ohrmuscheln sind ziemlich groß und im allgemeinen besser geformt als die Nase und der Mund. Sie stehen gegen 45° vom Kopfe ab und der obere Rand, der Scheitel, ist nicht selten ein wenig nach außen umgelegt. Verschiedenheiten in der Gestalt und Größe kommen wohl ebenso häufig vor als bei uns. Gewöhnlich sind die Ohrmuscheln länglich oval; hin und wieder sieht man aber auch solche, die durch ihre bedeutende Breite auffallen. Die Leiste (Helix) nimmt ihren Anfang in der Muschelgrube (Concha) und läuft fast ohne Ein- und Ausbiegungen in einem ?-förmigen Bogen bis zum Läppchen. Die Gegenleiste (Antihelix) ist meist scharf ausgeprägt; von ihren beiden Schenkeln pflegt der untere am schwächsten entwickelt zu sein. Die Muschelgrube ist mittelgroß und wird in vielen Fällen von der Leiste in zwei ungleich weite Räume geteilt. Gewöhnlich hängt das Läppchen frei herab und ist lang und fleischig; eine tiefere Randeinziehung grenzt es nur in Ausnahmefällen gegen die Leiste ab. Infolge seiner Größe steht die Breite des ganzen Ohres hinter der Höhe desselben beträchtlich zurück. Bekanntlich wird behauptet, die Ohren einiger Völker säßen verhältnismäßig hoch. Ob sie bei den Australiern hoch, normal oder niedrig gestellt sind, muß ich unentschieden lassen. Nach der Angabe Rankes¹⁾ steht bei erwachsenen Weißen die Längsachse des Ohres vom Scheitel bis zum tiefsten Punkt des Ohrläppchens, annähernd rechtwinkelig zur Horizontale. Bei den Erwachsenen des Binnenlandes ist dies durchaus nicht immer der Fall: ich habe viele Leute, sowohl Männer, als auch Frauen, getroffen, deren Ohren merklich „schief“ gestellt waren. Was die Abweichungen von der gewöhnlichen Form betrifft, so sind mir einige Male recht breite Ohren zu Gesicht gekommen, deren Umriß auffallend dem der Schimpanse-Ohren ähnlich war. Bei den Mitteleuropäern ist das Ohr im weiblichen Geschlecht durchschnittlich kleiner und zierlicher als im männlichen. Dasselbe scheint auch bei den australischen Uribewohnern der Fall zu sein. Verschweigen will ich aber nicht, daß ich an vielen Lubra große und unschön geformte Ohren beobachtet habe.

Der Hals ist mittelgroß und dem Anscheine nach oben recht umfangreich. Die Nackenmuskulatur pflegt gut entwickelt zu sein. Was die individuellen Verschiedenheiten betrifft, so kommen meines Wissens kurze Häuse häufiger vor als lange.

Der Rumpf ist wohlgebaut aber kurz im Verhältnis zu den Gliedmaßen. Fettanhäufungen in der Bauchgegend entstellen ihn nie; dagegen ist er oft in so geringem Grade mit Weichteilen bedeckt, daß man sein Knochengestüt deutlich erkennen kann. Auf der Mitte der Vorderseite findet sich eine mehr oder minder tiefe Furche vor, die vom Halse, auf dem Brustbeine entlang, bis zu dem Nabel oder der Schambeinfuge läuft. Auf der Brust fehlt bekanntlich bei keinem normal gebildeten Menschen eine derartige Furche, und fast immer setzt sie sich bis zum Nabel fort. In der Regel ist ihr Abschnitt unterhalb des Schwertfortsatzes beim Weißen aber nur angedeutet und, wenn ich nicht irre, selbst in Fällen hoch-

¹⁾ Joh. Ranke, Der Mensch. Bd. II, S. 46.

gradiger Abmagerung selten oder nie so scharf ausgeprägt, wie bei vielen Australiern. Hierzu bemerke ich, daß die breiten Bauchmuskeln in der Medianlinie einen sehnigen Strang (*Linea alba abdominis*) bilden, der den Nabel umschließt und vom Schwertfortsatze bis zur Schambeinfuge reicht. Die Brust ist gewölbt, und zwar am stärksten bei kräftigen Personen. Sie besitzt aber keinen großen Umfang, und auch die Schulterbreite ist unbedeutend. Die Schulterblätter stehen gewöhnlich ein wenig ab, und die Mittelfurche des Rückens ist scharf ausgeprägt, was wohl von der Magerkeit des Körpers herrührt. Der Nabel sitzt bei beiden Geschlechtern weit über der Körpermitte. Diese befindet sich bei den Binnenlandbewohnern durchschnittlich in der Höhe der Schambeinfuge. Bei den Lubra ist die Hüftgegend gerundet, aber nicht sehr breit, und die Taille weit weniger schlank, als bei den Europäerinnen, die seit ihren Pubertätsjahren ein Korsett getragen haben.

Die Brüste der Lubra erreichen ihre volle Entwicklung natürlich erst in der Schwangerschaft. Oben ist bereits angegeben, daß sie bei den Personen, welche sich am Ende ihres Längenwachstumes befinden, aber noch nicht geboren haben, halbkugel- bis kegelförmig sind und sich durch einen großen, weit vortragenden Warzenhof auszeichnen. In diesem Zustande pflegen sie aber nur kurze Zeit zu bleiben, denn infolge schlechter Ernährung und langen Stillens kommt es sehr früh zu starken Veränderungen in der Größe und der Form. Sind die Lubra geschwängert, so schwellen die Brüste beträchtlich an. Diese Anschwellung erstreckt sich aber nicht allein auf den Hauptteil, den Brusthügel, sondern auch auf den Warzenhof und die Saugwarze. Gegen das Ende der Schwangerschaft hängen die Brüste infolge ihrer Schwere selbst bei den ganz jugendlichen Lubra mehr oder minder stark nach unten. In den ersten Tagen nach der Niederkunft und auch noch später scheinen sie strotzend mit Milch gefüllt zu sein. Schon nach der Entwöhnung des ersten Kindes haben sie ausnahmslos ihre frühere Form für immer verloren. Sie hängen wie halbgefüllte, am freien Ende abgerundete Beutel oder Schläuche nach unten, der Warzenhof ist stärker pigmentiert, aber weit weniger gewölbt und scharf begrenzt als früher. Nach jeder Geburt und jeder Stillungsperiode werden dann die Brüste schlaffer, welker, länger, unschöner. Sind die Lubra 40 bis 50 Jahre alt geworden, ist ihr Ernährungszustand ein schlechter, und haben sich schon auffällige Altersveränderungen eingestellt, so bilden die Brüste in der Regel unter allen sichtbaren Körperteilen die häßlichsten und abstoßendsten. Ihre Form weicht jetzt in ganz erheblicher Weise von der ab, welche sie in den ersten Jahren nach ihrer Ausbildung besessen haben. In diesem Lebensalter ihrer Besitzerinnen sind sie auffallend schlaff und gleichen leeren, unten abgerundeten Taschen. Ihre Haut sieht welk aus, und ist nicht selten mit Runzeln und Fältchen bedeckt. Derartige Brüste sind bei manchen Lubra vor dem Brustbeine durch eine mehr oder minder vortretende Hautbrücke miteinander verbunden. In diesem Falle bildet der Umriss des Paares eine $\sim\sim$ -förmige Figur. Die Saugwarze pflegt ein wenig verlängert zu sein. Sie sitzt ein paar Zentimeter über dem tiefsten Punkte des ganzen Organes und ist nach unten und vorn gerichtet. Wie bekannt, erreichen die Brüste bei einigen Völkern schließlich eine ganz bedeutende Länge. Es wird z. B. berichtet, daß es unter den Viti-Insulanerinnen und Hottentottinnen Mütter gebe, die nicht selten ihr Kind stillten, wenn es ihnen auf dem Rücken sitze; ihre Brüste seien nämlich so lang und schlaff geworden, daß sie dieselben über die Schultern werfen könnten. In einen solchen Zustand geraten die Brüste unserer Australierinnen nicht. Bei den Lubra, die sich an der Schwelle der Wechseljahre befinden und oft niedergekommen sind, haben sie durchschnittlich eine Länge, die gleich einem Drittel oder Viertel der Rumpfbreite in der Taillengegend ist. Übrigens sind in vielen Fällen auch bei ein und derselben Person Verschiedenheiten in der Größe der Brüste vorhanden. Im Binnenlande pflegt, so weit ich es zu beurteilen vermag, bei einer derartigen

Assymetrie gewöhnlich die rechte Brust am weitesten hinabzuhängen. Es rührt dies wohl daher, daß die Mütter aus Bequemlichkeitsgründen die eine Brust häufiger zum Säugen benutzen als die andere. Beiläufig gesagt, geht mancher größere australische Säugling ebenso ungestüm und gewalttätig bei dem Stillen seines Durstes zu Werke, wie die Jungen der Wiederkäuer unter unseren Haustieren, wenn sie am mütterlichen Euter saugen. Bei dieser Gelegenheit möge erwähnt werden, daß die Säuglinge in ihrer Gier nicht selten den ganzen Warzenhof mit ihren großen Lippen umschließen, wenn derselbe stark vorragt.

Die äußeren Geschlechtsteile des südaustralischen Mannes sind meines Erachtens ein wenig kleiner als die des deutschen. Über die Beschaffenheit der Vorhaut bei den Erwachsenen vermag ich keine Angaben zu machen, die irgend welchen Wert besitzen, da die Zahl meiner diesbezüglichen Beobachtungen zu gering ist. Im gesamten Binnenlande bekommt man keinen erwachsenen Eingeborenen zu Gesicht, der eine Vorhaut hat; alle Knaben werden nämlich beschnitten, bevor sie die volle geschlechtliche Reife erlangt haben. In den von Weißen bewohnten Küstengebieten gibt es zwar Stämme, welche die Beschneidung nicht eingeführt haben, trotzdem bietet sich dem Fremden nicht oft Gelegenheit, in unauffälliger Weise Beobachtungen über die Beschaffenheit des männlichen Begattungsorganes anzustellen, da die dortigen Eingeborenen bereits angefangen haben, europäische Kleidung zu tragen. Bei den Knaben ist die Vorhaut mittellang und dem Anschein nach eher eng als weit. Wie ich später eingehend besprechen werde, nehmen fast alle südaustralischen Stämme, welche die Beschneidung ausüben, auch eine Spaltung des Penis vor. Diese Operation, die ebenfalls mehrere Jahre vor dem Abschluß des Längenwachstumes zur Ausführung kommt, führt natürlich zu Schrumpfungsvorgängen, die aller Wahrscheinlichkeit nach verhindern, daß das Glied die volle Größenentwicklung erreiche. Vielleicht ruft sie auch frühzeitige Altersveränderungen an dem Gliede hervor.

Die äußeren Geschlechtsteile der Weiber scheinen ebenfalls eine geringe Größenentwicklung aufzuweisen. Genaue diesbezügliche Angaben kann ich, offen gestanden, nicht machen. Obwohl sich mir oft genug eine gute Gelegenheit geboten hat, diese Teile zu untersuchen, habe ich aus naheliegenden Gründen nur ausnahmsweise von ihr Gebrauch gemacht.

Die meisten Südaustralier gehen zwar völlig nackt, aber nur selten bekommt man eine Vulva ihrer ganzen Länge nach zu Gesicht, da die Weiber in sitzender Stellung sorgfältig darauf zu achten pflegen, daß das, was sich zwischen ihren Oberschenkeln befindet, nicht den Blicken der Fremden preisgegeben wird. Die weiblichen Geschlechtsteile, welche ich einer genauen Betrachtung unterzogen habe, waren verhältnismäßig klein. Die Labia majora standen wenig vor; sie waren aber ziemlich fest. Die Schamspalte klaffte ein bischen; die Labia minora ragten nicht aus ihr hervor. Die betreffenden Lubra befanden sich im mittleren Lebensalter und waren ausnahmslos mager. Köhler¹⁾ gibt an, die Vulva der Australierinnen sei verhältnismäßig weit nach hinten gelegen, und die meisten Männer vollzögen aus diesem Grunde den Beischlaf von hinten. Ich vermag in Betreff der Stellung der Vulva nur zu sagen, daß diese nicht weit nach vorn gelegen ist.

Der Schamberg ist bei den jüngeren Lubra gut entwickelt. Er bildet eine flache, annähernd dreieckige Erhöhung. Oben wird er durch eine deutlich ausgeprägte gerade oder ein wenig gebogene Furche begrenzt. Im Innern der Kolonie kann man leicht gute Beobachtungen über seine Beschaffenheit anstellen, da die dortigen Lubra das Schamhaar zu entfernen pflegen und keinen Schurz tragen.

Die Arme und Beine sind verhältnismäßig lang. Ist der Eingeborene wohl genährt, so scheint sein Körper besser proportioniert zu sein, als der des kurz-

¹⁾ Ploss-Bartels, Das Weib. Bd. I, S. 184.

beinigen Weißen; bei übergroßer Magerkeit dagegen macht die bedeutende Länge der Extremitäten, namentlich im weiblichen Geschlechte, einen abstoßenden Eindruck auf uns. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird diese Eigentümlichkeit des Körpers aber nicht allein durch Vererbung fortgepflanzt, sondern auch durch eine gleichmäßige Anstrengung und Durcharbeitung des ganzen Körpers von Jugend an erworben; denn wie uns Gould gezeigt hat, besitzen die Matrosen, die ja beim Klettern den ganzen Körper anstrengen, im Verhältnis zu ihrer Größe einen kurzen Rumpf und lange Arme und Beine. Würden Australier, die in einer Stadt aufgewachsen wären, sich ihren Lebensunterhalt, wie die Leute vieler Stände bei uns, durch die Arbeit der Hände erwerben, so ständen die Gliedmaßen vielleicht in einem merklich anderen Größenverhältnis zu dem Rumpf, wie bei ihren frei im Naturzustande lebenden Rassengenossen. Die Füße sind verhältnismäßig lang und knochig. Die Ferse ragt dem Anschein nach ein bischen weiter vor, als bei den Norddeutschen. Der Rücken ist gut gewölbt; von der Ansatzstelle der großen Zehe steigt er gegen 32 bis 35° zum Fußgelenk empor. Die Zehen können viel freier bewegt werden und sind seltener mißgestaltet, als die der Leute, welche enges oder schweres Schuhwerk zu tragen pflegen. Mit Ausnahme der großen Zehe werden sie beim Stehen und Gehen so stark gekrümmt gehalten, daß nur das letzte Glied, dessen Tastballen stark vergrößert ist, den Boden berührt. Die Hand ist schmal und hat lange Finger. Als schön dürfen wir sie aber nicht bezeichnen, da das Knochengerüst zu stark hervortritt, die Haut runzelig und mißfarbig ist, die Venen auf ihrem Rücken oft mehr oder weniger angeschwollen sind, und die Fingergelenke zu sehr vorragen und auf ihrer Streckseite eine zu faltenreiche Haut haben. Die Weichteile der Gliedmaßen sind durchschnittlich weit weniger massig ausgebildet als beim Europäer. Was die Waden betrifft, so stehen sie hinsichtlich der Größe nie in einem Mißverhältnis zu der Muskulatur der übrigen Körperteile. Die Armmuskeln sind im Verhältnis zu denen der Leute, die tagtäglich schwere Handarbeit verrichten, natürlich schwach entwickelt. Wie bekannt, kommt es bei den Weibern der Hottentotten, Buschmänner und anderer afrikanischen Stämme zu einer starken Fettansammlung in der Gesäßgegend. Diese Abnormität, die den Namen Fettsteiß (Steatopygie) erhalten hat, findet sich auch bei vielen Europäerinnen vor; bei denselben ist sie aber nicht so stark ausgebildet. Meinen Beobachtungen nach sind die Hinterbacken der erwachsenen Südaustralierinnen, namentlich der der Binnenlandstämme, in manchen Fällen mehr oder minder stark vergrößert. Ob es sich hier um eine echte Steatopygie handelt, wage ich nicht zu entscheiden. So viel ich weiß, ist die typisch ausgebildete Steatopygie dadurch gekennzeichnet, daß die Außenseite des Oberschenkels unter dem Hüftgelenke durch Fettablagerungen gleichmäßig gerundet ist, und die Hinterbacken weit vorragende Polster bilden, die unten durch eine tiefe Furche, die Gesäß-Schenkel furche, scharf begrenzt sind. Was nun die hier in Frage kommenden Australierinnen betrifft, so ist die Glutaealgegend gleich hinter dem Trochanter mehr oder weniger stark eingefallen, wie bei allen mageren Personen. Die Hinterbacken sind infolgedessen schmal. Dort, wo sie die Gesäßspalte bilden, ragen sie am weitesten vor. Nach oben gehen sie allmählich in die Lendengegend über, was ja auch bei den deutschen Weibern der Fall zu sein pflegt, welche die Natur mit einem Fettsteiß versehen hat. Unten sind sie wenig scharf abgegrenzt, da die Gesäß-Schenkel furche mehr oder weniger verstrichen ist. Übrigens hat es oft den Anschein, als verliere sich die Verdickung erst ganz allmählich unterhalb dieser Furche auf der Hinterseite der Oberschenkel. Für ihr Zustandekommen durch eine Ansammlung von Fett spricht der Umstand, daß die betreffenden Weiber zwar nicht fett, — eingeborene Weiber mit einem dicken Panniculus adiposus gehören im ganzen Binnenlande zu den größten Seltenheiten — aber besser genährt waren, als der Durchschnitt ihrer Genossinnen.

Die Haut des Australiers ist sammetweich und für gewöhnlich ein wenig fettig. Vielleicht besitzt sie eine größere Dicke als die des Deutschen. Nahm ich nämlich meine Haut und die eines Eingeborenen zwischen die Finger, so fand ich stets, daß bei mir die Falte am dünnsten war. Daß die Haut nicht an allen Körperstellen die gleiche Beschaffenheit hat, ist ja selbstverständlich. Die der Knie- und Ellenbogenbeuge fällt bei älteren und mageren Leuten durch ihre leichte Verschiebbarkeit, ihr mißfarbiges Aussehen, ihre Trockenheit und ihre vielen Querfältchen und Runzeln auf. Bei jüngeren und wohlgenährten Leuten fehlt diese Unschönheit entweder ganz, oder ist, sozusagen, nur angedeutet. Über die Haut des Handrückens habe ich bereits die nötigen Angaben gemacht. Die des Fußrückens hat eine ähnliche Beschaffenheit; bei vielen älteren und dürren Personen ist sie welk und trocken. Die Oberhaut der Fußsohlen zeichnet sich durch eine ganz bedeutende Dicke aus, und gleicht, namentlich an der Ferse und dem vorderen Ende des Mittelfußes, einer rissigen Borke. Die Handflächen weisen nicht selten geringe Schwielenbildungen auf, wie bei Weißen, die leichte Handarbeiten zu verrichten pflegen. Die Kopfschwarte ist recht dick.

Über die Färbung der Haut vermag ich leider nur einige wenige Angaben zu machen, da mir kein Eingeborener zu Gesicht gekommen ist, von dem ich mit Bestimmtheit annehmen konnte, daß sein Körper die erforderliche Sauberkeit besäße. Der im Naturzustande lebende Eingeborene ist stets mit einer aus Schweiß, Fett, Asche, Staub, Ocker usw. bestehenden Kruste bedeckt, die den natürlichen Farbenton nicht genau erkennen läßt, und so fest haftet, daß sie durch ein einfaches kaltes Bad oder einen tüchtigen Regenguß nicht entfernt wird. Die durch den Schmutz beeinflusste Farbe ist ein mehr oder weniger gesättigtes Dunkelbraun, das bald ins Graue, bald ins Rötliche und zuweilen auch ins Gelbliche spielt. Aus der Ferne gesehen, erscheint eine derartige Haut fast schwarz. Säubert man den Körper gründlich mit heißem Wasser und scharfer Seife, so pflegt er in der Mehrzahl der Fälle einen lichterem Farbenton zu erhalten. Im Binnenlande habe ich oft Leuten die Haut an einer Stelle des Rückens mit einem härteren Gegenstande, z. B. einem messerförmigen Stückchen Holz, abgerieben und abgeschabt, um mir einigermaßen Klarheit über das wirkliche Aussehen derselben zu verschaffen. Nicht gar selten vermochte ich diese nur oberflächlich gesäuberten Stellen an dem lichterem Farbenton, den sie erhalten hatten, noch deutlich in einem Abstände von 10 bis 20 Schritt zu erkennen.

Was nun die wirkliche, die natürliche Hautfarbe betrifft, so ist sie nicht überall die gleiche, sondern tritt in vielen Abstufungen, Schattierungen von Dunkelbraun auf. Die hellsten Töne kommen im Süden und die dunkelsten im Norden der Kolonie vor. Ein Farbenunterschied macht sich aber nicht allein bei Eingeborenen bemerkbar, die weit voneinander getrennte Gebiete bewohnen: selbst bei ein und derselben Horde treffen wir Leute an, die ein wenig heller oder dunkler sind als ihre Genossen. Hierzu kommt noch, daß bei den einzelnen Personen der Körper nicht gleichmäßig gefärbt ist. So weit meine Beobachtungen reichen, pflegt das Gesicht merklich heller zu sein, als viele Stellen des Rumpfes und anderer Körperteile. Ob die Hautfarbe Geschlechtsverschiedenheiten darbietet, d. h., ob sie im weiblichen Geschlechte heller sei als im männlichen, muß ich dahingestellt sein lassen. Größere oder geringere Blutfülle der Haut hat übrigens einen Einfluß auf die Abstufung und Abtönung der Farbe. Bevor ich diesen Gegenstand meiner Besprechung verlasse, habe ich noch zu erwähnen, daß die Handteller und die Innenseite der Finger stets eine ganz helle schmutzig gelbliche Farbe haben, die der der Handflächen eines weißen Arbeiters sehr ähnlich ist, daß die Nägel fast so hell sind, wie bei den Europäern, und daß die einer rauhen Borke gleichende Haut der Fußsohle hornfarbig ist, aber gewöhnlich ganz anders aussieht, da sich in ihren unzähligen feinen Rissen und Sprüngen Schmutz aller Art festgesetzt hat.

Daß den Eingeborenen ein ziemlich starker Geruch anhaftet, darf uns bei der großen Unreinlichkeit der Haut nicht wunder nehmen. Ich möchte ihn mit dem vergleichen, welcher ein Hemd angenommen hat, das monatelang von einer sehr unsauberen Person getragen worden ist. Mir ist er nie unangenehm gewesen; es gibt aber viele Weiße im Lande, denen er geradezu Ekel einflößt. So z. B. lernte ich auf der Missionsstation St. Catharina einen hochgebildeten Missionar kennen, der ein so empfindliches Geruchsorgan hatte, daß er bei seinen Mahlzeiten keinen im Naturzustande lebenden Eingeborenen in seiner nächsten Nähe duldete. Bei den Missionszöglingen, die auf Reinlichkeit sehen, pflegt der Geruch weit weniger stark zu sein, als bei ihren Genossen „im Busch“. Dies spricht dafür, daß er der Hauptsache nach von dem erwärmten und meist mehr oder weniger feuchten Hautschmutz ausgeht.

Der Haarwuchs ist im Süden recht üppig, nach Norden zu wird er aber merklich geringer. Am auffallendsten ist der Unterschied in der Stärke der Behaarung zwischen den nördlichen und den südlichen Küstenbewohnern. Das Haupthaar ist ziemlich fein und besitzt eine schwarze Färbung, die bei einigen Stämmen häufig einen Stich ins Bräunliche hat. Meist ist es lockig, wellig oder schlicht; im letzten Falle hat es gewöhnlich eine mehr oder minder starke Neigung zur welligen Biegung. An der Nord- und der Südküste kommen aber auch Personen vor, die krauses Haar haben. Das Barthaar und das Schamhaar ist durchgehends ein wenig dicker und hat eine glänzend schwarze Farbe. Das feine Körperhaar ist braunschwarz gefärbt und pflegt auf den Gliedmaßen am dichtesten zu stehen. Auf der Brust erreicht es zuweilen eine bedeutende Länge. Bei sehr vielen Männern ist dieser Körperteil aber verhältnismäßig spärlich behaart; was vielleicht daher rührt, daß er häufig mit Fett und Ocker eingerieben und mit wolligen Pflanzenteilen und Dunen beklebt wird. Bei uns ist das Flaumhaarkleid auch selten ganz unversehrt, wenn ich mich so ausdrücken darf, da alle jene Stellen mehr oder weniger kahl zu sein pflegen, die beim Gehen von den Kleidern gerieben werden. Was das Haupthaar betrifft, so sind seine Spitzen nicht selten rötlich braun. Diese eigentümliche Doppelfärbung kommt bei den Kindern häufiger vor als bei den Weibern und bei diesen wieder häufiger als bei den Männern. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie durch äußere Einflüsse, wie atmosphärische Luft, grelles Sonnenlicht, Schweiß, Fettsäuren, Asche usw. hervorgerufen wird. Wie mir die Frau eines Missionars von Kilalpanina mitgeteilt hat, trete sie bei den ihrer Obhut anvertrauten Mädchen schärfer zur Sommerszeit, wenn dieselben häufig ein Bad nehmen müßten, als zur Winterszeit hervor. Übrigens sind die Haare von Mumien und verwesenden Leichen oft ganz oder zum Teil braun, rötlich braun oder gelblich verfärbt. Über Kopfhare aus prähistorischen Gräbern Ober-Egyptens sagt Virchow: „Unter diesen Locken finden sich einzelne, die in allen Nüancen von Hellbraun bis zum wirklichen Blond glänzen. Nicht selten ist das Ende (die Spitze) einer solchen Locke allein gelb, der übrige Teil noch schwarz.“ Ausnahmsweise trifft man im Innern Kinder an, deren gesamtes Körperhaar hellblond ist. Näheres hierüber werde ich weiter unten mitteilen. Abgesehen vom Gesichte, ist der Haarwuchs beim Manne ein bischen stärker als beim Weibe. Ob das Haupthaar bei diesem eine größere Länge erreiche als bei jenem, vermag ich nicht zu sagen. Die Behaarung bietet aber noch bessere Geschlechtsverschiedenheiten. Wie der Leser weiß, erstreckt sich bei uns im männlichen Geschlechte das Schamhaar streifenförmig auf der Linea alba abdominis aufwärts nach dem Nabel zu, während seine obere Grenze im weiblichen Geschlechte mehr oder minder gradlinig verläuft. Dasselbe ist bei der australischen Rasse der Fall.

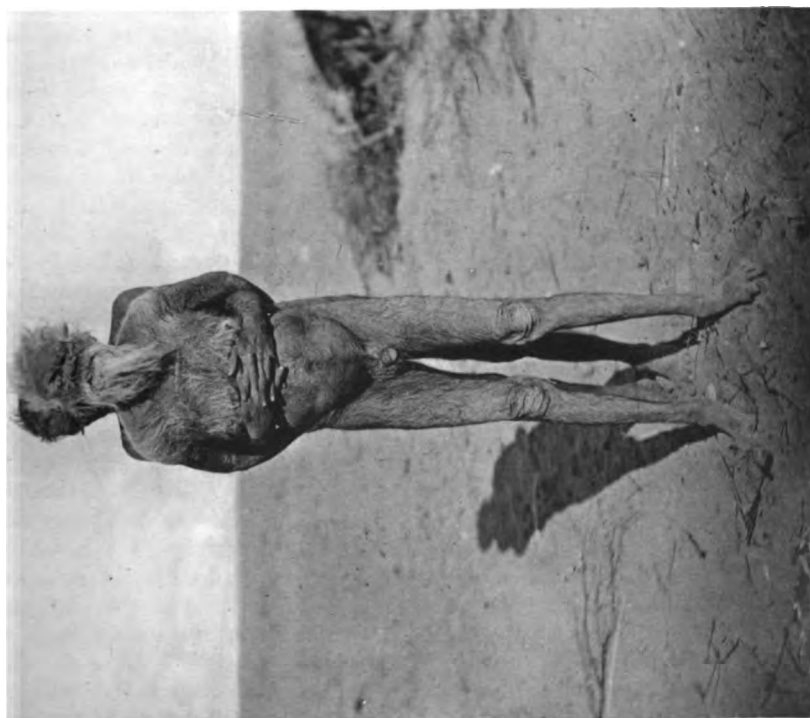
Den Beginn des Greisenalters verlegen wir in das fünfzigste Lebensjahr. Um diese Zeit pflegen die rückschreitenden Veränderungen des Körpers besonders auffällig zu werden. Beim Weibe nimmt, genau genommen, das Altern ein paar

Jahre früher, in den Wechseljahren (Klimakterium), seinen Anfang. Wie allbekannt, macht sich der Verfall des Körpers zuerst hauptsächlich dadurch bemerkbar, daß das Haar rasch ergraut und an einigen Stellen lichter wird, daß die Backen infolge des Verlustes von Zähnen einfallen, und die Nasenlippenrinne sich schärfer ausprägt, daß die Gesichtshaut ein wenig schlaff, runzelig und welk wird, und daß es zu einer Abnahme der Körperkräfte, der Sinnesschärfe, der Begierden, der Tatkraft, der Lebenslust kommt. Eine Gewichtsabnahme macht sich im allgemeinen erst später geltend. Bei vielen Personen, namentlich Weibern, ist im Gegenteil gar oft auch noch in der ersten Zeit des Greisenalters eine Neigung zur Fettleibigkeit vorhanden. Früher unterschied man daher einen zweifachen körperlichen Zustand im Greisenalter, von denen der eine, der *Habitus corporis laxus*, durch Fettleibigkeit und der andere, der *Habitus corporis strictus*, durch Magerkeit gekennzeichnet war. In der letzten Hälfte des siebenten und in der ersten des achten Jahrzehntes erreichen die Altersveränderungen schon einen hohen Grad. Der Körper verliert recht bedeutend an Kraft und oft auch an Gewicht. Infolge der allgemeinen Schwäche wird die Haltung gebückt und der Gang unsicher, steif und langsam. Die Eßlust nimmt ab, das Ruhebedürfnis aber zu. Noch auffallender als diese Veränderungen sind die Umbildungen der äußeren Erscheinung. Die schöne Rundung des Rumpfes und der Glieder ist verschwunden. Viele Teile des Knochengerüsts, wie die Backenknochen, die Schlüsselbeine, die Schulterblätter, die Rippen, die Hüftbeinkämme und die Gelenkenden der langen Röhrenknochen ragen in unschöner Weise vor. Die Muskulatur hat ihre Prallheit verloren und oberhalb der Schlüsselbeine, des Brustbeines, zwischen den Rippen, auf den Darmbeinen und sonstwo sind mehr oder minder große Vertiefungen vorhanden. Die Veränderungen, welche das Gesicht erlitten hat, wirken geradezu entstellend. In den Fällen, wo es zum Verluste der Zähne und Schwunde der Alveolarfortsätze gekommen ist, sind die Lippen eingezogen, und ist das Kinn weiter nach vorn gerückt und der Nase genähert. Dies bedingt natürlich eine Verkürzung des ganzen Gesichtes. Infolge der Aufsaugung des Unterhautfettes wird die Haut, besonders bei den Personen mit einem *Habitus strictus*, mißfarbig, welk, schlaff, runzelig und trocken. Durch ihr Bestreben, nach unten zu sinken, kommt es zu einem starken Vorspringen der Backenknochen, einer Vertiefung und Verlängerung der Nasenlippenrinne und der Bildung von Einsenkungen und Wulstungen unter den Augen.

In der zweiten Hälfte des Greisenalters haben die Veränderungen so große Fortschritte gemacht, daß der Mensch nur noch ein Schattenbild ist von dem, was er einst war. Die Schwäche und Hinfälligkeit sind groß: müde und gebrochen schleicht er mit nach vorn gebeugtem Oberkörper einher. Die Sinne sind stumpf geworden, und die geistigen Kräfte und Fähigkeiten haben abgenommen. Aus den Augen ist der Glanz geschwunden und aus dem Herzen die Anteilnahme an dem Geschehe anderer. Die Gedanken weilen nicht mehr gern in der Zukunft, sondern eilen am liebsten zurück zu den längst versunkenen Tagen der sonnigen Jugendzeit. Der Körper scheint zu einer lebenden Mumie zusammengeschrumpft zu sein. Ist das Haupthaar bis auf einen spärlichen Rest verschwunden und das Gesicht fast fleischlos geworden, so mahnt uns der Kopf an einen mit Haut überzogenen Totenschädel. Das Knochengerüst des Rumpfes und der Glieder tritt noch schärfer hervor als früher. Auch Muskeln zeichnen sich deutlich durch die dünne, welke Haut ab, wie z. B. am Halse, wo die, welche an der Oberfläche gelegen sind, sich dem Auge wie straff gespannte Bänder zeigen. Ähnliches gilt in manchen Fällen von erweiterten Venen. Die Gelenke der Arme und Beine haben scheinbar bedeutend an Umfang gewonnen, und viele von ihnen gewähren einen unschönen Anblick, da die Haut der Streckseite recht schlaff und faltenreich ist. Der Gewichtsverlust des gesamten Körpers hat oft einen hohen Grad erreicht, denn dem Altersschwunde fallen alle äußeren und die meisten



Alter Diäri.



Hochbetagter Diäri
(die Brust ist stark behaart).

inneren Weichteile, sowie die Knochen anheim. Schließlich, nachdem sich Zeichen großer Schwäche und Erschöpfung, wie beständige Schlagsucht, Zittern der Glieder und des Kopfes, vollständige Gleichgültigkeit gegen die Umgebung, eingestellt haben, sinkt der Mensch ohne schweren Todeskampf zurück in das Nichts.

Ich habe hier den bei uns gewöhnlichen Verlauf des Greisenalters geschildert, das durch den natürlichen Tod seinen Abschluß findet, und werde jetzt die wesentlichen Altersveränderungen, welche ich an australischen Urbewohnern beobachtet habe, möglichst eingehend besprechen, und zu ergründen versuchen, ob dieselben in irgend einer Hinsicht darauf hindeuteten, daß das Altern bei dieser Rasse, die ja den niedersten Rang in der Menschheit einnehmen soll und ungemessene Zeiträume hindurch so gut wie frei von Vermischung geblieben ist, auf merkbar andere Weise stattfindet, als bei den am höchsten stehenden Kulturvölkern, den Weißen. Ich muß aber vorausschicken, daß eine genaue Feststellung des Alters der Eingeborenen, die bereits die Höhe des Lebens überschritten haben, nur in den allerseltensten Fällen möglich ist. Auf Stationen und in Ortschaften habe ich zwar mehrere Greise kennen gelernt, deren Alter Weißen ziemlich genau bekannt war, da aber diese Eingeborenen sich die Lebensweise der Buschleute mehr oder weniger zu eigen gemacht hatten: sie litten eher an Ueber- als an Unterernährung, waren leidenschaftliche Raucher des ungemein starken Stangentabakes, verbrachten den größten Teil des Tages mit Nichtstun, schützten sich durch Kleider oder Decken vor den Unbilden der Witterung usw., so muß ich annehmen, daß bei ihnen die Altersveränderungen vielleicht in bezug auf die Zeit des Eintrittes, wenn nicht auch auf die Wesenheit merkliche Abweichungen von denen aufgewiesen haben, welche an ihren Genossen erscheinen, die noch frei und unbeeinflusst von den Weißen und deren Erzeugnissen unstät, jagend und sammelnd, ihre Heimat durchziehen.

Der Physiologe und der Arzt unterscheiden pathologische und physiologische Altersveränderungen. Von manchen Veränderungen vermag man aber nicht mit Sicherheit anzugeben, ob das Altern an und für sich die Ursache ihrer Entstehung sei, oder den Körper nur für ihre Entstehung besonders empfänglich mache. Übrigens läßt sich wenig gegen die Behauptung einwenden, der Verfall, den das Greisenalter mit sich bringt, sei im Grunde genommen weiter nichts als eine Krankheit („Senectus ipse morbus“).

Die anatomische Beschaffenheit der Körperteile, die ich einer Betrachtung unterziehen will, bleibt aus naheliegenden Gründen unerörtert. Ich werde mir nur angelegen sein lassen, dem Leser die Veränderungen möglichst genau zu beschreiben, welche das äußere Aussehen des Eingeborenen mehr oder minder regelmäßig im Greisenalter erleidet.

Für diejenigen meiner Leser, welche keine medizinischen Kenntnisse besitzen, schalte ich hier ein paar Angaben über anatomische und histologische Veränderungen ein, die das Altern im menschlichen Körper zur Folge zu haben pflegt.

Was zunächst das Knochengerüst betrifft, so erfährt es im höheren Alter mannigfache Veränderungen, die hauptsächlich infolge einer langsamen aber stetig fortschreitenden Auflösung und Aufsaugung seiner Substanz zu stande kommen. Dieser Rückbildungsvorgang, von den Ärzten Osteoporose genannt, führt natürlich zu einer Abnahme des Gewichtes und der Größe der Knochen. Am Schädel bewirkt er zuweilen eine hochgradige Verdünnung des Scheitelbeines und nach dem Verlust der Zähne einen vollständigen Schwund der Alveolarfortsätze, so daß schließlich der Unterkiefer nur noch eine schmale Spange bildet, und der Oberkiefer unterhalb der Nasenöffnung (Apertura pyriformis) kaum einen halben Zentimeter hoch ist. Der Schädel erfährt aber auch Veränderungen, die sein Gewicht vergrößern, oder mindestens nicht verringern. Es kommt nämlich stellenweise zu einer Verdickung des Daches und einer Verknöcherung („Ver-

streichen“) von Naften. Die langen Röhrenknochen fallen mehr einem inneren als äußeren Schwunde anheim. Ist die Resorption ziemlich stark, so nehmen sie nicht nur an Gewicht, sondern auch an Widerstandsfähigkeit ab. An der Wirbelsäule führen die Altersveränderungen dazu, daß sich dieselbe mehr oder weniger nach vorn krümmt. Sie bestehen der Hauptsache nach in einer Atrophie der Wirbelkörper und der Intervertebralscheiben.

Altersveränderungen finden sich auch an den Gelenken vor. Im wesentlichen bestehen sie bei der physiologischen Form in einer Steigerung der Dichtigkeit und Zähigkeit der Kapsel und der Synovialhaut. Die pathologische Form führt, nebenbei bemerkt, nicht selten zu auffallenden Verunstaltungen.

Die Muskulatur verfällt einem mehr oder minder starken Schwunde.

Das Nervensystem nimmt gleichfalls an den rückschreitenden Umbildungen teil.

Die Haut wird welk, schlaff, mißfarbig, dünn, runzelig, faltig und trocken, wie schon oben gesagt ist. Die Ursachen hiervon sind gar mannigfaltig und beruhen der Hauptsache nach auf einer Veränderung ihres Aufbaues, ihrer Textur. Es kommt zu einer Verödung kleinerer Gefäße und oft auch zu einer Ablagerung bräunlicher Farbstoffe. In der Lederhaut nehmen die Faserbündel an Größe ab, und die Papillen werden niedriger. Die Oberhaut verliert an Dicke und beginnt ein wenig abzuschuppen. Das Unterhautzellgewebe wird durch Rückbildungsvorgänge ebenfalls verschmächtigt; nicht selten lagert sich aber im Beginne des Greisenalters, namentlich beim Weibe, eine große Menge von Fett in seinen Zellen ab.

Die Geschlechtsteile erleiden im großen und ganzen ziemlich bedeutende Altersveränderungen. Im weiblichen Geschlechte treten dieselben aber weit früher auf als im männlichen. Die Hoden verlieren im höheren Alter an Größe und Gewicht; auch die anderen männlichen Geschlechtsdrüsen verfallen einer Art Schrumpfung. Das Glied wird welk, runzelig und mißfarbig und der Hodensack so schlaff, daß er wie ein Sack nach unten hängt. Beim Weibe stellen sich die Rückbildungsvorgänge in den Geschlechtsorganen schon während der Wechseljahre ein. Die Eierstöcke und die Gebärmutter nehmen recht merklich an Größe und Gewicht ab. Die Scheide verkürzt sich, und ihre Falten erfahren eine Rückbildung. Die Schamlippen werden kleiner und schlaffer; die Vulva beginnt daher zu klaffen. Höchst auffallend ist das gänzlich veränderte Aussehen der Brustdrüsen, wie wir schon oben gesehen haben. Veranlaßt wird es im wesentlichen durch den fast vollständigen Schwund der Gerüstsubstanz, des Parenchyms und des Fettes.

Infolge dieser Vorgänge an den verschiedenen Organen kommt es zu Veränderungen des äußeren Aussehens, der Haltung, des Ganges usw. Da diese Veränderungen oben bereits ausführlich besprochen sind, so gehe ich jetzt, nachdem ich in gedrängter Kürze ihre inneren Ursachen angeführt habe, auf die Besprechungen der Erscheinungen über, welche uns bei dem australischen Urbewohner das Altern seines Körpers verraten.

Wie wir wissen, wird die Haltung des Körpers im Greisenalter eine andere, und zwar infolge der Rückbildungsvorgänge in der Wirbelsäule und den Streck- und Beugemuskeln des Rückens und des Halses. Auch der Gang ändert sich, wie wir ebenfalls gesehen haben. Er wird schwerfällig und langsam und führt rasch zur Ermüdung. Die Ursache hiervon haben wir hauptsächlich in der Verminderung der Muskelkraft und der Innervation zu suchen; die Gelenkveränderungen werden die Gehbewegung wohl nicht wesentlich erschweren.

Bei unserem Australier scheinen die Altersveränderungen des Bewegungsapparates verhältnismäßig spät aufzutreten, denn erst im hohen Alter nimmt er eine gebückte, vorn über gebeugte Haltung an, und wird sein Gang schleppend, langsam und unsicher. Für eine lange Erhaltung der Muskelkraft spricht auch der Umstand, daß die Greise erst sehr spät sich zur Ruhe setzen, d. h., daß sie

den Nahrungserwerb für die eigene Person ganz den Angehörigen überlassen. Den Marsch von dem einen Lagerplatz zu einem anderen müssen sie natürlich bis an ihr Lebensende mitmachen. Welch hohe Anforderung derselbe oft an die Körperkraft und die Ausdauer stellt, vermag nur der gut zu beurteilen, welcher selbst von morgens früh bis abends spät durstig und mit leerem Magen im stärksten Sonnenbrande über weite Sandebenen gewandert und über steile, unwegsame Felsenhöhen geklettert ist. Die ersten, auf ein Schwinden der Körperkraft deutenden Anzeichen in Haltung und Gang bestehen gewöhnlich darin, daß der Kopf sich mehr als gewöhnlich nach vorn neigt, die Brust eingezogen wird, der Rücken sich ein bißchen krümmt, und die Gehbewegungen steif und un gelenkig ausgeführt werden, etwa wie die eines Stelzvogels. Bei den Lubra pflegen sich diese Alterserscheinungen etwas früher einzustellen als beim Manne, was wohl zum Teil von ihrem schlechteren Ernährungszustand herrührt. Viele von den alten Vetteln, die nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheinen, haben einen wahren Stelzengang. Einen wiegenden, watschelnden Gang, wie der fetter Enten und deutscher Matronen, die sich eines Fettsteißes, eines Schmerbauches und eines Doppelkinnes erfreuen, habe ich nie an Australierinnen beobachtet. Ein auffallendes Zittern der Hände und des Kopfes, sowie eine große Unsicherheit der Bewegungen tritt in der Regel erst spät, in der letzten Hälfte des Greisenalters, auf. Greise und Greisinnen mit wackelndem Kopfe und schlotternden Gliedern, mit eingefallenem Leichengesicht und schneeweißem Haar, mit zusammengesunkenem Körper und mühevollen Atembewegungen sind mir nur auf Stationen zu Gesicht gekommen. Bei den freilebenden Horden findet das Dasein gewöhnlich dann seinen Abschluß, wenn die Kräfte nicht mehr zu einem längeren Marsche reichen, die Sinne stumpf geworden sind, und der Geist umnachtet, verblödet ist. Getötet wird ein Erwachsener wohl selten oder nie aus dem Grunde allein, daß er wegen seiner großen Hilfsbedürftigkeit den Angehörigen zu einer fast unerträglichen Last geworden ist: für einen Elenden und Siechen pflegt sich immer ein Verwandter zu finden, der sich seiner erbarmt. Es ist sicher, daß es bei hochgradiger Altersschwäche leicht zu einer Überanstrengung kommt, die dem Greise die letzte, zum Leben notwendige Kraft raubt, denn, wie wir wissen, wechseln die Eingeborenen, durch Nahrungsmangel gezwungen, von Zeit zu Zeit ihren Lagerplatz. Hierbei werden ja oft Märsche gemacht, die nicht selten selbst für gesunde, kräftige Leute anstrengend sind; da nun die Schwachen und Kranken nur ganz ausnahmsweise getragen werden, so liegt es auf der Hand, daß solche Märsche für manche hilfällige Greise zu Todesmärschen werden. Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß der Kräfteverfall vieler hochbetagten Leute wesentlich dadurch beschleunigt wird, daß sie in ihrer Hilfsbedürftigkeit und Unbeholfenheit nicht die nötige Pflege finden, und zwar vor allen Dingen nicht ausreichend mit Nahrung versehen werden. Böser Wille oder Gleichgültigkeit trägt hieran keineswegs immer die Schuld. Oft sind die Nahrungserwerbsverhältnisse ja so schlecht, daß selbst die Männer in der Blüte und Vollkraft ihrer Jahre gar oft Hunger leiden müssen, weil sie mit dem besten Willen nicht einmal die kläglichste Nahrung zu beschaffen vermögen. In solchen Zeiten der Not erhalten die Altersschwachen natürlich selten Fleisch. Ihre Hauptnahrung pflegt dann in schwerverdaulichen und wenig nahrhaften Pflanzenstoffen zu bestehen. Dazu kommt noch, daß wegen Mangel an Wasser, Wild und pflanzlichen Nahrungsmitteln das Lager sehr oft verlegt wird, und die bei dieser Gelegenheit unternommenen Märsche andauernder und anstrengender zu sein pflegen als sonst. Die eben geschilderten Umstände zeigen uns nur allzu deutlich, daß ein hochgradiger Altersverfall bei den Australiern, und zwar vornehmlich bei denen, welche höchst unwirtliche Gebiete bewohnen, im allgemeinen von kürzerer Dauer ist, d. h. zu einem schnelleren Abschluß des Lebens führt, als bei den am höchsten stehenden Kulturvölkern, wo die Lebensverhältnisse für die Hilfsbedürftigen durchschnittlich weit besser sind.

Sehr viel zu dem greisenhaften Aussehen trägt der Schwund der Alveolarfortsätze bei, da er stets, wie wir gesehen haben, zu einer Verringerung der Gesichtshöhe oder, mit anderen Worten, zu einer Verkürzung des Gesichtsovals führt und die Mundgegend in höchst auffallender Weise umformt. Diese zur Verunstaltung führende Rückbildung des Gesichtsschädels kommt beim Australier gewöhnlich nur im hohen Greisenalter vor, was zweifelsohne daher rührt, daß die Zähne, trotzdem sie einer starken Abnutzung unterworfen sind, erst sehr spät ausfallen. Bevor ich ihre Wirkung auf die Beschaffenheit der Physiognomie erörtere, wollen wir uns ein wenig mit den Altersveränderungen der Haut beschäftigen, denn dieselben beeinflussen ja in sehr hohem Grade das Aussehen des Gesichtes, sowie des ganzen übrigen Körpers.

Wie wir gesehen haben, kommt es bei vielen Angehörigen der weißen Rasse im Beginne des Greisenalters und auch schon vorher zu einer Ablagerung von Fett im Unterhautzellgewebe. Dies bewirkt, daß die Altersveränderungen der Haut weniger deutlich sichtbar werden und überdies auch langsamer erfolgen als sonst.

Was nun unsere Südaustralier betrifft, so leiden sie, solange sie sich im Naturzustande befinden, so gut wie nie an Fettleibigkeit. In der Regel sind, wie gesagt, die Leute aller Altersstufen mager. Es ist dies um so bemerkenswerter, als ja bei uns und anderen wirtschaftlich weit fortgeschrittenen Kulturvölkern die Weiber oft bedeutend an Umfang zunehmen, wenn die Verfallszeit beginnt, die Fähigkeit der Empfängnis verloren geht. Wie wir als feststehend angenommen haben, der *Habitus laxus*, die Körperbeschaffenheit, welche durch Fettleibigkeit gekennzeichnet ist, trage viel zu der Konservierung der Haut bei, so dürfen wir wohl mit dem gleichen Rechte behaupten, der *Habitus strictus*, das Gegenteil des *Habitus laxus*, bewirke ein schnelles Altern der Haut.

Die Haut des australischen Greises ist schlaff; wir können sie leicht in Falten abheben. Sie hat aber auch an Dicke verloren, wie wir erkennen, wenn wir sie zwischen den Fingern zusammendrücken. Außerdem können wir durch das Gefühl unschwer feststellen, daß sie trockener, weniger weich und glatt ist, als bei jungen, gesunden Leuten. Was nehmen wir nun durch den Gesichtssinn wahr? Zunächst fällt uns die Änderung in der Färbung auf. Während die Haut der jugendfrischen Leute dunkelbraun ist, und eines gewissen Glanzes nicht entbehrt, erscheint sie bei gebrechlichen Greisen schmutzig graubraun und matt. Die Ursache hiervon haben wir wohl in der erhöhten Abschuppung der Oberhaut, der Epidermis, in der verminderten Blutfülle der Lederhaut, des *Coriums*, und in den rückschreitenden Veränderungen der pigmentreichen Schleimschicht, des *Rete Malpighii*, zu suchen. Ferner erregt unsere Aufmerksamkeit eine starke Runzel- und Faltenbildung. An einigen Körperteilen tritt sie weit mehr hervor als an anderen. Größere Falten befinden sich namentlich im Gesichte, auf der Streckseite der Knie- und der Ellbogengelenke, an den Händen, oft auch an verschiedenen Stellen der Vorderseite des Rumpfes und sonstwo.

Was das Gesicht betrifft, so ist seine Haut natürlich nicht überall in dem gleichen Grade gefaltet und gerunzelt. Eine Anzahl von Querfurchen, 4 oder 5 von ihnen pflegen tief zu sein, ziehen sich über die untere Hälfte der Stirn hin. Mehrere kurze, aber recht augenfällige Längsfalten erheben sich zwischen den Augenbrauen; gewöhnlich sind es 3. Wir alle haben derartige Falten in dem Gesichte von Leuten gesehen, die sich in trüber, düsterer Gemütsstimmung befanden. Wie sie höchst wahrscheinlich bei unserem Australier entstehen, werden wir weiter unten erfahren. Gleich unter diesen Falten hängt von dem Stirn-Nasenwulst eine ebenfalls scharf ausgeprägte Falte auf die Nasenwurzel hinab. In der Jugend ist die Haut in der Umgebung der Augen glatt und unter dem unteren Lide besonders zart und beweglich, wie bei uns, später, im Greisenalter, bildet sie eine Fülle von Fältchen und Runzeln und schwillt oft unter dem unteren

Lide zu einem weichen Wulste an. Auffallend tief ist stets die Nasen-Lippenrinne, was zum Teil daher rührt, daß die schlaff gewordene Wangenhaut in Form einer Falte niederhängt. Sie beginnt hakenförmig auf der Seite der Nase, oberhalb der Flügel, und läuft, allmählich an Schärfe der Ausprägung abnehmend und meist einen ganz flachen Bogen bildend, bis in die Mundgegend. Eine ähnliche, aber weit schwächere Rinne oder Furche, wenn wir lieber wollen, führt von jedem Mundwinkel schräg nach unten und verliert sich in der Gegend des Unterkieferrandes. Diese Furche und die Nasen-Lippenrinne sind in vielen Fällen mehr oder weniger mit einander vereinigt, wie bei mancher greisen Person der weißen Rasse. Im männlichen Geschlechte scheinen die Hauptfalten und Hauptfurchen durchschnittlich ein wenig schärfer ausgeprägt zu sein, als im weiblichen.

Der obere Teil der Brust ist bei sehr hochbetagten Leuten oft mit einer Unzahl feiner, regelmäßig angeordneter Runzeln bedeckt (s. Abbildung 2, Taf. I). Die Altersveränderungen der Brüste der Weiber habe ich bereits oben lang und breit erörtert. Hinzufügen will ich aber, daß diese Organe, so weit meine Beobachtungen reichen, nie gänzlich bis auf die Saugwarzen verschwinden, und daß sie bei den Weibern in der letzten Hälfte des Greisenalters wie zwei leere, überaus runzelige und mißfarbige Hautfalten nach unten hängen. Auf der Vorderseite des Rumpfes finden sich größere Falten unterhalb der vierten oder fünften Rippe, in der Magengegend und beim Weibe auch auf dem Bauche vor.

Was im besonderen die Runzelbildung betrifft, so bleibt natürlich fast kein Teil der gesamten Haut von ihr frei.

Wie wir oben gesehen haben, scheint es bei dem Australier erst spät zu einem starken Verfall der Körperkraft zu kommen. Die Altersveränderungen der Haut hingegen beginnen, wie mich dünkt, verhältnismäßig früh und erreichen im allgemeinen einen höheren Grad als bei uns Kulturmenschen. Was ist die Ursache hiervon? Wahrscheinlich sind die schädlichen Einflüsse, die von außen auf den Körper wirken, so groß, daß sie die Haut, welche wegen ihrer Armut an Fett wohl nur eine geringe Widerstandsfähigkeit besitzt, frühzeitig schwächen. Etwas Ähnliches können wir übrigens an Europäern, namentlich an denen, welche in Städten wohnen, hinsichtlich der Dauerhaftigkeit des Haarkleides beobachten. Die Schädlichkeiten, welche lange vor dem Beginn des Greisenalters zu der Bildung einer Glatze und dem Ergrauen des Haares führen, wirken aber wohl mehr von innen heraus, wenn ich so sagen darf. Die nachteiligen Einflüsse, denen die Haut des Australiers ausgesetzt ist, sind gar mannigfaltig. In einem Kapitel über die Krankheiten und die Krankenbehandlung werde ich sie ausführlich besprechen. Hier erwähne ich nur, daß sie von dem Körperschmutz, der Kälte der Nacht, der Sonnenbestrahlung, Insekten usw. herrühren. Diese vielen Schädlichkeiten führen auffallender Weise aber nur selten zu hochgradigen pathologischen Veränderungen der Haut. Epithelialkrebs (Epitheliom) habe ich niemals beobachtet. Warzenartige Bildungen sind selten. Hautjucken (Pruritus senilis) kommt hin und wieder vor; doch pflegt der Juckreiz dem Anschein nach nicht übermäßig stark zu sein. Vorzeitiges Ergrauen und vorzeitiger Schwund des Haares (Canities und Alopecia praematura) treten wohl so gut wie nie auf.

Ich werde jetzt in Kürze die physiologischen Altersveränderungen erörtern, welche das Haarkleid erleidet. Das Haupt- und das Barthaar beginnt erst recht spät zu ergrauen; schneeweiß wird es nur ausnahmsweise im höchsten Greisenalter. Da das Haar stark beschmutzt und oft mit Fett und Ocker beschmiert zu sein pflegt, so ist seine natürliche Farbe nicht immer genau zu erkennen. An Cooper's Creek z. B. traf ich einen Diäri, dessen Bart fast weiß war, dessen Haupthaar aber noch ungebleicht zu sein schien, in so hohem Grade war es mit einem dunkelbraunen Schmutze überzogen. Wie bei uns, so ergrauen auch beim australischen Eingeborenen die Augenbrauen, die Scham- und die Achselhaare

später als die eben genannten Kopfhaare. Andere wesentliche Veränderungen des Haarkleides bestehen darin, daß das Haupt- und das Barthaar sich mehr oder weniger lichtet, daß das Augenbrauenhaar an Länge zunimmt, und daß das feine Körperhaar, vornehmlich bei Männern, an einigen Stellen durch längeres und stärkeres Haar ersetzt wird. Was den Schwund des Haupthaares betrifft, so kommt es nur ganz ausnahmsweise zur Bildung einer wirklichen Glatze. Da die Veränderungen des feinen Körperhaares sehr bemerkenswert sind, so werde ich noch einige nähere Angaben über sie machen. Schon lange vor dem Greisenalter, etwa zu Beginn des fünften Jahrzehntes, treten beim Manne an die Stelle der Flaumhaare in den Ohröffnungen längere und dickere Haare. Viele Jahre später, gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Greisenalters, kommt es bei einigen Leuten zu einer auffallend starken Behaarung der Brust, der Schultern und zuweilen auch der Arme, der Beine, des Nackens und anderer Körperteile. In vielen derartigen Fällen pflegen die Haare auf der Brust und den Schultern stellenweise 2 bis 4 cm lang zu sein und so dicht zu stehen, daß man wenig oder nichts von der Haut sieht (s. Abbildung 1, Taf. I). Beim weiblichen Geschlechte habe ich eine solche außergewöhnlich starke Körperbehaarung (Hypertrichosis) nie beobachtet. Es sind mir jedoch einige Male alte Weiber zu Gesicht gekommen, die einen auffallend starken Haarwuchs auf der Oberlippe und am Kinne aufwiesen (s. Abbildung 2, Taf. II). Bei den Australierinnen tritt der Bart aber keineswegs häufiger auf, als bei den Europäerinnen. Daß das Gesicht mancher unserer Landsmänninnen, die sich im Matronenalter befinden, mit einem Schnurrbärtchen und in vielen Fällen auch mit einem Kinnbärtchen geziert oder, besser gesagt, verunziert ist, wird allen meinen Lesern zur Genüge bekannt sein. Über das Vorkommen des „weiblichen Bartes“ sagt Dr. med. Clasen¹⁾ in seinem inhaltsreichen Buche über die Haut und das Haar des Europäers folgendes: „. . . Mit der Annahme, daß dieser weibliche Bart ziemlich selten sei, befindet man sich deshalb in einem großen Irrtum, weil das Vorhandensein desselben von seinen schönen Inhaberinnen mit der ängstlichen Sorgfalt und mit allen möglichen Mitteln verheimlicht zu werden pflegt. Wie häufig verhältnismäßig derselbe übrigens ist, erfährt man erst dann, wenn man sich speziell mit der radikalen Entfernung dieses überflüssigen Haarwuchses zu beschäftigen hat . . .“ Bevor ich auf die Besprechung eines anderen Gegenstandes übergehe, will ich noch einige Bemerkungen über die für beide Geschlechter geltende Beschaffenheit des Greisenhaares machen. Im allgemeinen wird das Haar stärker, gerader und trockener, wenn es ergraut. Was die Veränderung der Form betrifft, so kann man sie am besten an den Barthaaren beobachten. Im Binnenlande pflegt das längere Barthaar aller Männer vor dem fünfzigsten Lebensjahre mehr oder minder lockig zu sein. Bei sehr hochbejahrten Greisen hingegen ist es meistens wellig und in einigen Fällen beinahe schlicht (s. Abbildungen 1 u. 2, Taf. I). Die gleiche Beobachtung habe ich, ausdrücklich bemerkt, auch an dem Haupthaar von Lubra gemacht.

Die Nägel nehmen natürlich ebenfalls an den Altersveränderungen teil. Bei den Weißen werden sie im hohen Alter streifig, trocken und brüchig. Ähnliche Veränderungen habe ich auch an den Nägeln australischer Greise wahrgenommen. Näheres vermag ich aber nicht anzugeben.

Zur Erhöhung der Unschönheit der Greisenhaut tragen in vielen Fällen stark erweiterte und geschlängelte Venen bei. Diese auf der Abnahme der Spannkraft der Gefäßwand und anderen Ursachen beruhende Altersveränderungen finden sich namentlich an den Unterschenkeln und Füßen, den Vorderarmen und Händen vor.

Das unschöne Aussehen des Greisengesichtes wird, wie schon gesagt, im wesentlichen durch den Altersschwund der Haut hervorgerufen. Von Einfluß sind

¹⁾ Dr. F. E. Clasen, Die Haut und das Haar. Stuttgart, 1891.

natürlich auch die Formveränderungen, die vornehmlich einzelne Gesichtsteile erleiden, und hauptsächlich auf einer Umbildung äußerer Weichteile beruhen, welche nicht sichtbar sind. Wie mich dünkt, erreichen diese Veränderungen durchschnittlich einen höheren Grad beim Australier, namentlich im männlichen Geschlechte, als bei uns Weißen.

Wie wir wissen, ist die Schläfengegend bei jüngeren, gut genährten Leuten schön gewölbt. Im höheren Alter, wenn sich der Schwund des Unterhautfettes eingestellt hat, und die Kaumuskeln atrophisch geworden sind, bildet sie eine flache Vertiefung. Beim Australier, und zwar besonders beim Manne, pflegt sie ein wenig tiefer zu sein, als bei unseren Greisen, was jedenfalls daher rührt, daß die bogenförmige Ansatzstelle des Schläfenmuskels, die *Linea semicircularis*, auffallend scharf hervortritt, der Jochbogen eine starke Ausbiegung besitzt, und das äußere Ende der Augenbrauenbögen ziemlich weit vorragt. Das Unschöne der Schläfe wird oft noch durch eine dicke Ader (*Vena temporalis*) erhöht, die sich von hinten nach vorn zieht.

Die Stirn ist eckig und scheint oft vorn abgeflacht zu sein infolge der starken Ausprägung der *Lineae semicirculares* und des Einsinkens der Schläfengegend.

Im hohen Alter verleiht das Auge dem Gesichte keinen Reiz mehr; es entstellt es eher, und zwar vor allen Dingen dann, wenn es zu einem Trüfauge geworden ist. — Das Auge des Greises liegt tiefer in seiner Höhle, als das der Leute, die noch nicht die Schwelle des Greisenalters überschritten haben. Die Ursache hiervon haben wir ohne Zweifel in dem Schwunde des Fettpolsters zu suchen, in das der Augapfel gebettet ist. Wie allbekannt, fällt auch an unseren Greisen mit einem *Habitus strictus* die Hohläugigkeit auf. Diese oft Widerwillen erregende und an ein Leichengesicht mahnende Verunstaltung tritt beim Australier aber verhältnismäßig scharf hervor, was der Hauptsache nach von der auffallend starken Ausbildung der Augenbrauenbögen herrührt. Die Lider hängen schlaff herab und sind nicht selten infolge chronischer Katarrhe verdickt und auf der Innenseite gerötet. Daß Fältchen und Runzeln die Augen in großer Zahl umgeben, habe ich bereits angeführt, hinzufügen will ich aber noch, daß ihre Entstehung nicht allein durch den Altersschwund der Haut bedingt wird. Wie wir wissen, werden beim Weißen besonders die Stellen faltig und runzelig, deren Haut von der mimischen Muskulatur sehr häufig eine Dehnung erfährt. Hierauf beruht es ja vornehmlich, daß wir in dem Gesichte manches Menschen zu lesen vermögen, welche Gemüts- und Gesinnungseigenheit er hat, welchem Stande er angehört usw. Bei unserem Australier machen sich ebenfalls derartige Einflüsse geltend; sie wirken aber der Hauptsache nach von außen ein, und führen nie zu auffallenden Unterschieden in den Physiognomien. Die Einflüsse rühren hauptsächlich von der grellen Sonnenbeleuchtung, dem Staube, dem Schweiß, den häufigen Bindehautkatarrhen, neuralgischen Gesichtsschmerzen (*Gesichtsrheumatismus*) und, last not least, der großen Zudringlichkeit der Fliegen her. Schon lange vor dem Beginn des Greisenalters geben sie dem Gesichte des Mannes einen ungemein düsteren, finsternen Ausdruck. Später, in sehr hohem Alter, wenn es zu einer hochgradigen Erschlaffung der Gesichtsmuskulatur und der Haut, welche sie bedeckt, gekommen ist, verschwindet der harte Zug mehr und mehr, und der Ausdruck wird oft unsagbar müde und resigniert. Ein solches Greisengesicht scheint in stummer Sprache von dem Leide des Erdendaseins, von der ewigen Wahrheit, daß alles *Sankhara* und nichts als *Sankhara* ist, zu reden.

Die Nase erhält im höheren Alter nicht selten eine etwas andere Form. Gewöhnlich bestehen die Veränderungen in einer Verdickung des unteren, beweglichen Teiles. Wodurch sie hervorgerufen werden, läßt sich schwer sagen. In einigen der von mir beobachteten Fälle war die Haut uneben und mit zahllosen Poren, den erweiterten Mündungen der Talgdrüsen, bedeckt, die darauf schließen ließen, daß eine durch Exzesse in Venere erzeugte *Acne rosacea* bestand oder be-

standen hatte. Eine solche vergrößerte Nase, ich möchte sie als Kartoffelnase bezeichnen, verleiht dem Gesichte ein auffallendes Aussehen, und zwar besonders dann, wenn die Haut zwischen ihr und dem Backenknochen in Form einer großen Falte hinabhängt, und die Nasenlippenrinne infolgedessen außergewöhnlich scharf ausgeprägt zu sein scheint. In anderen Fällen ist die Nase nicht verdickt, aber am unteren Ende mehr oder minder eingesunken, so daß die Öffnungen der Nasenlöcher eine Querspalte darstellen, und der Nasengrund, die Basis, ein gleichschenkeliges Dreieck bildet, dessen Höhe im Verhältnis zu der Länge der Grundlinie ganz gering ist. Ein paar Male sind mir Greise zu Gesicht gekommen, bei denen die Abflachung der Nase nicht gleichmäßig erfolgt war, da der eine Flügel seine Wölbung in höherem Grade eingebüßt hatte, als der andere. Verdickungen der Nase pflegen übrigens im männlichen Geschlechte bedeutender zu sein und häufiger vorzukommen, als im weiblichen.

Die Altersumbildungen der Mundgegend pflegen noch bedeutender zu sein, als die der Nase. Es hat den Anschein, als nehme der Mund ein klein wenig an Breite zu. Sollte die Mundöffnung wirklich größer werden, so hätten wir die Ursache dieser Veränderung wohl in einer Verdünnung und Erschlaffung der in Frage kommenden Muskulatur, und nicht in häufig erfolgten Dehnungen des Schließmuskels (*M. orbicularis oris*) zu suchen. Die Lippen erfahren eine mehr oder minder hochgradige Formveränderung. Nicht selten sind sie ein bischen verdickt. Ist es schon zu einer sehr starken Abnutzung oder gar zu einem Verluste der Zähne und einer Atrophie der Alveolarfortsätze gekommen, so sind sie nach außen gedrängt. In leichten Fällen dieser Entstellung hängt die Unterlippe etwas nach unten oder springt ebenso weit oder ein wenig weiter vor als die Oberlippe. In schweren Fällen verleihen die Lippen dem Gesichte ein geradezu tierisches Aussehen (s. Abbildung auf Taf. III). Stets ragen sie so stark rüsselartig vor, daß sie den weitaus bedeutendsten Vorsprung im Gesichte bilden. Nach außen sind sie — besonders die Unterlippe — in auffallender Weise umgelegt. Ihr Saum ist höchst mißfarbig, spröde, gefurcht und oft auch rissig. Infolge dieser Veränderungen scheint die Mundspalte kleiner zu sein, als sie in Wirklichkeit ist. Das Kinn ist in solchen Fällen ganz verschwunden, und an seiner Stelle hängen ein paar größere Falten nach unten. Wie wir oben gesehen haben, führt der Verlust der Zähne und der Schwund der Alveolarfortsätze beim Europäer in der Regel zu einer ganz anderen Entstellung. Die Lippen sinken zu einer trichterförmigen, verhältnismäßig klein erscheinenden Spalte ein, und das Kinn tritt scharf hervor und nähert sich mehr der Nase.

Das Ohr erhält im hohen Greisenalter ein anderes Aussehen. Es verliert die frühere Weichheit der Form und wird ein wenig grob, derb und unfein. Hauptsächlich beruhen diese Veränderungen wohl auf einer geringen Vergrößerung und der Verschmächigung der Hautdecke. Hierzu bemerke ich, daß nach Prof. Schwalbe das Ohr des Weißen im Greisenalter merklich länger zu sein pflegt, als in der Jugend.

Was die äußeren Geschlechtsorgane betrifft, so erleiden natürlich auch sie Altersrückbildungen. Das Glied des Mannes fällt durch seine große Schlaffheit auf. Im Ruhezustand, wenn ich so sagen darf, besitzt es gewöhnlich nur eine ganz geringe Länge: es scheint geschrumpft, eingezogen zu sein. Bei sehr gebrechlichen Greisen ist der Schwellkörperteil mit einer welken, faltenreichen Haut bedeckt und wenig oder gar nicht länger als die schmutzig bläuliche Eichel. Ich muß aber ausdrücklich bemerken, daß ich diese Beobachtung bei den Stämmen gemacht habe, welche die Subincision (Spaltung) und die Circumcision (Beschneidung) ausführen. Beim Europäer soll es im hohen Greisenalter zu einer Atrophie der Corpora cavernosa und zuweilen auch zu der der Dammuskeln (*M. ischio-cavernosus* und *M. bulbo-cavernosus*) kommen. Es ist nun wahrscheinlich, wie mich dünkt, daß die zuerst genannte, mehr pathologische als

physiologische Altersveränderung bei den Binnenlandbewohnern häufiger auftritt, als bei uns, und zwar deswegen, weil man das Glied verstümmelt, und überdies nicht gar selten seine Schwellkörper mit einem spitzen Pföckchen oder dergleichen ansticht, um Blut für verschiedenartige Zwecke zu erhalten. Daß eine derartige Veränderung die Zeugungsfähigkeit beeinflußt, liegt auf der Hand. Der Hodensack hängt schlaff nach unten. Dem Anschein nach bestehen die hochgradigsten Altersveränderungen auch an ihm, sowie seinem Inhalte, den Hoden, in einer Größenabnahme. Über die Umbildungen der äußeren Geschlechtsteile des Weibes vermag ich nur mitzuteilen, daß die großen Schamlippen zusammensinken, schwächer werden, und daß die Schamspalte infolgedessen mehr oder minder klappt.

Ich habe die Besprechung der physiologischen Altersveränderungen beendet, und werde jetzt weitere Beobachtungen mitteilen, welche ich an Erwachsenen, deren körperliche und geistige Kräfte noch nicht in Verfall geraten waren, gemacht habe. Zunächst ein paar Worte über die Sinne!

Was die Schärfe der Sinne betrifft, so glaube ich nicht, daß sie beim Urbewohner Australiens wesentlich größer ist als beim Europäer. Diese meine Ansicht wird wohl nicht die Billigung aller meiner Leser finden, da ja gewöhnlich angenommen wird, die Leistungsfähigkeit der Sinnesorgane sei bei Naturvölkern von vorn herein im allgemeinen höher ausgebildet, als bei hochstehenden Kulturvölkern. Der Grad der Sinnesschärfe läßt sich natürlich bei dem Australier, der sich noch im Naturzustande befindet, nur annähernd feststellen.

Auf der Missionsstation Hermannsburg prüfte ich die Schärfe des Gesichtes und des Gehöres einer Anzahl Zöglinge auf die Weise, daß ich die größte Entfernung feststellte, in der von ihnen die gewöhnliche Schrift ihres Gesangbuches noch gelesen und das Ticken einer Taschenuhr noch gehört werden konnte. Dann unterzog ich die beiden gleichen Sinne von vier Deutschen und einem Engländer derselben Prüfung. Zu meiner Verwunderung ergab die Vergleichung der Resultate, daß die Seh- und die Hörschärfe nicht höher ausgebildet war, als bei den Weißen. Eine später auf der Telegraphenstation Alice Springs vorgenommene Prüfung des Gehörs von Eingeborenen und Engländern ergab ebenfalls, daß dieser Sinn bei jenen nicht schärfer war, als bei diesen. Dem Obigen muß aber hinzugefügt werden, daß es wohl nur wenig erwachsene Eingeborene in der Kolonie Südaustralien gibt, die nicht ein oder mehrere Male an Conjunctivitis catarrhalis erkrankt gewesen sind, und daß bei sehr vielen derselben diese Bindehautentzündung eine Corneatrübung hinterlassen hat. Die Trübung der Cornea, des durchsichtigen Sclerateiles, welcher dem Lichte den Eintritt in das Innere des Auges gestattet, ist oft so unbedeutend, daß sie nicht wahrgenommen werden kann, trotzdem verursacht sie, wie ich aus meiner mehrjährigen ärztlichen Praxis in Egypten weiß, wo Augenentzündungen ebenfalls ganz ungemein häufig vorkommen, unter Umständen nicht unbedeutende Schstörungen.

Wie haben wir es uns nun zu erklären, daß der Australier Fähigkeiten entwickelt — ich erinnere an seine staunenerregende Geschicklichkeit im Aufsuchen, Erkennen und Verfolgen von Menschen- und Tierfährten — die geradezu mit zwingender Gewalt darauf hindeuten, daß seine Sinne leistungsfähiger seien als die unserigen? Hauptsächlich in Betracht kommt natürlich das Gehör, und der vornehmste aller Sinne, das Gesicht. In der Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage werde ich deshalb nur auf sie Bezug nehmen.

Im gewöhnlichen Leben besteht unser Sehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur im Erkennen, in der einfachen Wahrnehmung von Gegenständen, ohne daß uns deren Einzelheiten bewußt werden. Ein „scharfes Gesicht“ erlangen wir, vorausgesetzt, daß unsere Sehschärfe normal ist, nur durch Erziehung zum Sehen, indem wir uns daran gewöhnen, von allen Erscheinungen, die unser

besonderes Interesse erregen, nicht eine oberflächliche, sondern eine möglichst tiefgehende, auf die Einzelheiten sich erstreckende Vorstellung zu bekommen. Diese Schulung wird dem Auge aller Australier von Kindesbeinen an zu Teil, und zwar in dem Grade, daß selbst Leute, deren Sehvermögen durch Hornhauttrübungen nicht unbedeutend herabgesetzt ist, als „tracker“ viel mehr leisten, denn die Buschleute. Übrigens kann es auch der Weiße weit im Sehen bringen. So z. B. behauptet Dr. Hermann Klein folgendes von sich selbst: „ . . . Ich kann gleichfalls aus langer Gewohnheit, die Bewegungen der Federwolken zu beobachten, auf den ersten Blick eine Bewegung dieser Wolken entdecken, welche von den meisten Beobachtern, nachdem sie minutenlang regungslos dagesstanden, um sie zu betrachten, nicht wahrgenommen wird. Und wenn ich in einer wolkenlosen Nacht zum Monde blicke, sehe ich immer dessen Bewegung durch den Himmel hindurch . . .“¹⁾

Was das Gehör betrifft, so werden alle Schallarten selbstverständlich dann leichter wahrgenommen, wenn sie früher schon gehört worden sind. Ich habe es deshalb nicht unterlassen, vor den oben angeführten Prüfungen der Hörschärfe die betreffenden Eingeborenen genau mit dem Tick-Tack der Uhr bekannt zu machen. In der Einsamkeit des Busches wird der Lärm, den schnell laufende Pferde und Rinder verursachen, nicht selten früher von Eingeborenen, als von Buschleuten gehört; meiner Meinung nach beruht dies hauptsächlich darauf, daß jene, sozusagen, ihre Sinne im Wachzustande nicht einschlafen lassen und sich weit mehr mit der umgebenden Außenwelt als mit ihren Gedanken zu beschäftigen pflegen.

Wie wir gesehen haben, besitzt der Eingeborene keine besonders kräftig entwickelte Muskulatur. Der Körper ist aber recht schlank und geschmeidig; infolgedessen vermag er Stellungen einzunehmen, die uns geradezu unmöglich sind.

Die Haltung ist aufrecht, frei und ungezwungen. Beim Gehen wird der Körper natürlich stets etwas nach vorn geneigt.

Die Gangart weicht ein klein wenig von der unserigen ab; sie ist aber nicht immer genau die gleiche, da sie der Beschaffenheit des Bodens angepaßt wird. Der Gang eines Mannes, der sich in der vollen Kraft seines Lebens befindet, ist auf kahlem, hartem Lehm- oder Lößboden leicht, sicher, elastisch und ganz ungezwungen; auf losem Sand- oder steilem und unebenem Felsboden hingegen läßt er deutlich erkennen, daß er nicht geringe Mühe macht. Die Schrittlänge ist selbstverständlich von der Beinlänge abhängig. Im Durchschnitt pflegt sie mittelgroß zu sein. Der Mittelfuß und die Ferse werden fast gleichzeitig auf den Boden gesetzt, und die Arme machen kurze rhythmische Schwingungen. Bei stärkerer Ermüdung wird der Gang ein wenig unsicher, und die Beine sind im Hüft- und Kniegelenke ein bischen stärker gekrümmt als sonst. Handelt es sich um ausgehungerte, ausgemergelte Leute, so ist die Haltung gebückt, der Gang müde und schleppend, und die Ferse tritt in manchen Fällen zuerst auf, wie bei vielen schwächlichen Weißen mit steifen Gehbewegungen. Das Anmutende in Haltung und Gang geht wohl teilweise daraus hervor, daß der Körper nicht mit Kleidern, namentlich schwerem Fußzeug, belastet wird. Welch großen bleibenden Einfluß eine starke Fußbelastung auf die Gehbewegung hat, habe ich in meiner Jugend in den hannöverschen Elbmarschen beobachten können, wo im Winter häufig Holschen, Holschenstebel, Holt pantuffeln und Pantinen, ganz oder zum Teil aus Holz bestehendes Schuhwerk, getragen werden, und der fette Ton, welcher den Boden bildet, in faustgroßen Klumpen an den Füßen hängen bleibt, wenn er aufgeweicht ist.

Die Geschwindigkeit des gewöhnlichen Ganges auf der Wanderung ist nicht

¹⁾ Dr. Hermann J. Klein, Allgemeine Witterungskunde. S. 99.

groß; sie beträgt gegen 1 km in 15 Minuten¹⁾. Erhöht oder erniedrigt wird sie nur ausnahmsweise. Auf Märschen, die längere Zeit in Anspruch nehmen, pflegt der Eingeborene täglich 25 bis 40 km zurückzulegen.

Am Laufen findet er keinen großen Gefallen. Zuerst nahm ich es an boys wahr, wenn sie mit einer Koppel versehene Pferde einfingen. Während der Buschmann, der doch, wie alle Engländer, ein gut Teil Phlegma besitzt, bei dieser Gelegenheit nicht selten wie wild hin- und herrennt, sucht der boy sich den Erfolg durch vorsichtiges Schleichen zu sichern. Daß der Eingeborene aber auch im Laufen ein Meister ist, zeigt er auf der Jagd und hin und wieder bei Zereemonien. Sein Lauf unterscheidet sich, so weit ich es zu beurteilen vermag, nicht wesentlich von dem unserigen: auch er schwingt die Arme schneller, krümmt die Beine stärker und beugt den Rumpf weiter nach vorn als beim gewöhnlichen Gehen.

Über die Sprungkraft vermag ich keine Auskunft zu geben, denn ich erinnere mich nicht, daß ich einen Eingeborenen habe springen sehen.

Was die Schwimmkunst betrifft, so gibt es im Binnenlande nicht viele Leute, die auch nur die Anfangsgründe derselben erlernt haben. Es rührt dies daher, daß dort zu gewöhnlichen Zeiten Wasserbecken, die nicht durchwatet werden können, zu den größten Seltenheiten gehören. Im Norden soll an ausgezeichneten Schwimmern kein Mangel sein. Wie ich hörte, verwendeten Malayen von Celebes gern australische Eingeborene als Taucher, wenn sie an der Nordküste der Kolonie dem Trepangfange oblag. Nach den Mitteilungen, die mir Naryngerie gemacht haben, sind die meisten Leute der Stämme, deren Gebiet sich an der Südküste oder am Unterlaufe des River Murray befunden hat, des Schwimmens kundig gewesen.

Das Klettern verstehen beide Geschlechter ausgezeichnet. Der Mann verfährt dabei auf die Weise, daß er nicht allein seine Hände, sondern auch seine Füße als eine Art Greiforgan benutzt: er besteigt einen Baum im wahren Sinne des Wortes. Sind Stamm und Äste glatt und steil, so schlägt er mit seinem Beile ein paar Zentimeter tiefe Kerben in die Rinde, um einen Stützpunkt für die großen Zehen zu gewinnen. Diese Kerben haben meist einen wechselseitigen Abstand von 1 bis 1,5 m und bilden, wenn es sich um hohe grade Stämme und Äste handelt, nicht selten eine weite Spirale. Mit einem eisernen Beile werden sie gewöhnlich durch einen wagerecht und einen schräg von oben nach unten geführten Hieb hergestellt. Daß zu dieser Kletterweise ein großer Aufwand von Geschicklichkeit und Kraft gehört, liegt auf der Hand, da beim Schlagen mit dem Beile eine der großen Zehen fast das ganze Gewicht des Körpers zu tragen hat. Durch Festklammern mit den Armen und Beinen erklimmt der Eingeborene nie einen Baum, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß nicht, wie bei uns, eine Kleidung Schutz gegen Hautabschürfungen gewährt. Über das Klettern der australischen Eingeborenen sagt F. v. Hellwald in seinem großen völkerkundlichen Werke: „Die Art, wie die Australier klettern, ist durchaus eigentümlich. Der australische Wilde gebraucht nämlich dazu eine Art Tau, aus einer wilden Rebe oder aus andern zähen Zweigen bestehend, von 3 bis 4 m Länge. Dasselbe wird um den Stamm geworfen und während er nun die beiden Enden fest in den Händen hält, geht er mit kurzen Schritten, sich gegen den Baum stemmend, hinauf, wenn der Stamm nämlich rauh genug ist oder bereits die erforderlichen Einschnitte von einem früheren Kletterer gemacht worden sind. Fehlen diese Einschnitte, so macht sie der Wilde, indem er das eine Ende der Rebe, das zu diesem Zwecke mit einem Ringe versehen ist, zum

¹⁾ Nach der Angabe in Brockhaus' Konversationslexikon ist die Sekundengeschwindigkeit des gewöhnlichen bequemen Gehens etwa 1,1 m (1 km in 15 Minuten) und des schnellen Gehens 1,5 m (1 km in 11 Minuten).

Fuße hinunterführt, von dem er die große Zehe in die Schlinge steckt und dadurch die Hand frei macht, mit welcher er das in einer Art Gürtel getragene Beil faßt und damit etwa anderthalb Zentimeter tiefe Stufen einhaut, so weit er am Stamme hinanreichen kann . . .“¹⁾ Hierzu bemerke ich, daß der Südaustralier des Binnenlandes sich beim Klettern nie eines Taus oder eines Stengelstückes von einem Schlinggewächse bedient. Ob dies auch von den Bewohnern der Nord- und der Südküste gelte, vermag ich nicht zu sagen.

Das Reiten erlernt der Eingeborene sehr gut in überraschend kurzer Zeit. Es steht wohl fest, daß die besten Reiter im Lande nicht die Buschleute, sondern die in deren Diensten stehenden boys sind. Im Sattel nimmt der Eingeborene eine ganz ungezwungene, scheinbar ein wenig nachlässige Haltung ein. Hat er keine Schuhe an den Füßen, so pflegt er nur die großen Zehen in die Bügel zu stecken.

Die Körperkraft des Eingeborenen ist im Verhältnis zu der Beschaffenheit der Muskulatur ziemlich bedeutend, im Durchschnitt steht sie aber hinter der des Europäers zurück. Daß die häufig wechselnden äußeren Lebensumstände nicht ohne Einfluß auf sie bleiben, ist ja selbstverständlich. Wie wir wissen, kommt es bei uns im allgemeinen zu einer verhältnismäßig stärkeren Ausbildung der Arm- als der Beinmuskulatur. Bei den Eingeborenen ist das Umgekehrte der Fall. Die Gründe hiervon brauche ich wohl nicht anzuführen: sie ergeben sich ja von selbst. Da mir auf meinen Reisen kein Werkzeug zum Messen menschlicher Körperkraft zur Verfügung gestanden hat, so muß ich mich auf allgemeine Angaben über die Kräfteleistungen des Eingeborenen beschränken.

Im Marschieren zeigen die Eingeborenen eine große Ausdauer, und zwar nicht allein auf den langen Wanderungen, welche zu dem Zwecke unternommen werden, befreundeten Horden einen Besuch abzustatten, ihnen eine Botschaft zukommen zu lassen, mit Feinden Krieg zu führen, an fremden Übeltätern Wiedervergeltung zu üben, sondern auch auf den von Zeit zu Zeit stattfindenden Zügen, welche bei der Verlegung des Lagerplatzes unternommen werden müssen, und auf den täglichen Jagdausflügen. Namentlich sind es aber Corroborees und geheime Zeremonien, die erstaunliche Kraftproben, Kräfteleistungen allerersten Ranges von ihnen fordern. Es kommt zuweilen vor, daß die Darsteller von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang mit kurzen Unterbrechungen, ohne sich vorher durch eine gute Mahlzeit gestärkt zu haben, Tänze oder dergleichen aufzuführen, die äußerst ermüdend wirken müssen, da sie aus einer großen Zahl von schwierigen Einzelbewegungen zusammengesetzt zu sein pflegen. Im Tragen von Lasten sind die Männer lange nicht so gut geübt, wie unsere Arbeiter. Die Frauen dagegen, welche allabendlich das Feuerholz zusammenschleppen und auf den Wanderungen außer ihren kleinen Säuglingen noch viele Wirtschaftsgeräte, sowie im Innern das Trinkwasser zu tragen haben, übertreffen in dieser Hinsicht unsere Arbeiterinnen an Leistungsfähigkeit. Die Größe der Körperkraft eines Eingeborenen läßt natürlich am besten ein Ringkampf zwischen demselben und einem Weißen erkennen. Eine derartige Gelegenheit bot sich mir leider nur selten, denn der Buschmann zieht den Kampf mit irgend einer Waffe dem Kampf mit der Faust vor, wenn der Gegner nicht die gleiche Hautfarbe hat, wie er selbst.

Beim Ausruhen nimmt der Eingeborene entweder eine liegende oder halb-liegende Stellung ein; selten sieht man ihn auf einem Steinblocke, einem Baumstamme oder dergleichen sitzen. Bei der Anfertigung von Gebrauchsgegenständen und beim Wärmen am Lagerfeuer hockt er meistens auf dem Boden, wie ein Mensch, der ein Bedürfnis verrichtet. Schwere Gegenstände, wie mit Nahrungsmitteln gefüllte Mulden, Feuerholz usw. trägt er gern auf dem Kopfe. Was im besonderen die Lubra betrifft, so führen sie die kleineren Säuglinge in einem

¹⁾ F. v. Hellwald, Völkerkunde. Bd. I, S. 39.

Wasserbehälter oder dergleichen mit sich; die größeren Kinder, die ihnen noch nicht folgen können, tragen sie gewöhnlich auf einer oder auf beiden Schultern, nicht selten aber auch auf dem Gesäß oder auf einer Hüfte (s. Abbildung 2, Taf. XIII). In allen Fällen sitzt das Kind rittlings auf der Mutter. Hat es seinen Sitz auf dem Gesäß, so hält die Mutter entweder seine Beine fest, oder sie hat ihre Arme um sein Gesäß geschlungen. Oft sieht man Weiber, die außer einem Kinde noch eine Menge Gebrauchsgegenstände oder Nahrungsmittel mit sich schleppen. Daß dieselben häufig einen seltsamen, zum Lachen reizenden Anblick gewähren, wird der Leser begreiflich finden. Im Finke River begegneten mir einst drei spliternackte, klapperdürre und von Schmutz starrende Lubra, die von einer Suche nach Lebensmitteln zurückkehrten. Die eine, welche ein verkrüppeltes Bein hatte, hinkte stark; auf dem Kopfe balanzierte sie einen Schild, dessen Höhlung mit verschiedenen Dingen gefüllt war, und in den Händen hielt sie einen dicken Stock, der ihr als Stütze diente. Die zweite trug auf dem Gesäße einen Säugling und auf dem Kopfe eine Utna (Wassergefäß), die Akaziensamen enthielt; in der rechten Hand hatte sie einen langen Grabstock. Die dritte schleppte auf dem Kopfe eine schwere Last Feuerholz mit sich. Auf der Sterling Station erregte eine junge Kaititje dadurch die Heiterkeit der anwesenden Weißen, daß sie beim Weggange zu ihrem Lagerplatze ein bluttriefendes Ziegenfell über den linken Arm hängte, mit der rechten Hand einen Feuerbrand ergriff und dann mit der freien linken Hand ihren fünfjährigen Sohn auf ihre Schultern beförderte, wobei derselbe seinen linken Fuß zwischen ihre in der Mitte zusammengepreßten Beine setzte.

Die Männer nördlicher Stämme haben die Angewohnheit, wie ein Vogel auf einem Beine zu stehen. In dieser Stellung ruht der Fuß des erhobenen Beines auf der Mitte der Innenseite des anderen Beines, und dient ein Wurf Brett dem Körper als Stütze.

Bei manchen Verrichtungen vertritt der Fuß nicht selten die Hand. Bearbeitet ein Eingeborener mit einem Meißel ein Stück Holz, so pflegt er dasselbe mit den Füßen festzuhalten; auch bei der Herstellung von Knüpfarbeiten oder dergleichen müssen diese Körperteile zuweilen mithelfen. Ferner benutzt der Eingeborene die Füße vielfach als eine Art Greiforgan. Will er mit einem Fuße einen auf dem Boden liegenden Gegenstand aufheben oder in horizontaler Richtung fortbewegen, so klemmt er ihn entweder zwischen die Ferse und die Ansatzstelle der Zehen, oder zwischen die große und die zweite Zehe. Den Fuß benutzen übrigens auch viele andere Völker zum Greifen und Festhalten, deren Zehen nicht durch das Tragen von engem oder schwerem Fußzeug einen großen Teil ihrer Beweglichkeit eingebüßt haben.¹⁾

Noch einige Worte über Stellungen und Haltungen des Körpers bei „niederer“ Verrichtungen.

So viel ich weiß, pflegen die Südaustralier bei der Kotentleerung niederzuhocken. Das Urinieren besorgen die Männer stehend oder knieend. Was diese Verrichtung beim weiblichen Geschlechte betrifft, so habe ich einige Male Lubra beobachtet, wie sie im Stehen, die Beine ein wenig gespreizt, den Urin ließen. Es ist aber nicht ganz ausgeschlossen, daß sie diese Stellung nur eingenommen hatten, um nicht allzusehr die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zu lenken. Wie dem Leser wohl bekannt sein wird, ist dies der Grund, weswegen die Frauen bei uns oft nicht niederhocken, wenn sie urinieren.

Bekanntlich ist die Stellung, welche der Europäer beim Coitus einzunehmen pflegt, nicht überall die gebräuchlichste. Ploß und Bartels sagen in ihrem Werke, „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“: „Der Beischlaf wird nach dem

¹⁾ Ranke, Der Mensch. Bd. II, S. 62. — Die Fußknochen der Japaner. Mitteilungen aus der Medizinischen Fakultät der Kaiserlich-Japanischen Universität zu Tokyo. 1905. Bd. VI, Nr. 3. — Falkenhorst, Mit dem Fuße. Gartenlaube.

Bericht des Missionars Kempe bei den zentralaustralischen Schwarzen am Finke-Creek liegend vollzogen; diese Beobachtung bezieht sich auf die Umgebung der Missionsstation Hermannsburg nahe der Mac-Donnell-Kette.“¹⁾ Ich habe es leider unterlassen, an Ort und Stelle nähere Erkundigungen über diese geschlechtliche Verrichtung einzuziehen. Da aber die Buschleute mir gegenüber nie erwähnt haben, daß der Urbewohner seinen Weibern in auffallender Weise beiwohne — über das Geschlechtsleben der weiß- und dunkelhäutigen Australier habe ich mich häufig mit ihnen unterhalten — so bin ich überzeugt, daß bei der geschlechtlichen Vermischung der Mann die Bauch- und das Weib die Rückenlage einnimmt. An der Südküste scheint dies aber nicht überall der Fall zu sein oder, vielleicht besser gesagt, gewesen zu sein. In dem ebengenannten Werke von Ploß und Bartels sind nämlich folgende Angaben gemacht: „Bei den Australierinnen am Vincent-Golf (bei Adelaide) sollen nach Köhler die Schamteile etwas mehr als bei anderen Völkern zurückstehen, daher die Männer, „„was übrigens bei den meisten Australiern Sitte ist““, die Begattung von hinten vollziehen.“

Ich werde jetzt einige weitere Zustände und Vorgänge, die das vegetative, das niedere Leben angehen, einer kurzen Betrachtung unterziehen. Sie lassen in dieser und jener Beziehung mehr oder minder deutliche Unterschiede zwischen uns und dem Eingeborenen erkennen. Der Hauptsache nach ergeben sich diese Unterschiede aus unserer weniger guten Gesundheit und geringeren Fähigkeit, Schädlichkeiten Widerstand zu leisten. Wählen wir zum Vergleiche den Städter, so sind sie am größten, wählen wir aber den Bauer, so sind sie am geringsten.

Zuvor einige Worte über die Gesundheit des Eingeborenen! Es ist ja selbstverständlich, daß sie nicht allein auf die körperlichen Zustände und Vorgänge, sondern auch auf das Seelenleben einen weitgehenden Einfluß ausübt.

Man kann zwar nicht behaupten, daß der Körper des Eingeborenen sich gemeinlich in einem guten Zustande der Ernährung befindet. Trotzdem ist seine Leistungsfähigkeit ziemlich vollkommen, weil meist alle lebenswichtigen Organe normal sind. Von äußeren Krankheiten kommen hauptsächlich Wunden und Bindehautkatarrhe in Betracht. Schwere Infektions- und Konstitutionskrankheiten sind, mit Ausnahme der Syphilis, selten, soweit ich es zu beurteilen vermag. Nervenschwäche (Neurasthenia), die bei uns Kulturmenschen oft in hohem Grade das Wohlbefinden stört und die Arbeitskraft herabsetzt, tritt wohl so gut wie niemals auf. Die zeitliche Ausdehnung des Lebens scheint allerdings, wie wir oben gesehen haben, nicht groß zu sein. Wir dürfen aber nicht unberücksichtigt lassen, daß viele unserer altersschwachen Leute längst auf dem Friedhofe lägen, wenn sie nicht in der Lage wären, ihre schwache Lebenskraft sorgsam zu hüten und zu pflegen. Worauf beruht es nun, daß Gesundheitsstörungen beim Eingeborenen nicht so häufig vorkommen, als beim Europäer? Die Schädlichkeiten, welche auf den Körper des Eingeborenen einwirken, bestehen, abgesehen von der unzureichenden Ernährung mit Stoffen, von denen manche wenig bekömmlich sind, der Hauptsache nach in Einflüssen, die die Lebensweise mit sich bringt. Zu der Erhaltung der Gesundheit trägt aber wesentlich bei, daß der Eingeborene in Horden lebt, die nur aus wenigen Familien bestehen, und keinen lebhaften Verkehr miteinander unterhalten, daß er sich stets in der freien Natur aufhält, daß er nicht tagtäglich schwere körperliche Arbeit zu verrichten hat, daß er sich nur selten in der Lage befindet, seinem Körper mehr Nahrung zuzuführen, als notwendig ist, und daß ihm nur in einigen Gegenden die Möglichkeit geboten wird, das Nervensystem und andere wichtige Organe durch stark wirkende Genußmittel zu schädigen.

Der Schlaf des Eingeborenen ist tief. Am Morgen, beim Besuch von Lagerplätzen, bin ich oft über Schläfer hinweggetreten, ohne daß diese durch das Ge-

¹⁾ Bd. I S. 443.

räusch meiner Schritte geweckt worden sind. Beim Erwachen fällt es dem Eingeborenen oft recht schwer, sich sogleich von der Schlaftrunkenheit frei zu machen. Daß er sich in dieser Hinsicht ein wenig von dem Weißen unterscheidet, der gewöhnlich eine naturgemäße Lebensweise führt, konnte ich besonders dann gut beobachten, wenn ich den Lagerplatz mit Buschleuten und ihren boys teilte. Erscholl frühmorgens der Weckruf „daylight“, so wickelten sich die Weißen — vorausgesetzt, daß sie sich vor der Ankunft der Pferde reisefertig machen wollten — sogleich oder nach einigen Minuten aus ihren Decken und begannen, in einem völlig wachen Zustande die Kleider anzulegen. Die boys dagegen mußten nicht selten mehr als einmal geweckt werden, und benahmen sich beim Aufstehen wie schlaftrunkene Kinder: sie reckten und streckten sich, schnitten Grimassen und blickten verstört umher, rieben die Augen und seufzten. Wenn sie sich ankleideten, und selbst wenn sie fortgingen, um die Pferde zu holen, zeigten sie nur allzu deutlich durch ihr Gebahren, daß der Kopf noch nicht ganz klar war, und die Glieder ihre volle Kraft noch nicht wiedergewonnen hatten. Das Schlafbedürfnis des Eingeborenen ist ziemlich groß, was wohl zum Teil von der Hitze des Tages und der Anstrengung beim Erwerb der Nahrung herrührt. Wenn er ganz sich selbst überlassen ist, so pflegt er zwischen 10 und 11 Uhr seine Schlafstätte aufzusuchen und gegen 7 Uhr dieselbe zu verlassen. Beide Zeitpunkte kann man unschwer feststellen. Hört der Lärm im Lager auf, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß die Schlafzeit begonnen hat, und stattet man ein bis anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang dem Lager einen Besuch ab, so hat sich die Hälfte aller Schläfer noch nicht erhoben. Bei kaltem und regnerischem Wetter pflegen die Eingeborenen die Schlafstätte früher aufzusuchen und später zu verlassen als sonst. Zu solchen Zeiten wird die Nachtruhe oftmals unterbrochen, da das Feuer häufig geschürt werden muß, und es überdies so klein ist, daß es nicht die nötige Wärme zu spenden vermag. Übrigens schlummern die Eingeborenen ein oder mehrere Stunden am Tage, wenn sie von der Suche nach Nahrung zurückgekehrt sind, den ärgsten Hunger gestillt haben, und die Hitze ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Lage, welche sie auf der Ruhestätte einnehmen, ist gar verschieden: sie liegen auf dem Rücken, auf den Seiten und selbst auf dem Bauche. Die beliebteste Lage ist die auf einer der beiden Seiten. In derselben pflegen die Beine und der Rücken ein bischen gekrümmt zu sein. Ist die Nacht kühl, so liegen die Schläfer ganz dicht an dem Lagerfeuer, und zwar so, daß die Vorderseite des Körpers die Hauptwärme empfängt. Vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden vermögen die Erwachsenen, namentlich die Männer, den Schlaf mit Leichtigkeit zu entbehren. Den Kindern dagegen ist es geradezu unmöglich, eine Nacht zu durchwachen. Den halbwüchsigen Burschen und Mädchen geht es nicht viel besser: auf langen, nächtlichen Wanderungen kostet es ihnen stets große Mühe, den Erwachsenen zu folgen, so sehr werden sie von Schläfrigkeit hingenommen.

Hohe Wärmegrade erträgt der Eingeborene ohne Beschwerde. Jung und Alt setzt sich zu jeder Tageszeit ganz unbedenklich den glühenden Strahlen der Sonne aus, und nie ist mir zu Ohren gekommen, daß einer an Sonnenstich oder Hitzschlag zu Grunde gegangen sei. Ein Europäer würde sicher ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit erleiden, wenn er um die Mitte eines heißen Sommertages ohne jede Kleidung ein mehrere Stunden dauerndes „Sonnenbad“ nähme.

Auch im Aushalten von Kälte und Nässe erregt der Eingeborene unsere Bewunderung. Wie wir wissen, sind die klaren Winternächte in der südlichen Binnenlandshälfte verhältnismäßig kalt. Zum Schutze dient nur ein schlecht unterhaltenes Feuer und eine leicht und luftig aufgebaute Hütte. Daß der Eingeborene aber keineswegs ganz unempfindlich gegen niedrige Temperatur ist, sieht man, wenn man an dem Morgen nach einer Frostnacht ein Lager aufsucht:

gewöhnlich hockt dann mindestens die Hälfte aller Insassen desselben zähneklappernd an einem lodernden Buschfeuer, um die erstarrten Glieder zu wärmen. An die Bewohner der Küstengebiete werden besonders hohe Anforderungen im Ertragen körperlichen Ungemaches gestellt, wenn es wochen- ja monatelang regnet; da sie nicht in der Lage sind, unter dem schützenden Dach ihrer Hütte das Ende des schlechten Wetters abzuwarten, sondern tagtäglich der Jagd und dem Einsammeln pflanzlicher Nahrungsmittel auf dem aufgeweichten Boden obliegen müssen.

Körperlicher Schmerz wird mit einer Gelassenheit ertragen, die wohl geeignet ist, uns die größte Bewunderung abzunötigen. Gar manches Mal habe ich Eingeborene schwer verwundet zu Boden sinken oder totkrank in ihrer armseligen Hütte liegen sehen. Ein Mann hat mir aber nie auf irgend eine Weise verraten, daß seine Schmerzen schier unerträglich seien. Höchstens flog von Zeit zu Zeit ein leichtes Zittern durch den gequälten Körper, atmete die Brust schwer und tief, entfloß dann und wann ein Seufzer den Lippen, war die Stimme gedämpft, die Miene verdüstert und das Auge umflort. Selbstverständlich zeigt uns diese Gelassenheit, daß der Geist eine bewunderungswürdige Gewalt über den Körper besitzt. Ich zweifle aber nicht daran, daß sie zum Teil von selbst aus der körperlichen Beschaffenheit hervorgeht, d. h., daß die Schmerzempfindung verhältnismäßig gering ist. Diese Ansicht hat sich mir nach und nach aufgedrängt; denn viele Male haben mir Eingeborene, bald nachdem sie eine schwere Verletzung empfangen hatten, durch den reichlichen Genuß von Speisen, durch Schwatzen und Lachen gezeigt, daß sie unmöglich den Schmerz sehr stark empfinden konnten. Ein mitteleuropäischer Stadtbewohner würde in dem gleichen Falle ein ganz anderes, weniger heldenhaftes Benehmen zur Schau getragen haben. Sollte in der Tat die Schmerzempfindung beim Eingeborenen nicht so stark sein als bei uns Kulturmenschen, so beruhte dies wohl darauf, daß jene „starknerviger“, gesünder an Leib und Seele sind als wir.

Über andere körperliche Gefühle vermag ich ebenfalls nur ganz notdürftige Mitteilungen zu machen.

In Betreff des Geschmackes scheinen keine auffälligen Eigenheiten vorhanden zu sein. Sicher ist, daß der Australier eine ebenso feine Zunge besitzt, wie wir. Einen guten Braten, süße Früchte und Honig schätzt er sehr hoch. Manche seiner Nahrungsmittel halten wir für ungenießbar, ja ekelhaft. Die pflanzlichen Stoffe, welche zum Genusse dienen, sind zum Teil allerdings so beschaffen, daß sie mit vollem Rechte als Schweinefutter bezeichnet werden könnten. Die schlechtesten unter ihnen werden aber nur in Ermanglung von etwas Besserem als Nahrung benutzt: ein *boy*, der täglich ein wenig *Damper* erhält, pflegt sie nicht mehr anzurühren. Unter den Tieren, die in Betracht kommen, gibt es viele, deren Anblick und Berührung allein schon zart besaiteten Weißen Widerwillen einflößen kann, wie ratten- und mäuseartige Vierfüßer, Schlangen, Raupen. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, schmecken sie aber durchaus nicht übel, wenn sie auf die landesübliche Weise zubereitet worden sind. Wie sehr der Eingeborene in seinen Geschmacksempfindungen uns gleicht, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß er sich sofort an europäische Speisen gewöhnt und ebenso sehr wie der Buschmann einen zarten, fettdurchwachsenen Rinderbraten, mit Backpulver zubereiteten *Damper*, Kuchen, Marmelade und gesüßten Tee zu schätzen weiß. Den scharfen Gewürzen der Weißen ist er im allgemeinen abhold. Solange er sich im Naturzustande befindet, setzt er nie irgend welche Stoffe zu seinen Speisen, um deren Wohlgeschmack zu erhöhen. Worauf dies beruht, vermag ich nicht zu sagen. Die Pflanzenwelt des Landes enthält sicher viele Arten, die sich ganz gut zum Würzen verwenden ließen. Wir sind gewohnt, von allen Völkern, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehen, anzunehmen, daß ihre Geschmacksempfindung hinsichtlich einiger Stoffe sich ganz

wesentlich von der unserigen unterscheidet. Ich habe schon gesagt, daß bei unserem Südaustralier keine auffälligen Geschmackseigenheiten oder Geschmacksverirrungen, wenn wir lieber wollen, vorkommen. Ich darf aber nicht unerwähnt lassen, daß derselbe ausnahmsweise Dinge genießt, die wir nur hinunterzuwürgen vermöchten, wenn wir dem Hungertode nahe wären. So z. B. sah ich, daß Leute des Binnenlandes fauliges Fleisch, alte, in der Sonne getrocknete Rinder- und Ziegenhäute, verdorbene Eier usw. aßen. In allen Fällen vermochte ich aber mit Sicherheit festzustellen, daß es ihnen nicht möglich war, den nagenden Hunger auf andere Weise zu stillen, und daß ihnen diese Dinge herzlich schlecht schmeckten. Wird der Eingeborene nicht von Hunger geplagt, so ist er nicht selten recht wählerisch in bezug auf die Güte der Nahrung. So z. B. habe ich mehr als einmal die Beobachtung gemacht, daß boys madiges Fleisch vor dem Genusse viel sorgfältiger reinigten, als ihre Herren.

Der Geruch ruft natürlich auch beim Eingeborenen deutliche Gefühle der Lust und der Unlust hervor. Ob in Hinsicht auf ihn Unterschiede zwischen dem Eingeborenen und uns vorhanden sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Diesbezügliche Untersuchungen würden jedenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein, da ja die Geruchsempfindung bei den Leuten ein und desselben Landes durchaus nicht in allen Fällen die gleiche ist. Beim Australier habe ich nur festzustellen vermocht, daß ihm der Gestank des menschlichen Kotes, tierischer Kadaver, die sich in Zersetzung befinden usw. unangenehm ist, daß er aber den Duft mancher Pflanzen liebt, die reich an ätherischen Ölen sind.

Daß der Australier die Fähigkeit besitzt, ästhetisch zu empfinden, beweisen seine beweglichen Schmucksachen, Malereien, Zeichnungen, Schnitzereien, Tänze, Gesänge und musikalischen Versuche.

Von Schmucksachen macht er gern Gebrauch. Manche derselben gereichen auch nach unserem Geschmacke dem Körper zur Zierde.

Seine Farbenfreudigkeit ist groß. Wie aus seinen Malereien hervorgeht, hat er ein besonderes Wohlgefallen an leuchtenden Farben.

Seine Zeichnungen sind einfach aber nicht ungenügend. Einige derselben vertragen eine lebhaftere Phantasie. Bilder erregen großes Interesse, besonders dann, wenn sie Menschen oder Tiere darstellen. In Ortschaften und auf Stationen habe ich mehrere Male Eingeborene angetroffen, die, zu einer Gruppe vereinigt, auf dem Boden saßen und sich lachend und schwatzend mit dem Anschauen der Abbildungen alter Journale vergnügten, welche durch Zufall in ihre Hände geraten waren. Für die landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat, herrliche Auf- und Untergänge der Sonne, den sternenübersäten oder wolkenüberjagten Himmel, die Farbenpracht der Vogelwelt, die kraftvollen, anmutigen rhythmischen Bewegungen dahinstürmender Kängeruhs usw. hat der Eingeborene kein Auge: ihr Anblick ist ihm allzu gewohnt. Prächtige, aber nicht häufig auftretende Naturerscheinungen, wie der Regenbogen, die Blitze, feurige Meteore, rufen in mancher Brust ein Gefühl der Bewunderung hervor, das oft nicht ganz frei von Grauen zu sein scheint. Durch die Tänze kommen nicht immer rein ästhetische Gefühle zum Ausdruck, wie wir später in einem Kapitel über die Belustigungen sehen werden.

Gehörsempfindungen vermögen beim Eingeborenen ästhetische Lustgefühle zu erzeugen, wie seine Gesänge und musikalischen Versuche zur Genüge dartun. In vorzüglicher Weise konnte ich dies auf Missionsstationen beobachten. Unter allen Lehrgegenständen findet der Gesang stets den größten Beifall der Zöglinge. Auf Hermannsburg habe ich oft in der Abenddämmerung, einsam unter den hohen Gummibäumen des Finke River liegend, den schönen, etwas schwermütigen Kirchenliedern gelauscht, die Heidenchristen auf ihrem Lagerplatze zu ihrer Unterhaltung sangen. Gegen unangenehme Geräusche, wie das Knarren und Kreischen eines schweren Lastwagens, ist der Eingeborene ganz unempfindlich, was jedenfalls darauf beruht, daß sein Nervensystem durch und durch gesund ist.

Die sittlichen Gefühle des Eingeborenen unterscheiden sich zum Teil nicht unwesentlich von den unserigen durch ihre innere Kraft, den Zustand der Angespanntheit.

Verschiedentlich ist behauptet worden, bei der australischen Rasse verknüpfe kein Band der Liebe und Zuneigung die Familienmitglieder miteinander. Eine derartige Behauptung entspricht keineswegs der Wahrheit und kann nur von Leuten aufgestellt werden, die unsere Australier höchstens ganz oberflächlich kennen.

Die Lubra pflegt mit ganzer Seele an ihren Kindern zu hängen und ist unter Umständen sogar bereit, für dieselben die größten Opfer zu bringen. Zwei Beispiele mögen zur Erläuterung dienen! Auf einem Ausfluge, den ich mit einem Buschmanne und einigen boys in eine wenig bekannte Gegend von der Sterling-Station (134° öst. L. und 22° süd. Br.) aus machte, hatte sich uns ein fünf- bis sechsjähriger Knabe angeschlossen. Als wir nach etwa vier Wochen zu der Station zurückkehrten, lief die Mutter auf ihr Kind zu, umschlang es mit den Armen und preßte es fest an die Brust. Dann hockte sie nieder und streichelte es überaus zärtlich. Ich erinnere mich nicht, daß ich aus den Augen einer weißen Mutter je so viel Liebe und Freude habe hervorleuchten sehen, wie aus denen dieses armseligen, dünnen, schmutzigen Weibes bei der wohlbehaltenen Rückkehr ihres Kindes. Während meines Aufenthaltes im Innern der Kolonie wurde ein alter Engländer, der sich Steel nannte, auf dem Gebiete der Missionsstation Hermannsburg als Schäfer beschäftigt. Bei den Weißen und Eingeborenen galt er für einen wahren Eisenfresser, da er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu verstehen gab, daß die Eingeborenen nicht durch lauter Liebe und Güte, sondern nur durch rücksichtslose Strenge, durch Strafen an Leib und Leben „gebessert“ werden könnten. Wie mir Herr Missionar Bogner erzählte, wurde dieser Alte eines Tages auf einem Ritt nach der Station von einer Lubra, die er durch die Mißhandlung ihres Sohnes auf das Höchste gereizt hatte, tötlich angegriffen und beinahe vom Pferde gerissen, obwohl ihr bekannt war, daß er stets einen scharf geladenen Revolver mit sich führte. Ich denke, diese Tat zeigt uns zur Genüge, wozu die Mutterliebe einer Australierin fähig ist. Aber auch die Kinder sind ihrer Mutter in Liebe zugetan und verkehren selbst dann noch in der freundschaftlichsten Weise mit derselben, wenn sie längst erwachsen sind und selbst Kinder haben. An Cooper's Creek, in der Nähe der Missionsstation Kilalpanina, lernte ich eine blinde und ungemein häßliche Greisin kennen, die von ihrer schon verblühten Tochter, in wahrhaft rührender Weise gepflegt wurde. Als ich die Alte eines Tages photographieren wollte, suchte die Tochter mein Vorhaben zuerst zu verhindern, da sie fürchtete, ihrer Mutter könnte durch irgend einer Zauberei vermittlels des Apparates Schaden zugefügt werden. Die Erlaubnis zur Aufnahme erhielt ich erst, nachdem ich ein Geschenk an Tabak und Zucker verabreicht und versprochen hatte, beide gleichzeitig zu photographieren.

Das Verhältnis zwischen dem Vater und den Kindern ist in der Regel recht gut, wenn es auch weniger innig zu sein pflegt, als das zwischen diesen und der Mutter.

Daß der Eingeborene ebenfalls die anderen nahen Blutsverwandten, wie Geschwister, Großeltern, Onkel und Tanten, liebt und achtet, läßt er erkennen, wenn man sich mit ihm über dieselben unterhält. Es ist mir verständlich, daß man bei oberflächlicher Bekanntschaft mit den Eingeborenen leicht die Überzeugung gewinnen kann, er kenne im Grunde genommen keine andere Liebe als die Eigenliebe. Durch Äußerlichkeiten verrät er sein Empfinden nur selten: es ist eben gesund und natürlich, wie das eines Bauern. Selbst die Mutter ist für gewöhnlich karg in Liebkosungen und Zärtlichkeiten gegen ihre Kinder; und doch bin ich überzeugt, daß sie dieselben nicht weniger liebt, wie eine städtische Mutter, die sich nicht genug tun kann in der Verhätschelung ihrer Sprößlinge.

Eheliche Liebe — ich meine nicht die eigentliche Liebesbrunst — ist durchaus nicht selten, aber gewöhnlich nicht von langer Dauer. Näheres über sie werde später in einem Kapitel über das Geschlechtsleben mitteilen.

Freundschaftsbündnisse gehören bei beiden Geschlechtern durchaus nicht zu den Seltenheiten; Lubra haben mich mehr als einmal mit ihrem Geschwätz über ihre Freundinnen gelangweilt.

Allgemeine Menschenliebe kennt der Eingeborene nicht. Eine gewisse Neigung verbindet jedoch die Hordengenossen miteinander. Dem Stammesfremden wird aber meist jede Achtung versagt. Ob der Eingeborene je einen Weißen lieben und achten lernt, ist schwer zu sagen. Zu einer Art Anhänglichkeit scheint es aber zuweilen dann zu kommen, wenn der Weiße ihn gerecht behandelt und ihm viele Wohltaten erweist. So z. B. hörte ich, daß einige wenige Zöglinge der Missionsstation Hermannsburg sich gern ihres früheren Lehrers und Seelensorgers, des Herrn Mis. Kempe, erinnerten. Meine eigenen Erfahrungen sind in dieser Hinsicht höchst dürftig. Als ich mich ein paar Monate im Lande der Awarai aufhielt, kam täglich ein alter Mann zu mir, um mir gegen Entgelt Mitteilungen über die Sitten, die Bräuche, die Sprache usw. seines Stammes zu machen. Da ich ihn ganz wie einen Gleichstehenden behandelte, stets reichlich beschenkte und mich nie über seine Rassengenossen lustig machte, so kam es schließlich zu einer Art Freundschaft zwischen uns beiden: er verriet mir seine geheimsten Gedanken, und gab mir verschiedentlich zu verstehen, daß ich seine Wertschätzung gewonnen habe. Kurz vor der Fortsetzung meiner Reise nach dem Innern fand sich ein jüngerer Larakia ein, der früher im Dienste der Polizei gestanden hatte. Zu der Zeit regnete es tagtäglich. Da infolgedessen der Nahrungserwerb für die Eingeborenen äußerst schwierig und mühselig geworden war, so ließ es sich dieser fremde Bursche, um auf leichte Weise in den Besitz von Lebensmitteln zu kommen, sogleich angelegen sein, den Alten aus seinem Dienste als Auskunftgeber zu verdrängen. Als ihm dies nicht gelang, suchte er sich durch Verleumdungen für die Zurückweisung zu rächen. Eines Abends entstand lauter Lärm bei den Eingeborenen, und als ich mich in die Nähe ihres Lagerplatzes begeben hatte, hörte ich, daß um meine Person ein Streit ausgebrochen war. Der Bursche und einige Lubra, deren Wünsche ich ebenfalls nicht erfüllt hatte, beschuldigten mich in aufgeregter Weise der Knauserie. Der Alte dagegen verteidigte mich als ein wahrer Freund mit warmen Worten. Am nächsten Tage kam er zu mir, um Abschied zu nehmen, da er, wie er sagte, nicht länger mit einigen seiner Genossen zusammenleben wollte.

Liebe zu Tieren ist vorhanden. Von ihren Hunden halten alle Eingeborenen sehr viel. Im Lande der Urabunna sah ich bei einer Horde ein paar Katzen. Ferner machte ich einige Male die Beobachtung, daß Lubra der Kaititje tagelang junge Kusus — sie fallen durch ihr drolliges Aussehen auf — in ihrer Hütte hatten, sie häufig liebkosten und durch Einflößen einer breiigen Nahrung am Leben zu erhalten suchten.

Die Heimatliebe ist auffallend groß. Bei vielen älteren Leuten kann man auch patriotische Gesinnungen wahrnehmen. Der Eingeborene gleicht in der Wertschätzung des Erdenfleckes, auf dem er geboren und aufgewachsen ist, ganz unserem Bauern und Kleinstädter: auch sie, die fremde Länder nur von Hörensagen zu kennen pflegen, hängen mit ganzer Seele an der heimatlichen Scholle, selbst wenn dieselbe weiter nichts ist als eine öde Heide, ein wildes Moor oder ein unwirtliches Dünengebiet. Bei unserem Eingeborenen ist dies Gefühl verständlich, da derselbe auf fremdem Gebiete keine Rechte hat, und selbst nicht immer seines Lebens sicher ist. Vielleicht ist die Liebe zum Geburtslande im allgemeinen bei den Naturvölker größer, als bei den hochstehenden Kulturvölkern.

Die Selbstsucht ist ungemein stark ausgeprägt und erstickt unter Umständen jede edle Seelenregung. Ja, man kann mit vollem Rechte behaupten, daß der

Eingeborene sein Leben lang ihr Sklave ist: sie beherrscht sein ganzes Tun und Lassen, all sein Fühlen und Denken. Wird zu Zeiten anhaltender Dürren die Not groß, so läßt er unbedenklich alle Kranken und Schwachen im Stiche, um sein Leben so wenig wie möglich in Gefahr zu bringen. In scheinbarem Widerspruche mit dieser uns verächtlich dünkenden Eigenschaft des Gemütes steht sein Verhalten, wenn er sich in dem alleinigen Besitze eines begehrten Nahrungs- oder Genußmittels befindet. In diesem Falle verteilt er dasselbe stets bis auf einen kleinen Rest unter seine Genossen. Viele Beobachter haben hieraus den Schluß gezogen, daß er einer gewissen Gutmütigkeit gegen andere nicht entbehre. Gehen wir aber diesem Verhalten auf den Grund, so gewinnen wir die Überzeugung, daß er nur unter dem Zwange einer überall herrschenden Sitte handelt. Diese wird aber nicht allein mit Widerstreben beobachtet, sondern auch häufig umgangen, was schon daraus zur Genüge hervorgeht, daß ein Fremder für Waffen, Geräte und andere Gegenstände des Gebrauches stets bedeutend mehr bezahlen muß, wenn er den Tauschhandel öffentlich, als wenn er ihn im Geheimen abschließt. Außerdem kommt es noch zu anderen Handlungsweisen, die nicht mit der das Leben beherrschenden Selbstsucht in Einklang zu bringen sind. Mit wenigen Ausnahmen werden auch sie nicht nach Gutdünken und freiem Ermessen vorgenommen. Sitte und Herkommen sind es, die sie mehr oder minder gebieterisch fordern. Die Wohlfahrt des Gemeinwesens würde ja allzusehr leiden, wenn die Selbstsucht des Einzelnen schrankenlos walten könnte, wenn sie nicht nach dieser und jener Richtung hin ein wenig eingedämmt würde. Diese Zeilen lassen erkennen, daß wir oft mit ziemlicher Sicherheit vorherbestimmen können, wie sich der Eingeborene in einem gegebenen Falle verhalten werde, indem wir herauszubringen suchen, welche der in Frage kommenden Handlungsweisen ihm den größten Vorteil zu bringen vermöge. Wie der Leser weiß, ist es wiederholt vorgekommen, daß Eingeborene ¹⁾ Europäern, die dem Verhungern und dem Verdursten nahe waren, das Leben gerettet haben. Die Selbstsucht und die aus derselben entspringende Herzenshärte unseres Australiers sind aber so groß, daß wir nicht einmal annehmen dürfen, es handle sich hier um Ausnahmefälle. Wahrscheinlich gab abergläubische Furcht die Veranlassung zu diesem Verhalten. Wie ich hörte, pflegen nämlich die Bewohner vieler Gegenden des Binnenlandes ausnahmslos alle Leute, die sie für geistig gestört halten, aus Angst vor dem Übersinnlichen mit Nahrungsmitteln zu versehen. Nicht selten scheint auch dann die Handlungsweise des Eingeborenen eine gewisse Selbstlosigkeit zu verraten, wenn er auf nachherige Belohnung hofft.

Die Habsucht, eine der verächtlichsten aller menschlichen Leidenschaften, ist beim Eingeborenen sicher ebenso stark entwickelt wie bei unseren eigenen Rassengenossen. Sie ist es hauptsächlich, die sehr viele Lubra zu Huren der gemeinsten und niedrigsten Sorte und manchen Mann zu einem gewöhnlichen Kuppler und Bettler macht.

Man kann gar oft die Beobachtung machen, daß ein Zweikampf nicht mit dem Tode, sondern allein mit einer schweren Verwundung des einen Gegners endet. Der Sieger schont das Leben des Besiegten aber nur, weil die Stammes-satzungen es ihm gebieten, oder weil er sich nicht der Blutrache aussetzen will. Bei dem Vollzuge der Todesstrafe zeigt sich der Eingeborene oft in seiner ganzen Härte. Gewöhnlich wird der Übeltäter wie eine wilde Bestie von einer Anzahl Männer mit Speeren oder Keulen getötet. Wenn es sich um ein schweres Vergehen handelt, so befördert man ihn bei einigen Stämmen nicht sogleich vom Leben zum Tode, sondern bringt ihm durch Keulenhiebe usw. so schwere Verletzungen bei, daß er erst nach Tagen unter unsäglichen Qualen sein Leben

¹⁾ Ich erinnere daran, daß die beiden Forschungsreisenden Burke und Wills vor ihrem Hungertode öfters von Eingeborenen mit Nahrungsmitteln versorgt worden sind.

endet. Wilden Tieren gegenüber ist er jedes Mitleides bar. Hat er ein Tier schwer verletzt, so tötet er es vollends nur dann, wenn es sich so stark bewegt, daß es nicht bequem fortgeschafft werden kann. Jäger kehren daher gar oft mit einem Stück Wild heim, in dem noch Leben steckt. Daß die Qualen der armen Kreatur nicht gering sind, wenn sie stundenlang in der glühenden Sonne herumgeschleppt wird, während ihr Kopf nach unten hängt, versteht sich von selbst. Die Gefühllosigkeit des Eingeborenen geht aber noch weiter. Er hält es selbst nicht einmal für die Mühe wert, dem Tiere den Gnadenstoß zu versetzen, bevor er mit der Zurichtung desselben beginnt: viele Male habe ich gesehen, daß kleine Beutler, Vögel, Reptilien usw. noch zuckten, wenn sie ausgeweidet oder auf glühende Kohlen gelegt wurden.

Über das weiße Weib sagt Schopenhauer: „ Aus derselben Quelle ist es abzuleiten, daß die Weiber mehr Mitleid und daher mehr Menschenliebe und Teilnahme an Unglücklichen zeigen, als die Männer, hingegen im Punkte der Gerechtigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit diesen nachstehen.“ Beiläufig gesagt, scheint mir diese Behauptung nur zum Teil richtig zu sein. Was unsere Australierin betrifft, so zeigt sie im allgemeinen nur dann mehr Mitleid und Teilnahme, als der Mann, wenn diese Gefühlsregungen unter dem Einflusse des mütterlichen Instinktes oder des Geschlechtstriebes stehen. Sonst ist ihr Verhalten fremden Leid und Wehes gegenüber so gleichgültig und selbstsüchtig, daß man ihr nicht Unrecht tut, wenn man sie der Herzensroheit bezichtigt. Gelegentlich zeigt sie auch, daß ihr die Angst und Qual von Mensch und Tier sogar Vergnügen zu bereiten vermag. Ihre Augen pflegen dann in höchster Lust zu funkeln, wenn sie Zeuge eines blutigen Kampfes ist, und sie, sowie ihre Angehörigen in völliger Sicherheit sind. Für diese Tigerin in Menschengestalt ist auch der Todeskampf des durch einen Schuß zu Boden gestreckten Schlachtieres eine große Augenweide, wie ich oft auf Stationen beobachtet habe. In auffallendem Gegensatz hierzu steht das Verhalten der Lubra, wenn es gilt, fremde Kinder zu bemuttern. In der Regel ist sie eine gute Stiefmutter; auch der Waisen von Verwandten und ganz fremden Personen nimmt sie sich liebevoll an.

Die Kinder können recht grausam und erbarmungslos sein. Tierquälereien aus Übermut oder Lust an fremden Leiden lassen sie sich aber im allgemeinen seltener zu Schulden kommen, als unsere eigenen Kinder. Es beruht dies wohl größtenteils darauf, daß die Mutter sie nicht zum Abscheu vor niederen Tieren erzieht, indem sie jeden armen „Wurm“, der über den Weg kriecht, und jedes „häßliche“ und „gefährliche“ Insekt, das nahe kommt, von ihnen tottreten oder totschiessen läßt. Aus reiner Gedankenlosigkeit jedoch verüben sie unzählige Grausamkeiten. Ein Beispiel möge zeigen, daß ihr Gemüt ebenso roh sein kann, wie das unserer Jungen, die Frösche mit einem Halme bis zum Platzen aufblasen und dann schwimmen lassen. Als ich mich auf der Sterling-Station aufhielt, hatten sich dort die Katzen stark vermehrt. Ein Hauptpaß der kleinen „blackfellows“ bestand darin, den Kätzchen, die sich noch nicht durch die Flucht in Sicherheit zu bringen vermochten, ihre scharfen Rohrspeere in den After zu stoßen; und ein solches Vergnügen fanden sie an dieser Quälerei, daß sie sich selbst durch meine Drohungen, sie zu erschießen, nicht ganz davon zurückhalten ließen.

Im Gefühlsleben des Eingeborenen spielen Haß und Rachsucht eine große Rolle. Gewöhnlich werden sie durch Vergehen irgendwelcher Art, wie den Raub oder die Abspenstigmachung einer Lubra, die Verletzung des Ehrgefühles, schwerwiegende Vernachlässigung, erzeugt. Wie bei uns, so geben aber auch beim Australier der Gegensatz von Interessen, Neid, Eifersucht usw. sehr häufig die Veranlassung zu ihrer Entstehung.

Der Mann bringt diese leidenschaftlichen Gefühle nur selten bei Anwesenheit von Fremden in Miene, Haltung und Worten zum Ausdruck; schon früh

lernt er, seine Affekte und Leidenschaften unter einer scheinbaren Ruhe und Gelassenheit zu verbergen. Trotz dieser meisterlichen Verstellung vermag er vor dem, welcher ihn kennt, nicht ganz geheim zu halten, was in ihm vorgeht. Fühlt sich ein Mann beleidigt, und gebietet ihm die Klugheit, keine Zornesaufwallung zu verraten, und von einer sofortigen Wiedervergeltung Abstand zu nehmen, so zeigt er dem Beleidiger gegenüber ein Benehmen, daß man leicht mit Scheuheit verwechseln könnte. Er geht diesem geflissentlich aus dem Wege und gibt auf dessen Fragen kurze, nichtssagende Antworten, wobei er den Blick gesenkt oder seitwärts gerichtet hält, und die verdüsterte Miene Unbehagen ausdrückt. Hat er Haß und Rache die Zügel schießen lassen, so ergeht er sich in den heftigsten, von wilden Gestikulationen begleiteten Schmähungen. Selbst durch unanständige Tänze, Koitusbewegungen und dergleichen sucht er seinen Feind zu reizen. Einmal war ich auch Zeuge, daß ein Eingeborener auf diese letztere Weise einen Weißen herausforderte; er büßte aber beinahe sein Leben dabei ein.

Das Benehmen einer Lubra pflegt in diesem Falle ein bischen anders zu sein, da sie weniger Selbstbeherrschung besitzt, der Furcht zugänglicher ist und manche Kränkung stärker empfindet als der Mann. Ich habe viele auf Erwerb bedachte australische Schönen absichtlich und unabsichtlich beleidigt; es bot sich mir also eine treffliche Gelegenheit, zu beobachten, wie sich Haß und Rachsucht im weiblichen Geschlechte äußern. Als ich mich im Lande der Larakia aufhielt, hatte ich es schließlich mit allen Lubra verdorben, die in der Umgebung Palmerston's beheimatet waren. Die Hauptveranlassung hierzu hatte ich selbst dadurch gegeben, daß ich fast ausschließlich Männern einen Verdienst zukommen ließ, und zwar für die Auskünfte, die sie mir über die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten ihres Stammes gaben, während ich die verschiedenartigen Anerbietungen der jüngeren dunkelhäutigen Hetären ganz unberücksichtigt ließ. Schuld an diesem gespanntem Verhältnis waren aber auch viele Engländer; der Abhub der dortigen weißen Bevölkerung haßt nämlich den Deutschen fast ebenso sehr wie den Asiaten. Begegnete ich einem Trupp dieser Lubra, und richtete ich irgend eine Frage an sie, bat ich sie z. B. um Auskunft über den Weg, so gingen sie mit raschen Schritten und abgewandtem Kopfe im Gänsemarsche davon, ohne mir eine Antwort zu geben. Während meines mehrmonatigen Aufenthaltes an Knuckey's Lagoon (10 miles von Palmerston) besuchten mich vor der Regenzeit fast täglich Lubra, oft in Begleitung der Mutter oder des Ehemannes, um sich eine Stange Tabak oder ein Stück Geld zu verdienen. Viele von diesen unterließen es nicht, ein paar Schimpfworte auszustoßen, wenn sie unverrichteter Sache fortgehen mußten. Ich habe es dann stets lebhaft bedauert, daß ich der Sprachen der dortigen Eingeborenen nicht mächtig war. Kurz vor meiner letzten Abreise von der Missionsstation Hermannsburg reizte ich die dortigen Weiber durch geringschätzendes Benehmen und einige recht starke Verbalinjurien auf das Höchste, um in Erfahrung zu bringen, wie Wut und Haß bei ihnen zum Ausdruck gelangen würden. Zu diesen meinen Beobachtungen und Versuchen wählte ich deshalb keine im Naturzustande befindlichen Weiber, weil sich diese Weißen gegenüber eine viel größere Zurückhaltung auferlegen, als ihre halbzivilisierten Schwestern. An den ersten Tagen blieb die gewünschte Wirkung aus. Dann, als sie sich wechselseitig gegen mich aufgestachelt hatten, gingen sie zum Angriff über, und zeigten mir nur allzu deutlich, daß auch auf sie der Ausspruch paßt: „Hell has no fury like a woman scorned.“ Einzeln wichen mir die Lubra scheu aus. In kleineren oder größeren Trupps dagegen waren sie höchst kampfesbegehrig. Ging ich an einer Gesellschaft vorüber, die sich der Gewohnheit gemäß nach ihrem schwersten Tagewerke, dem Füllen des Wanstes mit Fleisch, Dampfer und süßem Tee, auf dem Rücken liegend, sonnten, so wälzten sie sich, wie auf Kommando so auf eine Seite, daß sie mir den Rücken zuekehrten; und hatte ich

mich soweit von ihnen entfernt, daß sie glaubten, vor einem Fußtritt sicher zu sein, dann stießen sie das bekannte kurze Lachen aus, das die Weiber aller Erdstriche in verschiedener Betonung und bei den verschiedensten Gelegenheiten hören lassen, und das bald Geschlechtslust, bald Wut, Haß und Zorn, bald Freude und bald — garnichts ausdrückt. Als ich einmal in einem solchen Falle stehen blieb und mir ein paar Notizen über ihr Verhalten machte, sprangen alle plötzlich auf und liefen, ohne ein Wort zu äußern, wie bestürzt, davon. Am mutigsten benahmen sie sich unter den Fenstern der Weißen, die kühn und unverzagt die Riesenarbeit unternommen hatten, sie den Klauen des Teufels zu entreißen. Hier sahen sie mich frech mit zornsprühenden Augen an, und dem einen und dem anderen Munde entfuhr ein Schimpfwort, das an Gemeinheit nichts zu wünschen übrig ließ.

Ich habe oben gesagt, daß der Eingeborene verpflichtet ist, den Genossen von seinem Überfluß an Nahrungs- und Genußmitteln etwas zukommen zu lassen. Obwohl er nun allzu geneigt ist, dieser Sitte zuwider zu handeln, so darf man sie ihm gegenüber nicht außer acht lassen, wenn man sich nicht seine bittere Feindschaft zuziehen will. Dieses Verhalten ist nicht auffällig und vom rein menschlichen Standpunkte aus entschuldbar. In dem folgende Falle verdient sein Verhalten jedoch keine nachsichtige Beurteilung. Hat ein Eingeborener längere Zeit unsere Wohltaten genossen, und geraten wir in eine Lage, in der wir sie ihm mit dem besten Willen nicht weiter gewähren können, so werden die freundschaftlichen Gefühle, die er früher scheinbar für uns hegte, sogleich in ihr Gegenteil verwandelt, selbst dann, wenn er die vollste Überzeugung gewonnen hat, daß an unserem veränderten Verhalten ihm gegenüber nicht böser Wille, sondern einzig und allein die Ungunst der Umstände schuld ist. Er betrachtet uns eben wie einen Gegenstand, der nur solange Wert für ihn hat, als er ihm Nutzen gewährt, und der weggeworfen zu werden verdient, wenn dies nicht mehr der Fall ist. Derartige Beobachtungen habe ich am häufigsten gemacht, wenn mir die Lebensmittel und der Tabak ausgegangen waren. Hatte ich meinen dunkelhäutigen Bekannten zu verstehen gegeben, daß ich ihre Dienste nicht länger in Anspruch nehmen könne, weil es mir nicht möglich sei, sie für dieselben zu belohnen, so zeigten sie sofort ein ganz anderes Verhalten. Während sie früher, solange sie Gaben von mir empfangen hatten, freundlich, mittheilsam und entgegenkommend gewesen waren, trugen sie jetzt ein mürrisches, verschlossenes Wesen zur Schau, und benahmen sich, als sei ihnen ein großes Unrecht geschehen. Kreaturen dieser Art, die Haß gegen einen Menschen fassen, weil es ihnen nicht gelungen ist, denselben für ihre Zwecke zu benutzen, sind übrigens durchaus keine Seltenheit in unserem eigenen Lande.

Ich führe hier ein Erlebnis an, das dem Leser in vortrefflicher Weise zeigt, wie weit der Eingeborene in seinem Hasse gegen den geht, welcher ihm keinen Vorteil mehr zu gewähren vermag, welcher nicht mehr im Stande ist, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, zur Erfüllung seiner Wünsche beizutragen.

Im Jahre 1896 begleitete ich die beiden damaligen Besitzer der Sterling-Station auf einem Ausfluge nach dem Gebiete der Frew River und des Elkidra Creek, wo sie mit Hilfe von boys Rinder einfangen wollten, die sich daselbst in verwildertem Zustande umhertrieben. Wie in dem Vorwort gesagt ist, befand sich an jedem dieser Wasserläufe eine Viehstation. Beide Stationen waren kurz zuvor aufgegeben worden, weil sie keinen Gewinn abgeworfen hatten. Als wir auf der Frew River Station ankamen, waren unsere Lebensmittel sehr bedenklich auf die Neige gegangen. Dem einen von uns Weißen gelang es aber alsbald, eine junge, fette Kuh zu schießen, so daß wir uns alle nach entbehrrungsreichen Tagen an saftigen Braten gütlich tun konnten. Nach einem eintägigen Aufenthalte setzten die beiden Buschleute ihre Reise fort, um herrenloses Vieh aufzusuchen. Ich blieb mit zwei boys und einigen Lubra

zur Bewachung des Gepäckes auf der Station zurück. Als Wohn- und Schlafraum benutzte ich eine kleine steinerne Hütte, die weder ein Dach, noch eine Tür besaß, in der sich aber zwei sofaartige Gestelle („bunk“) befanden, welche aus Knüppeln und einer ungegerbten Rinderhaut hergestellt waren und als Bettstelle gedient hatten. Mein Essen, aus Fleisch und Tee bestehend, bereitete ich in der Küche. Diese Küche bildete, wie die aller anderen Binnenlandstationen, ein Gebäude für sich. Das Mauerwerk der einen Schmalseite war eingestürzt; trotzdem bot sie mir manche Bequemlichkeit, da der Herd sich noch in einem guten Zustande befand, und ein Tisch und zwei Bänke, allerdings recht roh gezimmert, vorhanden waren. Während der beiden ersten Tage nach der Abreise der Buschleute war das Verhältnis zwischen mir und meinen dunkelhäutigen Gefährten ganz vortrefflich. Morgens, mittags und abends gab ich jedem Manne und jedem Weibe fünf bis sechs Pfund Fleisch; Mehl für Damper und Zucker standen mir nicht zur Verfügung. Als ich gegen Abend des dritten Tages von einem kleinen Ausfluge zurück kam, saßen sämtliche Eingeborene, zu einer Gruppe vereinigt, auf ihrem Lagerplatze und verzehrten ein Felsenkänguruh, das einer der boys gespeert hatte. Die Rationen für die Mittag Mahlzeit lagen unbenutzt im Sande. Das Fleisch der jungen Kuh war nämlich inzwischen madig und ein wenig faulicht, aber noch nicht ungenießbar geworden: mir war es am Mittage nicht widerstanden. Was in meinen Kräften stand, hatte ich übrigens getan, um es so lange wie möglich vor Verderbnis zu schützen. Über Salz zu seiner Konservierung verfügte ich leider nicht; ich hatte es aber unter einem recht schattigen und frei stehenden Baume aufgehängt und dicht mit Gummibaumzweigen bedeckt. An diesem Abend teilte ich natürlich keine Fleischrationen aus. Ich sagte aber den Eingeborenen, am nächsten Tage würden die Buschleute wohl zurückkommen und aller Wahrscheinlichkeit nach frisches Fleisch mitbringen. Sie erwiderten zwar nichts, ihr muckerisches Wesen verriet mir jedoch nur allzu deutlich ihren Mißmut: bei meiner Ankunft auf dem Lagerplatze waren sie in ein dumpfes Schweigen versunken, und nachdem sie mir einen raschen, haßerfüllten Blick zugeworfen hatten, hielten sie, unbeweglich dasitzend, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Bald darauf begab ich mich zu dem unfern gelegenen großen Wasserloche, um Enten zu schießen, und kehrte erst nach Anbruch der Dunkelheit zur Station zurück. Mein frugales Abendessen nahm ich in der Küche ein und blieb dann dort, in Gedanken versunken, zurück. Der Vollmond stand hoch am Himmel und überflutete die in tiefem Schweigen daliegende Landschaft mit seinem klaren, silbernen Lichte. Da ich an der erhaltenen Schmalwand auf einer der Bänke saß, so drangen seine Strahlen nicht bis zu mir; auf den Fußboden vor der Mauerlücke warfen sie jedoch lange, lichte Streifen. Es mochte wohl gegen Mitternacht sein, als plötzlich zwei dunkle Gestalten vor mir auftauchten. Die beiden boys! Während der eine, kaum einen Schritt von mir entfernt, mich mit großer Zungenfertigkeit anschrte — er verbarg einen Tomahawk in der Höhlung eines Schildes, den er vor seinen Oberkörper hielt — stand der andere, mit einer langen Keule bewaffnet, ganz dicht hinter ihm und lugte schweigend über seine rechte Schulter.¹⁾ Mir war sofort klar, daß es mein Leben galt. Den Blick auf meine Gegner gerichtet, suchte ich mit der Rechten nach einer alten Perkussionsflinte, die ich bei der Rückkehr von der Entenjagd geladen an die Wand gestellt hatte. Anfangs

¹⁾ Es scheint mir, daß der bildliche Ausdruck „etwas im Schilde führen“ nicht richtig erklärt werde. Kürzlich fand ich in einem Buche folgende Stelle: „Wie die alten Ritter auf ihrem Schilde allerhand bedeutungsvolle Symbole führten, so führen auch wir noch häufig etwas im Schilde, sei es Gutes, sei es Böses, d. h. geheime Absichten und Pläne. Auch Heyne spricht diese Ansicht aus („Deutsches Wörterbuch“). Ich glaube, daß der eine der beiden Eingeborenen, als er in feindseliger Absicht, den Tomahawk in der Höhlung des Schildes haltend, zu mir kam, zeigte, wie wir uns die Entstehung des Ausdruckes zu denken haben.“

konnte ich sie nicht finden; umwenden durfte ich mich nicht, wenn ich nicht sofort den Todesstreich bekommen wollte. Nach einigen Minuten glückte es mir aber, sie zu erfassen. Im Nu war der Kolben an der Backe und — ich war Herr der Lage. Gleich nach dem Erscheinen der Männer hatten sich auch die Lubra eingefunden, jedenfalls um mich sterben zu sehen. Obwohl sie draußen, vor der Mauerlücke, geblieben waren, konnte ich doch deutlich bei der hellen Mondbeleuchtung erkennen, daß in ihrem Gesichte eine hochgespannte Erwartung, eine wilde Mordgier und Grausamkeit geschrieben stand. Ich bin überzeugt, daß die boys voraussetzten, ich wäre ohne Waffen — eine Büchse und ein Revolver befanden sich bei meinem Gepäck in dem Schlafräum — sonst hätten sie mich sicher im Schlafe überfallen. Bald nachher begab ich mich zur Ruhe. Ich bereitete mein Lager der Vorsicht halber auf der bunk, welche zur Aufnahme meines Gepäcks gedient hatte, da die Möglichkeit nahe lag, daß in der Nacht ein Speer von oben oder durch die Türöffnung nach meiner früheren Lagerstätte geschleudert würde. Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als ein Hund anschlug, der vor der Tür auf einer Satteldecke lag. Sofort lief ich mit meiner Winchester-Büchse hinaus. An einer Stelle bewegte sich das Gebüsch stark; auch hörte ich ein Knacken von Zweigen. Da ich ebenfalls auf den Überfall von Eingeborenen gefaßt sein mußte, die dort ihre Heimat hatten — von den Viehtreibern der Station waren sie fast zur Verzweiflung getrieben worden — so gab ich in der betreffenden Richtung einen Schuß ab. Als ich jedoch weder einen Schrei, noch einen Fall hörte, und nichts Auffälliges mehr wahrnahm, kehrte ich zu meiner Lagerstätte zurück.

Verdienten Tadel trägt der Eingeborene nicht nach. Eine schwere Beleidigung hingegen vergißt er nie wieder. Ist ihm dieselbe von einem Weißen zugefügt worden, so läßt er sich nur ausnahmsweise zu Gewalttätigkeiten hinreißen; doch hetzt er alle seine Bekannten gegen den Weißen auf, sodaß derselbe schließlich bei allen Eingeborenen, die sich Hunderte von Kilometern in der Runde aufhalten, in üblem Rufe steht.

Bevor ich diesen Gegenstand meiner Erörterungen verlasse, erwähne ich noch, daß der Eingeborene sich sehr oft an Rassengenossen in recht tückischer, boshafter Weise durch totbringende Zaubereien zu rächen sucht. Will er an Europäern oder Asiaten seine Rache kühlen, so überfällt er sie gewöhnlich bei nächtlicher Weile. Heimliche Sachbeschädigungen läßt er sich im großen und ganzen nicht zu schulden kommen. Während meines Aufenthaltes im Lande der Larakia, an Knuckey's Lagoon, langten eines Tages 2 Viehtreiber mit einer großen Rinderherde an. Am nächsten Morgen waren mehrere ihrer Pferde schwer erkrankt; dem Anschein nach hatte man sie mit kochendem Wasser übergossen. Der Verdacht lenkte sich sofort auf Chinesen, welche an den Billabongs der Entenjagd obzuliegen pflegten. Die Eingeborenen hielt niemand einer solchen feigen weibischen Tat für fähig.

Dankbarkeit kennt der Eingeborene einem Weißen gegenüber nicht. Dies geht ja schon deutlich aus seinem eben geschilderten Verhalten hervor. Ob er auch ebenso wenig geneigt und gewillt ist, das Erfreuliche und Gute anzuerkennen, welches ihm ein Rassengenosse erwiesen hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Behandelt ihn ein Weißer mit Nachsicht und Güte, so richtet er sofort, in der Meinung, es mit einem willensschwachen Menschen zu tun zu haben, sein ganzes Bestreben darauf, denselben nach besten Kräften auszubeuten.¹⁾ Die vorzüglichsten Beispiele hierfür liefern die Missionszöglinge und die Lubra der Buschleute. Auch an mir sind gar oft Ausbeutungsversuche gemacht worden, aber stets mit geringem Erfolge, da ich bei Antritt meiner Reise von befreundeten Buschleuten in eindringlicher Weise vor dieser Charaktereigenschaft des Einge-

¹⁾ Der Buschmann sagt to work on.

borenen gewarnt worden war. Ich will nicht verhehlen, daß ich einige Male geglaubt habe, der Eingeborene sei für Wohltaten empfänglich. Zu diesem Irrtum gaben Leute die Veranlassung, die, nachdem ich ihnen Wohltaten erwiesen hatte, freiwillig kleine Dienste für mich verrichteten. Schließlich stellte es sich aber in allen Fällen heraus, daß nicht Dankbarkeit und Erkenntlichkeit, sondern recht niedere Gefühle, wie Selbstsucht und Habgier im Verein mit einer gewissen bäurischen Geriebenheit, sie zu ihrem gefälligen, zuvorkommenden Benehmen veranlaßt hatten. Merkten sie, daß ich meine Reise fortsetzen wollte, oder daß ich ihnen aus Mangel an Lebensmitteln, Tabak usw. keine Geschenke mehr machen konnte, so war ihr Benehmen plötzlich ganz verändert. Einige zeigten mir sogar in unzweideutiger Weise, daß sie mich haßten, weil ihnen die Möglichkeit genommen war, noch länger Nutzen aus mir zu ziehen. Viele Religionsforscher sind der Meinung, das Dankesgefühl für das Erfreuliche, welches die Natur dem Menschen verleiht, habe zu der Entstehung des Glaubens an übersinnliche, bewußt handelnde Mächte wesentlich beigetragen. Bei unserem Australier ist dies zweifelsohne nicht der Fall gewesen: er ist gewohnt, alles Gute als ganz selbstverständlich hinzunehmen. Zum geringen Teil geht dies schon daraus hervor, daß er eine große Zahl von Kulthandlungen veranstaltet, durch die er sich alles das zu verschaffen sucht, was er zu des Lebens Notdurft und Nahrung braucht, daß es ihm aber nicht in den Sinn kommt, durch eine derartige Handlung oder auf irgend eine andere Weise seinen Dank abzustatten, wenn seine Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Wie bekannt, gibt es unter unseren Rassengenossen viele, die den Leuten, welchen sie zu Dank verpflichtet sind, ängstlich aus dem Wege gehen, und zwar lediglich deswegen, weil sie an ihre Verpflichtungen nicht erinnert werden wollen. Bei Eingeborenen habe ich in bezug auf meine Person und andere Weiße ein derartiges Verhalten nicht wahrgenommen. Dies ergibt sich übrigens ohne weiteres aus dem oben Gesagten.

Von Neid, Mißgunst und Eifersucht ist keine Altersstufe frei. Einem Kinde verdrießt es, wenn ein anderes reichlich mit Geschenken bedacht wird, ein Liebhaber will die Gunst der Geliebten allein besitzen, und zwischen älteren Leuten, die nach den gleichen Zielen, den gleichen Vorzügen und Glücksgütern streben, soll es oft zu bitterer Feindschaft kommen. Ob aber diese Gefühle, die in Verdruß über fremdes Glück bestehen, im allgemeinen so heftig sind und so häufig auftreten, wie bei uns Weißen, ist wohl sehr die Frage. Meiner Meinung nach gibt es unter den Eingeborenen z. B. keinen, in dem der Neid einen so hohen Grad erreicht hat, wie in denjenigen unserer Landsleute, die nicht einmal einem Toten einen schönen Sarg oder prächtiges Wetter am Begräbnistage gönnen.

Bis jetzt habe ich sehr wenig Erfreuliches über die Innerlichkeit mitzuteilen vermocht, und der Leser wird vielleicht schon annehmen, ich gehöre zu den Leuten, die nur darauf bedacht sind, den Eingeborenen anzugreifen und anzuklagen, die nur die Nachtseiten, das Häßliche, Böse und Finstere, seiner Seele kennen und kennen wollen, und die das Gute und Lichte in ihm nicht einmal ahnen. Die nachfolgenden Zeilen werden jedoch den Beweis liefern, daß ich auch recht Lobenswerthes über unseren Australier zu berichten weiß, und zwar selbst in Fällen, wo ihn andere tadeln, die im großen und ganzen besser von ihm denken als ich.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Eingeborene, d. h. der Mann, viele der guten Eigenschaften eines starken Charakters besitzt, wie Mut, Standhaftigkeit, Entschlossenheit, Ausdauer, Selbstbeherrschung, Stolz und Ernst, daß ihm dagegen die Eigenschaften abgehen, welche auch Personen zur Zierde gereichen können, die wenig Festigkeit und Kraft in sich haben, wie Sanftmut, Barmherzigkeit, Demut, Gutmütigkeit, Nachsicht.

Das, was wir als sittlichen Mut zu bezeichnen pflegen, d. h., „den Mut, die Wahrheit zu suchen und zu bezeugen, den Mut, gerecht zu sein, den Mut, ehrlich

zu handeln, den Mut, Verführungen zu widerstehen, den Mut, seine Pflicht zu tun“¹⁾, besitzt der Eingeborene natürlich nur in einem ganz geringen Grade.

In bezug auf den physischen Mut — Napoleon I. soll von ihm behauptet haben, daß er die höchste Tugend des Mannes bilde — kann ich dem Eingeborenen das beste Zeugnis ausstellen. Ich will hier gleich erwähnen, daß manche ihn selbst für feige halten. So z. B. sagt Rev. Schulze, der längere Zeit als Missionar im Lande der Artunta tätig gewesen ist, und dem wir sozusagen die Grundlage für die Kenntnis der gesellschaftlichen Einrichtungen der südaustralischen Bewohner des Innern verdanken: „The natives are deficient in courage, and commit their revenge — murders only — by stratagem, waiting and spying till they can surprise their enemy alone at night. They are afraid to engage in open combat, or if they do, they must feel themselves superior in strength. The most innocent sounds may be productive of fear and trembling, through their imagination . . .“²⁾ Ich halte den Eingeborenen deshalb für mutig, weil er bei drohenden Gefahren standhaft und tatkräftig die Mittel zur Gegenwehr ergreift und sich nur wenig durch Furcht in seinen Handlungen beeinflussen läßt, weil er vor Schmerzen und Qualen nicht zurückschreckt, und weil er das Gefühl von Ehre und Schande selbst im Angesichte des Todes nicht vollständig einbüßt. Vor bösen Geistern und übelgesinnten Zauberern lebt er allerdings in großer Furcht, wir dürfen aber nicht vergessen, daß er, der sehr tief im Aberglauben steckt und gegen Fremde kein Mitleid und Erbarmen kennt, also diese Gefühle nicht bei anderen voraussetzt, der Meinung sein muß, er sei beständig von schonungslos waltenden Mächten bedroht. Ferner läßt er sich ziemlich leicht von Leuten in die Flucht schlagen, die mit Feuerwaffen ausgerüstet sind. Darf uns dies aber wunder nehmen? Die weittragende Kugel kann ihn ja schon zu Boden strecken, wenn sein Gegner noch völlig sicher ist vor seinen Wurfskeulen und Speeren!

Den Weißen übertrifft er sicher an Mut. Ich will aber nicht verschweigen, daß die Mehrzahl der Buschleute dies nicht zugibt. Ein Versuch zu einer ausführlichen Begründung dieser meiner Ansicht würde natürlich zu weit führen; ich mache deshalb nur ein paar Angaben, die Eingeborene hinsichtlich ihres Mutes Weißen gegenüber in einem recht günstigen Lichte zeigen. Auf einem abenteuerlichen Ritte mit zwei Buschleuten und einigen Kaititje in das Gebiet der Reynold Ranges fraß einer unserer Kängeruhunde (grey-hound) einen für Dingo ausgelegten Köder, der mit Strychnin vergiftet war. Zu seiner Rettung versuchte ich mit Hilfe der Buschleute und zweier boys, ihm eine halbe Stange Tabak, die als Brechmittel dienen sollte, in den Rachen zu stecken³⁾. Natürlich sträubte er sich heftig gegen diese Behandlungsweise. Als er schließlich um sich zu schnappen begann, ließen ihn die Buschleute — sie galten unter Ihresgleichen für sehr beherzte Männer — los, um nicht gebissen zu werden; die boys hingegen hielten ihn solange mutig fest, bis er den Tabak verschluckt hatte. Weiter! Ein boy erzürnte einen Squatter schwer durch ein Vergehen, das ich hier nicht namhaft machen will. Er flüchtete sogleich und hielt sich einige Wochen im Busch verborgen. Dann kehrte er, obwohl er wußte, daß sein Leben bedroht war, frank und frei zur Station zurück, als ob nichts geschehen wäre. Als der Weiße ihn sah, schlug er ihn mit einer Stange über den Kopf und ergriff dann eine geladene Büchse und schoß auf ihn. Hätte der Weiße nicht in der Er-

¹⁾ Samuel Smiles, *Der Charakter*. S. 185.

²⁾ *Trans. and Proceed. and Rep. of the Roy. Soc. of South Australia*. Vol. XIV, Part II Pag. 221 u. 222.

³⁾ Durch dieses Mittel und einen Aderlaß (Schnitte in die Ohren) suchen die Buschleute ihre Hunde zu retten, die einen mit Strychnin vergifteten Köder gefressen haben. Wie ich auf der Tempe Downs Station hörte, gelte bei den Eingeborenen menschlicher Urin als ein ausgezeichnetes Antidot gegen dieses Gift.

regung schlecht gezielt, so wäre es dem boy nicht mehr möglich gewesen, sich durch die Flucht zu retten. Ferner bin ich gar oft Augenzeuge gewesen, daß boys beim Bändigen von Pferden, beim Einfangen und Niederreißen von Hornvieh usw. sich durchschnittlich waghalsiger zeigten, als die Buschleute.

Mehr als einen Eingeborenen habe ich genau in dem Augenblicke beobachten können, wo er auf das Schlimmste gefaßt sein mußte, wo die Hand des Todes seinen Lebensfaden zu zerreißen drohte. In allen Fällen benahm er sich, wie es eines beherzten Mannes würdig ist. Über die Lippen kam weder ein Schrei, noch eine Klage, und nur die umherschweifenden, düster blickenden Augen und die wogende Brust verrieten, daß der Abschied vom Leben ihm nicht gerade leicht wurde. Ist nicht von vornherein jede Hoffnung auf Sieg ausgeschlossen, so nimmt er meist jeden Kampf auf, der ihm angeboten wird, selbst wenn der Gegner ihm an Körperkraft und in der Bewaffnung überlegen ist. Seine Herzhaftigkeit zeigt er aber noch bei vielen anderen Anlässen. Ist ein naher Familienangehöriger gestorben, so muß er sich recht schmerzhaft Verletzungen beibringen, um seine Trauer kund zu geben (s. Abbildung 1, Taf. VI). Stets tut er dies ohne jedes Sträuben und in einer Art und Weise, die uns auf den Gedanken bringen könnte, er sei beinahe unempfindlich gegen Schmerzen. Hitze, Hunger und Durst erträgt er klaglos, ohne große Mißstimmung. Auch dann verdient er unsere Bewunderung, wenn er elend und siech in seiner Hütte liegt, oder wenn er wähnt, das Opfer einer Zauberei geworden zu sein. In solchen Fällen habe ich nie ein kindisches Aufbäumen, ein weibisches Klagen und Zagen wahrgenommen. Gar mancher Mann bewahrt seine stoische Ruhe und Gelassenheit selbst bis zum letzten Atemzuge. Die Wirrnisse und Mißgeschicke erträgt er, ohne seinem Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen. Beiläufig gesagt, scheint mir der Selbstmord durchaus nicht immer ein Zeichen von Schwäche und Feigheit zu sein, wie es in der Regel die Leute behaupten, die das Herz nicht auf dem „richtigen Fleck“ haben. Bei allen Stämmen wird der Mut für eine große Tugend gehalten. Wie mir ein alter Narryngeri mitteilte, hätten sich an der Küste des South-east die Gegner vor einem Kampfe durch den Zuruf: „Ihr seid keine ordentlichen Männer!“ d. h. ihr seid feige, zum höchsten Zorn gereizt.

Hat der Eingeborene ein Bravourstück ausgeführt, so prahlt er nur ausnahmsweise mit demselben. Oft ist er sich nicht einmal bewußt, daß er eine Tat vollbracht hat, die Lob und Bewunderung verdient.

Der Eingeborene weiß seine Gemütseregungen in Gegenwart von Fremden ausgezeichnet zu beherrschen. Wer ihn nicht genau kennt, kann leicht auf den Gedanken kommen, er sei von Natur aus kalt und leidenschaftslos, er besitze nur eine geringe Empfänglichkeit für Lust und Unlust. Streng genommen handelt es sich hier aber nicht um eine Willensäußerung, die wir als Selbstbeherrschung zu bezeichnen pflegen. Es fällt dem Eingeborenen meistens durchaus nicht ein, seine Leidenschaften und Begierden zu unterdrücken oder in völliger Unterwürfigkeit zu halten; er sucht sie anderen nur mit großer Geschicklichkeit zu verbergen, wenn Sitte und Herkommen oder Eigennutz und Selbstsucht es heischen. Sein Bestreben ist also darauf gerichtet, seine Seelenregungen unter einem angenehmen Schein zu verbergen. Einem Europäer gegenüber übt er Verstellung viel häufiger aus reiner Falschheit, als um einer Forderung der Höflichkeit zu genügen. Wie er sich in dieser Hinsicht im Verkehr mit Seinesgleichen verhält, vermag ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben; dem Anschein nach handelt er gegen sie ebenfalls sehr oft unaufrichtig, heuchlerisch und betrügerisch. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, gehen viele zur Erreichung ihrer Zwecke mit großer Heimtücke und Verschlagenheit zu Werke, und stecken viele voller Ränke und Listen. Er gibt sich aber auch, wie er ist. Namentlich sind es jugendliche Leute, die oft genau so reden und handeln, wie sie fühlen

und denken. Am meisten pflegt dem Europäer seine Naivität in Angelegenheiten aufzufallen, die bezug auf das Geschlechtsleben haben; die allgemeine Höflichkeit verletzt er aber nur ausnahmsweise durch sie. Der Drang nach leeren Äußerlichkeiten, das Streben, die eigene Person durch kleinliche, erbärmliche Mittel zur Geltung zu bringen, treten nie in so unangenehmer Weise hervor, wie bei uns Europäern. Vom Durchschnittsmanne kann man wohl mit Recht behaupten, daß er im großen und ganzen nicht viel mehr scheinen will, als er in Wirklichkeit ist. Vom Weibe läßt sich aber auch in dieser Hinsicht weniger Gutes berichten. Ziererei, Gespreiztheit, Künstelei sind ihr keineswegs fremd; doch ist ihr Benehmen viel natürlicher und ungezwungener, als das ihrer weißen Schwester. Zum Teil beruht dies anerkennenswerte Verhalten des Eingeborenen wohl darauf, daß er mit dem Bestreben, durch Tuerei und hohle Äußerlichkeiten sich Achtung und Vorzüge zu verschaffen, wenig Glück in dem engen Kreise haben würde, dem er angehört, da jeder Hordengenosse nicht nur ihn selbst, sondern auch seine Familie auf das Genaueste kennt.

Wie schon hinlänglich aus dem eben Gesagten hervorgeht, ist der Grundzug des Charakters nicht Offenheit, sondern Mißtrauen und Verslossenheit. Es darf uns dies nicht wunder nehmen, da der Eingeborene sowohl mit den Weißen, als auch mit Seinesgleichen nur allzu oft sehr üble Erfahrungen macht. Das Mißlingen des Bekehrungswerkes liegt vielleicht zum Teil daran, daß die Zöglinge nie die volle Überzeugung von den guten Absichten ihrer Seelensorger und Lehrer gewinnen.

Von großer Friedensliebe ist der Eingeborene nicht beseelt; er befindet sich aber keineswegs beständig auf dem Kriegspfade. Der Mann zieht sich manche Händel durch seinen Jähzorn, seine Rücksichtslosigkeit, seinen Übermut und seine Zügellosigkeit in geschlechtlichen Dingen zu; gegen Sitte und Herkommen, sowie gegen die Leiter des Gemeinwesens lehnt er sich dagegen so gut wie nie auf. Das Weib ist im allgemeinen ebenso streitsüchtig, als der Mann, wenn die Bürde des Lebens nicht allzuschwer auf ihr lastet. Ihre Händel ficht sie mit ihren beiden Hauptwaffen, der Zunge und dem Grabstocke, aus, wobei sie nicht selten wie eine Rasende tobt. Diese Streitsucht und der Mangel an Sanftmut, Milde und Nachgiebigkeit sind wohl der Hauptgrund, daß die Männer es sich zur heiligen Pflicht gemacht haben, ihre besseren Hälften bei wichtigen Beratungen nicht mitsprechen zu lassen. Der Apostel Paulus sagt: „Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeinde!“

Das Auftreten des Eingeborenen ist ruhig und gesetzt, frei und sicher, aber stets ein wenig zurückhaltend; Knechtsgeinnung kennt er nicht. Dies gilt von ihm aber nur, solange als er sich im reinen Naturzustande befindet. Da sein Freiheitsbedürfnis sehr groß ist, so übt jeder Zwang einen nachteiligen Einfluß auf ihn aus. Man sieht dies besonders an den Missionszöglingen und den boys, die in strenger Zucht gehalten werden. Wie bei uns die Leute, welche von der Welt abgeschlossen leben, so überschätzt der Eingeborene nicht nur sich selbst, sondern auch alles das, was in enger Beziehung zu ihm steht, wie die Heimat, die Stammesgenossen, die heimischen Sitten und Bräuche. Trotzdem ist sein Benehmen dem Weißen gegenüber frei von Anmaßung und allzu großer Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung. Die Wohlanständigkeit weiß er im allgemeinen weit besser zu bewahren, als unsere Landsleute, die in beschränkten Verhältnissen und ohne nennenswerte Dressur aufgewachsen sind. Ja, man kann mit vollem Rechte von ihm behaupten, daß er verhältnismäßig viel Feingefühl besitzt. Mir scheint dasselbe aber nicht nur angelernt, sondern auch, und zwar zum größten Teile, angeboren zu sein. Nie habe ich bemerkt, daß er im Darm befindliche Gase hat entweichen lassen, daß er seine ehelichen Beziehungen zur Schau stellte und seine geschlechtlichen Erregungen in Gegenwart von Fremden durch unpassende Körperhaltung verriet, daß er durch irgend welche Maßnahmen

bei seinen Arbeiten andere belästigte. Die Defäkation verrichtet er, wenn anständig, nicht öffentlich. Auf welche schickliche Art er sich manchmal betrügt, möge folgendes Beispiel zeigen. Als ich eines Abends während meines Aufenthaltes am Daly River mein Vesperbrot bereitete, saß ein halbes Dutzend Malack-Malack im Kreise um mich herum und verfolgte meine Verrichtungen mit großer Aufmerksamkeit. Beim Sprechen spuckte einer von ihnen, ein freier Sohn der Wildnis, in mein Lagerfeuer, an dem ein quart-pot mit Wasser für den Tee stand. Sogleich entschuldigte er sich mit einfachen, natürlichen Worten, ohne daß ich in irgend einer Weise Unwillen über sein Benehmen gezeigt hatte.

Lügenhaftigkeit treffen wir bei Jung und Alt, Mann und Weib an. Im allgemeinen ist sie aber nicht so groß, wie bei uns Kulturmenschen. Der Mann pflegt in seinen Aussagen meistens dann nicht weit von der Wahrheit abzuweichen, wenn es sich um etwas handelt, das für ihn bedeutungslos ist. Will er sich aber irgend einen Vorteil verschaffen, so lügt und betrügt er unter Umständen auf die schamloseste Weise. Aus diesem Grunde muß der Forscher bei seinen Erkundigungen über die Sitten und Bräuche, Lebensgewohnheiten usw. der Eingeborenen sehr auf der Hut vor Täuschungen sein, wenn er die reine, volle Wahrheit erfahren will. Hat er Eingeborene über etwas ausgefragt, so erwarten sie ein kleines Geschenk an Tabak, Nahrungsmitteln usw., da ihre Geduld mehr oder minder durch Auseinandersetzungen, die zum Verständnis der Frage dienen, in Anspruch genommen wird. Verabreicht er es nicht, so machen sie das nächste Mal ihre Aussagen in lässiger und oft ungenauer Weise, weil sie es nicht für die Mühe wert halten, ordentlich über das Gefragte nachzudenken. Belohnt er diese kleinen Dienste, so sind sie meist eifrig darauf bedacht, ihm die gewünschten Aufschlüsse zu geben. Da sie aber als scharfe Beobachter und gute Menschenkenner gar bald in Erfahrung bringen, daß sie sich am besten stehen, wenn sie möglichst viel und recht Interessantes zu berichten wissen, so bestehen ihre Aussagen schließlich nur noch aus einer Verschmelzung von Wahrheit und Dichtung. Am ungünstigsten sind die Aussichten für den Weißen, sein Ziel zu erreichen, wenn es sich um Dinge handelt, die gewöhnlich streng geheim gehalten werden. In diesem Falle verweigern die Eingeborenen, namentlich die jüngeren Leute, sehr häufig jede Auskunft mit der entschuldigen Notlüge: „Ich weiß es nicht“. Wollen sie sich die erhoffte oder versprochene Belohnung nicht entgehen lassen, so suchen sie den Frager meist durch sehr schlaue erdachte Lügen zu befriedigen. Mir ist zu Ohren gekommen, daß Älteste, wenn sie längere Zeit systematisch ausgeforscht und reichlich mit Geschenken bedacht wurden, sich an ihrem Lagerfeuer in stundenlanger Beratung unter Zurhülfnahme all ihrer Schlaueit und Einbildungskraft die Antworten zurecht gelegt haben, die gegeben werden sollten. Macht der Weiße, wie es stets geschehen sollte, die gleichen Erkundigungen bei verschiedenen Horden, die möglichst weit voneinander getrennt sind, so ist er noch keineswegs sicher, der Wahrheit auf den Grund zu kommen oder mindestens vor grober Täuschung bewahrt zu bleiben, da die Ältesten es sich angelegen sein lassen, daß er auch sonstwo die Antworten erhält, die sie ihm selbst gegeben haben. Gar oft tragen auch die boys, die als Dolmetscher und Unterhändler verwandt werden, sehr viel zu der guten Durchführung einer regelrechten Irreleitung des Weißen bei. Hieraus vermag der Leser zu entnehmen, daß es mit großen und oft geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, dem Eingeborenen seine Geheimnisse zu entlocken. Das weibliche Geschlecht nimmt es mit der Wahrheit noch weit weniger genau. „Der erste Gedanke Lokes war eine Lüge, die sandte er in der Gestalt eines Weibes zu den Männern der Erde!“ Die Lubra lügen überall und bei jeder Gelegenheit, und zwar nicht nur, um sich irgend einen Vorteil zu verschaffen oder sich zu verteidigen, sich einer Strafe zu entziehen, sondern auch, wie die weißen Weiber, um zu gefallen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Viele unter ihnen scheinen oft nur aus

dem Grunde zu lügen, weil ihnen das Lügen Vergnügen macht. Wie mich dünkt, dürfen wir die Lügenhaftigkeit des Weibes nicht ganz so streng beurteilen, wie die des Mannes. In vielen Fällen machen die Lubra ihre unrichtigen Aussagen durchaus nicht in dem vollen Bewußtsein, zu täuschen, irrezuleiten. Sie wissen nur nicht ihren angeborenen Hang zum Übertreiben und ihre starken Gefühlsaufwallungen zu zügeln und lassen sich überdies zu sehr von ihrer Einbildungskraft beherrschen. Große Oberflächlichkeit und geringe geistige Fähigkeiten werden ebenfalls nicht ohne Einfluß sein. Die Ausreden des Eingeborenen sind gewöhnlich recht schlaue erdacht. So z. B. sagte eine Lubra der Missionsstation Hermannsburg zu einem Missionar, der sie tadelte, daß sie nicht vor den Mahlzeiten bete: „Me pray allright; me pray along inside.“ Zuweilen sind die Versuche, sich aus der Patsche zu helfen, ebenso ungeschickt und durchsichtig, wie die unserer kleinen Kinder. Im Lande der Awarai wurde ich eines Tages von einer Anzahl Lubra angebettelt, und als ich nicht gleich Miene machte, die vielen Wünsche zu erfüllen, sagte eine gerade hinzugekommene alte Vettel in ihrer Muttersprache zu den Genossinnen: „Laßt ihn in Ruh, er ist ein böser Mensch (*awaru*)!“ Als ich sie deshalb in scheinbarem Ernste zur Rede stellte, suchte sie sich ganz erschrocken unter dem Gelächter der Umstehenden damit herauszulügen, sie habe mich nicht gemeint, sondern sich selbst: ich sei ein guter Mensch (*amūko*), sie selbst aber ein böser Mensch. Diese Ausrede erinnert uns lebhaft an die, welche unsere kleinen Kinder in einem ähnlichen Falle zu gebrauchen pflegen. So z. B. war ich einst in meiner Heimat Zeuge, wie ein Knirps im Ärger zu seiner Mutter „Schaf!“ sagte, und als ihn diese dann mit den Worten anfuhr: „Was sagst Du?!“ schnell gefaßt die Antwort gab: „Ich bin Schaf!“ So weit ich es zu beurteilen vermag, sind im allgemeinen die halb-zivilisierten Eingeborenen, namentlich die Zöglinge auf Missionsstationen, weniger wahrheitsliebend, als ihre im freien Naturzustande lebenden Rassengenossen. Vielleicht rührt dies zum geringen Teile daher, daß sie durch Nichtbeachtung von Geboten und Verboten gar oft in Verteidigungsstellung gedrängt werden, daß sie in manchen Fällen durch eine schlaue ersonnene Lüge ihre vielen kleinen Wünsche leicht durchzusetzen vermögen, und daß die Weißen es ihnen gegenüber nur allzu oft an der nötigen Aufrichtigkeit fehlen lassen. Die Kunstgriffe, welche diese halb-zivilisierten Eingeborenen, Männer sowohl, als auch Weiber, zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden, entbehren zuweilen nicht einer unfreiwilligen Komik. So z. B. pflegte während meines Aufenthaltes auf der Missionsstation Hermannsburg einer der Zöglinge, er hatte den biblischen Namen Nathanael, bei der Einnahme seiner Mahlzeiten aufzustehen und inbrünstig zu beten, sobald einer der Missionare auf der Bildfläche erschien, und zwar auch dann, wenn er in voller Tätigkeit war, die ihm zuteilte Portion Rindfleisch und Damper in sein Inneres verschwinden zu lassen.

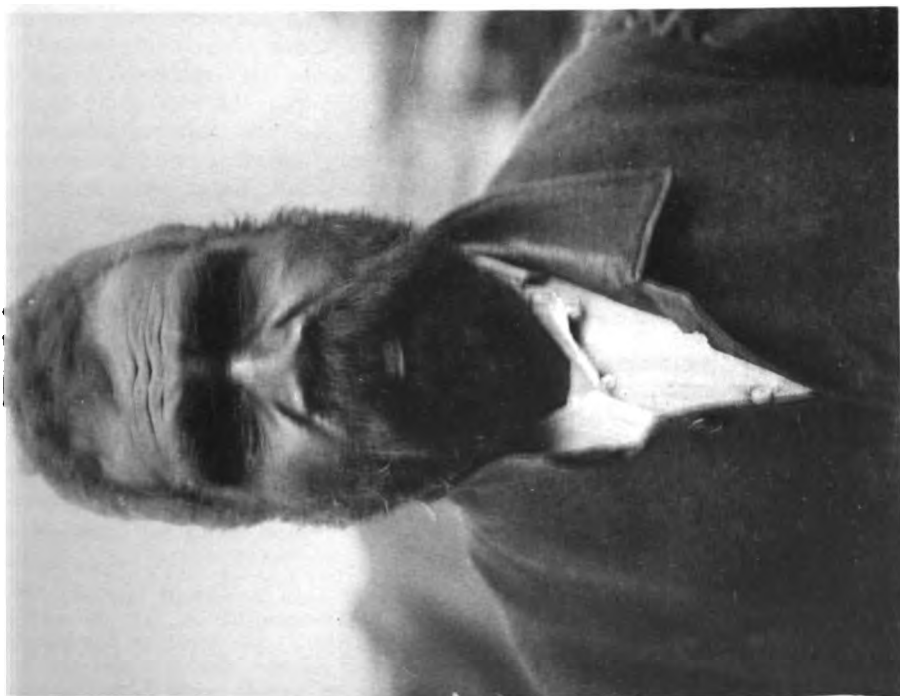
Unter den mannigfaltigen Formen des äußeren und inneren Zwanges, die bestimmend auf die Aussagen einwirken, ist die Willensbeeinflussung von besonderem Interesse, welche wir als Suggestion bezeichnen. Wie bekannt, ist die Suggestibilität, die Beeinflussbarkeit, nicht bei allen Menschen in dem gleichen Grade ausgebildet. Was nun in dieser Hinsicht unsere Australier betrifft, so wirken die verschiedenartigen Suggestionen auf sie wohl ebenso sehr ein, als auf uns Deutsche. Besonders betonen möchte ich aber, daß afrikanische Neger — während eines dreijährigen Aufenthaltes in Nordafrika habe ich die Bekanntschaft vieler Nubier und Sudanesen gemacht — weit mehr beeinflussbar sind. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß der Forscher sehr vorsichtig bei seinen Erkundigungen zu Werke gehen muß, wenn er nicht selbst die Veranlassung geben will, daß die Antworten unrichtig ausfallen. Jede suggestive Fragestellung, wie: Sind nicht . . . ? Machen nicht . . . ? Haben nicht . . . ? Werden nicht . . . ? ist zu unterbleiben.

Die Stehlsucht ist bei beiden Geschlechtern nicht stark entwickelt. Vor dem Eigentum seines Rassengenossen scheint der Eingeborene eine hohe Achtung zu haben. Weiber werden überall geraubt; Diebstähle an Sachen, wie Nahrungsmitteln, Schmuckstücken, Waffen, Wirtschaftsgeräten dagegen werden wohl nur ausnahmsweise begangen: mir ist nicht ein einziger derartiger Fall bekannt. Was den Weiberraub betrifft, so kommt er im allgemeinen nicht viel häufiger vor, als bei uns ein Mord und ein Totschlag, und wird sehr häufig nur dann begangen, wenn es sich um eine Art Liebschaft handelt, oder wenn der Mangel an jungen Lubra so groß ist, daß sich viele Männer nicht auf die herkömmliche Art und Weise zu beweißen vermögen. Entfernt sich der Eingeborene aus dem Lager, geht er z. B. auf die Jagd, so läßt er seine Habseligkeiten offen in oder vor der Hütte liegen. Ich bin viele Male zu Lagerplätzen gekommen, auf denen keine menschliche Seele anwesend war, und nur die vielen Gebrauchsgegenstände, die sich vorfanden, mir verrieten, daß die Eingeborenen, die dort gehaust hatten, bald zurückkehren würden. Hinzufügen muß ich aber, daß diese Lagerplätze sich stets in der Nachbarschaft von Örtlichkeiten oder Stationen befanden. Im Lande der Waramunga habe ich allerdings aus Buschwerk hergestellte, vogelnestförmige Gebilde angetroffen, die in Bäumen angebracht waren, und in denen alle möglichen Dinge steckten, die aus der Hand von Eingeborenen hervorgehen. Da sie aber leicht aufzufinden waren, so handelte es sich sicher nicht um eigentliche Verstecke, sondern nur um Aufbewahrungsorte, die Schutz gegen Witterungseinflüsse und Tiere boten. Was das Verhalten des Eingeborenen dem Eigentum des Weißen gegenüber anbetrifft, so verdient es hauptsächlich nur in einem besonderen Falle starken Tadel. Mit Ausnahme der Küstenbewohner des Südens, speert der eingeborene Jäger nämlich fast überall Vieh, und zwar in manchen Gegenden selbst dann, wenn Wild in größerer Menge vorhanden ist. Seiner Meinung nach läßt er sich hierdurch aber keines eigentlichen Diebstahles zu schulden kommen; denn er betrachtet die Herden, welche sich in einem halbwildem Zustande auf seinen Jagdgründen umhertreiben, nicht als das völlige Eigentum eines einzelnen Mannes. Von diesen Diebstählen abgesehen, ist er im Großen und Ganzen nicht nur ehrlicher, als die weißen Arbeiter des Landes, die Buschleute, mit denen er in Berührung kommt, sondern auch, als alle Europäer überhaupt. Ich spreche diese Behauptung aus voller Überzeugung aus; der Beweis für ihre Richtigkeit läßt sich natürlich nur ganz unvollkommen erbringen. Nur dreimal bin ich von Eingeborenen bestohlen worden. In der Nähe der Telegraphenstation an Powell's Creek vermißte ich eines Tages ein Schlachtermesser. Als ich einem jungen Burschen, der sich durch sein scheues Wesen verdächtig machte, und von dem ich wußte, daß er sich längere Zeit auf meinem Lagerplatze aufgehalten hatte, den Diebstahl auf den Kopf zusagte, entgegnete er zu meinem Ergötzen: „Me no steal 'em knife; piggy-piggy ¹⁾ steal 'em.“ Ein älterer eingeborener Mann nahm übrigens ohne meine Aufforderung das Messer dem Burschen ab und brachte es mir am nächsten Morgen. Ferner stahlen mir ein halbes Dutzend Tjingale einige Pfund Tabak und einen kleinen Beutel mit Salz, während ich am Morgen meine Pferde holte. Auffallender Weise ließen sie mir ein paar Stangen Tabak. Das Salz hatten sie aller Wahrscheinlichkeit nach für Zucker gehalten, da der Eingeborene nicht gewohnt ist, seine Speisen zu salzen. Das dritte Mal wurde ich im Lande der Larakia von zwei Männern und einer Lubra bestohlen. Es handelte sich um eine Wildente. Als ich die Drei mit der Flinte in der Hand verfolgte, blieb einer der Männer zurück, und während er mir eine Ente auslieferte, suchte er mich durch einen großen Wortschwall von der Verfolgung seiner Mitschuldigen abzuhalten, damit die andere Ente in Sicherheit gebracht werden könnte. Durch Drohungen

¹⁾ Schwein.



Bärtige Narryngeri.



Narryngeri.

gelang es mir aber alsbald ihren Plan zu vereiteln. Über Diebstähle, die von Eingeborenen an dem Eigentum anderer Weißer begangen worden sind, habe ich nicht viel in Erfahrung gebracht. Vor dem Antritte des auf einer der vorigen Seiten erwähnten Ausfluges in das Gebiet des Frew River und des Elkidra Creek stellten die beiden Squatter die Stations-Gebäude unter die Obhut eines alten, halbblahmen Totemvorstehers. Die Küche ließen sie offen; die Tür der Hütte, welche als Wohn- und Schlafräum diente, vernagelten sie jedoch. Bei unserer Rückkehr fanden wir, daß die Aufsicht mangelhaft gewesen war. Aus der Hütte hatte jemand einige Pfunde Stangentabak und einen größeren Wassersack, der mir gehörte, entwendet. Es stellte sich alsbald heraus, daß der Einbruch von einem Jockey verübt worden war, der sich während unserer Abwesenheit einige Zeit auf der Station aufgehalten hatte. Eingeborene waren aber auch in der Hütte gewesen, denn eine Anzahl neuer und sehr sorgfältig gearbeiteter Haken-Bumerang, die ich unter Decken versteckt hatte, waren gegen stark abgenutzte Exemplare vertauscht worden, und die Buschleute vermißten einige eiserne Geräte. Der Weiße hatte diese Geräte jedenfalls nicht mitgenommen, da er keine Verwendung für sie hatte, und sie überdies nur einen ganz geringen Wert besaßen. Weiter! Während meiner Anwesenheit auf der Missionsstation Hermannsburg brach ein 10 bis 12 Jahre alter Knabe, Sohn eines Zöglings, in den „store“ ein und entwendete einige Pfund Zucker. Wie es hieß, habe er bei Begehung der Tat Brettchen unter die Füße gebunden gehabt. Trotz dieses Kniffes gelang es einigen menschlichen Spürhunden, den Fährten zu folgen und den Dieb ausfindig zu machen. Die Strafe bestand in Auspeitschung. Dieser Fall läßt übrigens erkennen, daß ein Diebstahl im Binnenlande Australiens sehr leicht entdeckt wird. Selbst den Schlauesten und Geriebensten unter den Eingeborenen gelingt es nämlich nicht, die Fußspuren vollständig zu verwischen oder ganz unkenntlich zu machen. Dieser Umstand trägt vielleicht viel dazu bei, daß die Neigung, fremdes Eigentum zu entwenden, nicht groß ist. Ich teile noch einen Fall aus dem Binnenlande mit, der wegen der Naivität, mit welcher der Dieb zu Werke ging, recht interessant ist. Wie mir einer der Missionare von Cooper's Creek erzählte, sei eines Tages von der Hauptstation Bethesda ein unzivilisierter Eingeborener mit einem kleinen Sack Mehl nach der Nebenstation Itadanna gesandt worden. Unterwegs habe der Bote der Versuchung nicht widerstehen können, etwas von dem Mehle zu entwenden. Ein Brief, der ihm mitgegeben worden sei, habe er vor der Begehung des Diebstahles mit Sand bedeckt, damit ihn derselbe nicht verraten („jabber“) könnte. Außerdem sind mir ein halbes Dutzend Diebstähle bekannt, die Eingeborene des Nordens (zwischen dem 15. Breitengrade und der Küste) an Weißen begangen haben. Es wurden Waffen, Kleider, Lebensmittel und Geld gestohlen. Die dortigen Engländer halten die Chinesen für diebischer als die Eingeborenen. Vielleicht haben sie recht. Ich bin in Nordaustralien nur ein einziges Mal bestohlen worden, trotzdem ich mich gar oft auf viele Stunden von meinem Lager entfernt habe, ohne einen boy zur Aufsicht zurückzulassen, und sowohl Eingeborene, als auch Söhne des Reiches der Mitte sich in der Nachbarschaft aufhielten. Von den Chinesen wird ja im allgemeinen angenommen, daß sie eine ganz geringe Achtung vor fremdem Eigentum hätten. Es gibt aber genau Kenner Chinas und seiner Bewohner, die diese Ansicht nicht teilen.¹⁾ Während meines Aufenthaltes

¹⁾ So z. B. sagt Herbert A. Giles in seinen Chinese Sketches (Globus. 1877): „... Ich glaube im Gegenteil, daß der Diebstahl unter den Chinesen auch nicht im geringsten häufiger ist als in England, und habe die feste Überzeugung, daß die Beschuldigung, sie wären eine Nation von Dieben, mit vielen anderen auf die Chinesen geschleudert ist von gewissenlosen Menschen, welche sich ein Geschäft daraus machen zu beweisen, daß China ohne den regenerierenden Einfluß des Christentums nie fortschreiten werde; eine Ansicht, die wir uns sehr stark zu bezweifeln erlauben.“

auf der wiederholt genannten Sterling-Station bot sich mir eine vortreffliche Gelegenheit, die Ehrlichkeit eingeborener Weiber zu prüfen. Die beiden Squatter waren häufig tagelang abwesend. Die Lubra, welche zu kleinen Dienstleistungen verwandt wurden, hatten dann, wie auch sonst, freien Eintritt in die Küche, wo der größte Teil der Lebensmittel in einem unverschlossenen Schranke aufbewahrt wurde. Obwohl die Squatter als echte Buschleute es ungerügt gelassen hätten, wenn hin und wieder einige Pfunde Fleisch, ein bischen Dampfer oder ein paar Hände voll Zucker entwendet worden wären, so naschten die Lubra nicht einmal, wie ich durch eine scharfe, ganz unauffällig durchgeführte Kontrolle feststellte. Daß alle Lubra so ehrlich sind, wie diese, soll hiermit aber keineswegs behauptet werden. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich bemerken, daß sich die boys die kleinen Prellereien, in denen bei uns Europäern ja viele Leute der unteren und auch manche der oberen Klassen ganz Erstaunliches leisten, selten oder nie zu schulden kommen läßt, wenn er von seinem Brotherrn ordentlich behandelt und nicht zu knapp gehalten wird.

Von den meisten Buschleuten wird der Eingeborene für einen recht trägen Menschen gehalten. Diesem Urteil schließen sich auch viele hochgebildete Beamte und Missionare des Landes an. So z. B. berichtet Missionar Schulze, den ich, beiläufig gesagt, für einen scharfen und zuverlässigen Beobachter halte, unter anderem folgendes über den Charakter der Arünta: „The laziness of the natives is great. To get them to work is difficult; and still more to keep them at it. Directly one's back is turned they either sit or lie down or disappear altogether. They consider it a great favor to give the smallest aid.“¹⁾ Samuel Smiles sagt: „Mich dünkt, daß alle Menschen die Faulheit lieben.“ Der Urbewohner Australiens straft diese Worte nicht Lüge; trotzdem ist er ebenso wenig arbeitsscheu, wie wir Deutsche und viele andere Kulturvölker. Gewiß, im Dienste der Weißen zeigt er oft sehr wenig Lust zu einer angestregten Tätigkeit. Darf uns dies aber wunder nehmen? Ein freier Sohn der Natur eignet sich doch nicht für eine Arbeit in engen, dumpfigen Räumen, für eine Arbeit, die ihm ungewohnt ist und völlig zwecklos erscheint. Dazu besteht das Lohn gewöhnlich nur in ein paar Kleidungsstücken, ein bischen Tabak und genügend Dampfer und Rindfleisch zur Stillung des Hungers. Als Jäger kann er sich das, was er zu des Lebens Notdurft und Nahrung braucht, meist müheloser erwerben! Gibt man ihm eine Beschäftigung, die ihm zusagt, verwendet man ihn z. B. als Boten, Viehtreiber, Sammler naturhistorischer Gegenstände, so pflegt er sich keineswegs lässig und träge zu zeigen. Was dem Weißen gewöhnlich als Trägheit erscheint, ist im Grunde genommen weiter nichts als Sorglosigkeit, Unstetigkeit, Mangel an Voraussicht und das Fehlen geistiger und körperlicher Überreiztheit. Daß der Südaustralier nicht mit Essen, Trinken, Schlafen und Vergnügungen müßig sein Leben verbringen kann, geht doch, wie mich dünkt, ohne weiteres aus seinem niederen Kulturzustande im Verein mit der Beschaffenheit seiner Heimat hervor! Der Binnenlandbewohner muß sogar einen sehr harten Kampf ums Dasein führen. Wegen der großen Trockenheit des Landes ist es ihm oft nur möglich, sich und seine Familie vor allzu großer Not zu schützen, wenn er beim Nahrungserwerb alle Kräfte des Geistes und Körpers anspannt. Ich gehe jetzt etwas näher auf die Arbeiten des Eingeborenen ein, um die Richtigkeit meiner soeben ausgesprochenen Ansicht darzutun. Morgens gegen 8 Uhr pflegen die Männer zur Jagd aufzubrechen, und nach Mittag kehren sie gewöhnlich erst heim. Während dieser vier bis fünf Stunden verrichten sie kein geringes Maß von Arbeit. Ich weiß dies aus eigener Erfahrung, denn gar manches Mal habe ich meinen Bedarf an Nahrung mit dem Gewehre in der Hand erwerben müssen.

¹⁾ Transact. and Proceed. and Rep. of the Roy. Soc. of South Australia. Vol. XIV, Part II, Pag. 223.

Selbst der, welcher eine eiserne Gesundheit, einen abgehärteten Körper besitzt und sich seit seiner frühesten Jugendzeit an Anstrengungen und Beschwerden aller Art gewöhnt hat, wird empfinden, daß es wahrlich kein Kinderspiel ist, hungerig und durstig, von Insekten auf das Außerste geplagt, stundenlang im glühenden Sonnenbrande auf sandigen, mit dichtem Scrub oder stacheliger *Triodia* bestandenen Ebenen, auf kahlen, oft wild zerklüfteten Felsenhöhen, oder bei strömendem Regen auf aufgeweichtem und mit hohem Grase bedeckten Boden dem Wilde nachzustellen. Nach der Rückkehr besorgen die Jäger das Zurichten und Garmachen der größeren Jagdbeute stets selbst. Am Nachmittage, nach einigen Stunden der Ruhe, pflegen sich viele mit der Anfertigung von Waffen, Wirtschaftsgeräten usw. zu beschäftigen. Auch diese Arbeit stellt oft hohe Anforderungen an Fleiß und Ausdauer, da die Werkzeuge ja höchst einfach sind. Am Abend, in der Nacht und auch zu anderen Zeiten finden dann und wann Tänze, geheime Zeremonien u. dgl. statt. Die Arbeitsleistungen bei diesen für die Gesamtheit bestimmten Veranstaltungen sind keineswegs gering, wie es vielleicht manchem meiner Leser dünken mag. In vielen Fällen stehen sie selbst denen auf einer äußerst mühseligen und langdauernden Jagd keineswegs nach. Die *Lubra* verrichten mindestens ebensoviel Arbeit, wie die Männer. Ihre Obliegenheiten bestehen in dem Erbeuten und Sammeln kleiner Tiere und pflanzlicher Nahrungsmittel, sowie in der Zubereitung des Erworbenen, in der Herbeischaffung von Feuerholz und in der Obhut und Pflege der kleineren Kinder. Auf den Märschen, die bei der Verlegung des Lagers unternommen werden, tragen die Männer im Binnenlande nicht viel mehr als ihre Waffen; die Weiber hingegen sind bei dieser Gelegenheit schwer mit Wirtschaftsgeräten beladen, und manche von ihnen schleppen überdies noch einen Säugling oder ein Gefäß voll Wasser mit sich. Weiße, die einen solchen auf der Wanderung befindlichen Trupp sehen, ziehen hieraus gewöhnlich den etwas voreiligen Schluß, der Mann sei im Grunde genommen ein Nichtstuer und bürde fast alle Arbeit seinen Weibern auf. Daß dies nicht der Fall ist, ergibt sich schon klar und deutlich aus den vorhergehenden Zeilen dieses Absatzes. Um aber das Irrige dieser weitverbreiteten Ansicht, die *Lubra* werde von ihrem Herrn und Gebieter als Sklavin betrachtet, besser zu begründen, muß ich noch ein wenig näher auf die Arbeitsleistungen und die Arbeitsteilung bei beiden Geschlechtern eingehen. Was zunächst das eben erwähnte Verhalten des Mannes auf den Märschen bei der Verlegung des Lagers betrifft, so nimmt er vielleicht deshalb keinen tätigen Anteil an dem Transporte der Geräte, weil er glaubt, vor einem Überfall von Feinden, z. B. Bluträchern, beständig auf der Hut sein zu müssen, oder weil er sich keine günstige Gelegenheit zur Ausübung der Jagd entgehen lassen will. Auf dem Lagerplatze können wir oft das Umgekehrte beobachten: während viele der Männer sich eifrig mit der Herstellung von Waffen, Geräten, Schmuckstücken usw. beschäftigen, liegen vielleicht alle Weiber irgendwo ausgestreckt auf dem Boden und scheinen selbst zum Sprechen zu faul zu sein. Da die Arbeit geteilt ist, und nicht in ununterbrochener Reihenfolge verrichtet wird, so kann man leicht zu dem Irrtume verleitet werden, das eine Geschlecht sei viel tätiger als das andere. Wie wir gesehen haben, pflegt das Urteil zu Ungunsten des Mannes auszufallen. Es beruht dies wohl darauf, daß der Weiße oft eine auf dem Umzug befindliche Horde zu Gesicht bekommt, also dann, wenn alle Weiber derselben ausnahmsweise eine schwere Arbeit verrichten, daß er aber nur höchst selten eine gute Gelegenheit hat, die Männer einer Horde dann zu beobachten, wenn sie ebenfalls gleichzeitig, aber meist getrennt voneinander, einer ihrer anstrengendsten Beschäftigungen, der Jagd, nachgehen, daß er die gymnastischen und mimischen Tänze und dergleichen nicht als Arbeit betrachtet, daß er sich nicht klar macht, welch' eine Summe von Arbeit die Herstellung von Bumerang, Speeren, Schilden, Gefäßen, Netzen, Beuteln usw. erfordert, und daß

er meist nicht ganz unbefangen urteilt. Oben ist angegeben, die Lubra verrichte mindestens ebenso viel Lebensarbeit als der Mann. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß beide gleich willig arbeiteten. Ich bin fest überzeugt, daß die Lubra sich in hohem Grade dem Müßiggange ergeben würde, wenn ihr Ehegenosse sie nicht von Zeit zu Zeit auf nachdrucksvolle Weise zur Tätigkeit antriebe, und ihr soviel Nahrung zukommen ließe, als zur Fristung des Lebens notwendig wäre. Bei ihr ist der Hang zur Trägheit nicht gering; außerdem fehlt es ihr an ausharrender Geduld und erforderlicher Geschicklichkeit: das Weib scheint von der Natur ja nur zum Gebären und Aufziehen von Kindern bestimmt zu sein.

Es erübrigt noch, ein paar Worte über die Sorglosigkeit, den Mangel an Voraussicht und aktiver Energie des Eingeborenen zu sagen. Wie bekannt, sammelt er keine Vorräte für die Zeiten, wo viele, viele Monate hindurch völlige Trockenheit herrscht, der Wildstand in hohem Grade zurückgeht, und die Vegetation ruht. Die unausbleibliche Folge ist natürlich, daß er oft sehr schwere Zeiten durchzumachen hat. Wir rechnen es ihm zu großem Vorwurfe an, daß er seine wirtschaftliche Tätigkeit nicht darauf richtet, diesem Übelstande so weit wie möglich abzuhelpfen. Wir wollen nun zu entscheiden versuchen, ob er diesen Vorwurf voll und ganz verdiene.

Seine Nahrung entnimmt der Eingeborene hauptsächlich dem Tierreich. Fleisch vermag er nicht längere Zeit aufzubewahren, da es ihm nicht bekannt ist, daß Räuchern, Trocknen oder Salzen dasselbe vor Verderbnis schützt. Von vielen der pflanzlichen Stoffe, die er als Lebensmittel verwendet, gilt dies natürlich nicht. Alle Wurzeln, Wurzelstöcke, Knollen, Sämereien, manche fleischigen Früchte und jungen Triebe würde er ohne weiteres monatelang aufbewahren können. Hieraus geht aber noch nicht hervor, daß er höchst unklug handelt, keine Vorräte von diesen Nahrungsmitteln für kommende Zeiten des Hungers und der Not zu sammeln. Wie wir wissen, führt der Eingeborene auf seinen Jagdgründen ein reines Wanderleben. Hat er in der Umgebung einer Wasserstelle sozusagen alles abgegrast, so wählt er den Platz zum Aufenthalte, wo zur Zeit die Aussichten für den Erwerb der Nahrung am günstigsten sind. Gesetzt nun den Fall, eine Horde verschaffte sich in einem fruchtbaren Jahre einen Vorrat dauerhafter Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich, um dem Auftreten einer Hungersnot vorzubeugen. Wären dieselben leicht verdaulich und recht nahrhaft, so könnten die Eingeborenen die schweren Zeiten natürlich weit leichter überstehen als sonst und lange in ein und derselben Gegend verweilen. Diese guten Eigenschaften besitzen die Stoffe aber nicht. Wie wir später sehen werden, sind diejenigen von ihnen, welche das Binnenland im Überflusse hervorbringt — die Küstendistrikte kommen wegen ihrer besseren Nahrungserwerbsverhältnisse nicht in Frage — fast ausnahmslos wenig bekömmlich und nahrhaft. Hieraus ergibt sich, daß die Horde sie in großer Menge sammeln müßte, aber nicht ausschließlich von ihnen leben könnte. Sie wäre also gezwungen, hin und wieder einen Wechsel des Lagerplatzes vorzunehmen. Was würde sie nun mit dem Vorrate machen? Ließe sie ihn zurück, so müßte sie ihn in einem sehr sicheren Verstecke unterbringen, damit er von fremden Eingeborenen nicht gestohlen oder von kleinen Beutlern, Insekten nicht gefressen oder verdorben würde. Einen Versteck, der den Ansprüchen vollauf genügte, vermöchte sie aber wohl nicht leicht aufzufinden oder herzustellen. Wollte die Horde den Vorrat nicht zurücklassen, so sähe sie sich wahrscheinlich gezwungen, seinetwegen manche mühselige Wanderung zu unternehmen, denn auf einmal könnte sie ihn, abgesehen von der Größe des Gewichtes, wegen der Kleinheit der zur Verfügung stehenden Behälter nicht fortschaffen. Unnötiger Weise dürfte sie nicht von ihm zehren, da die Gelegenheit, das Verbrauchte zu ersetzen, sich nur selten bieten würde. Von schwerwiegender Bedeutung würde noch sein, daß sie vielleicht

viele, viele Monate mit ihm von Ort zu Ort ziehen müßte, da die Dürren zu ganz unbestimmbaren Zeiten auftreten und eine ganz verschiedene Dauer haben, und daß sie, je länger der Regen auf sich warten ließe, desto größere Märsche bei der Verlegung des Lagers wegen Wassernot zu machen hätte. Wie der Leser sieht, kann man es dem Eingeborenen nicht sehr verübeln, daß er keine Vorkehrungen zur Abwehr von Hungersnöten trifft.

Auch der Vorwurf größter Unsauberkeit wird ihm von den Weißen gemacht. In diesem Falle müssen wir denselben gelten lassen. Der Binnenlandbewohner ist nicht gewohnt, sich zu waschen und zu baden. Da er am Tage stark schwitzt, nachts ohne jede Unterlage in einer grubigen Bodenvertiefung dicht am Lagerfeuer schläft (Binnenland) und sich außerdem von Zeit zu Zeit mit Fett und Farbstoffen beschmiert, so ist der größte Teil seiner Haut beständig mit einer dicken Schmutzkruste bedeckt, die ihn, wie schon gesagt, viel dunkler erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist. Seine Unsauberkeit tritt übrigens auch bei der Zubereitung der Speisen recht deutlich zu Tage. Ein wenig reinlicher scheinen die Stämme zwischen der Nordküste einerseits und dem Daly River und Roper River andererseits zu sein. Die an der Südküste wohnenden Eingeborenen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, können hier nicht in Frage kommen, da sie schon seit Jahren unter dem Einflusse von Missionaren stehen. Zur Entschuldigung dieser Unsauberkeit läßt sich aber manches anführen. Der Eingeborene hat weder ein Reinigungsmittel, das in seiner Wirkung unserer Seife gleicht, noch vermag er sich heißes Wasser in genügender Menge zu verschaffen. Mit Wasser, das die Temperatur der Luft besitzt, ließe sich die viel Schweiß und Fett absondernde Haut nur mit großer Mühe reinigen. Würde der Eingeborene als Waschmittel Sand oder Ton benutzen, wie dies einige Naturvölker tun, so wäre die Reinigungsarbeit allerdings nicht sehr groß. Im Binnenlande kommt hierzu noch die große Wassernot. VIELERORTEN ist Wasser ja in so geringer Menge vorhanden, daß es zum Waschen nicht ausreicht; und dort, wo sich einige größere waterholes befinden, ist es oft so schmutzig, daß es leicht gänzlich ungenießbar würde, wenn sich Menschen oft in ihm badeten und reinigten. Übrigens hätte das häufige Säubern der Haut nur dann einen Sinn, wenn der Eingeborene seine ganze Lebensweise änderte. Ob ihm die Unreinlichkeit zu großem Nachteile gereicht, muß noch bewiesen werden. So viel steht wohl fest, daß die Schmutzkruste unter Umständen ein Schutzmittel gegen Witterungseinflüsse, wie Nässe, Kälte und Hitze, ist.¹⁾ Im Binnenlande habe ich gar oft gesehen, daß das Regenwasser von der Haut vieler Leute, wie von dem Gefieder eines Schwimmvogels abrann.

Da hauptsächlich die Unreinlichkeit die Veranlassung gibt, daß der Eingeborene sehr geringschätzig beurteilt wird, und es meine Pflicht ist, ihn vor Ungerechtigkeiten in Schutz zu nehmen, so muß ich notgedrungen ein paar Worte über den Sinn für Reinlichkeit bei uns Weißen sagen. Um mich möglichst kurz zu fassen, beziehe ich mich nur auf meine Landsleute, die Bewohner des Regierungsbezirkes Stade. Auf dem Lande nehmen gewöhnlich nur Knaben und jüngere Männer an heißen Sommertagen ein Bad, und zwar nur dort, wo sich Teiche, Flüsse oder größere Gräben befinden; in den Häusern ist keine Bade-

¹⁾ In einem Berichte der „Hamburger Nachrichten“ über einen Vortrag Dr. E. Ekelöfs über „hygienische Einflüsse des Polarklimas“ ist gesagt: „... Dagegen erwiesen sich Frottierübungen und Einreibungen mit Tran und Fett als guter Wärmeschutz, ohne die Hauttätigkeit zu benachteiligen.“ „... Auch in bezug auf die sonstigen Gewohnheiten der Besatzung konstatiert Dr. Ekelöf, daß sich eine gewisse Abweichung von hergebrachten hygienischen Anschauungen förderlich erwies. Solchergestalt wurde während der ganzen Überwinterung von keinem Teilnehmer eine Waschung, geschweige denn ein Bad, unternommen, da man die Wahrnehmung gemacht hatte, daß der auf diese Weise dem Körper entzogene Wärmegehalt angesichts der höchst dürftigen Bekleidung der Leute nur schwer wieder auszugleichen war und ein physisches Wohlbehagen, wie er sich sonst nach einem erfrischenden Bade einzustellen pflegt, überhaupt nicht aufkommen ließ“.

einrichtung vorhanden. Unter den Mädchen und Frauen gibt es verhältnismäßig sehr wenige, die sich in ihrem Leben gebadet haben. Die, welche eine Ausnahme bilden, sind der Mehrzahl nach wegen einer Krankheit von dem Arzte zu der Überwindung der Wasserscheu veranlaßt worden. Durch Waschungen einzelner Körperteile könnte ja trotzdem die Haut ziemlich sauber gehalten werden. Bei einer einmaligen täglichen Reinigung des Gesichtes und der Hände hat es aber gewöhnlich sein Bewenden. Daß die Füße, die, wie die Umgebung der unteren Körperöffnungen, am meisten der Beschmutzung ausgesetzt sind, in der Regel mehr denen eines Negers, als denen eines Weißen gleichen, liegt auf der Hand. Die weiblichen Personen der unteren Klassen halten es sogar nicht für die Mühe wert, während der monatlichen Reinigung eine Binde zu tragen; auch waschen sie ihre Geschlechtsteile nicht nach dem Aufhören des Blutflusses. Das letztere gilt übrigens ebenfalls von den meisten Mädchen und Frauen, die Anspruch darauf machen, wohl erzogen zu sein. Die Leute in den Städtchen dieses Gebietes zwischen dem Unterlaufe der Elbe und der Weser unterscheiden sich nicht in nennenswerter Weise hinsichtlich der Reinhaltung des Körpers von der Landbevölkerung. In dem Neste, wo ich diese Zeilen schreibe, baden sich heutzutage im Sommer allerdings viele Männer und Weiber der besser situirten Stände. Im allgemeinen tun sie dies aber nicht, weil der Schmutz an ihrem Körper Unlustempfindung hervorruft, oder um der Gesundheit willen, sondern weil sie sich eine angenehme Abkühlung verschaffen wollen. Die gleichen oder ganz ähnliche Verhältnisse treffen wir natürlich fast überall in unserem Vaterlande an. Wenn ich nicht irre, zählt der Schriftsteller und Reisende Otto Ehlers uns zu den Kulturvölkern, die auf Reinlichkeit den geringsten Wert legen. Ich habe diese Verhältnisse hier nur ungern zur Sprache gebracht. Ich halte es aber für nötig, dem Leser zu zeigen, daß wir durchaus nicht berechtigt sind, auf die Australier und andere Naturvölker mit Verachtung zu blicken, weil ihnen das Wort Reinlichkeit ein leerer Schall ist.

Man hat von Temperamenten der einzelnen Rassen, Völker und Sippen gesprochen. Was die Gemütsart unseres Eingeborenen betrifft, so läßt sie sich nicht in eine der vier bekannten Klassen einreihen, wie schon aus dem hervorgeht, was ich über sein Seelenleben mitgeteilt habe; auch ist sie keineswegs in allen Gebietsteilen der Kolonie genau die gleiche. Wie wir gesehen haben, besitzt der Eingeborene eine ausgesprochene Neigung zu geduldiger Ausdauer, Beharrung und Nachhaltigkeit, aber kein Verlangen seine Lebensbetätigungen von denen anderer deutlich zu sondern. Große Lebhaftigkeit zeigt er nur selten, und nur wenige seiner Leidenschaften werden so heftig, daß sie den Willen völlig unterjochen. Liebe zur Bequemlichkeit ist vorhanden, doch ist dieselbe nicht sehr groß. Hiernach wäre der Südaustralier also ein Phlegmatiker. Es treten aber auch viele Gemütsbewegungen bei ihm auf, die Merkmale des sanguinischen und cholерischen Temperamentes sind, wie Unbeständigkeit der Gesinnungen, gewisse Leichtherzigkeit und Oberflächlichkeit, ferner Tatkraft und Entschlossenheit in vielen Lebenslagen, Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Zu einem Melancholiker scheint er keine großen Anlagen zu haben, da er trotz seines Ernstes und seiner Gemessenheit eine größere Empfänglichkeit für Lust als Unlust besitzt.

Die geistige Begabung des Australiers ist weit bedeutender, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, und ich glaube, daß ich mir keine Übertreibung zu schulden kommen lasse, wenn ich behaupte, daß er sich durch das Maß seiner Verstandeskkräfte weniger vom Europäer unterscheidet, als durch sein physisches Äußeres. Die niedrige Kulturstufe, auf der er sich befindet, steht allerdings nicht im Einklang mit dieser Behauptung. Wäre er aber nicht während langer Zeiträume so gut wie ganz vom Verkehr mit fremden Völkern abgeschnitten gewesen, so befände er sich heute wohl nicht mehr im Steinzeitalter. Dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß die Natur seiner Heimat ihn in der selbständigen

Entwicklung zu einer höheren Kulturform eher gehemmt, als gefördert hat. Es ist behauptet worden, eine vollkommene Anpassung an die Umwelt führe bei einem Naturvolke zu einem Stillstande in seiner Kultur, zu einer dumpfen, philisterhaften Selbstbeschränkung und Zufriedenheit. Ob dies bei unserem Eingeborenen der Fall ist, wage ich nicht zu entscheiden. Unleugbar steht seine Lebensweise in völliger Übereinstimmung mit der Natur seines Landes. Mich dünkt aber, daß bei lebenskräftigen Völkern — zu ihnen müssen wir den Australier rechnen, trotzdem die Berührung mit dem Weißen ihm verhängnisvoll wird — die geistige Entwicklung beständig, wenn auch langsam fortschreitet. Stillstand ist ja Rückgang!

Die Größe der geistigen Fähigkeiten eines Volkes vermögen wir nicht genau zu bestimmen, da es keinen Kanon für sie gibt, wie für die Formen des Körpers. Besser als durch die Angabe, ob sie bedeutend, gering usw. sei, läßt sie sich durch Vergleiche mit der eines Menschenschlages andeuten, der uns ziemlich genau bekannt ist. Zu diesem Vergleiche wähle ich die Bewohner der Geest- und Moorgebiete des Regierungsbezirkes Stade. Sie sind zum größten Teile Nachkommen der Chauken und stehen wohl an Körpergröße und Intellekt hinter den meisten Norddeutschen zurück.

Dr. Fritz Schulze sagt in seinem inhaltsreichen Buche über den Fetischismus: „Je mehr Objekte ein Mensch im Bewußtsein hat, um so reicher und ausgebildeter ist sein Bewußtsein, um so geübter sein Denken, um so höher entwickelt in summa der Mensch. Je weniger Objekte er im Bewußtsein hat, um so weniger entwickelt ist er. Der Mensch wächst in jeder Beziehung nur an seinen und durch seine Objekte.“¹⁾ Was unseren Australier betrifft, so liegt die Annahme nahe, er habe nur eine ganz beschränkte Zahl von Vorstellungen, da er nichts weiter als seine engumgrenzte Heimat kennt, die ja in vielen Fällen nicht viel mehr als eine reine Wüstenei ist. Eine solche Annahme wäre aber grundfalsch. Seine Welt ist zwar eng, auch besitzt er nach der Behauptung von Leuten, die eine seiner Sprachen beherrschen, nicht viele abstrakte Vorstellungen; der durch Erfahrung gewonnene Inhalt seines Bewußtseins ist aber keineswegs gering. Man würde ihm großes Unrecht tun, wenn man annähme, er sei äußerst gedankenarm. In Anbetracht seines niederen Kulturstandes vermag er sogar recht scharf zu denken und zu unterscheiden. Sein Bewußtsein kann also nach den im Anfange dieses Absatzes angeführten Worten von F. Schulze nicht arm sein. Ich wage nun, die Behauptung auszusprechen, daß die Zahl der Objekte, welche er im Bewußtsein hat, nicht wesentlich geringer ist, als bei dem Bauern, Kleinbürger und Arbeiter des Regierungsbezirkes Stade. Mancher meiner Leser wird es vielleicht nicht glauben, daß die Bevölkerung eines Teiles von Deutschland geistig nicht viel höher steht, als der armselige Australier, auf den wir mit Geringschätzung hinabzublicken pflegen, und den noch viele unter uns für einen halben Affen halten. Bei diesbezüglichen Erwägungen und Ergründungen dürfen wir aber nicht vergessen, daß wir Deutsche vor ein paar tausend Jahren noch im Naturzustande waren, daß wir die Grundlagen zu unserer Kultur nicht selbst gelegt haben, sondern daß die Elite unseres Volkes, genau genommen, mit Werten wuchert, die zum großen Teil von Fremden stammen. Daß unsere niederen Schulen viel zur Erweiterung des Gesichtskreises beitragen, möchte ich sehr bezweifeln. Unsere Schulmeister pflegen ja nicht für eine gesunde geistige Entwicklung ihrer Schüler zu sorgen. Gewöhnlich wird nur totes Wissen in die jungen Gehirne gepreßt: systematisches Denken wird nicht gelehrt, sondern der Hauptsache nach das Gedächtnis mit Kenntnissen vollgepfropft, die für das praktische Leben gar keinen oder nur einen ganz geringen Wert besitzen. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß dem jungen männlichen Eingeborenen

• ¹⁾ Der Fetischismus. S. 31.

fast eine ebenso gute Schulung des Geistes zu teil wird, als den Söhnen unserer Landbewohner, Kleinbürger und Proletarier, wenn sie, wie gewöhnlich, vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahre in einer Volksschule unterrichtet werden und sich dann praktisch für irgend einen Beruf ausbilden. Auch der australische Knabe hat Lehrmeister. Sie stehen denen seines weißen Altersgenossen in mancher Hinsicht durchaus nicht nach. Den ersten Unterricht empfängt er von seiner Mutter, sobald er das Gehen erlernt hat. Fast spielend wird er von ihr, die frei von Nervosität und Affenliebe ist, und mit ihrer praktischen Lebensarbeit recht gut fertig zu werden weiß, auf liebevolle, nachsichtige Weise mit dem Nahrungserwerb bekannt gemacht. Später, wenn er zu einem halbwüchsigen Burschen geworden ist, lassen es sich hauptsächlich der Vater, ältere Brüder, Onkel und andere männliche Angehörige der Sippe angelegen sein, ihn für das praktische Leben weiter auszubilden. Ist er zum Manne gereift, so übernimmt der harte Zwang des Lebens seine weitere Ausbildung. Dieser Lehrmeister, einer der besten von allen, bleibt ihm bis zu seinem Ende treu, und weicht höchstens nur auf kurze Zeit von seiner Seite. Wie ausgezeichnet diese Schulung ist, zeigen die bewunderungswürdigen Leistungen im Erkennen und Verfolgen von Fährten aller Art und die tiefen, beneidenswerten Kenntnisse über die Lebensweise der Tierwelt, welche ihn umgibt. Wie vortrefflich er vorzustellen und zu unterscheiden vermag, geht auch daraus klar und deutlich hervor, daß er nicht allein alle größeren Pflanzen und Tiere seiner Heimat genau kennt, sondern selbst Sondernamen für dieselben hat. Gar oft habe ich Eingeborenen mein Skizzenbuch gezeigt und mit großem Interesse wahrgenommen, daß sie stets genau wußten, was die Zeichnungen darstellen sollten. Handelte es sich z. B. um Pflanzen, so vermochten sie in der Mehrzahl der Fälle sogar die fragliche Art anzugeben. Als ich einst einen Larakia fragte, aus welchem Holze der Haken des schwertförmigen Wurfstockes geschnitzt werde, gab er mir zur Antwort: „Den Busch hast du in deinem Buche abgebildet.“ Etwa eine Woche vorher hatte er nämlich mein Skizzenbuch durchgeblättert. Auch durch sehr genaue, bis in geringfügige Einzelheiten gehende Beschreibungen von Dingen ihrer Umwelt haben mir Eingeborene zu erkennen gegeben, daß sie sehr wohl im stande waren, recht feine Unterschiede zu machen.

Im Regierungsbezirk Stade kennen die gewöhnlichen Leute, seien sie Bauern, Krämer, Handwerker, Beamte oder Arbeiter, die Heimat und das, was in ihr lebt und webt, sehr schlecht. Von der Beschaffenheit der weiteren Umgebung ihres Wohnsitzes haben sie meist nur eine ganz unvollkommene Vorstellung. Daß sie in dieser Hinsicht hinter dem Australier zurückstehen, darf uns natürlich nicht wundernehmen, da sie einen festen Wohnort haben, und nicht wie Landstreicher umherziehen. Auffallend ist dagegen, daß selbst die Landbewohner unter ihnen sehr wenig mit der Tier- und Pflanzenwelt vertraut sind, die sie umgibt. Die Zahl der Art- und Gattungsnamen ist ganz gering. Für die niederen und kleineren Tiere sind fast nur Sammelnamen vorhanden, wie Schellbeter (Käfer), Schomaker (Schmetterling), Grashüpfer (Heuschrecke). Ebenso schlecht ist es in Bezug auf die wild wachsenden Pflanzen bestellt. Mehr als drei Dutzend Artnamen kommen wohl nicht vor. Das Fehlen eines Namens für ein Ding schließt nicht aus, daß dieses trotzdem in allen seinen Merkmalen bekannt ist. Unsere zum Vergleich gewählten Landsleute wissen aber tatsächlich nahe verwandte Tiere und Pflanzen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht auseinander zu halten. Folgende Anekdote zeigt dies recht deutlich. Vor etwa 15 Jahren erließ der Landrat des Stader Marschkreises die Verordnung, jeder Grundeigentümer habe eine bestimmte Zahl von getöteten Sperlingen einzuliefern. Man war nämlich der Ansicht, unsere Spatzen verursachten durch Plündern der Getreidefelder den Landleuten großen Schaden. Damals sind während mehrerer Jahre eine Unmenge von Vögeln im Lande Kehdingen ge-

schossen worden, und zwar nicht allein Sperlinge, sondern auch Sumpfmöwen, Grasmücken, Fliegenschnäpper, Rotschwänzchen usw. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich nur allzu deutlich, welche geringe Kenntnisse die Leute über die heimische Vogelwelt besaßen. So gut wie keinem war bekannt, daß es bei uns zwei Sperlingsarten gibt, und sehr viele vermochten nur durch Vergleich die kleinen Singvögel mit unscheinbarem graubraunen Gefieder von den Sperlingen zu unterscheiden.

Der Leser möge mir meine Weitschweifigkeit verzeihen; sie ist unvermeidlich. Da ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß der Gesichtskreis, die Objektenwelt bei dem australischen Urbewohner nicht viel enger sein kann, als bei unseren Landsleuten, die sich nicht durch besondere Verstandeskraft auszeichnen und nur den einfachen Volksschulunterricht genossen haben, so sehe ich mich gezwungen, diese beiden Menschengruppen noch wiederholt einander gegenüberzustellen. Ich bitte um Nachsicht!

Was den gewöhnlichen Volksschulunterricht angeht, so brauche ich wohl nicht lang und breit auseinanderzusetzen, daß er zwar nicht entbehrt werden kann, aber, wie schon angedeutet, durchaus nicht danach angetan ist, wesentlich zu der geistigen Fortentwicklung beizutragen, die Bewußtseinsstufe zu erhöhen: einige Jahre nach der Schulzeit ist das mühsam Erlernte ja bis auf wenige Reste verschwunden, weil das nötige Verständnis für dasselbe fehlte. Auch der nachfolgende Beruf leistet dies nur in höchst unvollkommener Weise. Bei jeder Arbeit, die Handfertigkeit verlangt, treten selbstverständlich Kräfte des Geistes in Tätigkeit. Es ist wohl überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, daß die gewöhnlichen Arbeiter bei ihren Beschäftigungen nur sehr wenig zu denken brauchen. Von den Handwerkern verlangt man natürlich ein wenig mehr. Daß aber die meisten von ihnen ihre Arbeit in der Regel rein mechanisch verrichten, ist ebenfalls hinlänglich bekannt. Jeder meiner Leser wird sich wohl schon über schlecht sitzende Anzüge, zu weite oder zu enge Stiefel usw. geärgert haben. Was nun unseren Australier betrifft, so hat er eine Menge verschiedenartiger Arbeiten zu verrichten. Wie wir später sehen werden, erfordert die Anfertigung vieler seiner Geräte und Waffen eine große Geschicklichkeit, da die Werkzeuge ja äußerst roh sind, und die Werkstücke nicht immer die wünschenswerte Beschaffenheit besitzen. Unsere Schuster, Schneider, Zimmerleute usw. verstehen meist nicht viel mehr als ihr Handwerk. Der Australier fertigt nicht nur seine Gebrauchsgegenstände an, sondern liegt auch tagtäglich der Jagd ob. Daß er auf dieser sehr häufig alle Kräfte des Geistes und des Körpers anstrengen muß, wenn er nicht mitsamt seiner Familie Not leiden will, ist schon wiederholt angedeutet worden.

Unzweifelhaft regen wichtige Ereignisse zum Denken an. Es ist behauptet worden, im Leben des „Wilden“ geschehe sehr wenig, das die Gemüter aus der Gleichgültigkeit und Trägheit aufrüttle, das die Denktätigkeit ansporne. So z. B. sagt F. Schulze: „ . . . Eine bloße Aufzählung geschichtlicher Tatsachen wäre schon deshalb unmöglich, wenn diese Völker überall Geschichte hätten. Da aber bei ihnen nichts geschieht, so kommen sie nicht einmal in die Lage, Geschichte zu haben. Was fällt denn bei ihnen vor, das nur des bloßen Aufmerkens würdig wäre. Der Tag beginnt, es rührt sich der Hunger, ein Stück Wild wird erjagt, dann wird geschlafen, um nachher wieder alles *à capo* zu tun . . . “¹⁾ Von unseren Australiern gilt dies keineswegs. Sein Leben ist viel ereignisreicher, als das des Pfahlbürgers, der die Bequemlichkeit über alles liebt, jeder Aufregung und Gefahr ängstlich aus dem Wege geht und im ewigen grauen Einerlei dahinvegetiert.

Auch der Umfang und der Inhalt des Besitzes an Märchen, Liedern, Sagen,

¹⁾ Der Fetischismus. S. 38.

Sprichwörtern usw. läßt auf die Größe der geistigen Gestaltungskraft einen Schluß zu. So weit ich es zu beurteilen vermag, sind derartige Erzeugnisse des Volksgeistes bei den meisten Stämmen in größerer Zahl vorhanden, als bei unseren Landsleuten zwischen dem Unterlaufe der Weser und der Elbe.

Der Instinkt, das zweckmäßige Handeln ohne Bewußtsein des Zweckes, macht sich oft deutlich bemerkbar. Wie mich dünkt, zeigt der Weiße hauptsächlich darin seine geistige Überlegenheit, daß er häufiger bewußt, mit Überlegung, handelt und schärfer zu unterscheiden, zu denken vermag. Es darf uns also nicht wunder nehmen, daß der Eingeborene nur ein geringes Urteilsvermögen besitzt und daher tief im Aberglauben steckt, geringe Fortschritte in der Kultur gemacht hat, für Suggestionen sehr empfänglich ist und sich stets als echter, rechter Herdenmensch zeigt. Auffassung und Aufmerksamkeit, sowie Gedächtnis sind dagegen recht gut. Fremde Sprachen erlernt er daher überraschend schnell. Die boys und Lubra, welche sich auf den Stationen, in den Ortschaften und auf den Goldfeldern umhertreiben, haben in der Regel nicht unbedeutende Kenntnisse in der englischen Sprache. Im Binnenlande, wo die Buschleute sich nicht die Mühe geben, mit ihnen in gutem Englisch zu sprechen, haben sie sich allerdings einen schlechten Jargon, das Pidgin-English,¹⁾ angeeignet, im Norden hingegen beschämen sie durch die gute Aussprache und die Gewandtheit im Ausdruck nicht allein die meisten Chinesen, sondern auch manchen Europäer, dessen Muttersprache nicht die englische Sprache ist. Wie ich hörte, gebe es unter den nördlichen Küstenbewohnern Leute, die außer ihrer Muttersprache die Sprache eines fremden Stammes, die englische und eine malayische Sprache sprächen. Zuweilen erregt der Eingeborene durch seine geistige Gewandtheit und die Stärke seines Gedächtnisses geradezu unsere Bewunderung. So z. B. vermag ein boy, der die Zahlenbezeichnungen der Engländer nicht kennt, viel schneller als sein Herr festzustellen, ob eine beiden bekannte Herde vollzählig ist oder nicht, und im letzteren Falle auch genau das Aussehen des oder der fehlenden Tiere anzugeben. Welch ein ausgezeichnetes Wahrnehmungsvermögen er besitzt, geht daraus hervor, daß er selbst ganz geringfügige Veränderungen in seiner Umgebung sozusagen auf den ersten Blick erkennt. Der Orts- oder Orientierungssinn, die Fähigkeit, sich in einer unbekanntem Gegend zurecht zu finden, ist beim Eingeborenen größer als beim Europäer. Es wird behauptet, daß er im allgemeinen bei den Weibern weniger gut entwickelt sei, als bei den Männern. Ob dies in bezug auf die australische Rasse richtig ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Befindet sich der Eingeborene auf Reisen, so vermag er stets genau die Richtung anzugeben, in der sich seine Heimat befindet. Glaubwürdige Regierungsbeamte und Buschleute haben mir von Fällen erzählt, wo entflohene Verbrecher oder boys, die sich auf der Suche nach Pferden befunden hätten, in gerader Linie, „as the crows fly“, viele Hunderte von englischen Meilen auf fremdem Gebiet nach der Heimat zurückgekehrt seien. Ganz ausnahmsweise soll es aber vorkommen, daß ein Eingeborener sich verirrt, „gets bushed“, wie der Buschmann sagt. Daß diese menschliche Orientierungsfähigkeit nicht im entferntesten so groß ist, wie die Orientierungsfähigkeit bei vielen Tieren, z. B. Vögeln, Hunden und Katzen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Von einem besonderen Sinne kann bei den Eingeborenen, wie bei anderen Naturvölkern, selbstverständlich nicht die Rede sein. Ihre ausgezeichnete Orientierungsfähigkeit haben sie hauptsächlich der Aufmerksamkeit, dem Gedächtnisse, der Beobachtungsgabe und der beständigen Übung von Kindesbeinen an zu verdanken. Was meine eigene Person betrifft, so habe ich mich im Anfange meiner Reise mehrere Male beim Pferde- und Wassersuchen, auf der Jagd usw. im Busch

¹⁾ Das Wort Pidgin soll nach der Zeitschrift des Allgem. Deutsch. Sprachvereines die chinesische Aussprache des englischen business darstellen.

verirrt. Später, als ich gelernt hatte, wie ein „Wilder“ beständig auf meine Umgebung zu achten, und einen großen Teil der Kolonie kreuz und quer durchzogen hatte, vermochte ich mich in Gegenden, die mir ganz fremd waren, gut zurecht zu finden, und zwar selbst dann, wenn mir weder Karten noch ein Kompaß zur Verfügung standen. Es würde zu weit führen, zu erörtern, wodurch mir dies ermöglicht wurde. Ich will nur erwähnen, daß alle Teile ein und desselben Landes, dessen physische Beschaffenheit keine großen Unterschiede aufweist, so viel gemeinsam haben, daß ein scharfer Beobachter leicht etwas auf findet, das ihm sozusagen als Wegweiser zu dienen vermag. Erwähnen will ich noch, daß beim Zurechtfinden in unbekanntem Gegenden unbewußte Vorstellungen eine große Rolle zu spielen scheinen, denn mehrere Male habe ich an mir selbst die Beobachtung gemacht, daß ich eine Richtung halb instinktiv einschlug, wenn ich mich auf der Wanderung einzig und allein auf meine Orientierungsfähigkeit verlassen mußte.

Der Mann zeichnet sich vor der Lubra nicht nur durch größere Kräfte des Körpers, sondern auch des Geistes aus.

Was die Intelligenz des Mannes betrifft, so ist sie meinem Dafürhalten nach durchaus nicht geringer, als die des weißen Weibes; auch ist sie, wie schon angedeutet, der der männlichen Bevölkerung einiger Gegenden Deutschlands nur in kaum nennenswerter Weise untergeordnet. Im Gespräch und Umgange macht der Mann keineswegs den Eindruck eines geistig schwerfälligen Menschen. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß er in Betreff des Auffassungs- und Konzentrationsvermögens, sowie der Gewandtheit in der Ausdrucksweise nicht hinter den Bewohnern des nordhannoverschen Städtchens zurücksteht, wo ich mich zur Zeit aufhalte.

Der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten scheint mir mindestens ebenso bedeutend zu sein, als bei uns Weißen. Die meisten Lubra sind so geistesarm, daß sie der Hauptsache nach nur über Dinge, die Bezug auf die leiblichen Bedürfnisse und den Geschlechtstrieb haben, eine gute Auskunft zu geben vermögen. Vom weißen Weibe sagt Möbius: „ . . . Man wirft ihnen vor Aberglauben, Engherzigkeit, Kleinlichkeit überhaupt, Zanksucht, Schwatzhaftigkeit, Klatschsucht, alles Eigenschaften, die auf einen niederen Stand der geistigen Fähigkeiten deuten und eben den erworbenen Schwachsinn des Weibes ausmachen . . .“¹⁾ Daß die Lubra sich in dieser Hinsicht nicht von ihren weißen Schwestern unterscheiden, geht schon zur Genüge aus dem hervor, was ich bereits über sie mitgeteilt habe. Erwähnen möchte ich noch, daß mir an ihnen besonders die Enge des Bewußtseins und der Mangel an Konzentrationsvermögen aufgefallen sind. Will man sich mit ihnen unterhalten, so ist es angezeigt, nur über Personen, und nicht über Sachen zu sprechen.

Daß der Eingeborene für die Errungenschaften unserer Kultur kein Verständnis hat, brauche ich wohl nicht zu erörtern; wir alle wissen ja aus eigener Erfahrung, daß der Mensch nur das zu schätzen weiß, was er versteht.

Die Missionare der Kolonie hörte ich oft über den unregelmäßigen Schulbesuch ihrer Zöglinge klagen; über die Leichtigkeit der Auffassung derselben sprachen sie sich aber stets lobend aus. Nach der Angabe, die mir die Lehrer der von mir besuchten Missionsstationen gemacht haben, hätten die eingeborenen Kinder nur ein geringes Verständnis für Mathematik; dagegen seien sie nicht nur große Freunde der Musik und des Gesanges, sondern besäßen auch ein gutes musikalisches Gehör. Auf der Missionsstation Rethesda s. Kilalpanina an Cooper's Creek habe ich einer Prüfung der Schulkinder beigewohnt. Der Lehrer, Missionar Wettengel, prüfte zuerst in der Diärisprache, und zwar mußten die Kinder ein Kapitel aus dem von den Missionaren Reuther und Strehlow über-

¹⁾ P. J. Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. S. 35.

setzten Neuen Testamente vorlesen und dann kurz den Inhalt des Gelesenen angeben. Später wurden in der englischen Sprache Leseübungen abgehalten und die Kenntnisse der Kinder in der biblischen Geschichte geprüft. Den Schluß der Prüfung bildete das Ausrechnen einiger Exempel der vier Spezies und die Namensangabe von Ländern, Meeren, Flüssen und Städten und das Aufsuchen derselben auf einer Weltkarte. Die Kenntnisse der Prüflinge standen durchaus mit denen der gleichalterigen Schüler und Schülerinnen einer deutschen Volksschule auf gleicher Höhe. Im großen und ganzen schienen mir die Knaben begabter zu sein als die Mädchen. Auch auf der Missionsstation Hermannsburg, wo der tägliche Unterricht auf ein oder zwei Stunden beschränkt ist, waren die Leistungen der Schulkinder befriedigend.

Nach dem übereinstimmenden Urteile aller, die auf Missionsstationen als Lehrer gewirkt haben, sind die eingeborenen Kinder geistig ebenso gut veranlagt, wie die Kinder von Deutschen oder Engländern. Dies steht nur scheinbar in Widerspruch mit meiner früheren Angabe, der Urbewohner Australiens besäße eine geringere Intelligenz als der Germane, denn die geistigen Kräfte kommen bei diesem langsamer zur Entwicklung, erreichen aber eine größere Höhe, als bei jenem.

Streng genommen können wir nur von Kultur- und Halbkulturvölkern sprechen; reine Naturvölker gibt es in Wirklichkeit nicht. Im sogenannten Naturzustande befindet sich ein Volk, wenn es durch eigenes oder fremdes Zutun nur unwesentlich verändert ist, wenn es noch nicht gelernt hat, die Natur für seine Zwecke in ausgedehnter Weise zu benutzen, wenn es nur höchst einfache gesellschaftliche Einrichtungen besitzt, und daher jedermann zu der Verteidigung seiner Rechte auf sich selbst angewiesen ist, u. s. f.

Das innerliche Sein des Angehörigen eines Naturvolkes ist selbstverständlich weit weniger verändert durch Erziehung, den Einfluß von Satzungen, geselligen Verhältnissen usw., als das eines Kulturmenschen; es befindet sich noch fast ganz in seinem natürlichen Zustande, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wie bekannt, pflegen wir dasselbe von unserem voreingenommenen Standpunkte aus höchst ungerecht zu beurteilen. Wie der „Wilde“ ist, so hat ihn die Natur gewollt! Er ist ja ebenso wenig der Erzeuger und Bildner seiner Gemütsart, wie seines Verstandesvermögens. Beide hat der harte Lebenskampf ins Dasein gerufen; und da seine Körperkraft, seine Schnelligkeit und seine Sinnesschärfe nicht bedeutend sind, so verdankt er hauptsächlich ihnen die Möglichkeit, sich zu behaupten. Die Gemütsart ist, wie mich dünkt, größtenteils dadurch entstanden, daß er von seiner Menschwerdung an oder doch seit ungemessenen Zeiträumen in Gesellschaft lebt. Viele Charaktereigenschaften, die wir in unserer Kurzsichtigkeit für hassenswert, verderblich halten, wie Verstellung, Lügenhaftigkeit und Rachsucht, sind im Grunde genommen für den „Wilden“ eine unentbehrliche Waffe im Umgange mit Seinesgleichen.

Ich will jetzt das physische Äußere der Eingeborenen verschiedener Gebietsteile Südaustraliens kurz beschreiben, um dem Leser vor allen Dingen zu zeigen, daß die Urbevölkerung dem Anschein nach keine ganz einheitliche sei.

Ich beginne mit den Narryngeri. Ihre Körpergröße ist nicht bedeutend; durchschnittlich beträgt dieselbe wohl 1,60—1,64 m. In bezug auf sie springen die Geschlechtsunterschiede nicht so stark in die Augen, als sonstwo in Südaustralien. Im großen und ganzen sind diese Eingeborenen stämmiger gebaut und der Mehrzahl nach ein wenig heller gefärbt, als die Bewohner des Binnenlandes und des nördlichen Küstengebietes. Die Nase hat die typische häßliche Form. Die Lippen sind verhältnismäßig stark gewulstet. Da der Mann einen Vollbart trägt, der sie fast ganz bedeckt, so ist seine Gesichtsbildung scheinbar weit besser, als die der Lubra. Ein charakteristisches Merkmal dieses Stammes ist die bedeutende Körperbehaarung. Namentlich pflegen die Augenbrauen buschig und

außerordentlich groß zu sein; auch kommt es bei den Weibern im mittleren Lebensalter nicht selten zu der Entwicklung eines mehr oder minder deutlichen Schnurr- und Backenbartes. Das Haar ist wellig, lockig oder kraus und in der Regel glänzend schwarz. Die Unterschiede im physischen Äußern sind oft ziemlich bedeutend: nirgendwo in der Kolonie ist es so leicht, die Gesichter auseinander zu halten, wie in der Umgebung des Lake Alexandrina und Lake Albert. Wie mich dünkt, beruht dies darauf, daß die Narryngeri dem Anschein nach aus zwei wesentlich verschiedenen Gruppen einer dunkelhäutigen Rasse hervorgegangen sind. Ich habe vorhin gesagt, sie seien der Mehrzahl nach ein wenig heller gefärbt, als die Bewohner des Binnenlandes und des nördlichen Küstengebietes. Viele unter ihnen besitzen aber eine auffallend dunkle Hautfarbe. Gewöhnlich haben diese Leute krauses oder stark gelocktes Haar und ziemlich grobe Gesichtszüge. Zu der einen der beiden hypothetischen Gruppen gehörten vielleicht die gesamten Binnenlandbewohner und zu der anderen die Tasmanier. Von diesen letzteren sagt Brough Smith: „The natives of Tasmania were darker, shorter, more stoutly built, and generally less pleasing in aspect than the people of the continent. Their hair was woolly and crisp, and some bore a likeness to the African negro. Their aspect was different from that of the Australians. In their form, their color, and their hair they were rather Papuan than Australian. Many words in their language, however, coincide with words in the dialects of King George's Sound, the Gulf of St. Vincent, and the southeastern parts of the continent; and it might be assumed, therefore, that the connection between the inhabitants of the island and the continent was clearly established. But we must not overlook the Papuan affinities of the Tasmanian dialects. Many words are the same as those in the languages spoken in New Caledonia, in Mallicollo, and in other islands of the Melanesian division.“¹⁾ Über die Herkunft der Bevölkerung Tasmaniens spricht Dr. Latham folgende Vermutung aus: „ . . . It is this — that the affinities of language between the Tasmanian and the New Caledonian are stronger than those between the Australian and Tasmanian. This indicates that the stream of population for Van Diemen's Land ran round Australia rather than across it.“²⁾ Wie mich dünkt, besitzen die Narryngeri unter allen Südaustraliern den besten Charakter. An Intelligenz übertreffen sie ein wenig die Binnenlandbewohner.

Die Bewohner des Binnenlandes haben so viel gemeinsam, daß ihre Zusammengehörigkeit keinem Zweifel unterliegt. In der Gesichtsbildung und im übrigen Bau des Körpers sind nicht nur die Angehörigen ein und desselben Stammes, sondern auch aller Stämme einander recht ähnlich. Die Männer zwischen dem 15. und 20. Breitengrade sehen allerdings häßlicher aus, als die des übrigen Binnenlandteiles; es beruht dies aber nur darauf, daß sie den Bart bis auf spärliche Reste entfernen. Schwächlich gebaute Leute trifft man nur in einigen Gegenden in größerer Zahl an; der Körper ist jedoch in der Regel mager. Die geistige und die stoffliche Kultur weisen nur ganz geringfügige Unterschiede auf. Daß die Beschaffenheit des Ortes und des Klimas, die Lebensweise usw. von Einfluß auf die Gestaltung des Geistes und des Körpers sind, steht wohl fest. Wie wir im ersten Kapitel gesehen haben, bietet das ganze Land zwischen dem 15. und 30. Breitengrade verhältnismäßig geringe Abwechslung: überall ist die Durchschnittstemperatur ziemlich hoch, überall fällt sehr wenig Regen, überall ist der Boden mit Gras oder Scrub bedeckt, und überall ist die Tierwelt fast die gleiche. Die Ähnlichkeit unter den Binnenlandbewohnern ist aber so groß, daß sie nicht allein durch die Umwelt bedingt sein kann, sondern daß eine Abstammung von ein und demselben Volke angenommen werden muß.

¹⁾ u. ²⁾ The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. IXIX & IXX.

Die im Osten des Lake Eyre wohnenden Eingeborenen sind ein wenig größer und schlanker, als die Narryngeri. Im männlichen Geschlechte beträgt die Höhe durchschnittlich 1,68 m. Die Frauen pflegen gegen 10 cm kleiner zu sein. Die Farbe der Haut ist die eines dunklen Milchkaffees. Die Behaarung des Körpers ist nicht ganz so stark, wie bei dem eben genannten Stamm. Leute mit krausem Haar sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Über den Charakter dieser Eingeborenen weiß Samuel Gason ¹⁾ nichts Gutes zu sagen; ich glaube aber nicht, daß derselbe schlechter ist, als der der übrigen Binnenlandbewohner.

Die Arünta unterscheiden sich kaum merklich von den Diäri und ihren Nachbarn. Wie mich dünkt, springt bei jenen die Mundgegend nicht ganz so stark vor, als bei diesen. Die Durchschnittshöhe beträgt bei den Männern 1,67—1,68 m und bei den Weibern 1,57 m. Das Haupthaar ist mehr oder minder wellig oder gelockt und besitzt eine schwarze Färbung, die aber nicht selten einen Stich ins Rotbraune hat. Bei den Lubra ist es zuweilen rotbraun gefärbt. Am Finke River traf ich hin und wieder Kinder an, die rotblond oder gelbblond waren. Bei allen diesen besaß das Haar am freien Ende stets eine hellere Färbung, als in der Nähe der Wurzel. Hatte die Spitze die Farbe des Strohes, so war der untere Teil des Schaftes dunkelblond; hatte sie dagegen eine rotblonde Farbe, so war der Schaft unten schwarzbraun oder rötlichbraun. Die Flaumhaare pflegen wie das Haupthaar gefärbt zu sein; die kurzen, dicken Haare dagegen, wie die Wimpern, die Augbrauen und die Schamhaare sind stets schwarz. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß die blonden Kinder im Durchschnitt nicht schwächer sind, als die anderen, sich aber von diesen durch eine etwas hellere Hautfärbung zu unterscheiden pflegen. Der blonde Typus ist erblich. Ich habe am Oberlaufe des Finke River Männer und Weiber kennen gelernt, deren Haupthaar zwar dunkel, aber nicht schwarz war, und die mehrere kleinere Kinder mit auffallend hellem Haar besaßen. Der Bart ist dicht, glänzend schwarz und wellig oder lockig; in der Regel reicht er bis zur Mitte des Brustbeines. Unter den Binnenlandbewohnern nehmen die Arünta wohl nebst ihren Nachbarn hinsichtlich der Körperkraft, Gewandtheit und Intelligenz den ersten Rang ein. Über ihren Charakter läßt sich aber nicht viel Gutes sagen.

Im Innern haben manche Eingeborene eine rein jüdische Physiognomie, d. h. eine Physiognomie, wie sie für den groben jüdischen Typus charakteristisch ist, und dessen Hauptmerkmale in vortretenden Backenknochen, wulstigen Lippen und gebogener Nase bestehen. Am häufigsten habe ich derartige Individuen unter den westlichen Arünta angetroffen. Hat der Eingeborene einen geraden oder konkaven Nasenrücken, so sieht er nie einem Israeliten ähnlich. Die Nase ist aber nur unten, an der Spitze, gebogen (s. nebenstehende Skizze). Die jüdische Physiognomie soll bei allen Rassen vorkommen. Stratz ist der Ansicht, daß ihre Entstehung auf starke Inzucht zurückzuführen sei. Hierzu will ich aber bemerken, daß von einigen behauptet wird, die sogenannte Judennase der Israeliten sei ein hethitisches Erbstück.



Nasenform eines West-Arünta mit jüdischer Physiognomie.

Die nördlichen Nachbarn der Arünta unterscheiden sich nicht in augenfälliger Weise von diesen. Ich will aber nicht unerwähnt lassen, daß ich mehrere boys und Lubra gesehen habe, die einen gedrungenen Körper hatten und unter Mittelgröße waren, und die aus dem östlich von den Mac Donnell Ranges gelegenen Gebiete stammen sollten.

Die weiter nordwärts wohnenden nördlichen Waramunga, Goarango und Tjingale, deren Heimat fast immer einer Wüste gleicht, sind durchgängig schwächling gebaut und fallen mehr als die übrigen Eingeborenen durch ihre große

¹⁾ Brough Smith. The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 26.

Magerkeit auf. Gelocktes Haar kommt bei ihnen häufig vor; auch ist ihre Haut ziemlich dunkel (chokoladebraun). Unter diesen Stämmen sind mir die meisten kümmerformen, Menschen von kleiner, schwächlicher Statur, mit schwachen, unregelmäßig gestellten Zähnen und wahren „Verbrecherphysiognomien“ zu Gesicht gekommen.

Besser als bei den eben genannten Eingeborenen ist das physische Äußere bei den Stämmen des zwischen dem 15. Breitengrade und der Küste gelegenen Gebietes, das sich durch seinen Reichtum an Wild und seine gute Bewässerung auszeichnet. Die Bevölkerung dieser Gegend scheint aber keine ganz einheitliche zu sein. Die zu den südlichen und westlichen Stämmen gehörigen Eingeborenen, wie die Larakia, Wulna, Wulwanga, Tjauen, Jöngmän, Malack-Malack, Pongo-Pongo usw., erreichen im Durchschnitt wohl nicht ganz die Größe der Arünta. Auffallend magere Leute sieht man unter ihnen viel seltener, als im Binnenlande. Die Muskulatur ist aber nur bei wenigen gut entwickelt. Der Kopf scheint klein zu sein. Die Stirn ist recht schmal und tritt bei einigen Personen in der Mitte vor. Die Nase ist unten verhältnismäßig nicht sehr breit, und die Arcus superciliares springen nicht auffallend stark vor. Da ferner das Gesicht ziemlich schmal und die Mundspalte nicht sehr groß ist, so haben diese Südaustriale durchaus keine unsympathische Physiognomie. Die Haut hat eine recht dunkle, fast braunschwarze Färbung. Das Haar ist meistens gelockt oder kraus. Die Stärke der Behaarung läßt sich schlecht beurteilen, da man das Barthaar größtenteils ausrupft, abschneidet oder absengt und das Haupthaar sehr kurz hält; aus der verhältnismäßig geringen Größe der Augbrauen und der geringen Entwicklung des Lanngo geht aber deutlich hervor, daß der Haarwuchs bei den in Rede stehenden Stämmen nicht so bedeutend ist, als bei den Bewohnern des Binnenlandes und der Südküste.

Die am Van Diemen Golf wohnenden Eingeborenen, wie die „Alligator Rivers Blackfellows“ und die Jermangel, sind große muskulöse Leute, die sich in ihrer äußeren Erscheinung in augenfälliger Weise von allen übrigen Stämmen der Kolonie unterscheiden. Die Haut ist recht dunkel und der Haarwuchs nicht stärker als bei den anderen Eingeborenen des Nordens. Das Haar ist vorherrschend kraus, hin und wieder sah ich Personen, bei denen das Haupthaar fast spiralgerollt war. Das Gesicht hat eine nicht unbeträchtliche Breite. In der Körpergröße stehen die in Rede stehenden Stämme meiner Meinung nach nicht hinter den Norddeutschen zurück. Die größte Person, die ich gemessen habe, es war ein älterer Mann, hatte eine Höhe von 1,81 m. Wahrscheinlich stammen diese Eingeborenen von Leuten ab, die zuletzt eingewandert sind. Als Urheimat können meines Erachtens nur Neu-Guinea oder andere nordöstlich von der Kolonie gelegene Inseln in Betracht kommen.

An Intelligenz übertreffen diese Eingeborenen zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste sicher viele ihrer südlicher wohnenden Rassengenossen. Über ihren Charakter läßt sich aber nicht viel Gutes sagen. Ihre Wildheit macht sich oft in hohem Grade bemerkbar. Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit habe ich bei manchen von ihnen vermißt.

Die Mischlinge, d. h. die Kinder von einem weißen Vater und einer Lubra, sind ein gesunder, kräftiger und nicht unschöner Menschenschlag. Im Durchschnitt übertreffen sie die Stammesangehörigen der Mutter an Größe. Ihre Anzahl ist im Verhältnis zu der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs zwischen den Engländern und den eingeborenen Weibern höchst unbedeutend; roher Schätzung nach beläuft sie sich auf etwa 150 Personen beiderlei Geschlechtes. Dies rührt der Hauptsache nach daher, daß die Lubra eine geringe Fruchtbarkeit besitzt, und viele Kinder dieser Art gleich nach der Geburt umgebracht werden. Übrigens scheint es, daß die sinnliche Erregung der Lubra verhältnismäßig selten ihren Höhepunkt erreicht, wenn der Weiße ihr beiwohnt. Ein Engländer, der

mit einer weißen Frau verheiratet ist, und früher mit vielen eingeborenen Weibern geschlechtlich verkehrt hat, drückte mir gegenüber seine Verwunderung aus, daß dem eingeborenen Weibe nach dem Coitus mit einem Weißen, die Samenflüssigkeit sogleich aus der Scheide zu laufen pflege. Hierzu teile ich folgende Stelle aus dem bekannten Werke von Ploß-Bartels über das Weib in der Natur- und Völkerkunde mit: „Ein zuverlässiger junger Mann, Morton, berichtet als Augenzeuge Weiteres: Eines Abends, als er sich in der Nähe eines Camps von Eingeborenen befand, fiel es ihm ein, einen Eingeborenen, der um ein Gläschen Gin bettelte, aufzufordern, vor ihm den Coitus auszuüben. Der Eingeborene entfernte sich willig, um ein Weib zu rufen, welches auch bald darauf erschien. Ohne irgend welche Zeichen von Verlegenheit zu äußern, nur mit dem Gedanken, sein Gläschen Gin rasch zu verdienen, machte sich der Mann an das Weib, wobei das Paar die vorstehend erwähnte Positur annahm. Die Operation in dieser Stellung ging nach der Meinung des Mannes nicht rasch genug von Statten, weshalb er mit der Bemerkung: „„so dauert es zu lange, werde es auf die englische Manier (english fashion) versuchen““, das Weib auf den Rücken sich zu legen nötigte und selber, auch liegend, den Coitus zu Ende brachte. Infolge von Erzählungen anderer erfahrener Weißer war die Aufmerksamkeit Morton's nach dem Coitus auf das Weib gerichtet. Er bemerkte daher Folgendes: Nachdem der Mann aufgestanden war und nach dem Gläschen Gin langte, richtete sich auch die Frau auf, stellte die Beine auseinander, und mit einer schlängelnden Bewegung des Mittelkörpers warf sie mit einem kräftigen Ruck nach vorne ein Convolut von weißlichem Schleim (Sperma?) auf den Boden, wonach sie sich entfernte. Diese Art, sich des Spermas zu entledigen, welche sogar eine bestimmte Benennung im Dialekt der Eingeborenen aufweisen soll, wird, nach den Aussagen der weißen Ansiedler Nord-Australiens, von den eingeborenen Weibern nach dem Coitus gewöhnlich ausgeübt, mit der Absicht, keine weiteren Folgen des Zusammenseins mit einem weißen Manne durchzumachen“ In der Gesichtsbildung gleichen die Halbblut oder half-castes, wie sie von den Engländern genannt werden, bald mehr dem Vater und bald mehr der Mutter. Ihre Hautfarbe ist ein in verschiedenen Schattierungen auftretendes Ockergelb, das einen deutlich wahrnehmbaren Stich ins Rötliche hat. Das Haupthaar der Erwachsenen ist schwarz oder braunschwarz; unter den Kindern dagegen trifft man auch eine erkleckliche Anzahl blonder Individuen an. Diese haben aber stets schwarze Wimpern und in der Regel auch schwarze Augbrauen (mir ist nur ein Kind mit dunkelbraunen Augbrauen zu Gesicht gekommen). Die Iris ist bei allen Personen dunkelbraun gefärbt. Die Arcus superciliares springen nicht so stark vor, und die Nase ist ein wenig schmaler, als bei den Vollblut-Eingeborenen. Ungefähr die Hälfte aller half-castes hält sich auf den Missionsstationen im Süden auf; unter ihnen befinden sich einige Leute, die das reifere Alter bereits überschritten haben. Im Binnenlande trifft man keine älteren half-castes, sondern meist nur Kinder und halbwüchsige Burschen und Mädchen an. Zwischen der Nordküste und dem 15. Breitengrade sind mir außer ein paar Kindern der in Rede stehenden Art noch zwei kleine Knaben zu Gesicht bekommen, deren Mutter eine Lubra und deren Vater ein Chinese war.

Die Kinder von zwei half-castes sind nach der Angabe, die mir der Vorsteher der Missionsstation Point Macleay gemacht hat, stets etwas heller, als ihre Eltern. Dies ist wohl hauptsächlich nur im Süden der Fall — mein Gewährsmann hat seine Beobachtungen auf der genannten Station und an Spencer's Gulf gemacht — wo die Mischlinge heutzutage bei weitem nicht in so hohem Grade der Einwirkung des Sonnenbrandes ausgesetzt sind, wie früher, als sie wie die im Naturzustande befindlichen Eingeborenen lebten. Mischlinge der in Rede stehenden Art sind mir nur am Lake Alexandrina und Lake Albert zu Gesicht gekommen. Trotzdem sie einen großen Mund und dicke etwas aufgeworfene



Sehr alte blinde Diäri
von der Missionsstation Bethesda (Kilalpanina).

Lippen hatten, war ihr Gesicht durchaus nicht unschön. Auf der Missionsstation Point Macleay fiel mir ein siebzehnjähriges Mädchen durch sein blühendes Aussehen auf. Seine Backen zeigten eine gesunde Röte, wie bei einer deutschen Bauerndirne.

Auf meinen Reisen in der Kolonie habe ich nur einen Nachkömmling von einem weißen Manne und einem Halbblut-Weibe gesehen. Es war ein hübsches kleines Mädchen, das eine ebenso helle Hautfärbung hatte, wie manche Südeuropäerin.

An Intelligenz überragen die Mischlinge die Vollbluteingeborenen ein wenig. Ihr Charakter hingegen läßt viel zu wünschen übrig. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß alle Laster und Untugenden der Weißen in ihnen vereinigt sind. „Jamais bastard ne fit bien!“ Einer ihrer hervorstechenden Charakterzüge ist eine maßlose Rachsucht. Wie mir Missionar Bogner von Hermannsburg mitteilte, pflegten die half-castes unter seinen Zöglingen oft tagelang nicht mit dem Missionspersonal zu sprechen, wenn sie sich von einem Weißen beleidigt fühlten. Die weiblichen Mischlinge sind auffallend wollüstig. Im Binnenlande stehen alle Mädchen im Alter von 12 bis 14 Jahren schon in geschlechtlichem Verkehr mit den meisten weißen und eingeborenen Männern ihres Bekanntenkreises.

Ich will jetzt ein Skelett kurz beschreiben, das ich an Cooper's Creek ausgegraben habe. Nach der Angabe eines Zöglings der Missionsstation Kilalanina stamme es von einem älteren männlichen Diäri, der vor 15 bis 20 Jahren von Genossen ermordet worden sei. Es besitzt eine rotbraune Färbung, die von dem Eisenoxyd des Sandes herrührt, in welchem sich das Grab befunden hat. Die meisten Knochen haben einen großen Teil ihrer organischen Substanz verloren, und sind infolgedessen leicht, mürbe und rauh (porös). An vielen Knochen des Rumpfes und an einigen der Gliedmaßen finden sich kleinere Knochenneubildungen vor, und zwar meist an Gelenkenden und an Stellen, wo Knorpel befestigt gewesen ist. Ob die Veränderungen im Anschluß an Entzündungen oder auf andere Weise entstanden sind, wage ich nicht zu entscheiden. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach handelt es sich hier, mit einer Ausnahme, nicht um Bildung syphilitischer oder tuberkulöser Prozesse, sondern um Altersinvolutionen. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß sich keine Spuren von Knochennarben und Fistelgängen vorfinden.

Am besten ist der Schädel erhalten. Sein Dach ist glatt und glänzend, seine Unterseite dagegen rauh und matt, wie die übrigen Skeletteile. Im Oberkiefer fehlen 9 und im Unterkiefer 8 Zähne. Die Spitze des linken Processus styloideus ist abgebrochen; außerdem sind noch einige andere leichte Beschädigungen vorhanden. Aus der ganzen Beschaffenheit des Schädels geht hervor, daß die Angaben meines Gewährsmannes in bezug auf das Geschlecht und das Alter der Wahrheit entsprechen.

Der Schädel ist verhältnismäßig groß, derb, schwer und plump. Manche der als Muskelansätze dienenden Höcker und Leisten sind kräftig entwickelt, wie die Protuberantia occipitalis, die Lineae semicirculares temporales und occipitales. Die Arcus superciliares bilden dicke Wülste. Die Tubera frontalia sind sehr niedrig. Alle diese Merkmale sprechen dafür, daß wir es mit dem Schädel eines Mannes zu tun haben.

Anhaltspunkte für das Alter gewähren uns augenfällige Veränderungen. Die wichtigsten derselben finden sich am Gebisse und an den Nähten der Hirnkapsel vor.

Wie schon gesagt, weist das Gebiß viele Lücken auf. Erhalten sind folgende Zähne: der eine Schneidezahn, der Eckzahn, die beiden Praemolaren und die drei Molaren der linken Seite des Oberkiefers, sowie ein Weisheitszahn, einer der vorderen Molaren, drei Prämolaren, die beiden Eckzähne und ein mittlerer Schneidezahn des Unterkiefers. Dem Anschein nach sind etwa

zehn Zähne erst nach dem Tode, im Grabe, ausgefallen. Die beiden oberen mittleren Schneidezähne des Oberkiefers werden wahrscheinlich der Sitte gemäß frühzeitig ausgeschlagen worden sein; ihre Alveolen sind völlig verschwunden. Sämtliche vorhandene Zähne fallen durch ihre hochgradige Abnutzung auf. Die Krone ist so stark abgeschliffen, daß das Zahnbein bloßgelegt und viele Zahnhöhlen geöffnet sind. Die Kaufäche ist glatt und fällt bei den Zähnen im Oberkiefer nach innen und bei den Backenzähnen im Unterkiefer nach außen stark ab. Von der Entstehung dieser Eigentümlichkeit wird in einem der nachfolgenden Kapitel die Rede sein. Einige Zähne lassen erkennen, daß sie an Karies gelitten haben; der Weisheitszahn im Unterkiefer z. B. ist hohl. Auf einen Zahnabscess (*Abscessus alveolaris*) deutet eine glattwandige, erbsengroße Höhlung im Unterkiefer hin. An mehreren Stellen sind die Alveolen gänzlich dem Schwunde anheimgefallen. Erwähnen will ich noch, daß an vielen Zähnen eine dicke Kruste von Zahnstein haftet.

Dr. Friedrich Friedmann sagt: „Im höheren Alter findet eine Obliteration der Schädelnähte statt, und zwar von innen nach außen in folgender Reihenfolge: Scheitelnäht, Kronen- und Hinterhauptsnäht, Warzennäht.“¹⁾ Von der Scheitelnäht ist nur das vordere Drittel erhalten. Die Kronennäht war dem völligen Verschwinden nahe; auf beiden Seiten endet sie bereits an der oberen Schläfenlinie (*Linea semicircularis superior*). Die Hinterhauptsnäht ist ihrer ganzen Erstreckung nach noch vorhanden; in der Mitte läßt sie jedoch erkennen, daß Verknöcherungsvorgänge eingesetzt hatten. Die Warzennäht ist leicht zu verfolgen, ebenso die Stirn-Nasennäht; an beiden sind aber Verwachsungen vorhanden. Auf der Innenseite der Schädelkapsel vermochte ich keine Nähte wahrzunehmen.

Nach dieser Beschaffenheit des Gebisses und der Nähte gehörte der Schädel höchst wahrscheinlich einem Manne an, der sich im Beginne des Greisenalters befand.

Norma verticalis: (Abbild. a, Taf. X) Betrachtet man den Schädel von oben, so hat er eine eiförmliche (ovoidische) Gestalt. Die Kontur bildet aber keine wahre Eilinie. Die zu den Seiten des größten Durchmessers liegenden Hälften entsprechen zwar einander, vorn, über der Stirn, bildet die Linie aber einen ganz flachen, in der Mitte etwas eingezogenen Bogen. Der größte Breitendurchmesser befindet sich in der Gegend der Scheitelbeinhöcker, hinter der Mitte des Schädeldaches. Die Pfeilnäht verläuft nicht genau in der Mitte. Die Hinterhauptschuppe ist flach gewölbt und hebt sich scharf ab, wie ein aufliegender Deckel, möchte ich sagen. Die Scheitelbeinhöcker springen stark vor. Die Jochbögen verlaufen ziemlich gestreckt; wegen der geringen Stirnbreite kann man zwischen ihnen und dem Stirnbein hindurchsehen. Die Stirn ist etwas flach und am freien Rande wulstig verdickt. Der untere Teil des Oberkiefers ist bis zur Nasenöffnung sichtbar.

Norma facialis: (Abbild. b, Taf. X) Die Stirn fällt durch ihre geringe Höhe und Breite auf. Sie ist ein wenig eckig und tritt in der Mitte zungenförmig vor, da die Schläfenlinien vorn stark vorspringen und sich oberhalb dieser und der Augbrauenwülste eine schwache Abflachung befindet. Der Gesichtsschädel ist mittelbreit und ziemlich niedrig. Die Augenhöhlen sind geräumig und haben einen abgerundet viereckigen Eingang, dessen Querachse ein bischen nach außen abfällt. Ihre Ränder sind gewulstet und weisen einen verhältnismäßig tiefen Einschnitt, die *Incisura supraorbitalis*, auf. Die Augbrauenbögen bilden zwei starke Wülste, die auf dem Jochbogenfortsatze beginnen und über dem Nasenfortsatze ineinander übergehen. Die Nasenöffnung (*Apertura piriformis*) ist fast ebenso breit als hoch. Die Nasenbeine haben eine etwas andere Form, als bei den meisten Europäern und sind flach dachförmig gestellt. Sie unterscheiden sich nur wenig vonein-

¹⁾ Die Altersveränderungen und ihre Behandlung. Pag. 140.

ander. In der Medianlinie sind sie teilweise verwachsen. Die schmalste Stelle befindet sich am unteren Ende des oberen Dritteiles. Die Ansatzstelle der beiden Knochen scheint weit zurückzuliegen — die Nasenwurzel ist eingedrückt, eingesunken, wie man zu sagen pflegt, da der Nasenfortsatz des Stirnbeines stark vorspringt. Die Stirn-Nasennaht (*Sutura naso-frontalis*) ist vollständig erhalten und verhältnismäßig tief eingesenkt. Die *Foramina infraorbitalia* fallen durch ihre große Weite auf. Die *Fossae caninae* sind deutlich ausgeprägt. Die *Juga alveolaria* des Oberkiefers bilden vorn, wo die Zähne noch erhalten oder erst nach dem Tode ausgefallen sind, kleine eiförmige Wülste. Der Unterkiefer ist zierlich gebaut und gleicht, abgesehen von den Zähnen, mehr dem eines weißen Weibes, als dem eines weißen Mannes. Er besitzt ganz die Gestalt, die für den Unterkiefer der Australier typisch ist. Der Körper bildet einen Bogen, der verhältnismäßig stark gekrümmt ist. Betrachtet man ihn von oben, so ist von der äußeren Kieferplatte so gut wie nichts, von der inneren dagegen ein breiter Streifen unter dem vorderen Alveolarteil sichtbar. Der Körper besitzt nur eine geringe Höhe und springt vorn nicht vor. Sein unterer Rand ist gewulstet und in der Kinngegend ziemlich bedeutend eingebuchtet. Eine *Protuberantia mentalis* fehlt. Das *Foramen mentale* liegt hoch. Die *Incisura seminaris* hat eine geringe Tiefe; infolgedessen ist der *Processus coronoideus* niedrig. Die *Linea obliqua externa* endet schon unterhalb des ersten Mahlzahnes. Die *Spina mentalis interna* bildet eine linsengroße, braune, etwas erhabene Rauigkeit mit drei kurzen dornförmigen Gebilden. Die Ansatzstelle des *Musculus pterygoideus internus* am Winkel (*Angulus mandibulae*) stellt mehrere grubige Vertiefungen dar. Die *Lingula* vor dem *Foramen mandibulare* ist kurz, aber nadelscharf. Von diesem Foramen zieht eine scharf abgegrenzte, gegen 2 mm breite, tiefe Furche schräg nach unten und vorn. Nachdem sie eine Länge von 1,6 cm erreicht hat, geht sie in einen 1,7 cm langen Kanal über und kommt dann wieder zum Vorschein; sie verschwindet aber bald völlig. Hinter dem Weisheitszahne der rechten Seite befindet sich eine 3 mm tiefe, 8 mm lange und 5 mm breite Grube mit rauhem Grunde. Ob es sich hier um die Alveolenanlage für einen vierten Mahlzahn handelt, muß ich dahingestellt sein lassen. Raum für einen derartigen Zahn ist genügend vorhanden: der Abstand des Weisheitszahnes von dem Kieferaste beträgt 1,1 cm. Auf der linken Seite sind die hinteren Alveolen fast vollständig verschwunden. Was das hintere zahnlose Ende des Alveolarfortsatzes am Oberkiefer betrifft, so hat es auf beiden Seiten eine Länge von 1,4 cm. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich erwähnen, daß die beiden noch vorhandenen Weisheitszähne wohl entwickelt sind: sie haben fast die Größe der anderen Mahlzähne.

Norma lateralis: (Abbild. c, Taf. X) Bei der Ansicht des Schädels von der Seite bildet die Umrißlinie seines Daches am freien Stirnrande, über den *Arcus superciliaris*, eine kurze, aber starke Krümmung, dann läuft sie in einem ganz flachen Bogen bis zum *Bregma* und in einem etwas stärker gekrümmten Bogen bis zum *Lambda*, hier biegt sie wenig und weiter abwärts, unterhalb der *Protuberanz*, stark nach vorn um. Die Kiefer sind schnauzenförmig vorgeschoben. Die Nasenbeine werden von dem wulstig verdickten Nasenfortsatze des Stirnbeines überdacht. Ihre Umrißlinie ist oben gerade und unten nach außen gebogen. Die *Lineae semicirculares* ziehen sich, mehrere Bogen bildend, von dem *Processus zygomaticus* über dem *Tuber laterale* hinweg zu der hinteren Ecke des Scheitelbeines. Auf dem Stirnbeine bilden sie eine deutliche *Christa*. Von den *Lineae semicirculares inferiores* ist der hintere, über dem Warzenfortsatze befindliche Teil sehr stark entwickelt; er stellt eine vorspringende, ganz schwach gekrümmte Leiste dar. Auf dem Scheitelbein schließen diese *Lineae* an einer Stelle ein Bogenstück ein, das nur 8,5 cm lang ist. Die Schläfengrube ist tief. In ihr befinden sich einige dorn- und leistenförmige Gebilde. Die Warzenfortsätze (*Processus mastoideus*) sind im Verhältnis zu denen

des Europäers schwach ausgebildet. Der rechte Fortsatz ist größer als der linke. Die Jochbögen sind auf der unteren Kante recht uneben.

Norma occipitalis: (Abbild. d, Taf. X) Die Umrißlinie stellt eine annähernd fünfeckige Figur dar, die ein wenig höher, als breit ist. Die Ecken bilden, wenn ich so sagen darf, die Mitte der Pfeilnaht, die Scheitelbeinhöcker und die Leiste, welche sich auf dem Schläfenbeine, hinter dem *Processus jugalis*, erhebt. Die beiden oberen dachförmig gestellten Linien besitzen die geringste Länge und sind schwach ausgeschweift. Die beiden Seitenlinien verlaufen fast in gerader Richtung, aber nicht parallel, sondern so, daß sie nach unten zu merklich divergieren. Die dritte Linie ist die längste von allen und bildet einen flachen, nach unten konvexen Bogen. Zu den Seiten der Sagittalnaht zieht sich eine unregelmäßige schwach ausgeprägte Kamm bildung hin. Von der Spalte, die das Interparietale von dem Occipitale superius trennte, scheint noch eine Nahtspur vorhanden zu sein. Die Hinterhauptsnaht (*S. lambdoidea*) ist stark gezahnt. An der Stelle der früheren Warzenfontanellen (*Fonticulus mastoideus*) befindet sich eine Anzahl kleiner Schaltknochen. Die *Protuberantia occipitalis externa* ist ziemlich scharf ausgeprägt und recht rau. Quer über die Mitte der Hinterhauptschuppe zieht sich ein Wulst (*Torus occipitalis*), der zu beiden Seiten der Protuberanz eine halbmondförmige Verdickung bildet. Die *Crista occipitalis externa* stellt dort, wo die *Linca semicircularis inferior* sie schneidet, eine größere Erhebung dar. Unter dieser befinden sich zwei eiförmige *Impressiones musculares* für die Insertion der *Musculi recti capitis posteriores minores*. Die hintere, untere Ecke der Scheitelbeine (*Angulus mastoideus*) ist verdickt. Die beiden *Foramina parietalia* am hinteren Ende der Pfeilnaht sind weit.

Norma basilaris: (Abbild. e, Taf. X) Das Foramen magnum ist kreisförmig: der Breitendurchmesser steht an Länge nur um einen Millimeter hinter dem in der Medianebene befindlichen Durchmesser zurück. In der Horizontalstellung des Schädels liegt der vordere Rand ungefähr senkrecht unter dem höchsten Punkte des Scheitels und ein wenig höher als der hintere. Die *Processus condyloidei* haben eine mittlere Größe. Sie sind von hinten nach vorn gewölbt und ziemlich stark nach außen geneigt. Nach Gegenbaur ist die Wölbung beim Europäer nicht selten durch eine Einschnürung in zwei Fazetten geteilt. Eine derartige Bildung liegt hier nicht vor. Verlängerte man die beiden Längsachsen, bis sie sich schnitten, so würde ihr Schnittpunkt ungefähr senkrecht unter das hintere Ende des vorderen Drittels des Körpers (*Occipitale basilare*) zu liegen kommen. Der linke Gelenkkopf (*Condylus*) übertrifft den rechten an Größe, auch liegt er tiefer. Diese Unterschiede sind aber so unbedeutend, daß sie bei oberflächlicher Betrachtung der Schädelbasis leicht der Wahrnehmung entgehen könnten. Die *Fossae condyloideae* sind ziemlich tief. Die zur Insertion des *Musculus rectus capitis lateralis* dienenden *Processus paramastoidei* treten deutlich hervor. Linkerseits sind zwei reiskorngroße Höckerchen vorhanden, und rechterseits erhebt sich ein solches Gebilde, das ungefähr die Größe einer Linse hat und ganz unregelmäßig gestaltet ist. Was die Schläfenbeine betrifft, so weichen die zur Basis des Schädels gehörigen Teile der einen Seite in Gestaltung und Lage nicht unwesentlich von denen der anderen Seite ab. Ich habe bereits gesagt, unter den beiden Warzenfortsätzen sei der rechte am größten. Das hinter ihm liegende Foramen mastoideum ist rund und weit. Seinen hinteren Rand bildet rechterseits ein 1,5 cm langer und 1 cm breiter dreieckiger Schaltknochen in der *Sutura mastoidea*. Auf der anderen Seite sind drei kleinere rundliche Öffnungen an der betreffenden Stelle vorhanden. Die eine befindet sich in der *Pars mastoidea* des Schläfenbeines. Die beiden anderen werden vorn von dieser und hinten von einem größeren Schaltknochen gebildet, der aber ein wenig kleiner ist und eine andere Gestalt hat, als der auf der rechten Seite. Die *Incisurae mastoideae* sind ziemlich tief. Beiderseits findet sich auch eine kleine *Incisura mastoidea accessoria*

vor. Das rechte Foramen stylomastoideum ist ein wenig weiter und regelmäßiger als das linke. Die griffelförmigen Fortsätze (Processus styloidei) haben eine beträchtliche Länge, aber eine ganz geringe Dicke. Die zu ihnen gehörige, vom Tympanicum gebildete Scheide besitzt eine ansehnliche Größe. Die Foramina lacera posteriora sind groß und rund. Die in ihrer Wandung am Processus styloideus befindliche Drosselgrube (Fossa jugularis) liegt ziemlich tief. Die Öffnung der Canales carotici steht an Weite um mehr als die Hälfte hinter den eben genannten Foramina zurück. Alle diese zuletzt genannten Bildungen sind nicht ganz symmetrisch. Die Assymetrie macht sich besonders hinsichtlich der Größe bemerkbar. Die Fossae glenoidales sind mittelgroß, ebenso die Tubercula articularia. Oben habe ich gesagt, die zur Basis cranii gehörenden Schläfenbeinteile der einen Seite wichen in Gestalt und Lage nicht unwesentlich von denen der anderen Seite ab. Bei genauer Betrachtung läßt sich nämlich unschwer feststellen, daß das rechte Schläfenbein weiter nach vorn liegt als das linke. Selbstverständlich ist diese Assymetrie nicht ohne Einfluß auf die Lage anderer Knochen oder Knochenstücke geblieben. Die Spinae angulares sind 6 bis 7 mm lang. Die Foramina ovalia haben die typische Form; das linke ist größer als das rechte. Die Processus pterygoidei sind mittelgroß. Ihre Fossa ist durch eine Lamelle in zwei ungleich große Fächer geteilt. Was den Gaumen angeht, so ist er u-förmig bis ellipsoid: die Enden des Alveolarbogens konvergieren ein klein wenig. Die Spina nasalis posterior hat die Form einer Zunge; sie ist 6 mm lang und an der Basis 8 mm breit. Die Ausschnitte der Pars horizontalis des Palatinum sind ungleich. Die Sutura palatina ist verstrichen; an ihrer Stelle befindet sich eine schwache Erhebung. Die Foramina palatina majora haben eine beträchtliche Weite. Von der Naht zwischen dem Gaumenfortsatze des Oberkiefers und der horizontalen Platte des Gaumens finden sich noch Reste vor. Die Gaumenfläche des Oberkiefers ist uneben und vorn recht porös. An ihren seitlichen Rändern ziehen sich von den Foramina palatina je zwei undeutliche Furchen von vorn nach hinten. Das Foramen incisivum ist weit.

Die Schulterblätter (Scapula) zeigen einige Besonderheiten. Beide sind ganz leicht beschädigt.

Ich beschreibe das linke Schulterblatt. Die Basis, der mediale, längste Rand, ist gewulstet. Oberhalb der Spina verläuft er gerade und unterhalb derselben bildet er einen flachen, auswärts gewendeten Bogen. Der untere Winkel ist abgerundet und verdickt. Schräg über ihm erhebt sich auf dem lateralen Rande ein 4,5 cm langer und 1,7 cm hoher Fortsatz, der die Form eines ungleichseitigen Dreieckes hat und seitwärts und vorwärts gerichtet ist. Seine Basis umzieht auf der Außenseite des Schulterblattes eine schwach gekrümmte rauhe Leiste (Ansatzstelle des Musculus teres major). Zwischen diesem Fortsatze und der Cavitas glenoidalis ist der laterale Rand sehr wulstig und ein wenig konkav. Die an seinem oberen Ende befindliche Rauigkeit (Tuberositas infraglenoidalis) tritt deutlich hervor. Der obere Rand ist ziemlich stark eingebuchtet. Anstatt eines Ausschnittes (Incisura scapulae) befindet sich an seinem medialen Ende, an der Basis des Coracoidfortsatzes, ein eiförmiges, 4 mm langes und 3 mm breites Loch. Das Ligamentum transversum, welches die Incisur überbrückt, ist also in unserem Falle verknöchert. Der mediale, obere Winkel ragt verhältnismäßig weit nach oben und ist nur wenig abgerundet. Die Fossa subscapularis ist nicht unbedeutend vertieft. In ihr sind vier Costae scharf ausgeprägt. Fast der ganze mittlere Teil des Schulterblattes läßt das Licht durch; an einigen Stellen ist er papierdünn. Die Fossa supraspinata besteht aus einer kleineren und einer größeren Vertiefung, die von einer vom medialen, oberen Winkel zur Spina hinziehenden schwachen Erhebung gebildet werden. Die Mitte der Fossa infraspinata wölbt sich stark vor. Ihre tiefsten Stellen befinden sich an der Spina und am lateralen Rande. Die Spina ist hoch. Das Acromion und der Processus coracoideus

weisen eine geringe Abweichung in der Stellung auf: der erstere Fortsatz ist nur wenig nach vorn und der letztere nur wenig rückwärts und nach unten gebogen. Erwähnen will ich noch, daß der hintere Rand der *Cavitas glenoidalis* ziemlich stark gewulstet ist, und daß das freie Ende des *Acromion* hahnenkammförmig endet. Es handelt sich hier um eine Knochenneubildung.

Die Schlüsselbeine (*Clavicula*) sind ziemlich gut erhalten. In der Gestalt weichen sie etwas voneinander ab. Der Längenunterschied ist aber gering; er beträgt nur ein paar Millimeter.

Das rechte Schlüsselbein weist am medialen Ende (*Extremitas sternalis*) eine Knochenneubildung auf, welche die mit dem Sternum in Verbindung stehende Endfläche und die *Tuberositas costalis* etwas verändert hat. Das mittlere, nach vorn gekrümmte Drittel ist abgerundet und mit einer schwach ausgeprägten Furche (für den *M. subclavius*) versehen. Das laterale Drittel (*Extremitas acromialis*) ist horizontal verbreitert und oben abgeflacht. Auf seiner Unterseite besitzt es eine unregelmäßig gestaltete, kammförmige Rauhhigkeit (*Tuberositas coracoidea*). Das freie Ende ist porös und rauh. Die kleine Gelenkfläche für das *Acromion* tritt nicht deutlich hervor.

Die Oberarmknochen (*Humerus*) weichen hinsichtlich der Größe ein klein wenig voneinander ab. Beide sind ziemlich gut erhalten.

Der rechte Oberarmknochen ist etwas dicker und gegen 1 cm kürzer als der linke. Die Achse des Halses bildet mit der Längsachse des *Humerus* einen Winkel von 120°. Dieser Knochen weist am Gelenkkopf (*Caput humeri*) augenfällige Neubildungen auf. Den inneren Rand der Gelenkfläche umziehen sie in Form eines 1 bis 0,4 cm breiten und 0,5 cm hohen lappigen Wulstes, und die *Tubercula*, die obere Hälfte des *Collum anatomicum*, sowie einen kleinen Teil des Kopfes bedecken sie in einer mehrere Millimeter dicken Schicht, die am unteren Rande und über dem *Tuberculum minus* recht uneben ist. Betrachtet man den Knochen von vorn, so bemerkt man, daß das Mittelstück oben ein klein wenig nach außen und unten ein klein wenig nach innen gebogen ist. In der Seitenansicht zeigt sich ebenfalls eine ganz schwache doppelte Biegung. Die obere ist nach außen und die untere nach hinten gerichtet. Die *Spina Tuberculi majoris* tritt scharf hervor und ist auf der unteren Hälfte der inneren Seitenfläche recht rauh. Die *Spina tuberculi minoris* hat die gleiche Beschaffenheit; sie ist aber ein wenig niedriger. Der *Sulcus intertubercularis* bildet vom *Collum anatomicum* an eine glatte, scharf abgegrenzte, einige Millimeter breite Furche. Die *Tuberositas deltoidea* zeigt ebenfalls nichts Auffallendes. Sie ist gegen 6 cm lang und in der Mitte gegen 2 cm breit. Unterhalb der *Tuberositas deltoidea* wird das Mittelstück natürlich dreikantig. Die laterale Kante ist unten scharf ausgeprägt, oben ist sie ganz undeutlich. Die vordere tritt nur wenig hervor. Die mediale vereinigt sich in der Nähe des distalen Endes mit einer strichförmigen, unbedeutenden Erhebung, die in der Höhe des unteren Endes der *Spina tuberculi minoris* ihren Anfang nimmt und streckenweise rauh ist. Vom *Sulcus radialis* sind nur ganz undeutliche Spuren vorhanden. Am distalen Ende scheinen keine krankhaften Veränderungen vorhanden zu sein. Das *Capitulum* ist verhältnismäßig groß und bildet annähernd ein Kugelzweieck. Der laterale Teil der *Trochlea* tritt nur wenig hervor. Der mediale ist gegen den *Epicondylus ulnaris* scharf abgesetzt. Die grubigen Vertiefungen oberhalb der Gelenkteile weisen keine Besonderheiten auf. Die *Fossa cubitalis* und die *F. olecrani* sind durch eine durchscheinende Knochenschicht voneinander getrennt. Die beiden Oberarmknorren (*Epicondylus lateralis* und *E. medialis*) sind kaum mittelgroß. Der *Sulcus ulnaris* ist recht deutlich ausgebildet.

Die Vorderarmknochen sind schlank. Sie weisen nur geringe Beschädigungen auf. Die *Ulna* des linken Armes besitzt einige Zentimeter oberhalb des distalen Endes eine gegen 4 cm lange glatte Verdickung und ist an dieser Stelle so stark

eingeknickt, daß der Abstand des Mittelstückes dieses Knochens von dem des zugehörigen Radius nur 3 bis 5 mm betragen haben kann. Eine ähnliche Deformation findet sich am rechten Vorderarme vor. Hier ist der Radius einige Zentimeter über dem unteren Gelenkteile verdickt und ein wenig nach hinten gebogen. Dem Anschein nach handelt es sich nicht um schief geheilte Knochenbrüche. Die Gebrauchsfähigkeit des linken Armes wird wohl in geringem Grade herabgesetzt gewesen sein.

Ich werde jetzt die beiden Vorderarmknochen zu beschreiben versuchen, welche nicht deformiert sind.

Betrachten wir die Ulna von der inneren Seite, so bemerken wir, daß das obere Ende kaum merklich nach vorn gebogen ist, und das Mittelstück, sowie das untere Endstück einen ganz flachen, nach hinten offenen Bogen bilden. Durch Vergleiche mit Radien von Europäern und Leuten anderer Rassen vermochte ich festzustellen, daß die letztere Biegung verhältnismäßig stark ist. In der Vorderansicht ist das obere Drittel schwach nach innen (lateral) und das untere deutlich wahrnehmbar nach außen (medial) gebogen. Die Cavitas sigmoidea major und minor, sowie das Olecranon und der Processus coronoideus scheinen keine Besonderheiten aufzuweisen. Die Tuberositas ist scharf ausgeprägt, ebenso der Fortsatz hinter dem kleineren der beiden Gelenkausschnitte. Die Kante, welche von diesem Fortsatze aus nach unten läuft, ist nicht stark ausgebildet. Sie hat eine schwach S-förmige Gestalt, endet einige Zentimeter oberhalb der Capitulum und ist stellenweise ein wenig gerauht. Die andere Kante, die ungefähr die Mitte der Hinterseite einnimmt, ist ebenfalls schwach S-förmig gekrümmt. Zwischen diesen beiden Kanten läuft von der Spitze des Olecranon eine glatte, regelmäßig gebildete, mehrere Millimeter breite Furche bis zum unteren Drittel. Von oben nach unten nimmt sie ganz allmählich an Breite und Tiefe ab. Die Vorderfläche ist ziemlich gleichmäßig abgerundet. Gegen 2 cm unterhalb der Tuberositas ulnae befindet sich ein Foramen nutritium. Das untere Ende des Mittelstückes besitzt im Vergleich zu dem oberen nur einen geringen Umfang. Das Capitulum ist mittelgroß und scheint typisch ausgebildet zu sein.

Der Radius ist verhältnismäßig stark nach vorn und außen gekrümmt. Seine beiden Gelenkenden sind gut entwickelt. Der Hals hat nur einen geringen Umfang. Auf seiner Hinterseite sitzt ein kleiner, glatter Höcker. Die Tuberositas radii ist wohl ausgebildet und gleichmäßig abgerundet. Die Crista besitzt nur eine geringe Höhe, stellenweise ist sie ein wenig rauh. Zu beiden Seiten von ihr fällt das Mittelstück flach ab. Die Rauhgigkeit für den Musculus pronator teres ist ein wenig eingesenkt.

Die Wirbel sind im Verhältnis zu denen des Europäers zierlich gebaut. An vielen läßt sich unschwer eine leichte Assymetrie feststellen. Knochenneubildungen finden sich auch an diesen Skeletteilen vor.

Die sieben Halswirbel sind so gut wie unbeschädigt.

Der erste Wirbel, der Atlas, zeigt einige Eigentümlichkeiten. Die oberen Gelenkpfannen stehen weit ab, haben in der Mitte eine Einengung und sind vorn schmaler als hinten. Die unteren Gelenkflächen bilden eine schwache rundliche Vertiefung. Über der Gelenkfläche für den Zahn des zweiten Wirbels erhebt sich auf dem vorderen Bogen (Arcus anticus) ein 2 mm hoher und 6 mm breiter Fortsatz. Die Ansatzstelle für das quere Band (Ligamentum transversum) an der Innenfläche der Massae laterales ist nicht durch einen gewölbten Höcker, sondern durch eine Rauhgigkeit gekennzeichnet. Der Sulcus arteriac vertebralis hinter der Occipitalpfanne bildet auf der rechten Seite einen kurzen Kanal; auf der anderen Seite ist es nicht völlig zu einer derartigen Bildung gekommen. Bei der Ansicht des Wirbels von oben ist nur der vierte Teil der Foramina transversaria sichtbar. Es wird dies nicht durch die Kürze der Processus transversi, sondern durch das starke Abstehen der Occipitalpfannen bedingt.

Der zweite Wirbel, der Epistropheus, ist recht regelmäßig gebaut. Der Zahn (Processus odontoïdes) besitzt auf der Spitze eine größere Rauigkeit (für d. Lig. suspensorium). Die beiden größten, oberen Gelenkflächen sind oval bis herzförmig und fallen außer nach der Seite nach vorn und hinten ab, aber nur ganz unbedeutend. Der Processus spinosus ist, streng genommen, nicht gespalten; er besteht aus einem mittleren, etwas vorragendem Wulste und zwei flügel förmigen breiten Anhängseln.

Die drei folgenden Halswirbel unterscheiden sich der Hauptsache nach nur durch ihre Größe voneinander. Den Körper haben Knochenneubildungen ziemlich bedeutend verändert. Der Processus spinosus ist unsymmetrisch und endet mit zwei lappen förmigen, ungleich großen Fortsätzen. Die obere Gelenkfläche der Processus articulares ist kaum merklich, die untere hingegen deutlich vertieft.

Die beiden letzten Halswirbel unterscheiden sich verhältnismäßig nur wenig voneinander. Der Dornfortsatz ist lang, wenig nach unten geneigt und ungespalten. Den Hauptunterschied bilden die Processus transversi. Am sechsten Wirbel haben die Fortsätze fast die gleiche Bildung wie an den 3 vorhergehenden Wirbeln; am 7. Wirbel dagegen ist ihre hintere Hälfte lang und dick, ihre vordere recht schmal und papierdünn. Erwähnen will ich noch, daß die Foramina transversaria der 6 oberen Wirbel eine ziemlich bedeutende Größe besitzen und kreisrund bis oval sind, daß die des 7. Wirbels aber um die Hälfte kleiner und birnförmig sind.

Bei der Besprechung der 12 Brustwirbel kann ich mich ziemlich kurz fassen, da sie im großen und ganzen so gestaltet sind, wie sie es gewöhnlich bei Europäern zu sein pflegen. Einige von ihnen sind auffallend unsymmetrisch. So z. B. ist der Körper des 9., 10., 11. und 12. Wirbels auf der linken Seite so stark eingezogen, daß die obere und untere Begrenzungsfläche unregelmäßig birnförmig sind. Von Knochenneubildungen finden sich nur Spuren an den Fortsätzen und den Rändern des Körpers vor. Der Erhaltungszustand ist ein guter. Im Grabe hat sich nur die Oberfläche etwas verändert; stellenweise ist sie rau und porös geworden.

Die Wirbelkörper nehmen von oben nach unten allmählich an Größe zu. Die Begrenzungsflächen des ersten sind nieren- und die der mittleren herzförmig. Die Querfortsätze des 2. bis 10. Wirbels haben ungefähr die gleiche Länge, sind nicht unbedeutend nach hinten gebogen und weisen am freien Ende eine beträchtliche Anschwellung auf. Gelenkpfannen für die Rippenhöckerchen (Tuberculum) finden sich, wie in der Regel, nur an den 10 oberen Paaren dieser Fortsätze vor. An den ersten Wirbeln sind sie stark seitwärts und am 9. und 10. Wirbel vorwärts, seitwärts und ein wenig aufwärts gerichtet. Der 5., 6. und 7. Dornfortsatz sind am meisten nach unten geneigt; sie und der des ersten Brustwirbels haben auch die größte Länge.

Der erste Wirbel unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht nicht unwesentlich von den nachfolgenden Wirbeln. Der Dornfortsatz gleicht dem des letzten Halswirbels; in der Mitte des unteren Randes weist er aber eine Verdickung auf. Die Gelenkpfannen der Processus articulares superiores sind mulden förmig und nach hinten und oben gerichtet. Die der P. artic. inferiores sind weniger stark vertieft und sehen nach vorn und unten. Die Facies articularis der linken Seite ist groß und recht tief; die der anderen Seite stellt eine löcherige, etwas erhabene Rauigkeit dar. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß die obere Kante des Körpers an den Bogenwurzeln in Form einer Leiste nach oben ragt.

Die 3 folgenden Wirbel sehen einander sehr ähnlich. Von dem eben besprochenen Wirbel unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß der Körper eine größere Höhe besitzt, daß das Foramen vertebrale mehr der Kreisform genähert ist, daß die Querfortsätze stärker nach hinten gebogen sind, und daß die Dornfortsätze eine etwas geringere Länge aber größere Breite haben.

Der 5., 6., 7., 8., 9. und 10. Brustwirbel unterscheiden sich ebenfalls nur

wenig voneinander. Der Dornfortsatz des sechsten Wirbels ist der längste am ganzen Rückgrat.

An den ersten 9 Wirbeln sitzt der am unteren Körperrande befindliche obere Teil der Facies articulares auf einem 3 bis 5 mm hohen, gut abgegrenzten, zylinderförmigen Höcker. Was die Gelenkflächen der Processus articulares betrifft, so sind die unteren abgerundet, ein wenig vertieft und nach vorn und etwas nach innen gerichtet, und die oberen, ausgenommen die des ersten Wirbels, abgeflacht, nach hinten und ein bischen seitwärts gerichtet.

Der 11. und 12. Brustwirbel ähneln dem ersten Lendenwirbel schon sehr. Der Sagittaldurchmesser ist um ein Drittel kürzer als der Querdurchmesser. Die Processus transversi sind ungefähr um die Hälfte kleiner, als die der oberen und mittleren Brustwirbel. Ihr freies Ende stellt eine Gabel dar, die von dem Processus mamillaris, accessorius und lateralis gebildet wird. Andeutungen dieser Fortsätze finden sich schon an den beiden vorhergehenden Wirbeln vor. Der Processus spinosus ist kürzer als an den anderen Brustwirbeln. Die Gelenkflächen der Processus articulares superiores trennt ein tiefer, zackiger Ausschnitt. Sie haben einen ovalen Umriß und sind am 11. Wirbel nach hinten und ein wenig seitwärts und am 12. Wirbel nach hinten und ein wenig einwärts gerichtet. Die Processus articulares inferiores ragen tief nach unten und besitzen auf ihrer vorderen und inneren Seite eine dornförmige Erhebung. Ihre Gelenkflächen sind länglich oval und sehen nach vorn und nach der Seite. Ihr gegenseitiger Abstand ist groß; er beträgt 1,5 cm. Die Facies articulares sind oval und 1 bis 2 mm hoch. Die des 11. Wirbels sitzen mitten auf den Bogenwurzeln, die des 12. Wirbels ein bischen tiefer.

Die 5 Lendenwirbel sind, mit Ausnahme des ersten Wirbels, stark durch Knochenneubildung verändert. Am 2. und 3. Wirbel ist der Körper auf der rechten Seite etwas niedriger, als auf der linken, und an den Rändern der mit einander in Verbindung gewesenen Begrenzungsflächen sitzen auf dieser Seite feste, poröse Knochenmassen, die gegen 1 cm weit abstehen. Es sieht so aus, als hätten die Knochen sich in einem halbweichen Zustande befunden, und wäre ein Teil ihrer Masse nach außen gequetscht worden. Der Erhaltungszustand ist gut. Um den Körper läuft, wie auch um den der Brustwirbel, eine ringförmige Einschnürung; infolgedessen besitzt er in der Vorderansicht annähernd die Form einer Sanduhr. Der Dornfortsatz hat an den 3 ersten Wirbeln die größte und am letzten Wirbel die geringste Länge und Breite. Die Querfortsätze weichen weniger in der Länge als in der Gestalt voneinander ab. Die obere und untere Begrenzungsfläche des Körpers ist nierenförmig, so weit sich dies noch beurteilen läßt. Die Processus articulares superiores ragen ziemlich weit nach oben und sind durch einen breiten Bogenausschnitt voneinander geschieden. Ihre Gelenkflächen bilden eine muldenförmige Vertiefung und sind mehr nach innen, als nach hinten gerichtet. Die Processus articulares inferiores haben eine größere Länge, als die der Brustwirbel. Der gegenseitige Abstand jedes Paares ist groß; am vierten Wirbel beträgt er 1,5 cm und am fünften Wirbel 2,2 cm.¹⁾ Die Gelenkflächen sehen seitwärts und mehr oder weniger nach vorn. An den 3 ersten Wirbeln sind sie länglich oval und schwach sattelförmig. An den beiden letzten Wirbeln bilden sie eine muldenförmige Vertiefung. Die Processus transversi weisen einige augenfällige Verschiedenheiten auf. An den beiden ersten Wirbeln sind der Processus mamillaris und der P. lateralis gut entwickelt, und bildet der P. accessorius eine deutlich ausgeprägte, gegen 1 bis 2 mm hohe Erhebung. An den 3 letzten Wirbeln sitzt der P. mamillaris fast auf dem hinteren Rande der Gelenkfläche, und ist nicht zitzenförmig, wie an den beiden ersten Lendenwirbeln,

¹⁾ Es ist die Entfernung zwischen den beiden inneren Rändern der Gelenkflächen gemessen worden.

sondern ovoid, und wird der *P. accessorius* durch eine Rauhigkeit vertreten. Der *P. lateralis* des dritten Wirbels ist 2 cm lang und 1 cm breit, der des zweiten 1,5 cm lang und in der Mitte 6 mm breit und der des dritten 1,6 cm lang und in der Mitte 1,5 cm breit.

Das Kreuzbein befindet sich in einem schlechten Erhaltungszustande. Der laterale Teil der rechten Hälfte ist bis zu den *Foramina sacralia* abgebrochen und verloren gegangen. Die 5 Wirbel, die diesen mit den Beckenknochen verbundenen Abschnitt des Rückgrates bilden, sind innig miteinander verschmolzen. Die 3 oberen Dornfortsätze lassen sich deutlich voneinander abgrenzen. Die Bogen des vierten und des fünften Wirbels sind durch den *Hiatus sacralis* gespalten. Neben dieser Spalte sitzen 6 abgerundete Höckerchen. Die *Processus articulares* des ersten Wirbels haben eine vertiefte und nach innen und hinten gerichtete Gelenkfläche. Unter ihnen befindet sich eine tiefe Grube. Die *Facies auricularis* der linken Seite stellt eine breite, bumerangförmige Fläche dar.

Das Steißbein fehlt.

Das Brustbein (*Sternum*) ist mittellang und ein wenig unsymmetrisch. Das obere und das mittlere Stück, der Handgriff (*Manubrium*) und der Körper (*Corpus*), stehen nicht mehr miteinander in Verbindung. Wie aus ihrer Beschaffenheit hervorgeht, sind sie nicht durch Synostose miteinander verbunden gewesen. Der Körper und der Schwertfortsatz (*Processus ensiformis*) hingegen sind innig zu einem einheitlichen Knochen verschmolzen. Es ist dies auffallend, da die knöcherne Verbindung zwischen dem oberen und dem mittleren Teile früher einzutreten pflegt, als zwischen diesem und dem unteren Teile.

Was zunächst das *Manubrium* betrifft, so ist die rechte Seitenhälfte nicht ganz so breit als die linke. Die *Incisura semilunaris* fällt durch ihre unregelmäßige Ausbildung auf. Die *Incisura clavicularis* ist größer als die rechte. Die Länge beträgt 5,5 cm.

Der Körper besitzt die größte Breite in der Gegend der fünften *Incisura costalis*. Die Entfernung des oberen Endes von der Ansatzstelle des Schwertfortsatzes beträgt 10,8 cm; er ist also doppelt so lang als der Handgriff. Quere Erhabenheiten sind nur zwischen der zweiten und dritten *Incisura* vorhanden.

Der Schwertfortsatz ist leider nicht vollständig erhalten: es fehlt die Spitze. Soviel läßt sich aber noch erkennen, daß er durchbohrt oder gabelig geteilt, ein bischen nach außen und ziemlich stark nach rechts gerichtet gewesen ist.

Die Rippen sind leider nicht vollzählig. Zu einer Knochenneubildung ist es an den vorhandenen nicht gekommen.

Die erste Rippe weist ein scharf ausgeprägtes *Tuberculum Lisfrancii* auf. Auch die *Impressio arteriae subclaviae* und der *venae subclaviae*, sowie die *Tuberositas* für den *Musculus scalenus medius* sind recht deutlich. Das Köpfchen (*Capitulum*) ist klein und besitzt eine unregelmäßige Gestalt. Der Hals hat einen geringen Umfang und ist an der rechten Rippe gegen 4 mm länger als an der linken. Die zweite Rippe scheint einen ziemlich langen und dünnen Hals zu haben. Die als Ansatzstelle dienende Rauhigkeit für den *Musculus serratus anticus major* bildet eine in die Augen springende Anschwellung. Was die übrigen Rippen betrifft, so sind einige der größeren von ihnen in der Mitte ein wenig verbreitert.

Alle drei Beckenknochen sind stark beschädigt. Wie wir gesehen haben, fehlt ein Stück vom Kreuzbein; außerdem ist der *Ramus descendens ossis pubis* abgebrochen. Die Hüftbeine sind kräftig gebaut und weisen so gut wie keine Knochenneubildungen auf. Der obere Rand der Darmbeinschaukeln ist bogenförmig gekrümmt und vorn und hinten stark gewulstet. An ihm kann man deutlich drei Fazetten (*Labium externum, medium und internum*) unterscheiden. Die *Spina anterior superior* ist abgerundet. Die *Spina anterior inferior* bildet einen dicken, rauhen Wulst. Die *Spina posterior superior* und die *Sp. post. inferior*

sind mittelgroß. Der ganze obere Teil der Außenfläche des Darmbeines stellt eine ununterbrochene Rauigkeit dar, die nach unten zu scharf abgegrenzt ist (*Linea glutæa anterior*). Auf der hinteren Ecke hat die Rauigkeit die stärkste Ausprägung erfahren. Die vordere Grenze dieser Stelle bildet eine schwache, unregelmäßige, strichförmige Erhebung (*Linea glutæa posterior*). In der Mitte ist die Außenfläche glatt, nach unten zu wird sie aber ein wenig rau (*Linea glutæa inferior*) und nach vorn zu auch recht großporig. Die *Fossa iliaca* läßt das Licht an ihrer tiefsten Stelle nur eben merkbar durchtreten. Ihre untere Grenze, die *Linea innominata*, ist deutlich ausgebildet. Dasselbe gilt von der *Crista ossis pubis*. Die *Tuberositas ossis ilei* fällt durch ihre große Unebenheit auf. Der Sitzhöcker (*Tuber ossis ischii*) stellt eine große, rauhe, in mehrere Fazetten geteilte Verdickung dar. Von dem unteren Pfannenrande scheidet ihn eine Rinne. Die *Spina ossis ischii* ist mittelgroß und ziemlich scharf zugespitzt. Das *Tuberculum pubicum* und das *T. ileo-pubicum* sind gut entwickelt. Außer dem *Tuberculum obturatorium anterius* findet sich auf dem Sitzbeine das *T. ob. posterius* vor. Der Rand der Pfanne ist vorn weit weniger stark gekrümmt als hinten.

Die Oberschenkelbeine (*Femur*) befinden sich in einem guten Erhaltungszustande und weisen eine große Übereinstimmung auf. Sie sind schlank gebaut. Knochenneubildungen fehlen völlig.

Unterziehen wir das rechte Oberschenkelbein einer näheren Betrachtung! Die Vorderansicht läßt keine Krümmung des Mittelstückes erkennen. Die Seitenansicht dagegen zeigt uns, daß die hintere Profillinie fast gerade verläuft, die vordere aber nicht unbedeutend nach vorn gebogen ist. Am deutlichsten tritt diese Biegung am Ende des oberen und am Anfang des mittleren Dritteiles hervor. Der Hals scheint in dem gewöhnlichen Größenverhältnis zu den übrigen Teilen des Knochens zu stehen. Sein Umfang ist ein wenig größer, als der des mittleren Teiles der Diaphyse. Seine Längsachse und die der Diaphyse bilden einen verhältnismäßig großen Winkel; derselbe beträgt 134°. Ein ähnliches Verhalten soll der Oberschenkelhals bei dem Neugeborenen des Europäers zeigen. Die beiden Trochanteren sind gut ausgebildet. In der Gegend der *Tuberositas glutæalis* findet sich eine ziemlich tiefe, rauhe, unregelmäßige Furche vor. Das *Labium laterale* und das *L. mediale* der *Linea aspera* sind ihrer ganzen Erstreckung nach deutlich voneinander geschieden. Wie mich dünkt, springen sie oben und in der Mitte, wo sie eine sehr rauhe, strichförmige Erhebung bilden, ein wenig stärker vor als bei manchem Weißen. Auf der Hinterseite hat das Mittelstück kein *Foramen nutritium*. An der Stelle, wo es seitwärts von der *Linea aspera* eine Abflachung bildet, ist sein Sagittaldurchmesser gegen 6 mm länger, als sein Querdurchmesser. Das distale Gelenkende scheint ganz die gewöhnliche Form zu haben. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß der rechte Oberschenkel gegen 6 mm kürzer ist, als der linke.

Die *Patella* weist keine Besonderheiten auf.

Die beiden Knochen des Unterschenkels, das Schienbein (*Tibia*) und das Wadenbein (*Fibula*), sind nur leicht beschädigt. Knochenneubildungen finden sich an ihnen nicht vor.

Was zunächst die Schienbeine betrifft, so weisen sie eine auffallende Bildung auf. Beide haben die gleiche Größe.

Für meine Beschreibung wähle ich das rechte Schienbein. Betrachten wir diesen Knochen von vorn, so zeigt sich, daß er nur eine sehr geringe Breite besitzt und ganz leicht nach auswärts gebogen ist. Die Seitenansicht dagegen läßt erkennen, daß der sagittale Durchmesser bedeutend größer als der quere ist, und daß die Diaphyse in der Mitte eine leichte Biegung nach vorn aufweist. Der knemische oder Schienbein-Index beträgt in der Höhe des hinteren *Foramen nutritium* (11 cm von dem oberen Ende) 50 und in der Mitte des ganzen Knochens 58,6. Hieraus geht hervor, daß das Schienbein die Säbelscheidenform (*Platy-*

knemie) besitzt. Die obere Gelenkpartie ist ziemlich stark rückwärts gebogen. Die Condylen haben eine gute Ausbildung erfahren. Ihre Ränder sind rau und stellenweise recht großporig. Von den auf ihnen befindlichen Gelenkflächen ist die mediale ein klein wenig größer als die laterale. Die Tuberositas tibiae tritt als ein länglicher, von oben und außen nach unten und innen gerichteter Wulst deutlich hervor. Die Crista tibiae zieht sich von dieser Befestigungsstelle des Ligamentum patellae als eine ziemlich scharfe, schwach S-förmig gekrümmte Kante zu der distalen Epiphyse. Die ganze Außenseite des Mittelstückes ist glatt und schwach gewölbt. Auf der Innenseite dagegen finden sich zwei niedrige, aber deutlich ausgeprägte Kanten vor. Die längere nimmt ihren Anfang unter dem Condylus, ungefähr in der Mitte zwischen der Tuberositas tibiae und der Linea poplitea und endet, einen ganz flachen nach hinten gerichteten Bogen bildend, an dem vorderen Rande der Incisura fibulae. Die kürzere beginnt an dem hinteren Rande der Superficies fibularis und vereinigt sich mit der längeren ein wenig oberhalb der Mitte der Diaphyse. Sie bildet ebenfalls einen nach hinten gerichteten Bogen; derselbe ist aber ein wenig stärker gekrümmt. Durch diese Kanten werden drei Felder abgegrenzt. Das vordere Feld ist das längste und breiteste und stellt in der Mitte eine schwache Rinne dar. Das von den beiden Kanten begrenzte hat die geringste Ausdehnung und ist ganz flach. Das dritte reicht bis zur Linea poplitea und ist oben schwach gewölbt und unten flach. Die Hinterseite wird zum Teil von dem zuletzt genannten Felde gebildet. Die proximale Hälfte ist ungleichmäßig geformt. Über sie zieht sich die Linea poplitea quer hinweg. Diese Linea hat eine Länge von 10 cm. Ihr oberes Drittel ist vertieft. Die distale Hinterseite der Diaphyse stellt eine Kante dar, die völlig der Crista tibiae auf der Vorderseite gleicht. Das Foramen nutritium befindet sich dicht neben der Linea poplitea. Das untere Gelenkende scheint keine abweichende Bildung aufzuweisen.

Die beiden Wadenbeine sind schlank. Das des rechten Unterschenkels ist stärker nach hinten und innen gekrümmt, als das des linken Unterschenkels.

Ich bespreche das rechte Wadenbein. Die Vorderseite wird oben und in der Mitte von je zwei ziemlich scharfen Kanten begrenzt und bildet hier eine breite, etwas medial gelegene Rille, die sich nach unten zu allmählich verliert. Am unteren Ende nimmt die mediale der Begrenzungskanten eine andere Richtung, und zieht sich quer über die Vorderseite nach der Spitze des Malleolus externus. Ungefähr die Mitte der Hinterseite nimmt eine nicht ganz gerade verlaufende Kante ein, die oben und in der Mitte scharf hervortritt, unten sich aber allmählich verliert. Eine zweite Kante bildet die innere Begrenzung der Hinterseite; sie erstreckt sich von der oberen Epiphyse bis zu der unteren. Von diesen beiden Hauptkanten wird eine Rille gebildet, die oben schmal und tief ist, und die, nachdem sie bedeutend an Breite zugenommen hat, am Anfang des unteren Drittels allmählich verschwindet. Ich habe vorhin gesagt, die vordere Seitenfläche werde innen von einer Kante begrenzt, die sich bis zum Malleolus erstrecke. Diese Kante und die zuletzt erwähnte sind bis zur Mitte der Diaphyse einander bis auf einige Millimeter genähert; unten lassen sie einen breiten Zwischenraum zwischen sich.

Die Wadenbeine eines anderen Skelettes, das ein Herr von der Missionsstation Kilalpanina und ich ausgegraben haben, weist eine tiefe, von oben nach unten laufende Rinne auf. Bei der weißen Rasse pflegt dieser Skeletteil dreieckig zu sein. Wie berichtet wird, findet sich die Rinne nicht selten an Wadenbeinen vor, die aus der Steinzeit Frankreichs (Cro-Magnon, Solutré, Madelaine usw.) stammen.

Die Hand- und Fußknochen sind nicht vollzählig. Da mir das zum Vergleiche nötige Material nicht zur Verfügung steht, so muß ich von einer Beschreibung dieser Knochen notgedrungen Abstand nehmen.

Maße des oben beschriebenen Schädels.

1. Die größte Länge der Hirnkapsel, gemessen von dem Stirn-Nasensulste zu der am weitesten abstehenden, in der Medianebene gelegenen Stelle des Hinterhauptes 175
2. Die gerade Länge der Hirnkapsel, gemessen von dem Stirn-Nasensulste parallel der deutschen Horizontale zu dem Hinterhaupte . . . 175
3. Die größte Breite der Hirnkapsel, gemessen von dem hinteren Rande des einen Schläfenbeines zu dem des anderen Schläfenbeines. Die Meßpunkte befinden sich ein wenig oberhalb der Jochbogenleiste 123
- 4a. Die Schädelhöhe, gemessen von dem vorderen Rande des Foramen magnum (Basion) senkrecht zu der deutschen Horizontale bis zu der Mittellinie des Scheitels 118
- 4b. Die Schädelhöhe, gemessen vom Basion zum Bregma 118
5. Die Ohrhöhe, gemessen von dem oberen Rande des Gehöreinganges senkrecht zu der deutschen Horizontale bis zu der Mittellinie des Scheitels 96
6. Die kleinste Stirnbreite, gemessen von der einen Linea semicircularis inferior zu der anderen. Die Meßpunkte befinden sich 26—27 mm über dem oberen Orbitalrande 92
7. Die größte Stirnbreite, gemessen in der Schläfengrube, unterhalb der Stephaniongegend 98
8. Die Stephanionbreite, gemessen von dem einen Stephanion zu dem andern 93
9. Der horizontale Schädelumfang, gemessen über den unteren Stirnteil (unmittelbar oberhalb der Arcus superciliares) und die am weitesten abstehende Stelle des Hinterhauptes 480
10. Der Median- oder Sagittalumfang, gemessen in der Medianebene vom Nasion zum Opisthion 326
11. Der Bogen zwischen Nasion und Bregma 108
12. Der Bogen zwischen Bregma und Lambda 118
13. Der Bogen zwischen Lambda und Opisthion 100
14. Die Sehne des Bogens zwischen Nasion und Bregma 99
15. Die Sehne des Bogens zwischen Bregma und Lambda 109
16. Die Sehne des Bogens zwischen Lambda und Opisthion 83
17. Der vertikale Querumfang, gemessen von dem einen Ohrpunkte (Grund der kleinen dreieckigen Grube hinter der Spina supra meatum) zu dem anderen Ohrpunkte 270
18. Die gerade Entfernung der beiden Ohrpunkte voneinander 114
19. Die größte Breite zwischen den Wangenbeinfortsätzen des Stirnbeines, gemessen außen im Bereiche der Naht zwischen Wangenbein und Stirnbein 113
20. Die Jochbogenbreite, der größte Abstand der Jochbogen voneinander 134
21. Die Oberkieferbreite, gemessen von den untersten Enden der Naht zwischen Oberkiefer und Wangenbein 97
22. Die Gesichtshöhe, gemessen von der Stirn-Nasennaht zu dem Kinnrande 89
23. Die Obergesichtshöhe, gemessen von der Stirn-Nasennaht zu dem Alveolarpunkt (ungenau, weil die Alveolen der mittleren oberen Schneidezähne atrophiert sind) 58
24. Die Basislänge oder die gerade Entfernung des Basion von dem Nasion 103
25. Die Gesichtslänge oder die gerade Entfernung des Basion von dem Alveolarpunkt (ungenau) 110
26. Die größte Breite der rechten Augenhöhle, gemessen von dem Dakryon zu dem entferntesten Punkte des äußeren Augenhöhlenrandes . . . 44
27. Die Höhe der rechten Augenhöhle, senkrecht auf die Richtung der größten Breite gemessen 32
28. Die Tiefe der rechten Augenhöhle oder die gerade Entfernung der

| | |
|---|---------|
| Brücke zwischen dem Foramen opticum und der Fissura orbitalis superior von der Mitte des unteren Orbitalrandes | 54 |
| 29. Die Nasenhöhe, gemessen von dem Nasion zu der Mitte des freien Endes des Nasenstachels (zweilappig) | 47 |
| 30. Die Nasenbreite oder die größte Breite der birnförmigen Öffnung (Apertura piriformis) | 27 |
| 31. Die obere Breite der birnförmigen Öffnung oder der Abstand der unteren Enden der zwischen Nasenbeinen und Stirnfortsätzen des Oberkiefers (Processus nasalis s. frontalis) befindlichen Nähte voneinander | 19 |
| 32. Die kleinste Breite der Nasenbeine | 11 |
| 33. Die Breite der Nasenwurzel, gemessen von dem Dakryon der einen Seite zu dem der anderen Seite | 24 |
| 34. Der Bogen, den die Nasenbeine an ihrer schmalsten Stelle bilden | 15 |
| 35. Der Bogen, den die Nasenbeine und die Stirnfortsätze zwischen den beiden Dakryon bilden | 35 |
| 36. Die gerade Entfernung des Nasion von der Basis der Spina nasalis anterior (point spinal) | 50 |
| 37. Die Gaumenlänge, gemessen auf der rechten Seite von der Mitte des hinteren Alveolarrandes des mittleren Schneidezahnes parallel mit der Mittellinie zu dem Rande der Ausbuchtung neben dem hinteren Nasenstachel (ungenau, weil die Alveolen der mittleren Schneidezähne atrophiert sind) | 54 |
| 38. Die Gaumenbreite oder die kleinste Entfernung zwischen den Alveolen der zweiten Molarzähne (ungenau, weil die Alveolen der rechten Molarzähne zum Teil atrophiert sind) | 42 |
| 39. Die Oberkieferlänge (wegen der Atrophie der Alveolen der mittleren Schneidezähne kann sie nicht genau angegeben werden). Man bestimmt sie, indem man einen Draht beiderseits zwischen dem hinteren Rand des Oberkiefers und den flügelartigen Fortsätzen (Proc. pterygoidei) ausspannt und alsdann die Entfernung der Mitte des Drahtes von dem Alveolarpunkte mißt | 58 |
| 40. Die größte alveolare Breite (wegen der Atrophie der Alveolen für die rechten Molarzähne kann sie nicht genau bestimmt werden). | 65 |
| 41. Die hintere alveolare Breite oder die größte Entfernung zwischen den freien Enden der Alveolarfortsätze | 52 |
| 42. Der Abstand der Asterien voneinander (er kann nicht genau angegeben werden, weil sich an den betreffenden Stellen viele kleine Schaltknochen vorfinden) | 106 |
| 43. Die Länge des Hinterhauptloches | 36 |
| 44. Die Breite des Hinterhauptloches | 35 |
| 45. Der Abstand der Kondylen des Unterkiefers voneinander (die Meßpunkte befinden sich an der Außenseite) | 123 |
| 46. Der Abstand der Unterkieferwinkel voneinander | 92 |
| 47. Die Kinnhöhe, gemessen von dem höchsten Punkte zwischen den Alveolen der beiden mittleren Schneidezähne zu dem unteren Kinnrande | 32 |
| 48. Die Astbreite auf der rechten Seite | 40 |
| 49. Die schräge Asthöhe auf der rechten Seite | 59 |
| 50. Die gerade Asthöhe auf der rechten Seite | 49 |
| 51. Der Astwinkel | 123° |
| 52. Der Gesichtswinkel (wegen der Atrophie der Alveolen für die mittleren Schneidezähne kann er nicht genau angegeben werden) | 70° |
| 53. Die nasale Prognathie | 69° |
| 54. Der kubische Inhalt | 975 ccm |
| 55. Das Gewicht des Schädels (mit Unterkiefer) | 540 |

Berechnete Indices.

| | |
|---------------------------------|------|
| 1. Längenbreitenindex | 70,3 |
| 2. Längenhöhenindex. | 67,4 |
| 3. Gesichtsindex | 91,8 |
| 4. Augenhöhlenindex | 72,8 |
| 5. Nasenindex | 57,4 |

**Einige Maße eines Diärschädels (♂), der sich im Besitze eines Weibens der
Missionsstation Kilapanina befindet.**

| | |
|---|-----|
| 1. Die größte Länge der Hirnkapsel | 176 |
| 2. Die größte Breite der Hirnkapsel | 120 |
| 3. Die obere Breite des Gesichtes | 109 |
| 4. Die Jochbreite | 125 |
| 5. Die Ohrhöhe | 111 |
| 6. Die gerade Entfernung der beiden äußeren Ohröffnungen voneinander | 112 |
| 7. Der horizontale Kopfumfang | 498 |
| 8. Der vertikale Querumfang | 280 |

Berechnete Indices

zur umstehenden Tabelle.

| Nr. | Längenbreiten- index | Höhenindex | Gesichtsindex |
|------|-------------------------|------------|---------------|
| I | 72,2 | 58,7 | 92,4 |
| II | 76,8 | 64,9 | 69,1 |
| III | 76,6 | — | 69,9 |
| IV | 70,5 | — | 82,3 |
| V | 67,3 | — | 80,6 |
| VI | 70,1 | — | 81,8 |
| VII | 74,3 | — | 82,2 |
| VIII | 72,6 | — | 72,8 |
| IX | 72,1 | — | 81,3 |
| X | 74,3 | — | 79,2 |
| XI | 75,5 | 57,3 | 77,2 |

Kapitel II.

Die Sprache.

Mehr als durch seine Sitten und Gewohnheiten, seine Waffen und Geräte unterscheidet sich ein Stamm durch seine Sprache von den Nachbarn. Die Zahl der Mundarten ist noch größer als die der Stämme, da in manchen Teilen der Kolonie fast jeder Hordenverband Eigentümlichkeiten in der Ausdrucksweise, in den Redensarten und den Wörtern besitzt. Je weiter die Stämme voneinander entfernt sind, desto größer sind die sprachlichen Unterschiede. Meistens sind diese so beträchtlich, daß sich zwei Stämme, zwischen denen das Gebiet eines dritten Stammes gelegen ist, nicht mehr, oder nur schwer verstehen. Hieraus wird der Leser zur Genüge entnehmen können, daß nicht allein die Zahl der Mundarten, sondern auch die der Sprachen im Verhältnis zu der Größe des in Frage kommenden Gebietes recht bedeutend ist.

Diese Vielheit der Mundarten und der Sprachen steht natürlich in ursächlichem Zusammenhange mit der umherschweifenden Lebensweise, dem niedrigen Kulturzustande und der geringen Kopffzahl unserer Australier. Wie wir wissen, betrachtet jeder Stamm die Nachbarn als seine natürlichen Feinde, und infolgedessen kommt er verhältnismäßig nur selten mit denselben in Berührung. Selbst die zusammengehörigen Horden werden meistens durch Feindseligkeiten oder die Armut des Landes an Wasser und Wild voneinander ferngehalten. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß die sprachliche Zersplitterung einen so großen Umfang gewonnen hat.

Gehen wir etwas näher auf die Ursachen dieser Verschiedenheiten ein.

Bekanntlich ist die sprachliche Nachahmung, wie jede andere, stets mehr oder minder unvollständig. Die ganz genaue Wiedergabe eines Lautgebildes scheidet ja stets an der Unvollkommenheit des Auffassungsvermögens und an den Ungleichheiten im Baue der Sprechwerkzeuge. Aus diesem Grunde weicht die Aussprache des Sohnes stets mehr oder minder erheblich von der des Vaters ab. Wie angenommen wird, führen diese Abweichungen schließlich zu einer Veränderung von Lauten. Die Umwandlungen, welche eine Sprache erleidet, gehen aber noch weiter; sie ziehen auch die Formen in Mitleidenschaft. Alte Wörter bekommen eine andere Bedeutung, neue Wörter werden gebildet, und die Wortfügung ändert sich. Gesetzt nun den Fall, eine Horde spalte sich in zwei Horden. Da, wie gesagt, der Verkehr zwischen den einzelnen Horden ganz unbedeutend zu sein pflegt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß es schon nach einigen Jahrzehnten zu mundartlichen Unterschieden zwischen diesen beiden einst vereinten Genossenschaften von Eingeborenen gekommen sein werde.

| | Attjirkunna - 70 J. alt. Mann | Punkapatarni 60 Jahre altes Weib |
|--|----------------------------------|-------------------------------------|
| 1. Die aufrechte Höhe zur Sohle | 1 m 73 cm | 1 m 51 cm |
| 2. Die größte horizontale vom Stirn-Nasenwurzel | | |

Solche Sprachveränderungen scheinen bei einigen Naturvölkern sehr rasch vor sich zu gehen. So z. B. wird berichtet, Missionare in Zentralamerika hätten mit Sorgfalt ein Wörterverzeichnis der Sprache des Volkes angelegt, dem sie das Evangelium predigten. Nach zehn Jahren sei dieses Verzeichnis aber schon völlig veraltet gewesen.

Wir dürfen wohl nicht als selbstverständlich voraussetzen, daß die Sprachen aller hier in Betracht kommenden Stämme sehr nahe miteinander verwandt sind, da, wie wir gesehen haben, die physische Beschaffenheit von Bewohnern der Nord- und der Südküste darauf hindeutet, daß die Urbevölkerung der Kolonie keine ganz einheitliche sei.

In betreff der sprachlichen Unterschiede von Eingeborenen der südlichen Hälfte der Kolonie sagt Dr. E. Jung: „Die Sprache der Bewohner des Seengebietes (Lake Eyre) unterscheidet sich in vieler Hinsicht wesentlich von der südlicher Stämme, wie des Adelaide-, Port Lincoln- und Murraystammes, mit welchen ich näher bekannt bin. Nicht allein sind die Wortstämme völlig verschieden — nur mit dem Port Lincoln-Stamme läßt sich einige, aber nur auf einzelne Wörter beschränkte Ähnlichkeit herauserkennen — auch in der Flexion der Haupt- und Fürwörter, in der Konjugation und namentlich im Satzbau findet eine völlige Abweichung statt . . .“¹⁾

Über den Bau der Sprachen vermag ich keine nennenswerte Auskunft zu geben. Ich habe mich in Südaustralien nirgends solange aufgehalten, daß ich nach Erledigung der notwendigsten Arbeiten noch Sprachstudien treiben konnte. Wie zeitraubend ein derartiges Studium unter Leuten ist, die die einfachste geistige Tätigkeit in überraschend kurzer Zeit ermüdet, wenn es sich um etwas handelt, das ihnen völlig gleichgültig ist, und von denen nur ein ganz geringer Bruchteil der englischen Sprache mehr oder minder vollkommen mächtig ist, erhellt aus dem Folgenden: Bei der Anfertigung eines kleinen Vokabulariums der Sprache der Awarai war mir ein älterer Mann behülflich, der seine Genossen an Intelligenz merklich übertraf und recht gute Kenntnisse im Englischen besaß. Als ich ihn fragte, wie die Konjunktion and (und) in seiner Muttersprache heiße, nannte er mir das Wort für ant (Ameise), und selbst durch den Versuch, and in Verbindung mit zwei Hauptwörtern, z. B. water and fire, richtig übersetzen zu lassen, gelangte ich nicht zum Ziele. Das tiefere Eindringen in den Geist einer Sprache der Eingeborenen ist nicht selten mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen ein Uneingeweihter keine Ahnung hat. So z. B. hörte ich die Missionare auf Hermannsburg klagen, daß ihre Zöglinge die Gewohnheit angenommen hätten, mit ihnen in einem Jargon zu sprechen. Unter den Europäern gibt es übrigens sehr wenig Leute, die eine der Sprachen der Eingeborenen einigermaßen richtig sprechen. Zu diesen gehören im Binnenlande meines Wissens nur Missionar Strehlow von Hermannsburg und die Angestellten der Missionsniederlassung an Cooper's Creek. Die Missionare Reuther von Bethesda und Strehlow haben in den neunziger Jahren das Neue Testament in die Sprache der Diäri übersetzt, und Missionar Kempe, der frühere Vorsteher von Hermannsburg, hat eine kleine Grammatik der Sprache der Arünta verfaßt.

Die südaustralischen Sprachen sind polysyllabisch. In allen werden wohl die grammatischen Verhältnisse durch angehängte Nachsilben an die Wurzeln gebildet. Für das Ohr des Europäers haben sie einen angenehmen Klang, da der Akzent gewöhnlich auf der zweitletzten Silbe ruht, und Vokale sehr häufig zur Anwendung kommen. In der Mehrzahl der Fälle lautet die Endsilbe auf einen Vokal aus, und zwar in einigen Sprachen auffallender Weise auf ein und denselben. So z. B. enden fast alle Wörter der Arünta auf *a*. Ein Missionar erzählte mir, daß dem Setzer bei der Drucklegung der oben erwähnten kleinen

¹⁾ Land und Leute im Seengebiet Australiens. Aus allen Weltteilen. 1877. S. 345.

Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien.

Grammatik von Kempe die *a* ausgegangen seien. Diese Anekdote zeigt dem Leser deutlich genug, daß der genannte Vokal unverhältnismäßig häufig in der Schrift und also auch in der Sprache vorkommt. Von den näher erforschten australischen Sprachen heißt es, daß sie sehr reich an Formen, aber arm an Bezeichnungen für Gedankendinge (Abstrakta) seien. Dies wird wohl auch seine Gültigkeit für alle südaustralischen Sprachen haben. Ich schalte hier ein, daß behauptet worden ist, australische Urbewohner vermöchten nicht alle Farben richtig zu unterscheiden (partielle Farbenblindheit). Diese Behauptung ist aber nur aufgestellt worden, weil Sprachforscher bei einigen Stämmen gefunden zu haben glauben, daß für die eine oder die andere Farbe keine besondere Benennung vorhanden sei. So z. B. sagt E. Jung über den Farbensinn der Eingeborenen in der Gegend des Lake Eyre: „Es ist merkwürdig, daß die Eingeborenen kein Wort für Blau haben, obwohl, nicht zu sprechen von dem herrlich gefärbten Himmel, der sich über ihnen wölbt, nicht wenige Blumen verschiedene Schattierungen dieser Farbe zeigen. Dunkles Blau wird stets als schwarz bezeichnet, während mittlere und hellere Färbungen, in einer für den Europäer kaum verständlichen Weise, sich unter rot, grün und weiß klassifizieren lassen müssen. Viele Gegenstände, welche in ihrer Farbe nicht die entfernteste Beimischung von rot haben, nennen sie *murulyi*, rot; ihr Auge scheint demnach, partiell wenigstens, an Farbenblindheit zu leiden.“¹⁾ Sollten diese Eingeborenen, die Umwohner des Lake Eyre, in der Tat keinen besonderen Ausdruck für Blau besitzen, so beweist dies meines Erachtens noch durchaus nicht, daß sie an partieller Farbenblindheit leiden. Das Fehlen eines Sondernamens für diese Farbe ließe sich vielleicht dadurch erklären, daß, wie ich hier gleich erwähnen will, die Südaustralier keinen blauen Farbstoff zum Bemalen ihres Körpers und ihrer Handzeugnisse besitzen. Nun zurück zu unserem Thema! In betreff des Wortschatzes müssen wir annehmen, daß er nicht groß sei: die auf niedriger Stufe der Geistesbildung stehenden Leute pflegen sich ja nur einiger Hunderte von Wörtern zu der Mitteilung ihrer Gedanken zu bedienen. Einen singenden Charakter, wenn ich so sagen darf, scheint keine Sprache zu haben. Hören wir eine australische Sprache zum ersten Male, so scheinen uns die Laute mit auffallend großer Schnelligkeit aufeinander zu folgen, und vermögen wir nur hin und wieder ein Wort deutlich zu verstehen. Bekanntlich ist dies aber auch der Fall, wenn wir irgend eine andere fremde Sprache zum ersten Male hören. Wie mich dünkt, spricht der Australier nicht schneller als wir. Wortwiederholungen (Reduplikation)²⁾, die besonders Sprachen auf niedriger Entwicklungsstufe eigen sind und eine Steigerung oder Vervielfachung ausdrücken, finden sich verhältnismäßig oft vor, und zwar, so viel ich weiß, vornehmlich in Eigenschaftswörtern und Namen, wie z. B. *dota-dota*, *dirka-dirka*, *Malack-Malack*, *Pongo-Pongo*, *Murra-Murra*, *tirri-tirri*. Tiernamen, die, wie in unserer Sprache Kukul, Vogel Bülow, Fink, Kuh, aus einer Lautnachahmung hervorgegangen sind, sollen ziemlich häufig sein. In der Sprache der Lurritji heißt der australische Dickfuß (*Oedienemus grallarius*) *wilu*. Sehr wahrscheinlich ist dieser Name aus dem Lockruf des Vogels, *körtiu* (erste Silbe schwachtonig) hervorgegangen³⁾. Die gleiche Entstehung hat vielleicht der Name *irkirke* genommen, mit dem die Nord-Ärünta den Laubenvogel (*Chlamyodera guttata*) bezeichnen. Auch der Name der Diäri für die australische Krähe (*Corvus coronoides*), *kawalka*, klingt fast wie ein Lockruf dieses Vogels. Das oben angeführte Doppelwort *tirri-tirri* gehört der Sprache der Diäri an und ist die Benennung für den Rötelfalken (*Falco cenchris*). Es

¹⁾ Land und Leute im Seengebiet Australiens. Aus allen Weltteilen. 1877. S. 345.

²⁾ In der Kindersprache kommen Verdoppelungen bekanntlich ebenfalls recht häufig vor.

³⁾ Die Buschleute nennen den Dickfuß curlew (spr. körlju). In England hat der große Brachvogel (*Numenius arquatus*) diesen Namen.

klings ungefähr wie der Schrei eines Raubvogels, es ist aber nicht durch Tonmalerei entstanden, sondern bedeutet so viel wie sehr zornig (*tirri* = zornig, heftig). Bei der Besprechung der geistigen Fähigkeiten ist schon erwähnt worden, daß die Südaustralier die größeren und viele kleinere Tiere, sowie die am häufigsten auftretenden Pflanzen mit einem besonderen Namen belegt haben. Es ist mir bei verschiedenen Stämmen aufgefallen, daß die von einem *a* gebildete Vorsilbe eines Wortes oft verschluckt wird. So z. B. hört man *Awarai* und *Warai* und (bei den Arünta) *ta* und *ata*, *purta* und *apurta*, *mera* und *amera*, *tjilpa* und *atjilpa*. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Australier seit dem Beginne der Einwanderung der Weißen viele Dinge, die ihnen früher ganz unbekannt gewesen sind mit einem eigenen Worte belegt haben. Vielleicht haben sie auch viele neue Wörter geschaffen. Im Lande der Arünta hörte ich oft, daß das Pferd von boys und Buschleuten *nanto* genannt wurde. Über den Ursprung und die Bedeutung dieses Wortes habe ich nichts in Erfahrung gebracht. Bei den im Westen wohnenden Angehörigen dieses Stammes kommt ein ähnlich klingendes Wort, *nanta*, vor, das einen strotzend gefüllten Magen bedeutet.

Unsere Australier haben nur wenige Grundzahlwörter, doch können sie aller Wahrscheinlichkeit nach selbst größere Zahlenunterschiede durch Zusammensetzung von Wörtern für kleinere Zahlen oder durch Umschreibungen genau ausdrücken. Gewöhnlich geben sie nur dann eine bestimmte Zahl an, wenn es sich um drei bis fünf Dinge handelt; ist die Anzahl derselben größer, so pflegen sie das Wort für viel zu gebrauchen. Auf diese Eigentümlichkeit ist es wohl zurückzuführen, daß die Meinung weite Verbreitung gefunden hat, der Australier könne höchstens bis fünf zählen.

Was die Zählmethoden einzelner Stämme anbetrifft, so besitzen die Diäri drei Grundzahlwörter, nämlich *kulno*, 1; *mandru*, 2; *parkulu*, 3. Die folgenden Zahlen werden mindestens bis 7 durch Wiederholungen und Zusammenstellungen von *kulno* und *mandru* erhalten, und zwar auf folgende Weise: *mandru mandru*, 4; *mandru mandru kulno*, 5; *mandru mandru mandru*, 6; *mandru mandru mandru kulno*, 7.

Missionar Reuther machte mir nachstehende sehr interessante Mitteilung über das Zahlensystem des genannten Stammes. Für fünf gebrauche man außer der Bezeichnung *mandru mandru kulno* noch das Wort *marawora*, alle Finger an einer Hand; auch zähle man bis zehn, indem man sich dieses Wortes unter Hinzuziehung der eigentlichen Zahlwörter auf folgende Weise bediene: *marawora ja kulno*, sechs; *marawora ja mandru*, sieben; *marawora ja parkulu*, acht; *marawora ja mandru mandru*, neun. Zehn heiße man *maraparatjana*, alle Finger, zwanzig *maratidna*, Hände und Füße (in diesem Falle gleichbedeutend mit Finger und Zehen), dreißig *pira* oder *koto*, Monat, und vierzig *pira* (oder *koto*) *kulno ja maraparatjana*, ein Monat und alle Finger an der Hand.

Die Arünta am Oberlaufe des Finke River haben nur zwei Grundzahlwörter: *ninta*, eins und *terra*, zwei. Für drei sagen sie *terramininta* und für vier *terramaterra*. Die erste Ordnungszahl heißt *arugula*.

In der Sprache der Tjiras lauten die fünf ersten Zahlen: *jauunucka*, *wärunucka*, *uritäuen*, *wäru(o)n wäru(o)n*, *kalkei*.

Vergleichen wir die Zahlwörter der Diäri, Arünta und Tjiras miteinander, so finden wir, daß, wie es bei vielen australischen Stämmen der Fall ist, der Ausdruck für vier durch Verdoppelung des Ausdruckes für zwei erhalten worden ist.

Die Zählmethode der Narryngeri zeigt in dieser Hinsicht eine Abweichung. Die vier ersten Zahlen dieses Stammes heißen: *jammalaitije*, *ninkaiengk*, *neppal-dar*, *kuk kuk*.

Nach den in der Literatur enthaltenen Angaben haben die Zahlwörter des „Adelaide-tribe“ *kuma*, *purlaitye*, *marnkutye*, *yerra bula* (n. Teichmann), die der Moorundee am R. Murray *metatta*, *tangkul*, *tangkul meto*, *naiklo* (n. Moor-

house) und die der Parnkalla auf der Eyre-Halbinsel *kubmana* und *kuma*, *kalbelli* und *kattara*, *kulbarri* (n. Schürmann) gelautet.

Trotz der geringen Anzahl von Zahlwörtern, die jede australische Sprache aufweist, gibt es doch viele Eingeborene, die überhaupt nicht richtig zählen können. Im Lande der Awarai ließ ich mir von drei Leuten die Zahlwörter ihrer Muttersprache angeben. Als ich später die diesbezüglichen Notizen miteinander verglich, fand ich zu meinem Leidwesen, daß die Angaben durchaus nicht übereinstimmten.

Bei Naturvölkern soll es nicht selten vorkommen, daß die Weiber eine andere Sprache oder Mundart haben, als die Männer. Im Innern habe ich diese auffallende Erscheinung hin und wieder in einigen Familien beobachtet. Es handelte sich aber stets um Weiber, die einer entfernten Horde entstammten.

Ich will jetzt kurz das Wichtigste aus der kleinen Grammatik von Kempe über den Bau der Sprache der Arünta mitteilen.

Die Substantive haben drei Zahlformen, nämlich die Einzahl (Singular), die Zweizahl (Dual) und die Mehrzahl (Plural), aber kein Geschlecht. Artikel kommen nicht vor.

Mit einigen wenigen Ausnahmen endigen alle Wörter auf *a*.

Der Dual wird durch die Endung *ntatera* gebildet. So z. B. ist der Ausdruck für einen Mann *atua* und der für zwei Männer *atuantatera*. Außerdem kommt noch eine zweite Dualform vor, die nur bei Personen angewandt wird. Ihre Endung ist *nanga*. *Wora* heißt der Knabe und *worananga* zwei Knaben. Die erste Form kann übrigens auch in diesem letzteren Falle gebraucht werden.

Die Pluralendung ist *irbera* oder *antirbera*. So z. B. heißt Frau *aragutja* und Frauen *aragutjirbera* oder *aragutjantirbera*. Über diese Pluralform sagt Kempe außerdem: „This form cannot be used in the neuter gender.“

Es sind sechs Fälle (Kasus) vorhanden: Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, Ablativ und Vokativ.

Der Nominativ wird auf zweifache Weise gebildet. Das Substantiv bleibt unverändert, wenn es mit einem intransitiven Zeitworte verbunden ist, wie *atua indama*, der Mann schläft. Ihm wird aber die Partikel *la* angehängt, wenn es mit einem transitiven Zeitworte verbunden ist, wie *worala (wora, der Knabe) gama*, der Knabe schneidet.

Im Genitiv nehmen die Wörter die Endung *ka an*, wie *kataka*, des Vaters. Durch diesen Fall wird entweder der Besitz ausgedrückt, wie *wora kataka*, der Sohn des Vaters, oder gezeigt, wem irgend eine Tätigkeit zum Nutzen oder Schaden gereicht, wie *ta irbunga inaka kniribataka*, ich fing Fische für den alten Mann, oder endlich der Vorsatz und Willen angezeigt, wie *aragutja inkuka laka*, die Frau ging, um Rohrkolben zu holen.

Der Dativ endigt auf *na*, wie *ata katjana ntema*, ich gebe dem Kinde.

Im Accusativ bleibt das Wort ungebogen, wie *ta kwatja njuma*, ich trinke Wasser.

Im Ablativ erhält das Wort die Endung *nga*. Dieser Kasus zeigt die Richtung an, aus der ein Ding kommt, wie *ta kwatja nanjinga inama*, ich hole Wasser aus dem Brunnen, oder nennt den Stoff, aus dem ein Ding gemacht ist, wie *era ulbainja ititjinga erbuma*, er macht einen Bumerang aus Mulga-Holz, oder es gibt die Veranlassung einer Handlung an, wie *jinga woringa tarama*, ich lache wegen des Knaben.

Die Vokativendung ist *ai*, wie *katjiae!* Kind!

Die Deklination von *atua*, der Mann, lautet also:

Singular.

Nom. *atua* od. *atula*, der Mann.

Gen. *atuka*, des Mannes.

Dat. *atuana*, dem Manne.

Accus. *atua*, den Mann.
 Abl. *atuanga*, von dem Manne, für den Mann.
 Voc. *atuai!* Mann!

Dual.

Nom. *atuananga*, die zwei Männer.
 Gen. *atuanangaka*, der zwei Männer.
 Dat. *atuanangana*, den zwei Männern.
 Accus. *atuananga*, die zwei Männer.
 Abl. *atuananganga*, von den zwei Männern.
 Voc. *atuanangai!* ihr zwei Männer!

Plural.

Nom. *atuirbera* od. *antuantirbera*, die Männer.
 Gen. *atuirberaka* od. *antuantirberaka*, der Männer.
 Dat. *atuirberana* od. *antuantirberana*, den Männern.
 Accus. *atuirbera* od. *antuantirbera*, die Männer.
 Abl. *atuirberanga* od. *antuantirberanga*, von den Männern.

Verhältnswörter (Präpositionen). Es sind zwei Klassen von Verhältnswörtern vorhanden. Die eine Klasse besteht aus unverbundenen und die andere aus angehängten kleinen Wörtern. Die Wörter der ersten Klasse werden aber nicht vor das Wort gestellt, welches sie regieren, sondern hinter dasselbe.

Den Ablativ regieren die nachstehenden neun Verhältnswörter.

- | | |
|--|--|
| 1. <i>Ulara</i> , vor. | 6. <i>nunkara</i> , diese Seite, diesseit. |
| 2. <i>topala</i> , hinter. | 7. <i>nkelala</i> , neben. |
| 3. <i>gatala</i> , außerhalb. | 8. <i>itinjawara</i> , dicht bei. |
| 4. <i>mbobula</i> , zwischen. | 9. <i>ntuarintjirka</i> , durch. |
| 5. <i>ntuara</i> , andere Seite, jenseits. | |

Beispiel: *Era woranga topala nama*, er ist hinter dem Knaben (*era*, er; *wora*, Knabe; *nama*, sein).

Den Accusativ erfordern die folgenden Verhältnswörter.

- | | |
|----------------------------------|--|
| 1. <i>Katningala</i> , an, auf. | 3. <i>kwanakala</i> , hinab, hinunter. |
| 2. <i>katningalagana</i> , über. | 4. <i>kwanala</i> , in. |

Beispiel: *Katjia iltakwanala nama*, das Kind ist in dem Hause (*katjia*, Kind; *ilta*, Haus, Hütte; *nama*, sein).

Es finden sich neun Verhältnswörter vor, die den Hauptwörtern angehängt werden. Sie heißen:

- | | |
|--|---|
| 1. <i>Una</i> , an, auf, in. | 6. <i>gitjala</i> , gegen, für (b. Tausch). |
| 2. <i>lela</i> , mit, vermittelt. | 7. <i>kaguaia</i> , wegen, um . . . willen. |
| 3. <i>la</i> , (vom Orte) auf, an, zu, in. | 8. <i>kieka</i> , an, auf, für. |
| 4. <i>gata</i> , mit, samt. | 9. <i>ibera</i> , <i>ibena</i> , aus, von. |
| 5. <i>raba</i> , ohne. | |

Beispiele: *Biruna*, auf dem Gummibaume (*bira*, Gummibaum). *Aputala*, auf dem Hügel (*puta*, Hügel, Stein). *Atua tjatagata bitjima*, der Mann kommt mit dem Speere (*atua*, Mann; *tjata*, Speer; *bitjima*, kommen). *Kwatjibena*, von dem Wasser (*kwatja*, Wasser).

Eigenschaftswörter (Adjektive). Das Eigenschaftswort pflegt dieselbe Endung zu bekommen, wie das Hauptwort, zu dem es gehört. Meist wird aber nur das letzte der Wörter, das Eigenschaftswort, gebogen.

Beispiel: *Ta katjia tera marana mana ntema*, ich gebe den zwei guten Kindern Brot (*ta*, ich; *katjia*, Kind; *tera*, zwei; *mara*, gut; *mana*, Brot; pflanzliche Nahrung; *ntema*, geben).

Außer diesen einfachen Eigenschaftswörtern finden sich solche vor, die aus Substantiven oder Wurzeln von Zeitwörtern und einer angehängten Partikel gebildet sind.

Partikeln dieser Art sind (für Hauptwörter) *karinga*, *buta*, *mata* und (für Wurzeln von Zeitwörtern) *ntjalkua*.

Beispiele: *Kwatja*, Wasser; *kwatjakaringa*, wässerig. *Arila*, Sand; *arilakaringa*, sandig. *Ankama*, sprechen; *ankantjalku*, gesprächig.

Die Eigenschaftswörter erleiden, wie in unserer Muttersprache, außer durch die Deklination, noch durch die Steigerung eine Veränderung.

Die höhere Stufe, der Komparativ, wird durch die Anhängung von *alkura* an das Wort gebildet.

Beispiel: *Nana wora maralkura nama nana ngetjina*, dieser Knabe ist besser als jener (*nana*, dieser; *wora*, Knabe; *mara*, gut; *nama*, sein; *ngetjina*, als).

Die höchste Stufe, der Superlativ, wird durch Verdoppelung des Wortes oder durch Hinzufügung von *indora*, sehr, gebildet.

Beispiele: *Kuna*, schlecht; *kunakuna*, sehr schlecht; *tjenja*, hoch; *tjenjindora*, sehr hoch.

Verkleinerungswörter (Diminutive) werden durch Anhängung von *kotjirka* an das Wort dargestellt.

Beispiel: *Putu*, Stein; *putakotjirka*, Steinchen.

Zahlwörter (Numeralia). Es kommen nur vier bestimmte Zahlwörter vor. Sie lauten: *ninta*, eins; *tera*, zwei; *teramininta*, drei; *teramatera*, vier. Größere Zahlen werden nur im allgemeinen, durch unbestimmte Zahlwörter, angegeben, wie: *urbutja*, einige; *arinabula*, od. *arungalura*, einige wenige; *njara*, viele; *njaraknira*, sehr viele.

Fürwörter (Pronomina). Viele Fürwörter werden, mit geringfügigen Abweichungen, auf die gleiche Weise dekliniert, wie die Hauptwörter. Eine vollständige Deklination haben nur einige besitzanzeigende.

Beispiele:

Singular.

Erste Person.

Nom. *katjia nuka*, mein Kind.
 Gen. *katjia nukanaka*, meines Kindes.
 Dat. *katjia nukana*, meinem Kinde.
 Accus. *katjia nuka*, mein Kind.
 Abl. *katjia nukananga*, von meinem Kinde.

Zweite Person.

Nom. *kwara unkwanga*, dein Mädchen.
 Gen. *kwara unkwanganaka*, deines Mädchens.
 Dat. *kwara unkwangana*, deinem Mädchen.
 Accus. *kwara unkwanga*, dein Mädchen.
 Abl. *kwara unkwangana*, von deinem Mädchen.

Dritte Person.

Nom. *kata ekura*, sein, ihr, sein Vater.
 Gen. *kata ekuranaka*, seines Vaters.
 Dat. *kata ekurana*, seinem Vater.
 Accus. *kata ekura*, sein Vater.
 Abl. *kata ekurananga*, von seinem Vater.

Eine Anzahl besitzanzeigender Fürwörter kann nicht dekliniert werden.

Jetzt zu den persönlichen Fürwörtern (Pronomina personalia)! Für ich, die erste Person der Einheit, finden sich zwei Wörter vor: *ata* (*ta*) und *jinga*. *Ata* wird mit einem transitiven Zeitworte verbunden und ist undeklinierbar.

Jinga wird bei intransitiven Zeitwörtern gebraucht und kommt im Nominativ und Dativ vor.

Beispiele: *Ta tuma*, ich schlage. *Jinga inda' a*, ich schlafe.

Die zweite Person, *unta*, du, kommt nur im Nominativ vor.

Die dritte Person, *era*, er, sie, es, wird wie besitzanzeigende Fürwörter dekliniert.

Es finden sich nur zwei hinweisende Fürwörter (Pronomina demonstrativa) vor, nämlich *nana*, dieser, und *tana*, jener.

Der Dual und der Plural von *nana* lauten *nanatera* (diese zwei) und *nanirbera* od. *nanankana* (diese) und von *tana* *tanatera* (jene zwei) und *tanirbera* od. *tanankana* (jene).

Die fragenden Fürwörter (Pronomina interrogativa) heißen *nguna?* welcher? und *iwuna?* was? Der Dual und der Plural wird wie bei den eben genannten hinweisenden Fürwörtern gebildet.

Zurückweisende Fürwörter (Pronomina relativa) fehlen. Sie werden entweder durch die beiden hinweisenden Fürwörter *nana* und *tana*, oder durch eine Partizipial-Konstruktion ausgedrückt.

Beispiel: *A'ua nala nana tmurka albuka worana tukala*, der Mann, welcher gestern wegging, hat den Knaben geschlagen (*atua*, Mann; *nala*, hier; *nana*, dieser; *tmurka*, gestern; *albuka*, weggehen; *wora*, Knabe; *tuma*, schlagen).

Es sind folgende unbestimmte Fürwörter (Pronomina indefinita) angeführt.

Arbuna, *tueda*, ein anderer.

arbunatera, zwei andere.

arbunirbera, *arbunankana*, andere.

urbutjarbuna, einige andere.

nkarba, einige wenige andere.

tuedakatueta, andere.

nintamintnta, jeder.

Umstandswörter (Adverbia), Bindewörter (Konjunktionen), Ausrufungswörter (Interjektionen). Umstandswörter werden aus Eigenschaftswörtern durch Anhängung der Silbe *la* gebildet.

Beispiel: *Era ekaltala erguma*, er hält fest (*era*, er; *ekalta*, fest; *erguma*, halten).

| | | |
|--------------|-----------------------|---------------------------------|
| Andere sind: | <i>Lata</i> , jetzt. | <i>ninta ranga</i> , einmal. |
| | <i>lilika</i> , bald. | <i>tera ranga</i> , zweimal. |
| | <i>kuta</i> , immer. | <i>njara</i> , viel. |
| | <i>nana</i> , hier. | <i>kala</i> , genug. |
| | <i>longa</i> , weit. | <i>lakina</i> , so. |
| | <i>ntula?</i> wo? | <i>wa</i> , <i>wabala</i> , ja. |
| | <i>arina</i> , dort. | <i>itja</i> , nein. |

Es sind nur sehr wenig Bindewörter vorhanden. Die, welche Kempe ausfindig zu machen vermochte, heißen:

| | |
|---|-------------------------------|
| <i>Tuta</i> , <i>urungara</i> , auch, also. | <i>ngetjina</i> , wie, als. |
| <i>etalinja</i> , doch. | <i>gurunga</i> , denn. |
| <i>bula</i> , aber. | <i>nta</i> , (Suffix), außer. |
| <i>wara</i> , außer. | |

Ausrufungswörter: *Tjikai!* ah!
tjikabai! o weh!

Genera, Tempora, Modi und Numeri des Zeitwortes.

Das Genus activum sagt aus, daß das Subjekt etwas tut.

Beispiele. Intransitives Verbum: *Antata alkanbuma*, die Blume blüht.

Transitives Verbum: *Ta kwatja njuma*, ich trinke Wasser.

Reflexives Verbum: *Ta nukara tulama*, ich schlage mich.

Eine besondere Form für das Passiv gibt es nicht. Es wird durch Umschreibung gebildet, z. B. *Atula* (Nom.) *worana* (Dat.) *tukala* (Perfect. Act.), der Knabe ist von dem Manne geschlagen worden.

Es gibt drei Zeitbegriffe.

Das Präsens wird durch Anhängung der Silbe *ma* an der wurzelhaften Teil des Zeitwortes dargestellt. In *tuma*, schlagen, ist *tu* die Wurzel und *ma* die Endung.

Tuma ist auch der Infinitiv.

Das Perfectum wird durch Anhängung der Silbe *ka* oder *kala* an die Wurzel gebildet, wie *tuka* oder *tukala*, ich habe geschlagen. Missionar Kempe meint, es werde vielleicht durch *ka* das Imperfectum und durch *kala* das Perfectum ausgedrückt. Für das Perfectum gibt es noch eine andere Form: es wird auch *tjita* an die Wurzel gehängt.

Das Futurum wird durch die Hinzufügung von *tjina* zu der Wurzel erhalten, wie *tutjina*, ich werde schlagen.

Es finden sich drei Modusformen vor: Indicativ, Konditionalis und Imperativ. Die Bildung des Indicativ ist dem Leser bereits bekannt. Der Konditionalis wird durch Anhängung der Silbe *mara* an die Wurzel des Zeitwortes erhalten, z. B. *Ta ilkumara*, ich würde essen. Die Imperativform ist an der Endsilbe *ai* kenntlich, die mit der Wurzel das Wort bildet, z. B. *Tuai!* schlage!

Diese Aussageweisen des Zeitwortes kommen in doppelter Form vor (positiv und negativ), z. B. *Ta tuma*, ich schlage. *Ta tutjikana*, ich schlage nicht.

Zu der Bildung der Participien dienen die Suffixe *manga* (P. Praes.), *mala* (P. Perfect.) und *tjinanga* (P. Fut.), z. B. *tumanga*, *tumala*, *tutjinanga*.

Es sind drei Numeri vorhanden: Singular, Dual und Plural. Sie können an der Endung erkannt werden, wenn sie nicht in Verbindung mit einem Fürworte stehen. Für die intransitiven Verben ist die Dualendung *rama* und die Pluralendung *rirama*, z. B. *Jinga lama*, ich gehe. *Ilina larama*, wir zwei gehen. *Anuna larirama*, wir gehen. Bei transitiven Verben werden der Dual und der Plural mit Hilfe von *nama*, sein, und *lama*, gehen, gebildet. Ferner erfährt das Hauptzeitwort eine Umwandlung: an seine Stammsilben wird die Silbe *la* gehängt. Beispiele: *Ta ilguma*, ich esse. *Ilina ilgula narama*, wir zwei essen. *Etna ilgula narirama*, wir essen.

Die reziproken Zeitwörter erhalten die Endungen *rama* (Dual) und *rirama* (Plural), z. B. *Ilna turama*, wir zwei schlagen uns. *Anuna turirama*, wir schlagen uns.

Das Supinum wird durch Anhängung von *tjika* an die Wurzel des Zeitwortes erhalten.

Von den meisten Zeitwörtern können nicht alle Formen für die verschiedenen Verhältnisse gebildet werden.

Es kommen nur zwei eigentliche Hilfsverben vor, nämlich *nama*, sein, und *lama*, gehen.

Hilfsverben und intransitive Verben werden auf die gleiche Weise konjugiert.

Über die Konjugation der transitiven Verben sagt Kempe: „The conjugation of the transitive verb is easy to comprehend, as it needs only the proper pronoun to be put in its proper place . . .“

Musterbeispiele für die Konjugation.

Das Hilfsverb *nama*, sein.

Indikativ.

Präsens.

Singular (pos.).

Jinga nama, ich bin.

unta nama, du bist.

era nama, er, sie, es ist.

Dual.

ilina narama, wir zwei sind.
mbala narama, ihr zwei seid.
eratera narama, sie zwei sind.

Plural.

anuna narirama, wir sind.
arankara narirama, ihr seid.
etna narirama, sie sind.

Singular (neg.)

jinga nitjikana, ich bin nicht.
unta nitjikana, du bist nicht.
era nitjikana, er ist nicht.

Dual.

ilina naritjikana, wir zwei sind nicht.
mbala naritjikana, ihr zwei seid nicht.
eratera naritjikana, sie zwei sind nicht.

Plural.

anuna nariritjikana, wir sind nicht.
arankara nariritjikana, ihr seid nicht.
etna nariritjikana, sie sind nicht.

Perfectum.

jinga nakala, ich bin gewesen.
ilina narakula, wir zwei sind gewesen.
anuna narirakala, wir sind gewesen.
jinga nitjimakana, ich bin nicht gewesen.
ilina naritjimakana, wir zwei sind nicht gewesen.
anuna nariritjimakana, wir sind nicht gewesen.

Futurum I.

jinga nitjina, ich werde sein.
ilina naritjina, wir zwei werden sein.
anuna nariritjina, wir werden sein.
jinga nitjigunia, ich werde nicht sein.
ilina naritjigunia, wir zwei werden nicht sein.
anuna nariritjigunia, wir werden nicht sein.

Konditionalis.

Präsens.

Singular (pos).

jinga namara, ich wäre.
unta namara, du wärest.
era namara, er wäre.

Dual.

ilina naramara, wir zwei wären.
mbala naramara, ihr zwei wäret.
eratera naramara, sie zwei wären.

Plural.

anuna nariramara, wir wären.
arankara nariramara, ihr wäret.
etna nariramara, sie wären.

Singular (neg.).

jinga namarela, ich wäre nicht.
unta namarela, du wärest nicht.
era namarela, er wäre nicht.

Dual.

ilina nala naramarela, wir zwei wären nicht.
mbala nala naramarela, ihr zwei wäret nicht.
eratera nala naramarela, sie zwei wären nicht.

Plural.

anuna nala nariramarela, wir wären nicht.
arankana nala nariramarela, ihr wäret nicht.
etna nala nariramarela, sie wären nicht.

Perfectum.

Wie das Präsens.

Futurum.

jinga nitjinala, ich würde sein.
ilina naritjinala, wir zwei würden sein.
anuna nariritjinala, wir würden sein.
jinga nitjinala gunia, ich würde nicht sein.
ilina naritjinala gunia, wir zwei würden nicht sein.
anuna nariritjinala gunia, wir würden nicht sein.

Zeitwort *tuma*, schlagen.

Indikativ.

Präsens.

Singular (pos.).

Ta tuma, ich schlage.

Dual.

ilina tula narama, wir zwei schlagen.

Plural.

anuna tula narirama, wir schlagen.

Singular (neg.).

ta tutjikana, ich schlage nicht.

Dual.

ilina tula naritjikana, wir zwei schlagen nicht.

Plural.

anuna tula nariritjikana, wir schlagen nicht.

Perfectum.

Singular.

ta tukala, ich habe geschlagen.

Dual.

ilina tula narakala, wir zwei haben geschlagen.

Plural.

anuna tula narirakala, wir haben geschlagen.

Singular.

ta tutjimakana, ich habe nicht geschlagen.

Dual.

ilina tula naritjimakana, wir zwei haben nicht geschlagen.

Plural.

anuna tula nariritjimakana, wir haben nicht geschlagen.

Futurum.

Singular.

ta tutjina, ich werde schlagen.

Dual.

ilina tula naritjina, wir zwei werden schlagen.

Plural.

anuna tula nariritjina, wir werden schlagen.

Singular.

ta tutjigunia, ich werde nicht schlagen.

Dual.

ilina tula naritjigunia, wir zwei werden nicht schlagen.

Plural.

anuna tula nariritjigunia, wir werden nicht schlagen.

Konditionalis.

Präsens.

Singular.

ta tumara, ich schlüge.

Dual.

ilina tula narama, wir zwei schlügen.

Plural.

anuna tula nariramara, wir schlügen.

Singular.

ta tumarela, ich schlüge nicht.

Dual.

ilina tula naramarela, wir zwei schlügen nicht.

Plural.

anuna tula nariramarela, wir schlügen nicht.

Perfectum.

Fehlt.

Futurum.

Singular.

ta tutjinala, ich würde schlagen.

Dual.

ilina tula naritjinala, wir zwei würden schlagen.

Plural.

anuna tula nariritjinala, wir würden schlagen.

Singular.

ta tutjinala gunia, ich würde nicht schlagen.

Dual.

ilina tula naritjinala gunia, wir zwei würden nicht schlagen.

Plural.

anuna tula nariritjinala gunia, wir würden nicht schlagen.

Imperativ.

tuai, schlage.

tula narai, ihr zwei schlaget.

tula narirai, schlaget.

tutjala, schlage nicht.

tula naritjala, ihr zwei schlaget nicht.

tula nariritjala, schlaget nicht.

Wie sich aus den nachstehenden Worten Kempes ergibt, wird ein sehr ausgedehnter Gebrauch von den Verben gemacht: „. . . There are however, an almost endless number of secondary notions connected and combined with the verb, which it is difficult to designate by any term. The natives combine almost everything with the verb, which in English are expressed by adverbs of place, of time, of quality, of quantity, etc. — These combinations make the use of the verb a sort of labyrinth, through which it is a difficult task to follow or keep the clue . . .“

In seinem Buche über die Narryngeri teilt uns Taplin einiges über die Sprache dieses Stammes mit.

Er sagt, die Narryngeri ließen gern in der Rede die Wörter weg, welche leicht aus dem Zusammenhange ergänzt werden könnten. In dem Bestreben, die Gedanken schnell auszudrücken, gingen sie sehr weit. So z. B. bliebe von einem Worte manchmal nur ein einziger Laut übrig. Bildliche Ausdrücke (Tropen) würden so gut wie nie gebraucht.

Von den Angaben über die grammatischen Formen führe ich folgendes an.

Es sind drei Numeri, Singular, Dual und Plural, sowie acht Kasus, Nom., Gen., Dat., Accus., Voc., Abl., Exat. und Ergat. vorhanden.

Korni, ein Mann, wird auf nachstehende Weise gebogen:

Singular.

| | |
|----------|--|
| Nom. | <i>korni</i> , |
| Gen. | <i>kornald</i> , |
| Dat. | <i>kornangk</i> , |
| Acc. | <i>korn</i> , |
| Voc. | <i>korninda</i> , |
| Abl. | <i>kornil</i> , by a man. |
| Exative | <i>kornanmant</i> , from a man. |
| Ergative | <i>kornanyir</i> oder <i>kornald</i> , with a man. |

Dual.

| | |
|----------|-------------------------------------|
| Nom. | <i>kornengk</i> , |
| Gen. | <i>kornengal</i> , |
| Dat. | <i>kornungengun</i> , |
| Acc. | <i>kornengk</i> , |
| Voc. | <i>kornula</i> , |
| Abl. | <i>kornenggul</i> , by two men. |
| Exative | <i>kornungengun</i> , from two men. |
| Ergative | <i>kornungengun</i> , with two men. |

Plural.

| | |
|----------|------------------------------|
| Nom. | <i>kornar</i> , |
| Gen. | <i>kornan</i> , |
| Dat. | <i>kornungar</i> , |
| Acc. | <i>kornar</i> , |
| Voc. | <i>kornuna</i> , |
| Abl. | <i>kornar</i> , by men. |
| Exative | <i>kornungar</i> , from men. |
| Ergative | <i>kornan</i> , with men. |

Die Deklination der persönlichen Fürwörter lautet:

| | Erste Person. | | |
|-----------|-----------------------|--------------------------|-----------------------|
| | Singular. | Dual. | Plural. |
| Nom. | <i>ngape</i> , | <i>ngel</i> , | <i>ngurn</i> , |
| Acc. | <i>ngan</i> , | <i>lam</i> , | <i>nam</i> , |
| Causative | <i>ngati</i> , by me. | <i>ngel</i> , by us two. | <i>ngurn</i> , by us. |

Zweite Person.

| | Singular. | Dual. | Plural. |
|-----------|-------------------------|---------------------------|----------------------|
| Nom. | <i>nginte,</i> | <i>ngurl,</i> | <i>ngun,</i> |
| Acc. | <i>ngum,</i> | <i>lom,</i> | <i>nom,</i> |
| Voc. | <i>nginta,</i> | <i>ngurla,</i> | <i>nguna,</i> |
| Causative | <i>nginte,</i> by thee. | <i>ngurl,</i> by you two. | <i>ngun,</i> by you. |

Dritte Person.

| | Singular. | Dual. | Plural. |
|-----------|---------------------|----------------------------|----------------------|
| Nom. | <i>kitye,</i> | <i>kengk,</i> | <i>kar,</i> |
| Acc. | <i>kin,</i> | <i>kenggun,</i> | <i>kan,</i> |
| Causative | <i>kil,</i> by him. | <i>kengk,</i> by them two. | <i>kar,</i> by them. |

Das fragende Fürwort welcher, e, es? wird auf folgende Weise dekliniert:

ngangge, who.
nak, to whom.
nak an angk, to whom (plural).
nauwe,
nauwurle, } whose, or of whom.
ngande, by whom.
nambe, for whom.

Die Angaben über die Zeitwörter sind recht dürftig.

Ich mache jetzt einige Angaben über den Bau der Sprache der Diäri. Ich verdanke sie der Güte des Herren Mis. Reuther auf Kilalpanina. Über diese Sprache ist bis jetzt so gut wie nichts veröffentlicht worden.

1. In der Sprache der Diäri ist das Geschlecht der Substantive entweder männlich oder weiblich. Die Bezeichnungen für Sachen haben das männliche Geschlecht. An dem Worte selbst ist das Geschlecht nicht zu erkennen.

2. Die Artikel fehlen.

3. Das Substantiv hat drei Zahlformen, nämlich den Singular, den Dual und den Plural.

Anmerk. Der Singular und der Plural haben gewöhnlich die gleiche Form. Sollen beide scharf unterschieden werden, so setzt man im Singular *kulno*, eins, und im Plural *wora*, *wolara* oder *marapu*, viele, zu dem Substantiv. Den Dual erhält man durch Hinzufügung von *wulu*, beide, zu dem Substantiv.

4. Es sind drei Deklinationen vorhanden. Die Kasus sind, wie in der lateinischen Sprache, Nom., Gen., Dat., Acc., Voc. und Abl.

Anmerk. 1. Das Substantiv wird nicht dekliniert, wenn es in Verbindung mit der Dual- oder der Plural-Bezeichnung steht, oder ein Attribut zu ihm getreten ist.

Anmerk. 2. Der Nom. und der Acc. haben die gleiche Form, wenn sie nicht durch das Hinzufügen eines Zahlwortes gebildet sind.

Anmerk. 3. Bei transitiven Zeitwörtern wird statt des Nom. der Abl. gesetzt. *Kana wapai*, der Mann geht. *Kanali wima wonkai*, der Mann singt ein Lied.

I. Deklination.

Endungen des Substantivs im Singular. Nom.: *a, i, u*; Gen.: *aia*; Dat.: *ani*; Acc.: wie der Nom.; Voc.: *ai*; Abl.: *ali*.

Endungen des Zahlwortes im Dual. Nom.: *u*; Gen.: *uja, ani*; Dat.: *ungu*; Acc.: *ana*; Voc.: *ujai*; Abl.: *ali*.

Endungen des Zahlwortes im Plural. Nom.: *a*; Gen.: *aia*; Dat.: *ani*; Acc.: *ana*; Voc.: *ai*; Abl.: *ali*.

Beispiel 1. *Kana*, der Mensch.

| Singular. | | Dual. | |
|-----------|---------------------------|-------|---|
| Nom. | <i>kana</i> , der Mensch. | Nom. | <i>kana wulu</i> , die beiden Menschen. |
| Gen. | <i>kanaia</i> , | Gen. | <i>kana wuluja</i> und <i>wulani</i> , |
| Dat. | <i>kanani</i> , | Dat. | <i>kana wulungu</i> , |
| Acc. | <i>kana</i> , | Acc. | <i>kana wulana</i> , |
| Voc. | <i>kanaai</i> , | Voc. | <i>kana wulujai</i> , |
| Abl. | <i>kanali</i> . | Abl. | <i>kana wulali</i> . |

Plural.

| | |
|------|----------------------------------|
| Nom. | <i>kana wora</i> , die Menschen. |
| Gen. | <i>kana woraia</i> , |
| Dat. | <i>kana worani</i> , |
| Acc. | <i>kana worana</i> , |
| Voc. | <i>kana worai</i> , |
| Abl. | <i>kana worali</i> . |

Beispiel 2. *Ngaperi*, der Vater.

| Singular. | | Dual. | |
|-----------|-----------------------------|-------|---|
| Nom. | <i>ngaperi</i> , der Vater. | Nom. | <i>ngaperi wulu</i> , die beiden Väter. |
| Gen. | <i>ngaperaia</i> , | Gen. | <i>ngaperi wulani</i> , |
| Dat. | <i>ngaperani</i> , | Dat. | <i>ngaperi wulungu</i> , |
| Acc. | <i>ngaperi</i> , | Acc. | <i>ngaperi wulana</i> , |
| Voc. | <i>ngaperiai</i> , | Voc. | <i>ngaperi wulujai</i> , |
| Abl. | <i>ngaperali</i> . | Abl. | <i>ngaperi wulali</i> . |

Plural.

| | |
|------|---|
| Nom. | <i>ngaperi wora</i> u. <i>wolara</i> , die Väter. |
| Gen. | <i>ngaperi woraia</i> u. <i>wolaraia</i> , |
| Dat. | <i>ngaperi worani</i> u. <i>wolarani</i> , |
| Acc. | <i>ngaperi worana</i> u. <i>wolana</i> , |
| Voc. | <i>ngaperi worai</i> u. <i>wolaraai</i> , |
| Abl. | <i>ngaperi worali</i> u. <i>wolarali</i> . |

Beispiel 3. *Pitaru*, die Wüste.

| Singular. | | Dual. | |
|-----------|----------------------------|-------|---|
| Nom. | <i>pitaru</i> , die Wüste. | Nom. | <i>pitaru wulu</i> , die beiden Wüsten. |
| Gen. | <i>pitaraaia</i> , | Gen. | <i>pitaru wulani</i> , |
| Dat. | <i>pitarani</i> , | Dat. | <i>pitaru wulungu</i> , |
| Acc. | <i>pitaru</i> , | Acc. | <i>pitaru wulana</i> , |
| Voc. | <i>pitaruai</i> , | Voc. | <i>pitaru wulujai</i> , |
| Abl. | <i>pitarali</i> . | Abl. | <i>pitaru wulali</i> . |

Plural.

| | |
|------|----------------------------------|
| Nom. | <i>pitaru wora</i> , die Wüsten. |
| Gen. | <i>pitaru woraia</i> , |
| Dat. | <i>pitaru worani</i> , |
| Acc. | <i>pitaru worana</i> , |
| Voc. | <i>pitaru worai</i> , |
| Abl. | <i>pitaru worali</i> . |

II. Deklination.

Endungen im Singular. Nom.: *i*, *u*, *o*; Gen.: *ja*; Dat.: *ni*; Acc.: wie der Nom.; Voc.: *jai*; Abl.: *jeli*.

Im Dual und Plural sind die Endungen des Zahlwortes die gleichen, wie die im Dual und Plural der ersten Deklination.

Beispiel 1. *Teri*, der Jüngling.

| Singular. | | Dual. |
|-----------|-----------------------------|-------------------------------|
| Nom. | <i>teri</i> , der Jüngling. | Nom. <i>teri wulu</i> . |
| Gen. | <i>terija</i> , | Plural. |
| Dat. | <i>terini</i> , | Nom. <i>teri wora, wolara</i> |
| Acc. | <i>teri</i> , | od. <i>marapu</i> . |
| Voc. | <i>terijai</i> , | |
| Abl. | <i>terijeli</i> . | |

Beispiel 2. *Kanku*, der Knabe.

| Singular. | |
|-----------|---------------------------|
| Nom. | <i>kanku</i> , der Knabe. |
| Gen. | <i>kankuja</i> , |
| Dat. | <i>kankuni</i> , |
| Acc. | <i>kanku</i> , |
| Voc. | <i>kankujai</i> , |
| Abl. | <i>kankujeli</i> . |

Beispiel 3. *Poto*, das Ding.

| Singular. | |
|-----------|-------------------------|
| Nom. | <i>poto</i> , das Ding. |
| Gen. | <i>potoja</i> , |
| Dat. | <i>potoni</i> , |
| Acc. | <i>poto</i> , |
| Voc. | <i>potojai</i> , |
| Abl. | <i>potojeli</i> . |

III. Deklination.

Nach dieser Deklination gehen Verwandtschaftsbezeichnungen und die Eigennamen. Der Dual und der Plural unterscheiden sich nicht von dem Dual und dem Plural der ersten und der zweiten Deklination.

Vom Genitiv an sind die Kasusendungen nicht in allen Fällen genau dieselben.

Beispiel 1. *Parubukana*, der Mann einer Frau.

| Singular. | |
|-----------|--|
| Nom. | <i>parubukana</i> , der Mann einer Frau. |
| Gen. | <i>parubukananka</i> , |
| Dat. | <i>parubukanangu</i> , |
| Acc. | <i>parubukana</i> , |
| Voc. | <i>parubukanijai</i> , |
| Abl. | <i>parubukanali</i> . |

Beispiel 2. *Noa*, der Gatte.

| Singular. | |
|-----------|-------------------------|
| Nom. | <i>noa</i> , der Gatte. |
| Gen. | <i>noananka</i> , |
| Dat. | <i>noanangu</i> , |
| Acc. | <i>noana</i> , |
| Voc. | <i>noajai</i> , |
| Abl. | <i>noali</i> . |

Beispiel 3. *Ngandri*, die Mutter.

Singular.

Nom. *ngandri*, die Mutter.
 Gen. *ngandrananka*,
 Dat. *ngandranangu*,
 Acc. *ngandrana*,
 Voc. *ngandrijai*,
 Abl. *ngandrali*.

Beispiel 4. *Ngapini*, der leibliche Vater.

Singular.

Nom. *ngapini*, der leibliche Vater.
 Gen. *ngapinanka*,
 Dat. *ngapinangu*,
 Acc. *ngapina*,
 Voc. *ngaperiai*,
 Abl. *ngapili*.

Beispiel 5. *Pingilina* (Name eines Mannes).

Singular.

Nom. *Pingilina*,
 Gen. *Pingilini*,
 Dat. *Pingiliningu*,
 Acc. *Pingilina*,
 Voc. *Pingililai*,
 Abl. *Pingilili*.

Das Adjektiv stellt man hinter das zugehörige Substantiv und dekliniert es, wie die Hauptwörter, die nach der ersten oder zweiten Deklination gehen. Das Substantiv bleibt in diesem Falle ungebogen.

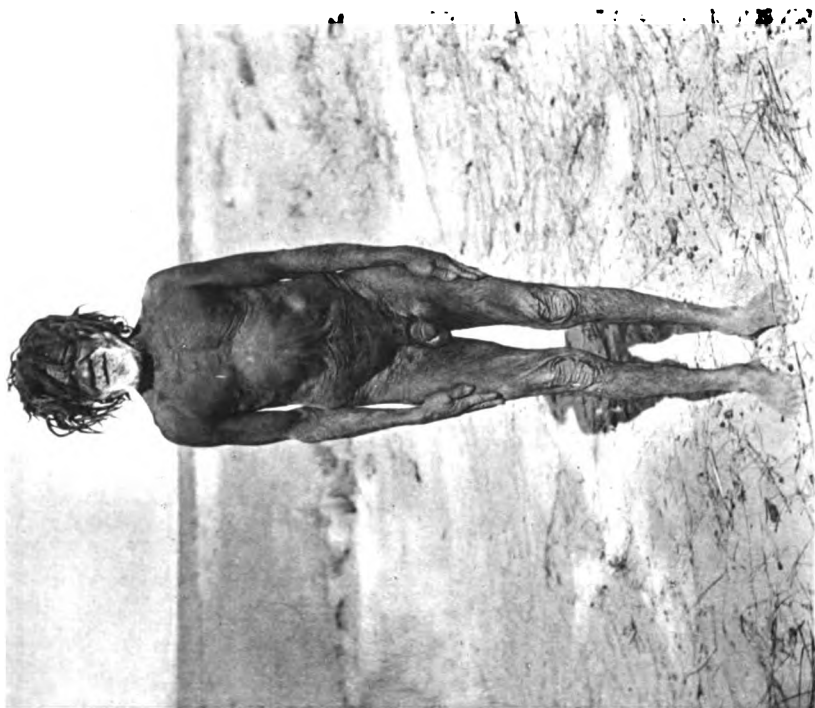
Den Komparativ bildet man, indem man, wie im Französischen, das Adverb *morla* (mehr) vor das Adjektiv setzt. Soll ein sehr hoher Grad der Eigenschaft ausgedrückt werden, so setzt man *pinna* (groß) hinter das Adjektiv, z. B. *kana madlentji pinna*, ein sehr schlechter Mensch.

Die Pronomen haben, wie die Substantive, deren wahre Stellvertreter sie ja sind, drei Zahlformen, nämlich den Singular, den Dual und den Plural.

Deklination der persönlichen Fürwörter.

Singular.

| Erste Person. | | Zweite Person. | |
|----------------|-------------------------------------|----------------|---|
| Nom. | <i>ngani</i> od. <i>ngato</i> , ich | Nom. | <i>jidni</i> od. <i>jundru</i> , du. |
| Gen. | <i>ngakani</i> , | Gen. | <i>jinkani</i> , |
| Dat. | <i>ngakangu</i> , | Dat. | <i>jinkangu</i> , |
| Acc. | <i>ngana</i> , | Acc. | <i>jidna</i> od. <i>jidnana</i> , |
| Abl. | <i>ngato</i> . | Abl. | <i>jundru</i> . |
| Dritte Person. | | Dritte Person. | |
| Nom. | <i>nanja</i> , er (gegenwärtig). | Nom. | <i>nauwa</i> , er (bekannt, nicht gegenwärtig, aber in der Nähe). |
| Gen. | <i>nunkani</i> , | Gen. | <i>nunkaniwa</i> , |
| Dat. | <i>nunkangu</i> , | Dat. | <i>nunkanguwa</i> , |
| Acc. | <i>ninaia</i> , | Acc. | <i>ninauwa</i> , |
| Abl. | <i>nulia</i> . | Abl. | <i>nuluwa</i> . |



Gefürchteter Zauberarzt der Diäri.



Diäri.

Dritte Person.

Nom. *naua*, er (in der Ferne oder unbekannt).
 Gen. *nunkani*,
 Dat. *nunkangu*,
 Acc. *nina*,
 Abl. *nulu*.

Dritte Person.

Nom. *nania*, sie (gegenwärtig).
 Gen. *nankani*,
 Dat. *nankangu*,
 Acc. *nanaia*,
 Abl. *nandruja*.

Dritte Person.

Nom. *naniwa*, sie (bekannt, nicht gegenwärtig, aber in der Nähe).
 Gen. *nankaniwa*,
 Dat. *nankanguwa*,
 Acc. *nanana*,
 Abl. *nandruwa*.

Dritte Person.

Nom. *nani*, sie (in der Ferne oder unbekannt).
 Gen. *nankani*,
 Dat. *nankangu*,
 Acc. *nana*,
 Abl. *nandru*.

Dual.

| | |
|---|--|
| Nom. <i>ngali</i> , wir beide (ich und die angeredete Person). | Nom. <i>ngaldra</i> , wir beide (ich und eine andere Person, aber nicht [die angeredete]). |
| Gen. <i>ngalini</i> , | Gen. <i>ngaldrani</i> , |
| Dat. <i>ngalingu</i> , | Dat. <i>ngaldrangu</i> , |
| Acc. <i>ngalina</i> , | Acc. <i>ngaldrana</i> , |
| Abl. <i>ngali</i> . | Abl. <i>ngaldra</i> . |

Nom. *judla*, ihr beide.
 Gen. *judlani*,
 Dat. *judlangu*,
 Acc. *judlana*,
 Abl. *judla*.

| | |
|--|---|
| Nom. <i>pudlaia</i> , sie beide (gegenwärtig). | Nom. <i>pudlawa</i> , sie beide (bekannt, nicht gegenwärtig, aber in der Nähe). |
| Gen. <i>pudlani</i> , | Gen. <i>pudlaniwa</i> , |
| Dat. <i>pudlangu</i> , | Dat. <i>pudlanguwa</i> , |
| Acc. <i>pudlanai</i> , | Acc. <i>pudlanauwa</i> , |
| Abl. <i>pudlalia</i> . | Abl. <i>pudlaliwa</i> . |

Nom. *pudla*, sie beide (in der Ferne oder unbekannt).
 Gen. *pudlani*,
 Dat. *pudlangu*,
 Acc. *pudlana*,
 Abl. *pudlali*.

Plural.

| | |
|--|--|
| Nom. <i>ngaiani</i> , wir (ein Teil der Versammelten). | Nom. <i>ngaiana</i> , wir (alle Versammelten). |
| Gen. <i>ngaianini</i> , [sammelten]. | Gen. <i>ngaianani</i> , |
| Dat. <i>ngaianingu</i> , | Dat. <i>ngaianangu</i> , |
| Acc. <i>ngaianina</i> , | Acc. <i>ngaianana</i> , |
| Abl. <i>ngaiani</i> . | Abl. <i>ngaiana</i> . |

Nom. *jura*, ihr.
 Gen. *jurani*,
 Dat. *jurangu*,
 Acc. *jurana*,
 Abl. *jura*.

| | |
|---|---|
| Nom. <i>tanaia</i> , sie (gegenwärtig). | Nom. <i>tanauwa</i> , sie (bekannt, nicht gegenwärtig, aber in der Nähe). |
| Gen. <i>tanani</i> , | Gen. <i>tananiwa</i> , |
| Dat. <i>tanangu</i> , | Dat. <i>tananguwa</i> , |
| Acc. <i>tananaia</i> , | Acc. <i>tananauwawa</i> , |
| Abl. <i>tanalia</i> . | Abl. <i>tanaliwa</i> . |
| Nom. <i>tana</i> , sie (in der Ferne oder unbekannt). | |
| Gen. <i>tanani</i> , | |
| Dat. <i>tanangu</i> , | |
| Acc. <i>tanana</i> , | |
| Abl. <i>tanali</i> . | |

Deklination des besitzanzeigenden Fürwortes mein.

| Singular. | Dual. |
|--|--|
| Nom. <i>ngakani</i> , mein, meine, mein. | Nom. <i>ngaldrani</i> od. <i>ngalini</i> , meine beiden. |
| Gen. <i>ngakanaia</i> , | Gen. <i>ngaldranaia</i> od. <i>ngalinaia</i> , |
| Dat. <i>ngakanani</i> , | Dat. <i>ngaldranani</i> od. <i>ngalinani</i> , |
| Acc. <i>ngakani</i> , | Acc. <i>ngaldrani</i> od. <i>ngalini</i> , |
| Abl. <i>ngakanali</i> . | Abl. <i>ngaldranali</i> od. <i>ngalinali</i> . |
| Plural. | |
| Nom. <i>ngainani</i> od. <i>ngaianini</i> , meine. | |
| Gen. <i>ngaiananaia</i> od. <i>ngaianinaia</i> , | |
| Dat. <i>ngaiananani</i> od. <i>ngaianinani</i> , | |
| Acc. <i>ngaianani</i> od. <i>ngaianini</i> , | |
| Abl. <i>ngaiananali</i> od. <i>ngaianinali</i> . | |

Im Anschluß hieran teile ich den Anfang des II. Kapitels des Ev. Matthäi aus der oben genannten Übersetzung des Neuen Testaments mit.

Ev. Matthäus, Kap. 2, Vers 1—10.

1. *Jesus matja kupa dankana warai Bethlehemingu, Judaia mitani, Herodini mitaia kaparaia ditjini; mai, jendrangua kana kiri wora tiriwandru Jerusalemingu wokarana wonti.*

2. *Ja jatana wonti: „Woderi nau, Juda-kanaia-kapara matja dankana? Ngangau ngaiani ditji waka nunkani najinala tiriwani, ja wokarana warai nunkangu pantjaterkana ngarila.“*

3. *Herodes, mitaia kaparali, jenia matja ngarana, nau japali ngaruparana wonti, ja nunkangu jela Jerusalemala warupoto.*

4. *Ja nulu kana wolarai Priesta pirna ja jaura jinkinietja pratjana kampana wonti ja tanana jekijekibana wonti, woderi Christus dankananto.*

5. *Ja tana nunkangu jatana wonti: „Bethlehemingu Judaiani“; ngangau jeruja Prophetali dakana wonti:*

6. *Ja jidni Bethlehemiai, Judaia mitani, jidni wata ngadaniemetja nganai Judaia kapara marapuni, a-ai, ngangau jinkangundru kapara dunkala nganai, Nulu kana wolara ngakani, Israel, ngamalkala nganai.“*

7. *Ngadani Herodili kana kiri worana kurukuru karkana wonti ja tanana jiglerali jekijekibana wonti, winta ditji waka wondraterinala.*

8. *Ja nulu tanala Bethlehemia jinpana wonti ja jatana wonti: „Palkanimai ja kupa parparali wontianau, ja jura nina matja mankamankana, ngakangu jaura tikalkanau, ngani bakana wokarananto nunkangu pantjaterkana ngarila.“*

9. *Tanali mitaia kapara matja ngarana, tana palkana wonti. Ja mai, ditji waka nina tanali tiriwa najinala, tanangu ngopera wapana wonti, nau wokaranantuli miri bangala, woderi kupa nganana wonti.*

10. *Tanali nina ditji waka najina, tana murlali pirna mankina wonti.*

Ich teile jetzt ein kleines Vokabularium mit, das sich auf fünf Sprachen der Kolonie bezieht. Um bei der Anfertigung desselben in jeder Hinsicht einen Irrtum zu vermeiden, ließ ich zunächst die betreffenden Wörter von einem englisch sprechenden Eingeborenen übersetzen und dann zurück ins Englische übertragen. Später pflegte ich zweimal zu prüfen, ob ich die Aussprache und die Bedeutung der Wörter richtig aufgefaßt habe; ich verfuhr dabei stets auf die eben angegebene Weise.

Narryngeri. Jede Hordengruppe dieses Stammes hat oder, besser gesagt, hatte eine eigene Mundart. Die in der zweiten Spalte der nachstehenden Tabelle enthaltenen Wörter sind mir von Leuten mitgeteilt worden, die sich nördlich vom Lake Alexandrina aufhielten. Zum Vergleiche führe ich die Wörter, welche die gleiche Bedeutung haben, aus drei anderen Sprachen der Südküste Südaustraliens an.¹⁾

| | <i>Narryngeri</i> | <i>Adelaide Tribe</i> (n. Teichelmann) | <i>Moorundee</i> (n. Moorhouse) | <i>Parnkalla</i> (n. Schürmann) |
|-----------------------------|-----------------------------------|---|--|---------------------------------------|
| Beil | <i>Mörpungi</i> | — | — | — |
| Sonne | <i>Nöngi</i> | <i>Tindo</i> | <i>Nangke</i> | <i>Yurno</i> |
| Wasser | { <i>Nguki</i> <i>Bäränuki</i> | <i>Kauwe</i> | <i>Ngukko</i> | { <i>Kapi</i> , <i>Kano</i> |
| Engländer | <i>Wulguttumi</i> | — | — | — |
| Himmel | <i>Weürrewarre</i> | <i>Karro</i> | — | { <i>Pandari</i> , <i>Ilkari</i> |
| Regen | <i>Parni</i> | <i>Kuntoro</i> | <i>Bukatarru</i> | <i>Wirra</i> |
| Hitze, heißes } Wetter } | <i>Waldi</i> | <i>Gadlagadlando</i> | <i>Woutte</i> | <i>Pai alla</i> |
| Hügel | <i>Ngurli</i> | <i>Karnu</i> | <i>Tepko</i> | <i>Purri</i> |
| Land | <i>Ruwi</i> | <i>Yerta</i> | <i>Ruo</i> | <i>Yerta Yurra</i> |
| Stein | <i>Marti</i> | <i>Pure</i> | <i>Parlko</i> | <i>Kanya</i> |
| Baum | <i>Lamateri</i> | <i>Wirra</i> | <i>Perru</i> | <i>Idla</i> |
| Fisch | <i>Māmi</i> | <i>Parndo</i> | <i>Kuyongo</i> | <i>Kuya</i> |
| Kängeruh | <i>Wangami</i> | <i>Nante</i> | <i>Purroilko</i> | <i>Warru</i> |
| Feuer | <i>Kāni</i> | <i>Gadla</i> | <i>Kappangko</i> | <i>Gadla</i> |
| Frau | <i>Mimini</i> | { <i>Tukkupurka</i> <i>Ngammamitya</i> | <i>Ngammaityu</i> | <i>Ngammaityu</i> |
| Knabe | <i>Ngaueri</i> | { <i>Tinyarra</i> <i>Kurkurra</i> | { <i>Wityarrong</i> , <i>Pipireyu</i> | { <i>Mambama</i> , <i>Marralye</i> |
| Ehemann | <i>Napi</i> | <i>Yerlina</i> | <i>Pewi</i> | <i>Yerdli</i> |
| Ehefrau | <i>Napi</i> | <i>Karto</i> | <i>Loangko</i> | <i>Karteti</i> |
| Mädchen | <i>Bami</i> | <i>Mankarra</i> | { <i>Warkarran</i> , <i>Nguilpo</i> | <i>Kardni</i> |
| Kopf | <i>Kuli</i> | <i>Mukarta</i> | <i>Pertpukko</i> | <i>Kakka</i> |
| Mann | <i>Korni</i> | <i>Meyu</i> | <i>Meru</i> | <i>Yura</i> |
| Nase | <i>Korpi</i> | — | <i>Roonko</i> | — |
| Auge | <i>Pieli</i> | <i>Mena</i> | <i>Korllo</i> | <i>Mena</i> |
| Gesicht | <i>Mauki</i> | — | — | — |
| Kalt | <i>Marankun</i> | <i>Manya</i> | <i>Taako</i> | <i>Minyara</i> |

Die Stämme im Osten des Lake Eyre weichen nicht wesentlich in der Sprache voneinander ab.

¹⁾ G. Taplin, *The Narrinyeri*. Pag. 131 u. 132.

Verzeichnis von Wörtern der Diärsprache.

| | | |
|------------------------------------|------------------------------------|--------------------------------|
| <i>Känä</i> , Mensch. | <i>Dalla</i> , Haut. | <i>Ditjiwaka</i> , Sterne. |
| <i>Ngaperi</i> , Vater. | <i>Mokku</i> , Knochen. | <i>Pokapoka</i> , Scrub. |
| <i>Ngandri</i> , Mutter. | <i>Kidla</i> , Vulva. | <i>Kalti</i> , Speer. |
| <i>Kanku</i> , Knabe. | <i>Turru</i> , Feuer. | <i>Wirra</i> , Busch. |
| <i>Ngüna</i> , Arm. | <i>Mitta</i> , Erde. | <i>Pota</i> , Ding. |
| <i>Milki</i> , Auge. | <i>Pundupundu</i> , Aas. | <i>Noa</i> , Gatte (♂ u. ♀). |
| <i>Milperi</i> , Stirn. | <i>Kalkaura</i> , Abend. | <i>Dara</i> , } öde Gegend. |
| <i>Tara</i> , Schenkel. | <i>Kärwärä</i> , Adler (A. audax). | <i>Pitaru</i> , } |
| <i>Manamperi</i> , Brust. | <i>Mudlakutja</i> , Anführer. | <i>Putturru</i> , Staub. |
| <i>Kumari</i> , Blut. | <i>Kintala</i> , Hund. | <i>Kirra</i> , Bumerang. |
| <i>Tidna</i> , Fuß. | <i>Kälärä</i> , Axt. | <i>Mokka</i> , Schlaf. |
| <i>Mara</i> , Hand. | <i>Putta</i> , Asche. | <i>Kutti</i> , Schwan. |
| <i>Mandra</i> , Bauch. | <i>Pando</i> , See. | <i>Kako</i> , Schwester. |
| <i>Teräpu</i> , Stirnband. | <i>Ditjipinna</i> , Sonne. | <i>Koto</i> , Monat. |
| <i>Pirra</i> , Mulde. | <i>Womma</i> , eine Schlangenart. | <i>Pota marapu</i> , oft. |
| <i>Pirramara</i> , Schild. | <i>Buka</i> , Brot. | <i>Wula</i> , beide. |
| <i>Minka</i> , Höhle. | <i>Kapi</i> , Ei. | <i>Ja</i> , und. |
| <i>Pätärä</i> , Boxwood (E. micro- | <i>Warukatti</i> , Emu. | <i>Marru</i> , schwarz. |
| <i>Kalku</i> , Binsen. [theca). | <i>Kuljakulja</i> , grün. | <i>Maddi</i> , schwer. |
| <i>Talpa</i> , Blatt. | <i>Pinna</i> , groß. | <i>Kaldri</i> , bitter. |
| <i>Pingna</i> , Bluträcherschar. | <i>Kaiari</i> , Creek. | <i>Butju</i> , blind. |
| <i>Nura</i> , Schwanz. | <i>Märäpü</i> , viele. | <i>Panni</i> , nein. |
| <i>Wilpa</i> , Öffnung, offen. | <i>Pota kulnola</i> , einmal. | <i>Jinkani</i> , dein. |
| <i>Tankubana</i> , Morgen. | <i>Toda</i> , Mittag. | <i>Tirri</i> , heftig, zornig. |
| <i>Ditji</i> , Tag. | <i>Tinka</i> , Nacht. | <i>Kuraura</i> , Regen. |

Verzeichnis von Wörtern der Sprache der Nord-Arünta.

| | | |
|-----------------------------------|------------------------------------|-----------------------------------|
| <i>Kwatja</i> , Wasser. | <i>Uluppera</i> , Bein. | <i>Ungunnä</i> , Knochen. |
| <i>Ülä</i> , Feuer. | <i>Multa</i> , Arm. | <i>Apuddä</i> , Stein. |
| <i>Köllä</i> , Fleisch. | <i>Nula</i> , Gesäß. | <i>Ulpa</i> , roter Ocker. |
| <i>Entemulpra</i> , Luftröhre. | <i>Alknä</i> , Auge. | <i>Wulatje</i> , weibliche Brust. |
| <i>Pongel</i> , Brachychiton Gre- | <i>Ütna</i> , Mulde (Wassergefäß). | <i>Nematt</i> , Witchettyart. |
| <i>Hiltjä</i> , Hand. [gorii. | <i>Atnamma</i> , } Grabstock. | <i>Schabba</i> , Witchettyart. |
| <i>Inkä</i> , Fuß. | <i>Namma</i> , } | <i>Irkirke</i> , Laubenvogel. |
| <i>Ilpä</i> , Ohr. | <i>Aknuljä</i> , Hund. | <i>Inkulpa</i> , Tabak |
| <i>Äla</i> , Nase. | <i>Ulpeija</i> , Creek. | (N. suaveolens). |
| <i>Aragetä</i> , Mund. | <i>Asminja</i> , Asche. | <i>Amera</i> , } Wurf Brett. |
| <i>Käputta</i> , Kopf. | <i>Apillä</i> , Baum. | <i>Mera</i> , } |
| <i>Älinjä</i> , Zunge. | <i>Enämä</i> , Gras. | <i>Ulpuringa</i> , Bumerang. |
| <i>Ambirrä</i> , Knie. | <i>Andärä</i> , Fett. | <i>Makulpa</i> , Keule. |
| <i>Tarnpanta</i> , Schwinge. | <i>Urkija</i> , Kriegsspeer. | <i>Tjalta</i> , Speer. |
| <i>Ataquia</i> , Capparid. | <i>J(ö)empa</i> , Jagdspeer. | <i>Mamma</i> , Wunde. |

Verzeichnis von Wörtern der Sprache der Nordwest-Arünta.

| | | |
|-------------------------------|--------------------------------|----------------------------------|
| <i>Erilla</i> , Mann. | <i>Inka</i> , Fuß. | <i>Alknirra</i> , Abend. |
| <i>Aragutja</i> , Frau (alt). | <i>Tëta</i> , Zähne. | <i>Eknirra</i> , Osten. |
| <i>Kwäjä</i> , Mädchen. | <i>Alua</i> , Blut. | <i>Antaknirra</i> , Süden. |
| <i>Ilpä</i> , Ohr. | <i>Andera</i> , Fett. | <i>Altöla</i> , Westen. |
| <i>Älinjä</i> , Zunge. | <i>Kölla</i> , } Fleisch. | <i>Jirrirra</i> , Norden. |
| <i>Alla</i> , Nase. | <i>Garra</i> , } | <i>Antinna</i> , Opossum (Kusu). |
| <i>Alkna</i> , Auge. | <i>Nitaita</i> , Menstruation. | <i>Arilla</i> , Sand. [Geist. |
| <i>Arrägätä</i> , Mund. | <i>Urta</i> , Feuer. | <i>Arbmanarinnja</i> , großer |
| <i>Arinbinba</i> , Lippe. | <i>Kwatja</i> , Wasser, Regen. | <i>Aroa</i> , Felsenwallaby. |

| | | |
|---|-------------------------------------|---------------------------------------|
| <i>Iltja</i> , Hand. | <i>Alinga</i> , Sonne. | <i>Egunja</i> , Asche. |
| <i>Iltjaganja</i> , Finger. | <i>Kuralja</i> , Orion (Sternbild). | <i>Jalta</i> , Kohle. |
| <i>Atna</i> , Kot. | <i>Mara</i> , gnt. | <i>Rerra</i> , Känguruh. |
| <i>Erinja</i> , Geist. | <i>Atjilpa</i> , } Beutelmarder. | <i>Rulla</i> , Holz. |
| <i>Illia</i> , Emu. | <i>Tjilpa</i> , } | <i>Jarilla</i> , Himmel. |
| <i>Balateratjata</i> , Schuhe aus Emufedern. | <i>Calepara</i> , Binsenart. | <i>Totaraterra</i> , } Hölle. |
| <i>Karta</i> , Vater. | <i>Unga</i> , Rohrkolben. | <i>Altoterra</i> , } |
| <i>Loatjira</i> , eine große Eidech- | <i>Jaramba</i> , Honigameise. | <i>Tjalta</i> , Speer. |
| <i>Albaija</i> , } Creek. [senart. | <i>Indä</i> , Spindel. | <i>Mamma</i> , Wunde. |
| <i>Larra</i> , } | <i>Tāna</i> , kleine Mulde. | <i>Ankatala</i> , durstig. |
| <i>Katjia</i> , Kind. | <i>Erijinka</i> , südliches Kreuz. | <i>Umba</i> , urinieren. |
| <i>Apurta</i> , } Hügel, Berg, Stein | <i>Albaija</i> , Milchstraße. | <i>Kunna</i> , schlecht. |
| <i>Purta</i> , } | <i>Ulkata</i> , Schild. | <i>Kwana</i> , innen. |
| <i>Manna</i> , Nahrung aus dem Pflanzenreich. | <i>Bunja</i> , Schatten. | <i>Panga</i> , blind. |
| <i>Kurku</i> , wenig, ein wenig. | <i>Tjabba</i> , Witchettyart. | <i>Albolja</i> , sehr alt. |
| <i>Longa</i> , fern. | <i>Dirkadirka</i> , grün. | <i>Kutta</i> , immer. |
| <i>Wa, wabala</i> , ja. | <i>Urbutja</i> , einige. | <i>Kalla</i> , genug. |
| <i>Itja</i> , nein. | <i>Njara</i> , viele. | <i>Lākindä</i> , so, auf diese Weise. |
| | <i>Njaraknirra</i> , } sehr viele. | |
| | <i>Knirranjara</i> , } | <i>Knirra</i> , groß. |

Verzeichnis von Wörtern der Sprache der Tjiras.

| | | |
|--|--------------------------------|---|
| <i>Wāno</i> , Gras. | <i>Garlar</i> , Unterschenkel. | <i>Mēro</i> , Sonne. |
| <i>Tjun'o</i> , Baum. | <i>Mell</i> , Fuß. | <i>Jülk</i> , Mond. |
| <i>Pundo</i> , Kopf. | <i>Tjungo</i> , Feuer. | <i>Wa(o)k</i> , Wasser. |
| <i>Nomorro</i> , Auge. | <i>Purroma</i> , Rauch. | <i>Madda</i> , Regen. |
| <i>Īnon</i> , Nase. | <i>Gnān</i> , Mann. | <i>Jaujer</i> , Creek. |
| <i>Arro</i> , Mund. | <i>Elluggell</i> , Frau. | <i>Uhla</i> , Berg. |
| <i>Nendulk</i> , Zunge. | <i>Notto</i> , Kind. | <i>Pundanbulk</i> , Hügel. |
| <i>Munin-tjauul</i> , Ohr. | <i>Udello</i> , groß. | <i>Wuttbull</i> , kleiner Hügel. |
| <i>Marawat</i> , Bart. | <i>Unpeien</i> , gut. | <i>Ājuck</i> , Asche. |
| <i>Pundo merr</i> , Kopfhaar. | <i>Unetto</i> , schlecht. | <i>Moro</i> , Knochen. |
| <i>Nier</i> (einsilbig), Zahn. | <i>Wurrurck</i> , Wind. | <i>Garralä</i> , Haut. |
| <i>Wurro</i> , Arm. | <i>Bārikutt</i> , Weißer. | <i>Mondul</i> , viele. |
| <i>Wurro pūrrim</i> , Hand. | <i>Gnān</i> , Eingeborener. | <i>Moin</i> (zweisilbig), Hund. |
| <i>Nānjulk</i> , Finger. | <i>Enigna</i> , heute. | <i>Pillbillma</i> , Nacht. |
| <i>Mürmür</i> , Brust. | <i>Nun-ujūrne</i> , morgen. | <i>Gnū(o)</i> , Tag. |
| <i>Mān</i> , Bauch (oberhalb des Nabels). | <i>Bentodīn</i> , gestern. | <i>Ja, ja</i> . |
| <i>Jirmull</i> , Bauch (unterhalb des Nabels). | <i>Āllim</i> , Sand. | <i>Ākē</i> , nein. |
| <i>Tjer</i> , Oberschenkel. | <i>Wānjū</i> , Lehm. | <i>Mammack</i> , dient als Abschiedsgruß. |
| | <i>Bidnā</i> , Vogel. | |
| | <i>Bararang</i> , Teufel. | |

Verzeichnis von Wörtern der Sprache der Awarai.

| | | |
|-------------------------|------------------------------|-----------------------------------|
| <i>Detpam</i> , Gras. | <i>Tardōk</i> , Vogel. | <i>Tjībin</i> , Regenzeit. |
| <i>Njumbal</i> , Baum. | <i>Mā(o)m</i> , Teufel. | <i>Meraltu</i> , trockene Jahres- |
| <i>Onbam</i> , Kopf. | <i>Mērall</i> , Sonne. | <i>Gnuckmulk</i> , Fliege. [zeit. |
| <i>Öndum</i> , Auge. | <i>Garran</i> , Mond. | <i>Bell</i> , Bremse. |
| <i>Ōngi</i> , Nase. | <i>Wīk</i> , Wasser. | <i>Gurr(a)t</i> , Blut. |
| <i>Öntjelä</i> , Mund. | <i>Wīk</i> , Regen. | <i>Jōk</i> , Bandicoot. |
| <i>Ōnjen</i> , Zunge. | <i>Ōngurru</i> , Creek. | <i>Bellam</i> , Schlange. |
| <i>Ōngānim</i> , Ohr. | <i>Bopall</i> , Fluß. | <i>Gark</i> , Wachs. |
| <i>Gūtabeck</i> , Bart. | <i>Gerā amudiack</i> , Berg. | <i>Wūdda</i> , Opossum (Kusu). |

| | | |
|--------------------------------------|------------------------------------|-----------------------------------|
| <i>Meta</i> , Kopfhaar. | <i>Gērā awaku</i> , Hügel. | <i>Bārekutt</i> ,*) Weißer. |
| <i>Önletma</i> , Zahn. | <i>Wilack</i> , Asche. | <i>Gnall</i> , Eingeborener. |
| <i>Öngurru</i> , Arm. | <i>Önmū</i> , Knochen. | <i>Amūko</i> , guter Mensch. |
| <i>Önnābā</i> , Hand. [hand. | <i>Önwik</i> , Haut. | <i>Awaru</i> , schlechter Mensch. |
| <i>Önnābat kōnbambo</i> , Mittel- | <i>Önlonga</i> , Billabong. | <i>Meit</i> , Wind. |
| <i>Önnābat wāwāko</i> , Finger. | <i>Mōhl</i> , Grabstock. | <i>Auwiang</i> , hungrig. |
| <i>Önmäck</i> , Brust. | <i>Gnāri</i> , Hund. | <i>Lalli</i> , Goanna (große Ei- |
| <i>Önmān</i> , Bauch (oberhalb des | <i>Tjök</i> , Hütte. | <i>Njumball</i> , Holz. [dechse]. |
| Nabels). | <i>Lōwa</i> , roter Ocker. | <i>Önbann</i> , Himmel. |
| <i>Önmūt</i> , Bauch (unterhalb des | <i>Nackpitpitto</i> , rot. | <i>Bangull</i> , Wolke. |
| Nabels). | <i>Walēri</i> , gelb. | <i>Jō</i> , ja. |
| <i>Dāning</i> , Känguruh. | <i>Öndurko</i> , weiß. | <i>Mauunall</i> , nein. |
| <i>Önjētjerringi</i> , Bein. | <i>Bulk</i> , weißer Farbstoff. | <i>Önli</i> , schlecht. |
| <i>Önjā</i> , Oberschenkel. | <i>Önguḷiko</i> , schwarz. | <i>Jebmi</i> , innen. [tergang. |
| <i>Öngarra</i> , Unterschenkel. | <i>Awālack</i> , heiß. | <i>Gan-injibmall</i> , Sonnenun- |
| <i>Önmōbā</i> , Fuß. | <i>Alall</i> , kalt. | <i>Gan-anatli</i> , Sonnenauf- |
| <i>Wāb</i> , Feuer. | <i>Mōja</i> , Nahrungsmittel. | <i>Önjāli</i> , Lippe. [gang. |
| <i>Wa(o)hl</i> , Rauch. | <i>Wārinn</i> , Korrobbori. | <i>Gnūk</i> , Kot. |
| <i>Önmudiack</i> , Mann. | <i>Boam</i> , Ameise. | <i>Adumaro</i> , blind. |
| <i>Önmudiapa</i> , Männer. | <i>Neekpa</i> , Nacht. | <i>Gnurrinn</i> , Emu. |
| <i>Önmandūba</i> , Frau. | <i>Meralli</i> , Tag. | <i>Bibi</i> , Vater. |
| <i>Aleehl</i> , Kind. | <i>Wenlack</i> , heute. | <i>Ellwārung</i> , Mutter. |
| <i>J(ork)joab</i> (einsilbig), Sand. | <i>Lorrewu</i> , morgen. [Vorzeit. | <i>Ajarba</i> , fern. |
| <i>Juhl</i> , Lehm. | <i>Marrawāku</i> , Vergangenheit, | <i>Mammack</i> , dient als Ab- |
| <i>Amudiack</i> , groß. | <i>Önwaku</i> , klein. | schiedsgruß. |

*) *Barekutt*, das Wort der Awarai und Tjiras für den Europäer, kommt übrigens in der gleichen Bedeutung in sämtlichen Sprachen des nördlichen Drittels der Kolonie vor. Es scheint ein Schimpfwort zu sein. Den Fremden des Landes ist es nicht bekannt. Auch *Mammack*, der Abschiedsgruß der beiden genannten Stämme, hat eine weite Verbreitung im Norden: so viel ich weiß, ist dieses Wort bei allen Eingeborenen zwischen der Küste einerseits und dem Daly River und dem Roper River andererseits gebräuchlich.

Kapitel III.

Die Zeichensprache.

Die Zeichensprache spielt im Binnenlande eine große Rolle: unter Umständen wird sie dort ausschließlich oder eben so oft angewandt, wie die Lautsprache. Die Bewohner des Nordens bedienen sich ihrer weniger häufig. Über die Narryngeri vermag ich in dieser Hinsicht keine Auskunft zu geben.

Überall besteht die Zeichensprache in einem Geberdespiel, und zwar in Handbewegungen; der Ausdruck des Gesichts kommt dabei nicht in Betracht. Wir könnten sie also mit vollem Recht eine Sprache der Hände nennen.

Meiner Überzeugung nach vermögen die Eingeborenen des Innern mit derselben Gewandtheit durch sie sich zu verständigen, wie unsere Taubstummen durch ihre weit weniger einfache Geberdensprache.

Suchen wir nun zu ergründen, wodurch die Zeichensprache, deren sich ja alle Völker in mehr oder minder ausgedehnter Weise bedienen, unter unsern Australiern zu ihrer hohen Ausbildung gelangt ist.

Wie wir wissen, jagen die Männer, die zu einer Sippe gehören, die größeren Tiere gern gemeinsam. Da ihre Wurfaffen nicht weit reichen, und sie also gezwungen sind, so nahe wie möglich an das Wild zu schleichen, so dürfen wir als selbstverständlich voraussetzen, daß sie auf diesen Jagden alles laute Sprechen ängstlich vermeiden. Hat nun ein Jäger eine wichtige Wahrnehmung gemacht, so wird er sie, wenn nötig, seinen Genossen nicht durch Zuruf, sondern durch Zeichen mitzuteilen suchen, was sich auf den steppenartigen Ebenen und den kahlen Felsenhöhen, wo der Blick weit umherschweifen kann, oft selbst dann ermöglichen läßt, wenn die betreffenden Personen sich in erheblicher Entfernung voneinander befinden. Ferner wird der Eingeborene, der wie ein Tier der Wildnis, stets vor Feinden auf der Hut ist, ebenfalls darauf bedacht sein, sich nicht durch lautes Sprechen bemerkbar zu machen, wenn er in der Nähe eines fremden Gebietes ist, dessen Bewohner ihm feindselig gesinnt sind. Selbstverständlich wird er auch in diesem Falle nicht selten von der Zeichensprache Gebrauch machen. Aber nicht allein die Furcht vor menschlichen Feinden, sondern auch die vor bösen Geistern ist unter Umständen die Ursache, daß sich die Eingeborenen ihre Gedanken nicht durch die Laut-, sondern durch die Zeichensprache mitteilen. So z. B. gelangte ich eines Abends, lange nach Anbruch der Dunkelheit, zu einem Lager, dessen Insassen durch ihre verstörten Mienen, ihr ängstliches Schweigen und ihre Gestikulationen verrieten, daß sie sich in großer Aufregung befanden. Am nächsten Morgen erfuhr ich dann, ein mutwilliger Teufel habe am Abend vorher Steine in das Lager geworfen. Endlich zwingt in einigen Gegenden die Sitte die Frauen, welche eine nahe verwandte Person durch den Tod verloren haben, sich der Zeichensprache zu bedienen, wenn sie sich ihrer Umgebung verständlich machen wollen.

Aus dem Obigen geht zur Genüge hervor, daß der Eingeborene nicht deswegen häufig von der Zeichensprache Gebrauch macht, weil er eine Vorliebe für das Absonderliche hege oder mundfaul sei, sondern weil in manchen Fällen sein Vorteil es erheischt, daß er jedes laute Sprechen vermeidet. Es darf uns also nicht wunder nehmen, daß unter dem Zwange der Verhältnisse die Geberdensprache, welche auch wohl bei ihm von Anfang seiner Menschwerdung an, wenn ich mich so ausdrücken darf, als eine Ergänzung der Lautsprache gedient hat, nicht nur nicht verkümmert ist, sondern eine hohe, wenn auch einseitige Ausbildung erfahren hat.

Wie schon erwähnt, werden die Zeichen mit den Händen gemacht. Daß dabei auch von den Armen bestimmte Bewegungen ausgeführt werden, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Die Zeichen sind nicht ganz willkürlich gewählt. Entweder sucht die Hand die Umrisse gewisser Gegenstände in der Luft zu beschreiben, oder Merkmale von Menschen, Tieren oder unbelebten Dingen darzustellen, oder Reflexbewegungen wiederzugeben, die für Affekte charakteristisch sind.

Im nachstehenden beschreibe ich einige der Zeichen, damit der Leser sich vorstellen kann, wie diese Zeichensprache beschaffen ist, und der Eingeborene das, was er für recht charakteristisch für einen Begriff hält, durch Handbewegungen wiederzugeben sucht.

Zeichen aus der Zeichensprache der Arünta am Finke River.

Feuer. — Die zusammengelegten Fingerspitzen einer Hand werden in rascher Folge zum und vom Munde bewegt.

Ohne Zweifel soll dieses Zeichen die halb unbewußten Bewegungen einer Person darstellen, die sich die Finger verbrannt hat und, um die Schmerzen zu lindern, auf dieselben bläst.

Wasser. — Die geballte Faust wird im Handgelenke geschüttelt. Der Rücken der Hand ist nach außen gerichtet und der Arm im Ellbogengelenk spitzwinkelig gebogen.

Frau. — Die Hand macht Zitterbewegungen. Der Rücken derselben ist nach oben gerichtet. Die Finger sind gestreckt und etwas gespreizt.

Eingeborener. — Mit dem Zeigefinger werden oberhalb des Scheitels Kreise beschrieben. Die drei letzten Finger sind in die Hand geschlagen.

Wie ich von einer Lubra hörte, sollen durch dieses Zeichen die Haarschnüre dargestellt werden.

Creck. — Die Hand wird bei fast gestrecktem Arme wiederholt von der einen Seite zur anderen bewegt. Ihr Rücken ist nach oben gerichtet, und die Finger sind gestreckt.

Komme. — Die Handbewegungen gleichen völlig denen, die wir machen, wenn wir eine Person durch Winke auffordern, näher zu kommen. Die Finger pflegen nach oben gerichtet und schwach gekrümmt zu sein.

Gehe. — Mit der Hand werden dieselben Bewegungen gemacht, durch die wir eine Person energisch zum Gehen auffordern. Die Finger pflegen ebenfalls nach oben gerichtet und ein wenig gekrümmt zu sein.

Hunger. — Die Hand wird in geringer Entfernung vom Magen wiederholt so auf und ab bewegt, als wolle man einen leichten Gegenstand nach oben schnellen. Die Finger sind gekrümmt und ihre Spitzen auf den Körper gerichtet.

Eins. — Die Hand wird auf und ab bewegt. Der Zeigefinger ist gestreckt; die übrigen sind eingeschlagen.

Zwei. — Die Hand wird in der Richtung von vorn nach hinten vor dem Körper hin und her bewegt. Der Rücken derselben ist nach vorn und unten gerichtet. Der Zeigefinger und der Ringfinger werden abwechselnd gekrümmt und gestreckt; die übrigen Finger sind eingeschlagen.

Drei. — Die Haltung und die Bewegungen der Hand sind die gleichen wie bei der Darstellung des Zeichens für zwei. Statt zwei Finger werden aber drei bewegt.

Vier. — Der Unterschied zwischen diesem Zeichen und dem vorigen besteht darin, daß nicht drei, sondern vier Finger bewegt werden.

Viele. — Dieses Zeichen gleicht völlig dem für vier; es wird aber mit beiden Händen gemacht.

Nein. — Die Innenseite der Hand wird zuerst einen Augenblick dem Gesichte zugewendet und dann rasch in die entgegengesetzte Richtung gebracht. Die Finger sind so gekrümmt, als solle mit der Hand Wasser geschöpft werden, und der Arm bildet im Ellbogengelenk einen stumpfen Winkel.

Ja. — Die flache Hand wird vor dem Körper auf und ab bewegt, und zwar so, daß die Innenseite nach unten gerichtet ist.

Euro (*Macropus robustus*). — Die Hand wird einige Male vorwärts und rückwärts bewegt. Ihr Rücken ist nach oben gerichtet. Die beiden letzten Finger sind eingeschlagen, die übrigen schwach gekrümmt.

Rotes Känguruh (*Macropus rufus*). — Dieses Zeichen weicht nur insofern von dem vorigen ab, als der Zeigefinger und der Mittelfinger bei den Bewegungen der Hand abwechselnd gekrümmt und gestreckt werden.

In bezug auf diese beiden letzten Zeichen bemerke ich, daß bei der schnellen Fortbewegung der Känguruh nicht allein die weiten Sprünge, sondern auch die Pendelbewegungen des mächtigen Schwanzes recht auffallen, und daß die Spur der Hinterfüße dieser Tiere aus den Abdrücken der drei Zehen besteht.

Emu. — Die Hand ist ein wenig geballt. Sie wird langsam auf und ab bewegt, wobei ihr Rücken nach unten gerichtet ist.

Die Handbewegungen erinnern uns lebhaft an das Auf- und Niederschwan- ken des Gefieders eines laufenden Emu.

Eidechse (*loajira*). — Die ausgebreitete rechte Hand wird in vertikaler Richtung geschüttelt. Ihre Innenfläche ist nach links gerichtet und ihr Zeigefinger eingeschlagen.

Honigameise. — Der Zeigefinger wird in sagittaler Richtung bewegt, und zwar so, wie wir es zu machen pflegen, wenn wir eine Person auffordern, näher zu kommen.

Zeichen aus der Zeichensprache der Diäri.

Feuer. — Die flach gehaltenen Hände werden aneinander gerieben.

Dieses Zeichen deutet an, wie man das Feuer durch Reiben erzeugt. Bekanntlich pflegen wir durch dasselbe Vergnügen zu äußern.

Emu. — Die Hand wird ein wenig auf und nieder bewegt. Der Zeigefinger, der Ringfinger und der kleine Finger sind gestreckt. Der Mittelfinger ist in die Hand geschlagen, und der Daumen ruht auf demselben.

Wie die *Arünta*, so wollen auch wohl die Diäri durch die Handbewegungen das Auf- und Niederschwan- ken des Gefieders eines laufenden Emu andeuten. In bezug auf die drei ausgestreckten Finger erwähne ich, daß die Eingeborenen die Fußspur des Vogels durch drei kurze, sich in einem Punkte treffende Striche darstellen. (Taf. XXXI, Fig. 5).

Wasser. — Die halbgeschlossene Hand wird wiederholt zum und vom Munde bewegt.

Dieses Zeichen bedarf wohl keiner Erklärung.

Furcht. — Die Hand wird auf und ab bewegt. Die Spitzen der Finger sind zusammengelegt und nach oben gerichtet.

Wie ich von Eingeborenen hörte, sollen die Fingerspitzen den zusammengekniffenen After eines Menschen vorstellen, bei dem das Entsetzen den höchsten Grad erreicht hat.

Zeichen aus der Zeichensprache der Narryngeri.

Komme. — Wie bei den Arınta.

Was willst du? — Die Hand macht eine einfache Bewegung nach oben, die völlig der gleicht, durch welche wir eine außer Rufweite befindliche Person auf uns aufmerksam zu machen pflegen.

Willkommen. — Die Hand wird auf den Bauch gelegt.

Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, die Zeichensprache sei die allgemeine Verkehrssprache der Eingeborenen. Eine derartige Bedeutung dürfen wir ihr aber aus dem Grunde nicht beimessen, weil bei den verschiedenen Stämmen die Zeichen für die gleichen Begriffe meistens wesentlich voneinander abweichen, wie schon zur Genüge aus den angeführten Zeichen der Arınta und der Diäri hervorgeht, deren Gebiete sich in der Gegend des Lake Eyre beinahe berühren. Höchstens sind wir zu der Annahme berechtigt, daß die Zeichensprache den Verkehr zwischen benachbarten Stämmen, die eine verschiedene Lautsprache haben, ein wenig erleichtere.

Es erübrigt noch, ein paar Worte über die Rauchsignale zu sagen. Jeder Buschmann weiß, daß sich die Eingeborenen durch Rauch Zeichen geben. Bisher ist es aber noch keinem Weißen gelungen, festzustellen, in welchem Umfange auf diese Weise Mitteilungen gemacht werden. Anfang der neunziger Jahre veröffentlichte ein Herr A. T. Magarey einen Aufsatz über Rauchsignale der Südaustralier. Einem kurzen Referate nach, das mir zur Hand liegt — es stammt aus dem Adelaide Observer vom 21. Oktober 1893 — beschreibt er eine größere Anzahl Signale, von denen einige recht kompliziert sind. Ein „ball or balloon signal“ z. B. soll der „Port Darwin Tribe“ auf folgende Weise machen: „The dark smoke is collected in a skin held in the form of a bag inverted over the rising smoke. When the bag is full of smoke one of the blacks who has been assisting releases his hold of the higher end of the bag, whilst the other native gives an upward tendency to the collected smoke by throwing up his arms and allowing the contents of the skin to escape in the form of a dark ball. The manoeuvre can be repeated again and again with great rapidity and regularity, and the resultant signal can be readily seen and recognised.“ Ob sich viele der in der Arbeit beschriebenen Signale so ausführen lassen, daß aus der Ferne erkannt werden kann, was sie bedeuten sollen, muß ich dahingestellt sein lassen. Verschweigen will ich aber nicht, daß die Angaben des Herrn Magarey in der Presse von berufener und unberufener Seite viel Widerspruch erfahren haben. Übrigens kann ein Weißer, der mit dem Leben im Busch nicht vertraut ist, leicht in den Irrtum verfallen, die Eingeborenen machten häufig und auf recht mannigfache Weise von Rauchsignalen Gebrauch, da die Gras- und Buschbrände oft Rauchwolken erzeugen, die eine auffallende Färbung oder Form besitzen. Der Rauch ist nämlich tiefschwarz, wenn er von den harzreichen Triodiaarten, dagegen oft auffallend hell, wenn er von ausgedörtem weichen Grase und abgestorbenen Büschen herrührt. Auf die Form desselben hat der Wind natürlich einen großen Einfluß. An ruhigen sonnigen Tagen nehmen die Rauchwolken meistens die Gestalt einer Säule an. Erreichen sie dann eine große Höhe, so bildet sich auf ihrer Spitze eine mächtige schneeweiße Wasserwolke, die nach oben hin scharf abgegrenzt ist. Zuweilen entsteht in diesem Falle ein Gebilde, das einem riesenhaften Pilze nicht unähnlich sieht. Auch die im Innern ungemein häufig auftretenden Wirbelwinde können auf ähnliche Weise zu Täuschungen Veranlassung geben. Fahren sie über eine Fläche dahin, auf der kurz zuvor Triodiabrände gewütet haben, so reißen sie eine so große Menge Kohlentelchen empor, daß eine hohe dünne Säule von überraschender Regelmäßigkeit entsteht. Zuweilen habe ich derartige Bildungen gegen fünf Minuten lang beobachtet. Waren sie sehr weit von mir entfernt, so schienen sie unbeweglich am Horizonte zu stehen.

Das was ich über das Zeichengeben durch Rauch in Erfahrung zu bringen vermocht habe, ist von geringer Bedeutung. Es gelang mir nur, festzustellen, daß der Jäger durch ein Rauchsignal Hilfe herbeizurufen pflegt, wenn er ein größeres Stück Wild erlegt hat, das er nicht allein fortschaffen kann. Ich will aber nicht unerwähnt lassen, daß mir ein Wulwanga sagte, die Schamanen seiner Heimat könnten vermittels Rauch „sprechen“. Dasselbe behauptet ein Zögling der Missionsstation Point Macleay in einem Briefe, den ich von ihm erhalten habe. Die betreffende Stelle lautet: „And they (the Narryngeri) use smoke signals to talk with. If some men were over Point Sturt want to come to Point Macleay, those at Point Sturt would make a smoke. Point Macleay men would go over and fetch them with a boat“.

Kapitel IV.

Die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers.

Bei wenigen Völkern der Erde sind die Verunstaltungen des Körpers, die von Menschenhand herrühren, so mannigfaltig, wie bei den Eingeborenen Südaustraliens. Die Mehrzahl derselben wird absichtlich, unter dem Zwange des Herkommens hervorgerufen, und nur ein geringer Bruchteil stammt von Verletzungen, die durch keine Sitte geboten werden, zu denen nur ein zufälliges Ereignis die Veranlassung gibt.

In diesem Kapitel wird nur die Rede von den Verunstaltungen sein, welche die Oberfläche des Körpers selbst verändert haben; Hautmalereien usw. finden also keine Berücksichtigung.

Die Anordnung des Textes ist folgende:

I. Verunstaltungen, welche die Sitte fordert, und welche der Hauptsache nach von blutigen Eingriffen herrühren.

Man bezweckt durch dieselben:

- a) den Körper zu verschönern;
- b) die Trauer um den Tod nahestehender Verwandter kund zu geben;
- c) sich geschickter zu bestimmten Verrichtungen des alltäglichen Lebens zu machen;
- d) der Geisterwelt oder der Natur die Erfüllung gewisser Wünsche abzunötigen;
- e) mit Hilfe des Zauberes Personen übernatürliche Kräfte zu verleihen;
- f) junge Burschen für mannbar zu erklären, und Mädchen zur Eingehung einer Ehe zu befähigen;
- g) Übeltäter zu bestrafen und zu kennzeichnen.

II. Verunstaltungen, die in keiner Beziehung zu irgend einer Sitte stehen und nur durch ein zufälliges Ereignis veranlaßt werden.

Zur Verschönerung des Körpers dienen: Narbentätowierungen, die Durchlöcherung des Nasenseptums, das flache Drücken der Nase und das Ausrupfen von Haaren an bestimmten Stellen des Kopfes.

Die zuerst genannte Verunstaltung, die Narbentätowierung, wird bei allen Stämmen von der Süd- bis zur Nordküste in mehr oder minder ausgedehnter Weise vorgenommen. Während Eingeborene Afrikas mit Vorliebe das Gesicht durch Hervorrufung von Narben zu entstellen pflegen, sucht der Australier der Brust, dem Bauche (oberhalb des Nabels), den Oberarmen und den Oberschenkeln

ein anderes Aussehen zu geben. Vor allen Dingen ist es aber die Brust, die sowohl bei den Männern, als auch den Frauen mindestens mit einer größeren oder geringeren Zahl von parallelen Narbenwülsten bedeckt ist.

Man hat behauptet, die Narbentätowierungen seien Stammes- oder Klassenabzeichen. Dieses wird aber von den Südaustraliern stets in Abrede gestellt.

Bei den im Naturzustande lebenden Eingeborenen macht man die zur Erzielung der länglichen Narben dienenden Wunden mit einem Steinmesser oder einem gewöhnlichen Steinsplitter. Die Waramunga und vielleicht auch andere Stämme pflegen vor der Operation das Muster der Tätowierung mit einem Gemisch aus pulverisierter Kohle und Fett auf die Haut zu zeichnen. Wohl stets reicht der Schnitt bis ins Unterhautzellgewebe oder durchtrennt die Haut vollständig; doch ist mir kein Fall zu Gesicht gekommen, wo die Muskulatur in einem nennenswerten Grade verletzt war. Charakteristisch für die Narben dieser Wunden ist eine auffallend starke Keloidbildung. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle stellen sie regelmäßig gebildete, reliefartig hervortretende Stränge dar, die zuweilen die Dicke des kleinen Fingers besitzen (Taf. XXXV, Fig. 12). Sie sind glatt, hart anzufühlen und schwächer pigmentiert als die normale Haut. In der Regel enthalten sie keine Gefäßectasien. Im Laufe der Zeit fallen sie dem Schwunde anheim, und zwar in dem Grade, daß sie bei vielen Greisen keine Wulstung mehr aufweisen.

Was ist nun die Ursache der übermäßigen Hypertrophie des Narbengewebes? Bei einem Europäer z. B. heilt eine Hautwunde, sei sie mit einem scharfen Messer oder einem stumpfen Gegenstande gemacht, mit Hinterlassung einer Narbe, die den Substanzverlust mehr oder minder ausgleicht und nur selten geschwulstförmig wird. Einige Personen jedoch haben eine gewisse Prädisposition zur Narbenkeloidbildung, da bei ihnen viele Wunden eine Narbe hinterlassen, welche die Haut strangförmig überragt. Diese Prädisposition scheint bei allen Eingeborenen Australiens vorhanden zu sein. Australische Ethnographen sowohl, als auch Buschleute behaupten zwar, die Bindegewebshypertrophie würde künstlich durch Stoffe hervorgerufen, die man in die Wunde brächte, wie z. B. Fett und Ocker, Asche, Erde, Dunen usf. Wie ich von Eingeborenen vieler Stämme gehört habe, stellt sich diese eigentümliche Narbenbildung ohne eine besondere Behandlung ein. Auch ich sah oft, daß die Wunden mit einem der genannten Stoffe verunreinigt waren; doch könnten dieselben zufällig hineingeraten sein oder als Heilmittel und zur Linderung des Schmerzes gedient haben. Es ist aber anzunehmen, daß eine Wunde, die infolge starker Verunreinigung langsam zur Heilung gelangt, mehr zur Bildung von Narbengeschwülsten neigt, als eine rasch verheilende. Als ich mich im Jahre 1896 an Barrow's Creek aufhielt, sah ich eine Lubra, die eine $\frac{1}{2}$ Meter lange, unregelmäßig verlaufende und auffallend stark gewulstete Narbe auf dem Rücken hatte. Diese und einige im Oberschenkel sollten von Verletzungen herrühren, die ihr im Streite von einem „black-fellow“ (wahrscheinlich der betrogene Ehemann) beigebracht worden seien. In diesem Falle ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß die Lubra die Narbenwülste durch eine besondere Behandlung hervorgerufen habe. Von wesentlicher Bedeutung für die Entstehung der hypertrophischen Narben scheint aber die Beschaffenheit der Wunde zu sein. Eingeborene der Nordküste behaupteten mir gegenüber, Schnitte, die mit einem Steinsplitter gemacht würden, erzeugten stärkere Wülste, als solche, die von Glassplittern herrührten. Eiserne Messer dagegen würden nie zu dem in Rede stehenden Zweck verwandt, da die mit ihnen gemachten Schnitte Narben hinterließen, die nur wenig die Haut überragten. Aus dieser Behauptung können wir entnehmen, daß Wunden mit unregelmäßigen Rändern (Rißwunden) eine stärkere Hypertrophie des Bindegewebes hervorrufen, als solche, die glatte Ränder (Schnittwunden) besitzen.

Auf eine Eigentümlichkeit will ich noch aufmerksam machen. Die dicksten

Narbenwülste sieht man regelmäßig auf der Brust, oberhalb des Processus ensiformis. Sie haben hier nicht selten eine Breite von 10—20 mm und eine Höhe von 10—15 mm.

Außer den länglichen Narben bemerkt man bei vielen Leuten (besonders Frauen) der nördlichen Stämme runde, die ebenfalls zur Verzierung dienen. Diese runden Narben haben einen Durchmesser von 5—6 mm und erheben sich nur wenig oder gar nicht über das Niveau der Haut. Sie besitzen eine gewisse Ähnlichkeit mit denen, die nach der Verheilung der Impfpocken zurückbleiben. Man ruft sie durch Brennen mit glimmenden dünnen Zweigen hervor.

Die beiden Narbenarten finden sich nur an bestimmten Stellen des Körpers vor, und zwar nach Mustern angeordnet, die bei den verschiedenen Stämmen wenig voneinander abweichen.

Die länglichen Narben der Brust und des Bauches sind horizontal und parallel. Ihr gegenseitiger Abstand beträgt durchschnittlich gegen 2 cm. Oft zeigen sie eine deutliche Gruppierung.

Bei den Stämmen des Binnenlandes besteht die Tätowierung auf der Vorderseite des Rumpfes (Taf. XXXV, Fig. 7, 10, 11) aus 5—20 Narben von 10—25 cm Länge. Diese beschränken sich stets auf den Hautteil zwischen dem Manubrium sterni und dem Nabel. Bei einer geringen Zahl von Narben ist der Bauch nicht tätowiert. Die Weiber dieser Stämme scheinen weniger Wert auf eine derartige Verzierung zu legen: gewöhnlich sind ihre Narben kürzer und nicht so zahlreich, als die der Männer. Die Brüste halten sie frei von Verunstaltung.

Die Narryngeri und ihre Nachbarn sollen ehemals die Vorderseite des Rumpfes auf die gleiche Weise verziert haben. Heutzutage wird zwischen Spencer's Gulf und der Ostgrenze die Narbentätowierung nicht mehr ausgeübt.

Die Brust- und Bauchtätowierung der nördlichen Stämme (zwischen dem 15. Breitengrade etwa und der Küste) ist mannigfaltiger. Die parallelen, horizontalen Narben finden sich nur zwischen den Brustwarzen — selten dem Manubrium sterni — und dem Nabel vor. Bei den Männern haben die zwei oder drei ersten eine Länge von 18—20 cm; die übrigen, gegen 15—20 an der Zahl, bilden zwei von oben nach unten laufende Reihen, die zwischen dem Processus ensiformis und dem Nabel einen Hautstreifen von 3—4 cm Breite freilassen (Taf. XXXV, Fig. 1 a, 3 a, 6, 8 a). Bei den Weibern dagegen bemerkt man in der Regel unterhalb der Brüste nur 4—6 parallele Narben von 10—18 cm Länge. Oberhalb der eben besprochenen Tätowierung findet sich bei den Weibern mancher Stämme (Wulna, Larakia, Minnitji usw.) eine Hautverzierung vor, die aus 1—2 0,5 cm langen parallelen Narben in bandförmiger Anordnung besteht. Ein derartiger aus Narben gebildeter Streifen läuft entweder von dem acromialen Ende des einen Schlüsselbeines in flachem Bogen über das Manubrium sterni zu der des anderen (Taf. XXXV, Fig. 5 a), oder er nimmt seinen Anfang in der Gegend der Schulterhöhe der einen Seite und endet über der Mitte des Sternums (Taf. XXXV, Fig. 2 a, 5 a, 9 a). Sind zwei derartige Bänder vorhanden, so bilden sie zusammen eine V-förmige Figur (Taf. XXXV, Fig. 2 a, 9 a). — Übrigens scheint eine ähnliche Verzierung unter den Süd-Ariüta vorzukommen. Zwischen den Mac Donnell Ranges und dem Unterlaufe des Finke River sah ich nämlich hin und wieder Lubra, die auf beiden Seiten der Brust zwischen dem Schultergelenke und der Mitte des Sternums zwei strichförmige schräge Narben, oder ein aus solchen Narben gebildetes sehr kurzes Band hatten.

Wie schon erwähnt, pflegen nördliche Stämme durch Brennen mit glimmenden Stückchen von Zweigen eine Tätowierung hervorzurufen. Meinen Aufzeichnungen nach nahm ich dieselbe nur bei den Wulna, Larakia und Minnitji wahr, also bei den Stämmen, deren Weiber häufig durch eine der kurz zuvor erwähnten Tätowierungen ausgezeichnet sind. Diese runden Narben sind immer einzeilig angeordnet und bilden einfache oder doppelte Bogen zwischen der Vorderseite des Schulter- oder des Ellbogengelenkes und der Mitte des Sternums oder dem

Processus ensiformis (Taf. XXXV, Fig. 1 a, 4 a, 5 a). In dieser Anordnung kommen sie bei beiden Geschlechtern vor. Manche Weiber haben alle bisher genannten Muster auf ihrer Brust vereinigt (Taf. XXXV, Fig. 5 a).

Bei der Beschreibung der Tätowierungen der übrigen Körperteile kann ich mich kürzer fassen.

Was die Narben auf dem Oberarme betrifft, so bestehen sie zwischen dem 15. und 25. Breitengrade bei Männern und Frauen aus senkrechten und wagerechten parallelen Wülsten von 1—7 cm Länge. Ihre Gesamtzahl beläuft sich zuweilen auf zwanzig. Sie sind häufig paarweise angeordnet und befinden sich auf der Vorder- und Außenseite des Oberarmes gleich unter dem Schultergelenke (Taf. XXXV, Fig. 7, 10, 11, 12). Die senkrechten Narben pflegen über den wagerechten angebracht zu sein. Das Muster dieser Tätowierung zeichnet sich übrigens durch große Unregelmäßigkeit aus, besonders bei den Bewohnern der südlichen Binnenlandshälfte; denn die Striche zeigen nicht allein bedeutende Abweichungen in der Länge und Zahl, sondern sie sind gar oft auch mehr oder weniger schräg gestellt.

Im Norden fehlen gewöhnlich die wagerechten Narben; die senkrechten dagegen sind nicht selten in zwei Reihen angeordnet (Taf. XXXV, Fig. 4 d). Daß bei den Larakia, Wulna und Minnitji die Tätowierung der Brust auf die Oberarme übergreift, habe ich bereits erwähnt.

Im Binnenlande trifft man häufig Männer und nicht selten auch Frauen an, deren Hüften und Oberschenkel mehr oder minder zahlreiche Narben aufweisen. Wie wir später bei der Besprechung der Trauerwunden sehen werden, dienen diese Narben streng genommen nicht als Schmuck. Im nördlichen Küstengebiet hingegen huldigen beide Geschlechter der Sitte, sich Wunden über den Trochanteren beizubringen oder beibringen zu lassen, um durch die Narben ihren Körper zu zieren. Das Muster, nach dem die Schnitte gemacht werden, besteht bei den Larakia, Wulna, Wulwanga, Minnitji und anderen Stämmen in einer Anzahl (bis zu fünfzehn) paarweise geordneter, gegen 8 cm langer Striche, die mehr oder minder wagerecht sind und in ihrer Gesamtheit einen von oben nach unten gerichteten Streifen bilden (Taf. XXXV, Fig. 1 b, 2 c, 3 b). Daß man sich nicht immer streng an dieses Muster hält, können wir aus den Figuren 9 b u. 9 c auf der Tafel XXXV entnehmen. Die Eitelkeit ist aber nicht allein die Ursache dieser Verunstaltung; sagten mir doch Wulna und andere Eingeborene, daß man sich die Oberschenkel- und Hüftwunden, deren Narben zur Zierde dienen sollten, oft anläßlich eines Todesfalles in der Familie beibringe.

Wie alt ist der Eingeborene, wenn mit seiner Tätowierung begonnen wird? Bei den Kaititje sah ich einen Knaben im Alter von einigen Wochen, der auf der Brust und dem Bauche oberhalb des Nabels eine Anzahl langer wagerechter Narben hatte, die noch stark hyperämisch waren. Drei von diesen zeigten eine schwache Wulstung. In der Regel wird aber im Binnenlande mit der Tätowierung der Knaben und Mädchen bis zu deren Geschlechtsreife gewartet. Auch an der Nordküste schreitet man erst dann zu der Tätowierung der jugendlichen Leute, wenn diese das mannbare Alter erreicht haben. Bei den Wulna, Larakia und Minnitji gilt es als feststehende Regel, die Burschen nicht vor der Weihe zu tätowieren. Ich führe hier einige diesbezügliche Tagebuchnotizen an.

„Knuckey's Lagoon, 7. Oktober 1897. — In der Nähe des Creek traf ich vier junge Wulna, die vor kurzem in die Gesellschaft der Männer aufgenommen worden sind. Auf der Brust haben sie keine Narben, auf den Oberarmen dagegen befinden sich einige oberflächliche, wagerechte Schnittwunden, die mit einer Kruste von Wundsekret und Schmutz bedeckt sind.“

„Knuckey's Lagoon, 14. Oktober 1897. — Als es am Nachmittage stark zu regnen begann, suchten sieben junge Wulna Schutz in meiner Hütte. Sie sind mit einer Ausnahme kürzlich in den Bund der Erwachsenen aufgenommen worden. Auf einem Arme haben sie halbverheilte vertikale Wunden; andere Narben-

tätowierungen sind nicht vorhanden. Ihr Alter schätze ich auf fünfzehn bis neunzehn Jahre.“

„Knuckey's Lagoon, 18. Oktober 1897. — Am Morgen kamen neun Wulna zu meinem Lagerplatze. Unter ihnen befand sich ein „young man“, der auf jedem Arme zwei frische senkrechte wulstige Narben und auf der linken Seite der Brust eine aus runden halbverheilten Wunden bestehende hakenförmige Figur hat, die auf der Vorderseite des Ellbogengelenkes ihren Anfang nimmt und sich bis zum Processus ensiformis erstreckt.

Wohl nur ausnahmsweise bringen die Eingeborenen sich selbst die Wunden bei, deren Narben zur Verzierung dienen sollen; gewöhnlich ist es ein naher Verwandter, der sich dazu hergibt. Bei keinem Stamme ist es üblich, einer Person alle Tätowierungswunden auf einmal beizubringen. Wie ich mich wiederholt überzeugen konnte, ist es Brauch, in einer Sitzung eine kleine Anzahl von Schnitten zu machen, oder nur die Brandwunden zu erzeugen, welche zur Hervorrufung einer Figur nötig sind. Ungefähr im Laufe eines Jahrzehntes wird auf diese Weise die Tätowierung zum Abschluß gebracht.

Was die Durchbohrung des Nasenseptums anbetrifft, so wirkt sie durchaus nicht entstellend; nur das Tragen eines Nasenstabes gibt den Leuten ein lächerliches Aussehen. Da das Septum bei den Eingeborenen mehr verdeckt ist, als bei den Europäern, so wird das Loch in vielen Fällen erst dann sichtbar, wenn man die Flügel etwas in die Höhe drückt.

Sowohl im Innern, als auch an der Nordküste habe ich meines Wissens unter den Eingeborenen keine erwachsene Person getroffen, deren Nasenscheidewand nicht durchbohrt war. An der Südküste dagegen ist auch die so fest unter den Australiern eingewurzelte Sitte in Verfall geraten, in der Nase einen Stab zu tragen. Am westlichen Ufer des Lake Alexandrina besuchte ich die Hütte einer aus vier Eingeborenen, zwei Männern und zwei Frauen, bestehenden Gesellschaft, von denen drei kein Loch im Septum hatten. Als ich mich nach dem Grunde hiervon erkundigte, gab man mir zur Antwort, sie hätten keine Knochen, die als Nasenstäbe verwandt werden könnten, da die Kängeruh in der Nachbarschaft ausgestorben seien.

Meiner Meinung nach muß durch das Tragen eines Nasenstabes die Nasenspitze etwas flacher werden; da auf diese durch das verhältnismäßig schwere Gewicht des Schmuckstückes beständig ein Zug nach unten ausgeübt wird. Auch die Stöße und Zerrungen, denen die weit vom Gesicht abstehenden Enden des Stabes naturgemäß ausgesetzt sind, bleiben wohl schließlich nicht ohne Einfluß auf die Gestalt der Nase. Diese Veränderungen sind aber jedenfalls sehr geringfügig; denn der Stab wird nur bei besonderen Veranlassungen, wie Tänzern, Zeremonien, Empfängen von Gästen usw. getragen. Höchstens sieht man einen jungen Gecken mit dem Schmuckstück häufig umherstolzieren, der die Aufmerksamkeit der Weiber auf sich lenken will. Daß die Nasenspitze infolge der Durchbohrung des Septums zum Teil ihrer Stütze beraubt werde, ist wohl nicht anzunehmen.

Schon in der Jugend wird den Australiern das Nasenseptum durchbohrt. Im Binnenlande und an der Nordküste sah ich Knaben im Alter von 10—14 Jahren, die einen Nasenstab trugen. Obwohl die Vornahme der Durchbohrung bei einigen Stämmen mit zeremoniellen Handlungen verknüpft ist, so glaube ich doch nach den Aussagen von Eingeborenen annehmen zu müssen, daß dieselbe in keinem nahen Zusammenhange mit den Zeremonien usw. steht, durch die die jungen Burschen zu „young men“ gemacht werden.

Für die in Rede stehende Operation verwendet man einen spitz geschliffenen Kängeruhknochen. Um die Verwachsung der Wundränder zu verhindern, läßt man denselben so lange in der Nase stecken, bis die Heilung eingetreten ist.

Dem eben Gesagten füge ich eine Tagebuchnotiz über die Operation an

einer Lubra hinzu, deren Loch in der Nasenscheidewand sich während einer langen Gefangenschaft bei einem fremden Stamme geschlossen hatte.

„Lager am Frew River, 1. Oktober 1896. — Zwei Weiber schliften ein gegen 15 cm langes Stück einer Kängeruhfibula auf einem Steine spitz. Mit demselben wollte die Jüngere das Nasenseptum der Älteren durchstechen. Gegen Abend wurde die Operation ausgeführt. Sie ließen den Knochen in der Wunde stecken, damit das Loch sich nicht durch Verwachsung der Wundränder schlosse. In der Nacht hörte ich die Operierte häufig seufzen und stöhnen. Am Morgen war der untere Teil der Nase geschwollen und die Oberlippe mit eitrigem Sekret bedeckt; auch hatte die Lubra noch starke Schmerzen, wie sie sagte.“

Die Sitte, den Kindern im zarten Alter die Nase flacher zu drücken, findet sich stellenweise, wenn nicht überall, zwischen dem 20. und 30. Breitengrade vor. Es scheint aber, daß sie bei den in Frage kommenden Horden nur von wenigen Müttern befolgt werde. Genaue Angaben kann ich deshalb nicht über ihre Verbreitung und die Häufigkeit ihres Vorkommens machen, weil die Lubra gern einen Fremden belügen, wenn er wissen will, wie die Kinder behandelt werden. Übrigens ist es mir nicht aufgefallen, daß die Bewohner des Innern flachere Nasen haben, als z. B. die Narryngeri und die Eingeborenen des nördlichen Binnenlandes.

Im Innern fällt jedem Fremden sofort die „hohe“ Stirn der Männer auf, die diesen trotz des unschönen Gesichtes im Verein mit dem prächtigen Vollbarte und den langen Zotten des Kopphaares ein ehrwürdiges Aussehen verleiht. Es ist dort nämlich Sitte, einen ein bis zwei Finger breiten, mondsichelförmigen Streifen der Behaarung der Stirn auszurupfen. Die Lubra huldigen nicht dieser Sitte. Alle Stämme nördlich von Tennant's Creek entfernen den Bart durch Ausrupfen oder Abschneiden bis auf einen spärlichen Rest. Die Wulwanga bekleben zu diesem Zwecke die Haare zuerst mit Wachs und reißen sie dann aus. Gewöhnlich lassen jedoch die betreffenden Eingeborenen die Haare am Kinn eine Länge von 6—8 cm erreichen, wodurch manches häßliche Gesicht ein wahrhaft diabolisches Aussehen bekommt. In Reisebeschreibungen usw. liest man nicht selten, der Bartwuchs der Nordaustralier sei ein sehr geringer. Daß dieses nicht der Fall ist, sieht man, wie schon früher erwähnt, an dem dichten, buschigen Schnurrbart vieler zivilisierter Eingeborenen auf den Goldfeldern und in den Ortschaften zwischen dem Pine Creek und der Nordküste.

Der Eingeborene äußert seine Trauer über den Tod naher Verwandter und der Personen, die mit ihm sehr eng durch gesellschaftliche Einrichtungen verbunden sind, hauptsächlich dadurch, daß er sich Verletzungen zufügt, deren Heilung oft Monate in Anspruch nimmt. Ich will dahingestellt sein lassen, ob dieser Sitte die Absicht zugrunde liegt, großen seelischen Schmerz durch körperlichen Schmerz zu betäuben. Jedenfalls haben wir diese Selbstpeinigung in der Mehrzahl der Fälle nicht als einen Ausbruch leidenschaftlicher Erregung zu betrachten, sondern nur als die Befolgung eines feststehenden Trauerbrauches. Ob sich ein Eingeborener bei großem Seelenschmerz freiwillig, d. h. durch keine Sitte gezwungen, Quälereien unterzieht, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben. Im Lande der Kaititje traf ich einmal einen jungen Mann, der eine tiefe Oberschenkelwunde hatte, welche er sich nach der Aussage seines Genossen aus Kummer, daß ihm sein Weib geraubt sei, beigebracht haben sollte. Das ist der einzige zu meiner Kenntnis gelangte Fall, der darauf hinzudeuten scheint, daß der Eingeborene im Übermaße des Schmerzes gegen den eigenen Körper wütete, ohne dazu durch Sitte und Herkommen gezwungen zu sein.

Im Binnenlande bringt sich der Mann in Trauerfällen einen gegen 7—8 cm langen tiefen Schnitt zwischen dem oberen Rande des Hüftbeines und der Mitte des Oberschenkels mit einem Steinmesser bei (Taf. VI, Abbild. 1). Das Messer hält er wie einen Dolch in der vollen Faust und reißt es mehr oder minder

wagrecht von hinten nach vorn durch die Muskulatur. Obwohl die Schnitte gar oft beinahe bis zum Knochen reichen, so kommen Todesfälle infolge Verletzung wohl äußerst selten vor. Selbst die Leistungsfähigkeit des Beines scheint nach der Heilung nicht einmal merklich verringert zu sein. Die Narben sind breit, und ihre Grenze gegen die normale Haut bildet oft eine unregelmäßige Linie. Sie besitzen eine schmutzig-bräunlich-gelbe Färbung und sind manchmal nicht viel stärker pigmentiert als die Handflächen und Fußsohlen. Gewöhnlich liegen sie tiefer als die umgebende Haut, wodurch sie sich schon auf den ersten Blick von den eigentlichen Ziernarben unterscheiden.

Unter den Stämmen zwischen dem Catherine River und der Nordküste bekommt man nicht häufig einen Eingeborenen zu Gesicht, der außer den Narben, die durch ihre Wulstung und regelmäßige Anordnung sich als Ziernarben kennzeichnen, noch andere aufzuweisen hat, deren Beschaffenheit verrät, daß sie von tiefen Schnittwunden herrühren. Wie ich schon oben bemerkt habe, wird nach den Angaben, die ich Wulna und anderen Eingeborenen verdanke, manche Tätowierungswunde anlässlich eines Todesfalles gemacht. Hiernach herrscht also auch unter den Männern der nördlichen Stämme die Sitte, tiefe Trauer durch Einschnitte in die Hüften und Oberschenkel zu äußern.

Die Verletzungen, die sich die Weiber aus dem gleichen Anlasse zufügen, sind bei vielen Stämmen ebenso schwer, und nicht selten schmerzhafter, als die Beinwunden der Männer. Wir dürfen hieraus aber nicht den Schluß ziehen, daß das weibliche Geschlecht eine ebenso große Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen besäße, als das männliche. Nein, der Mann besitzt in dieser Hinsicht den Stoizismus eines Dakota. Nie habe ich Männer schreien hören, die im Kampfe schwer verwundet zu Boden sanken; während ich im Innern oft Frauen sah, die sich mit einem zerschmetterten Arme oder einer Speerwunde in den Beinen heulend im Sande wälzten. Es ist die Herrschsucht und Unerbittlichkeit der alten Männer, die das von Natur aus leichtfertige und oberflächliche Weib zur strengen Beobachtung der Sitte zwingt. Hiermit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Weiber sich stets bei der Ausübung des Trauerbrauches so zurückhaltend wie möglich zeigen. Ohne Zweifel werden gar manche durch den Anblick ihrer blutenden, wie Tollhäslerinnen sich geberdenden Genossinnen schließlich in eine Art Raserei versetzt und bereiten sich dann größere Qualen, als die Sitte fordert.

Durch Schläge und Stöße mit den Grabstöcken usw. wüten die Weiber fast aller Stämme der Kolonie gegen den eigenen Körper, wenn sie die Größe ihrer Trauer zeigen müssen. Im Innern sah ich ältere Lubra, die mit Beulen und Wunden bedecktem Kopfe blutüberströmt von Gräbern zum Lagerplatze zurückkehrten. Ob im Gebiete der Mac Donnell Ranges und sonstwo auch beim weiblichen Geschlechte der Trauerbrauch herrscht, Hüften und Oberschenkel durch tiefe Schnitte zu verletzen, ist mir unbekannt geblieben. Im Lande der Warumunga, Tjingale und anderer Stämme des nördlichen Binnenlandes schlitzen sich die Lubra beim Tode bestimmter Personen die Kopfhaut auf. Sie verfahren dabei auf die Weise, daß sie ihren meißelförmig geschärften Grabstock mit beiden Händen in die behaarte Kopfhaut stoßen und diese dann 12—15 cm lang in sagittaler Richtung aufreißen. Ich sah Weiber, die außer einer derartigen Wunde zwei mit dieser parallele Narben auf dem Scheitel hatten. Weiter nordwärts bei den Larakia, Wulwanga, Wulna, Tjiras usw. tragen Frauen unverfügbare Zeichen ehemaliger Trauer um den Verlust eines Ehemannes in Gestalt 1,5—2 cm langer Narben auf dem Rücken (Taf. XXXV, Fig. 2 b u. 5 b). Diese Narben bedecken entweder die ganze Hautpartie des Rumpfes, die rechts oder links vom Rückgrat zwischen dem oberen Rande des Schulterblattes und dem Sitzbein gelegen ist, oder sie beschränken sich auf die obere Hälfte dieses Teiles, also auf die Haut des Rückens, die die Rippen der einen Seite deckt. Da sie schmal und wenig gewulstet sind, so glaube ich, daß sie von oberflächlichen Wunden herkommen.

Häufig verlaufen sie in der Richtung von oben nach unten. Ich zählte oft mehr als hundert derartiger Narben an dem Körper eines Weibes. Ja, bei einer fünf- und zwanzigjährigen verwitweten Larakia, die jedenfalls mehr als einen Trauerfall in der Familie erlebt hatte, war die ganze Hinterseite des Rumpfes voll Narben, und die Zahl derselben betrug gegen zweihundert.

Was die Verunstaltungen anbetrifft, durch die die Eingeborenen eine größere Geschicklichkeit in bestimmten Verrichtungen des alltäglichen Lebens zu erlangen glauben, so beschränken sie sich auf Brandnarben und das Fehlen zweier durch Amputation entfernter Fingerglieder.

Die Brandnarben dieser Art gleichen in jeder Hinsicht denen, welche ich bei der Besprechung der Narbentätowierung erwähnt habe. Ich nahm sie nur auf der Vorderseite der Arme einiger Leute (besonders Frauen) des Arünta-, Kaititje- und Waramungastammes wahr. Stets waren sie regellos auf der Haut zerstreut und zeigten große Schwankungen in betreff der Zahl. Z. B. eine Lubra vom Stamme der Kaititje hatte auf dem linken Vorderarme vierzehn und auf dem rechten sechs linsengroße Narben; bei einer anderen dagegen, die zu derselben Horde gehörte, zählte ich auf dem einen Arme fünf und auf dem anderen drei solcher Narben. Es scheint, daß man in einigen Gegenden den Zweck dieser kleinen Verunstaltung vergessen habe, wenigstens konnte man mir an Tennant's Creek und am Sterling Creek keine Auskunft über denselben geben. Vielleicht dienen dort die Narben nur zur Verzierung des Körpers. Arünta am Finke River hingegen teilten mir mit, daß ihre Stammesgenossen in dem Glauben leben, durch die Brandwunden erhielten die Männer eine große Geschicklichkeit im Feuermachen, und werde den Weibern die nötige Kraft zu teil, schwere Lasten Feuerholz zu tragen.

Nach den übereinstimmenden Angaben von Eingeborenen der drei genannten Stämme ruft man die Brandwunden, von denen die Narben herrühren, auf die Weise hervor, daß man ein $\frac{1}{2}$ cm langes, an dem einen Ende angezündetes Zweigstückchen vom „sodabush“ aufrecht auf die Haut stelle und es dort verbrennen lasse. Erwähnen will ich, daß mir ein intelligenter halfcaste des Waramungastammes sagte, man entferne den Rest des Stöckchens, bevor die Glut ihn vollständig verzehrt habe, auch feuchte man vorher die Haut der betreffenden Stelle stark an. Jedenfalls kommt es immer zu einer Verbrennung dritten Grades, da sonst keine Narbe zurückbleiben würde. Übrigens wendeten früher auch unsere Ärzte ähnliche Brennzylinder (Moxa) an, um einen oberflächlichen Brandschorf hervorzubringen. Diese Zylinder bestanden aus Watte, die ein Stückchen Leinwand umschloß, und die gegen 3 cm hoch waren. Man zündete sie an dem einen Ende an und hielt sie mit dem anderen vermittels einer Zange so lange auf die betreffende Hautstelle, bis sie verbrannt waren. Hinsichtlich des Alters, in dem sich die Eingeborenen dieser Verunstaltung unterziehen, kann ich keine genauen Angaben machen. Wahrscheinlich bringen sie sich die ersten Wunden zu Beginn der Geschlechtsreife bei. Auf der Missionsstation Hermannsburg traf ich fünf zwölf- bis vierzehnjährige Mädchen an, die auf den Vorderarmen eine Anzahl linsengroßer Brandwunden hatten, welche sie sich gegenseitig zu dem erwähnten Zweck gemacht hatten; auch im Lande der Kaititje sah ich mehrere halberwachsene Mädchen mit derartigen Brandwunden. Wie ich von Eingeborenen hörte, und wie mir frische Wunden und alte Narben verrieten, die sich nebeneinander auf der Haut von jungen Lubra befanden, vergrößert man im Laufe von Jahren die Zahl der Narben. Beiläufig gesagt, hatten die jungen Mädchen auf der Missionsstation Hermannsburg durch ihre kleinen Operationen die Veranlassung gegeben, daß unter den weißen Stationsarbeitern das Gerücht entstanden war, die Eingeborenen nähmen zuweilen Impfungen an ihrem eigenen Körper vor, indem sie sich zuerst kleine Wunden beibrächten und diese dann mit Eiter von fremden Personen einrieben.

Die Fingerverstümmelung nahm ich nur an weiblichen Personen der Wagatsch, Pongo-Pongo, Larakia, Wulwanga und Tjiras wahr. Sie besteht in dem Fehlen der beiden letzten Glieder eines Zeigefingers (gewöhnlich der linke). Nach der Angabe eines alten Larakia amputiere man die beiden Glieder mit einer Muschel, nachdem man dieselben durch Umschnürung des Fingers mit einem Faden zum Absterben gebracht habe. Zur Ergänzung des eben Gesagten füge ich folgende Tagebuchnotiz hinzu:

„Rum Jungle, 22. Februar 1898. — Einer jungen Lubra (Wulwanga) und einem kleinen Mädchen, die zu meinem Lagerplatze kamen, fehlen die beiden letzten Glieder des Zeigefingers der linken Hand. Auf meine Frage nach der Bedeutung der Verstümmelung teilte mir die Lubra mit, daß Wulwangamädchen die beiden Fingerglieder abgeschnitten würden, damit sie leichter yam auffinden könnten, als andere. Die Verstümmelung wird ohne Zweifel nicht immer ausgeführt, da die Mutter der Lubra, wie viele andere Wulwangaweiber, sie nicht aufweist. Auch scheint hinsichtlich des Lebensalters, in dem dieselbe vollzogen wird, keine feststehende Regel zu herrschen. Als ich mich nämlich mit der Lubra unterhielt, kam ein junges Mädchen im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren zu uns, an dem die Operation noch vorgenommen werden sollte.“

Der Schamanismus der Australier ist bekanntlich reich an Zeremonien, denen eine übernatürliche Wirkung beigemessen wird. Manche der zeremoniellen Handlungen bestehen der Hauptsache nach darin, daß ein oder mehreren Personen bestimmte schmerzhaft Verletzungen zugefügt werden. Die Narben, die nach der Heilung derselben zurückbleiben, sind für den Eingeborenen etwas ganz Nebensächliches: seine Absicht ist nur, durch das Vergießen von Blut oder das Erdulden von Qualen die Natur oder die Geisterwelt zur Erfüllung seiner Wünsche zu bewegen.

Uns interessieren hier natürlich allein die bleibenden Körperveränderungen, welche die Ausübungen des Zauberwesens zur Folge haben. Ich werde nur das Ausschlagen von Zähnen besprechen, da die übrigen Eingriffe keine Verunstaltung des Körpers hervorrufen. Gewöhnlich sind die zurückbleibenden Narben — nur um solche pflegt es sich zu handeln — so unbedeutend und so wenig augenfällig, daß man sie übersehen würde, wenn man nicht die Aufmerksamkeit auf sie lenke.

Bei den Stämmen zwischen der Flinders Range im Süden und dem Roper River im Norden ist es Brauch, ein oder zwei Schneidezähne des Oberkiefers zu entfernen. Doch verstehen sich hierzu nicht alle Leute: höchstens bemerkt man bei der Hälfte der Erwachsenen eines Stammes die für die Unsitte charakteristische Lücke im Gebiß. Obwohl es sich in der Mehrzahl der Fälle um eine Art Modetorheit handelt, so fällt nicht selten ein Zahn dem Wahne zum Opfer, durch Selbstpeinigung Regenwetter erzwingen zu können. Wünscht man z. B. bei den Kaititje einen ausgiebigen Regen, so brechen „old men“ einem Manne oder einer Lubra einen Schneidezahn aus und hängen diesen in einen Baum.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ich auf der Missionsstation Hermannsburg einen Lurritji getroffen habe, der sich im Alter von dreißig bis fünfunddreißig Jahren einen Schneidezahn im Oberkiefer ausgebrochen hatte, damit ihm bei der Erlernung der Sprache der Arünta das Aussprechen mancher Laute keine Schwierigkeit bereite.

Meinen Aufzeichnungen nach habe ich im Norden an keinem Eingeborenen diese künstliche Verunstaltung des Gebisses beobachtet; wie ich hörte, soll sie dort aber bei einigen Stämmen vorkommen.

Die Operation bewirkt man auf die Weise, daß man das stumpf zugespitzte Ende eines gegen eine Spanne langen Pflockes auf die Außenfläche des Zahnes hält und dann mit einem Steine auf das andere Ende hämmert. Die leidende Person liegt dabei ausgestreckt auf dem Boden. Heutzutage benutzen übrigens einige Stämme, wie die Waramunga und Tjingale, zuweilen anstatt des Pflockes ein eisernes Messer. Ist die Eitelkeit der Beweggrund für das Ausschlagen eines Zahnes, so führt man die Operation nicht selten vor der Geschlechtsreife der betreffenden Person aus.

Im Laufe der Jahre führt das Fehlen von ein oder zwei Schneidezähnen im Oberkiefer zu einer immer größer werdenden Entstellung, da der zahnlose Teil des Alveolarfortsatzes dem Schwunde anheimfällt, das Gebiß infolge der sandigen Nahrung bis auf das Zahnfleisch abgenutzt wird, und nur die der Lücke gegenüberstehenden Zähne ihre ursprüngliche Länge bewahren.

Im Anschluß an das eben Gesagte will ich die Verunstaltung besprechen, die einige Zauberärzte der Arünta aufweisen.

Das Kennzeichen eines Hauptzauberarztes der Arünta ist ein von vorn nach hinten gerichteter Schlitz in der Mitte der Zungenspitze, der etwa eine Länge von 1 cm besitzt. Ob der Zauberdoktor selbst oder einer seiner Kollegen der Urheber der Verunstaltung ist, vermag ich nicht zu sagen, da darüber tiefes Schweigen beobachtet wird. Jedenfalls muß nach der Operation solange ein Pflöck oder dgl. in der Öffnung getragen werden, bis die Wundränder vernarbt sind. Der gewöhnliche Zauberarzt empfängt bei demselben Stamme seine Würde der Hauptsache nach dadurch, daß ihm ein „big fellow doctor“ einen Einschnitt in die Zungenspitze macht und einen spitzen Gegenstand unter den Nagel eines Fingers oder einen gegen 8 cm langen Knochen in einen Oberschenkel treibt. Diese drei zuletzt genannten Verletzungen hinterlassen naturgemäß keine nennenswerte Verunstaltung.

Unter den Verunstaltungen spielen bei den meisten Stämmen der Kolonie die des männlichen Geschlechtsgliedes die Hauptrolle: wird doch durch sie der junge Bursche in die Gesellschaft der Männer aufgenommen und damit zur Eingehung einer Ehe berechtigt. Die Verunstaltungen oder, besser gesagt, Verstümmelungen bestehen in der Circumcision und der Subincision. Beide Operationen werden von allen Stämmen ausgeführt, die sich zwischen dem 15. und 30. Breitengrade befinden. Die am Oberlaufe des Roper River wohnenden Jüngmänner beschneiden alle jungen Burschen und unterziehen die der Subincision, welche von zwei Ältesten (old men) gewaltsam dazu gezwungen werden können. Allen Stämmen der Stromgebiete des Daly River, Adelaide River und der Alligator Rivers ist die Subincision unbekannt. Die südwestlichen derselben üben die Beschneidung aus, während die nördlichen überhaupt keinen operativen Eingriff am Penis vornehmen. Dieses letztere gilt auch von den Narryngeri an der Südküste.

In der folgenden Liste von Stämmen der Kolonie bezeichnet ein * in der mit Circumcision oder Subincision überschriebenen Spalte, daß die betreffende Operation bei dem Stamme ausgeführt wird, mit dessen Namen das Zeichen * in gleicher Höhe steht.

| Stammesname | Circumcision | Subincision | Stammesname | Circumcision | Subincision |
|-------------|--------------|-------------|------------------|--------------|-------------|
| Narryngeri | — | — | Binbinka | * | * |
| Urabunna | * | * | Jöngmän | * | * |
| Diäri | * | * | Tjauen | * | — |
| Yändruwünta | * | * | Wulwanga | * | — |
| Yauroworka | * | * | Plinara | * | — |
| Wonkagnurra | * | * | Mätngelli | * | — |
| Agaminni | * | * | Tjiras | * | — |
| Arünta | * | * | Pongo-Pongo | * | — |
| Lurritji | * | * | Malack-Malack | * | — |
| Kaititje | * | * | Wagatsch | * | — |
| Illiaura | * | * | Wulna | — | — |
| Wagai | * | * | Larakia | — | — |
| Waramunga | * | * | Jermangel | — | — |
| Wolperi | * | * | Minnitji | — | — |
| Tjingale | * | * | Alligator Rivers | — | — |
| Goarango | * | * | Blackfellows | — | — |
| | | | Heutbi | — | — |

Die Subincision kommt stets im Verein mit der Circumcision vor, und zwar wird diese immer früher ausgeführt als jene. Im Binnenlande beschneidet man die jungen Burschen, wenn sie ein Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren erreicht haben. Die Spaltung erfolgt entweder gleich nach der Heilung der Wunde, also nach fünf bis sechs Wochen (Arünta), oder erst im Verlaufe der nächsten Jahre (Tjingale). Zu beiden Operationen bedient man sich zwischen dem 15. und 25. Breitengrade eines steinernen Messers mit einem Griff aus Triodiaharz (Taf. XXI, Fig. 5). Nur am Lake Eyre, wo man diese jetzt nicht mehr besitzt, gebraucht man einen scharfen muschelförmigen Steinsplitter zu diesem Zwecke (Taf. XXIII, Fig. 3). Auch bei den Stämmen der Nordküste, wo die Beschneidung Sitte ist, muß der junge Bursch sich dieser unterziehen, wenn er fünfzehn, sechzehn oder siebzehn Jahre alt ist. Zur Abtrennung der Vorhaut gebraucht man ebenfalls einen Steinsplitter, da auch hier eigentliche Steinmesser nicht angefertigt werden. Bei den meisten Stämmen wird, wenn ich so sagen darf, ein lebender Operations-tisch benutzt, den zwei aufeinanderliegende Männer, den Rücken nach oben gerichtet, darstellen. Um den Burschen am Schreien zu verhindern, steckt man ihm einen Schamschurz oder dgl. in den Mund, und um ihn am Schlagen und Treten zu verhindern, läßt man ihn von drei oder vier Männern halten. Der eine von diesen pflegt während der Operation rittlings auf dem Bauche des Burschen zu sitzen.

Was die Beschneidung betrifft, so wird die Vorhaut, indem ein Assistent sie straff zieht, und ein anderer den Penis an der Wurzel hält, dicht vor der Eichel vom Operateur durchgeschnitten. Die Wulwanga sollen sie außerdem an ihrem oberen Ende mit einem Faden zusammenschnüren. Seine Vorhaut bewahrt der Operierte bei den nördlichen Stämmen, welche die Subincision nicht kennen, in einem kleinen Netzbeutel auf, den er am Halse trägt. Unter diesen Stämmen ist die Mutter des betreffenden Burschen der Sitte gemäß etwas von dem „Fette“ (geröstet oder roh) aus der Wundfläche am Penis. Wie uns Spencer und Gillen mitteilen, haben die Arünta eine ähnliche Sitte: bei ihnen verschlingt ein jüngerer Bruder des Operierten die Vorhaut.¹⁾

Die Subincision besteht in einer Bloßlegung der Harnröhre durch einen Einschnitt, der auf der Hinterseite des Penis vom Scrotum bis zur vorderen Öffnung gemacht wird. Die Operation führt der Operateur rasch in wenigen Zügen aus, wobei der Assistent, der rittlings auf dem Bauche des Burschen sitzt, den Penis möglichst straff spannt. Der Vollständigkeit halber will ich erwähnen, daß mir ein Eingeborener der Strangway Range erzählte, seine Stammesgenossen durchtrennten bei der Subincision zuerst die Haut und erweiterten dann die Wunde bis zur Urethra durch Auseinanderzerren des Gewebes mit beiden Daumen. Obwohl nach den Mitteilungen von Eingeborenen die Operierten durch Blutverlust sehr geschwächt werden sollen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß man bei der Spaltung einen der Hauptschwellkörper (Corpora cavernosa penis) verletzt; die Blutung wird wohl der Hauptsache nach aus dem Schwellkörper (Corpus cavernosum urethrae) stammen, der die Harnröhre einhüllt. Nie hörte ich übrigens von einem Todesfalle infolge der Operation. Beiläufig gesagt, erzählte mir ein Polizist des Innern, ein guter Kenner der Eingeborenen, die Lurritji und Arünta schoben vor der Spaltung des Penis einen Kängeruhknochen in die Harnröhre, damit die Operation sicherer und besser ausgeführt werden könne.

Durch die Subincision will man eine bleibende Spalte im Penis erhalten. Wachsen die Wundränder wieder zusammen, was nicht selten vorzukommen scheint, so wird die Operation wiederholt. Manchmal schließt sich nur der obere Teil der Spalte. Ein Telegraphenbeamter, welchem ein oder mehrere derartige Fälle zu Gesicht gekommen waren, behauptete mir gegenüber, der Stamm,

¹⁾ Spencer und Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*, pag. 251.

unter dem er sich aufhielt, beschränke sich darauf, bei vielen Burschen die untere Hälfte des Penis zu spalten. Zu meinem Leidwesen konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob die Eingeborenen irgend welche Vorkehrungen treffen, um die Schließung der Spalte zu verhindern. Daß ein hölzernes oder knöchernes Stäbchen bis zur Heilung in der Harnröhre getragen werde, wie Paul Foelsche ¹⁾ angibt, ist mir nicht bekannt.

Die Verstümmelung sieht man nur, wenn man den Penis in die Höhe hebt; doch kann man das Vorhandensein derselben sofort aus dem fast doppelten Umfange des Gliedes schließen. Recht charakteristisch für einen whistlecock ²⁾ ist die Art und Weise, wie er uriniert: er stellt sich mit gespreizten Beinen auf und faßt den Penis nicht an. Der Urin fällt dabei so zwischen die Füße, als liefe er über den Rand eines Gefäßes. Nicht gar selten läßt er den Urin aber auch in knieender Stellung, wobei er die Beine ebenfalls gespreizt hält. Dem eben Gesagten füge ich eine Notiz aus einem meiner Tagebücher hinzu.

„Lager am Finke River, 5. Januar 1897. — Als ich auf dem Lagerplatze der Eingeborenen war, kroch ein alter, fast blinder Mann mit grauem Haar aus einer der Hütten und urinierte knieend in eine kleine Grube, die er mit der Hand gemacht hatte. Der Harn lief größtenteils aus der Penisspalte am Hodensack hinunter, und nur ein geringer Teil kam aus der natürlichen Öffnung der Eichel heraus.“

Ich kann in diesem Kapitel natürlich nicht näher auf die Zeremonien eingehen, die durch die genannten operativen Eingriffe veranlaßt werden; auch gehört die Besprechung der Behandlungsweisen der Operationswunden nicht hierher.

Erörtern wir nun die Frage nach der Ursache der Verstümmelungen.

In betreff der Circumcision ist man gemeiniglich nicht um eine Antwort verlegen. Wie bei Völkern der anderen Erdteile, so soll auch bei den Urebwohnern Australiens die häufige Entzündung des inneren Präputialblattes und der Eichel (Balanoposthitis) die Veranlassung gegeben haben, die Vorhaut zu entfernen, um dadurch die Ansammlung des Talgdrüsensekretes zu verhindern. Dieses Sekret übt nämlich, wenn es sich zersetzt, leicht einen so starken Reiz auf die Schleimhäute aus, daß sich dieselben entzünden.

Mich befriedigt diese Erklärung nicht.

Die Entzündung tritt am häufigsten in den ersten Jahren nach dem Beginn der Geschlechtsreife auf, aber keineswegs sehr häufig; auch pflegt sie nur dann stärkere Schmerzen zu verursachen, wenn die Vorhaut so eng ist, daß der Eiter sich nicht gleich einen Weg nach außen zu bahnen vermag. Unter Umständen führt sie aber, wie ich nicht unerwähnt lassen darf, zu einer starken Schwellung der Vorhaut (entzündliche Phimosis und Paraphimosis). Ferner wird die Vorhaut infolge häufigen Beischlafes bedeutend weiter, so daß sie sich mit der größten Leichtigkeit zurückstreifen läßt. Bei vielen Männern bedeckt sie übrigens nur noch ausnahmsweise die Eichel. Die Zeit, wo ihr Vorhandensein von nennenswertem Nachteil sein kann, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist also sehr kurz. Bei einigen Personen ist die Öffnung allerdings so eng, daß der Beischlaf Schmerzen verursacht, und selbst das Urinieren nicht leicht von statten geht. Fälle dieser Art — sie erheischen gewöhnlich einen operativen Eingriff, da durch den Geschlechtsverkehr keine wesentliche Besserung erzielt wird — treten aber so selten auf, daß wir sie bei unseren Erörterungen unberücksichtigt lassen können.

Dies sind die Gründe, weswegen ich die Frage: Ist es wahrscheinlich, daß ein Naturvolk, wie das australische, das gegen körperlichen Schmerz viel unempfindlicher ist, als wir, durch das verhältnismäßig geringfügige, und nicht besonders häufig auftretende Leiden veranlaßt worden ist, eine Sitte einzuführen,

¹⁾ Paul Foelsche, Trans. and Proceed. of the Roy. S. of South Australia. Vol. V, 81—82.

²⁾ Spitzname der Engländer für einen Eingeborenen mit einer künstlichen Hypospadie.

durch die eine größere Summe von Schmerzen und Ungemach erzeugt wird, als durch das Leiden selbst, mit nein beantwortete.

Meiner Meinung nach ist diese Verunstaltung des Penis eine Art Abzeichen des Männerbundes, und sollen die bei ihrer Vornahme verursachten Schmerzen, wie viele andere Quälereien vor der Mannbarkeitserklärung, dazu dienen, die Jünglinge durch Einschüchterung zu willenslosen Werkzeugen der Ältesten zu machen. Daß man das Abzeichen nicht an einer anderen Stelle anbringt, darf uns nicht wunder nehmen, da ja die männlichen und weiblichen Geschlechtsteile sich unter allen Völkern einer größeren Beachtung erfreuen, als die meisten übrigen Teile des Körpers. Überdies muß ja mancher, möge er einem Kultur- oder einem Naturvolke angehören, auf den Gedanken kommen, daß die Vorhaut für einen Erwachsenen ein überflüssiges Gebilde sei, wenn er sieht, daß sie bei Knaben stets die Eichel umschließt, bei Männern hingegen dieselbe sehr oft ganz unbedeckt läßt, und es dann den Anschein hat, als sei sie geschrumpft, dem Schwunde anheimgefallen. Dazu kommt noch, daß das Geschlechtsglied gewissermaßen in Beziehung zu der Mannbarkeitserklärung steht, da der Jüngling durch diese ja die Berechtigung zur Eingehung einer Ehe erlangt.

In dem eben Gesagten bin ich von der Voraussetzung ausgegangen, die Sitte, die Vorhaut zu entfernen, sei ohne Beeinflussung von außen im Lande entstanden. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß Fremde sie eingeführt, oder die Vorfahren der australischen Urbewohner sie schon vor der Wanderung nach dem fünften Erdteile von einem anderen Volke übernommen hätten. Aber auch in diesen Fällen wird ihr Ursprung wohl nicht wesentlich von dem angenommenen abweichen; kommen doch bei vielen Naturvölkern Jünglingsweihen vor, die denen der Australier in mancher Hinsicht sehr ähnlich sind. Daß die Beschneidung bei einigen Völkern, z. B. den Juden, schon in den ersten Lebenswochen des Kindes stattfindet, ist wohl darauf zurückzuführen, daß, nachdem ihre ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit geraten war, sie aus irgend welchen Gründen in eine andere Zeit verlegt worden ist.

Was bezweckt man aber mit der Spaltung des Geschlechtsgliedes? Diese Frage ist ebenfalls nicht leicht zu beantworten. Gewöhnlich nimmt man an, der Eingeborene des Binnenlandes habe durch die Einführung der Subincision eine Übervölkerung seines Gebietes verhindern wollen, indem man dabei von der Voraussetzung ausgeht, daß ein Hypospadiacus nicht in dem Grade zeugungsfähig sei, wie ein Mann mit einem normalen Penis. Der Beweis, daß die Subincision in der Tat die Zeugungsfähigkeit herabsetzt, läßt sich nicht leicht führen. Die Weiber sind allerdings sehr wenig fruchtbar; doch dürfen wir nicht außer acht lassen, daß dieses mindestens zum Teil von der schlechten Ernährung herühren könnte. Auf den Vieh-, Missions- und Telegraphenstationen gehören wohlgenährte Lubra durchaus nicht zu den seltenen Erscheinungen, trotzdem ist auch unter ihnen die Zahl der Geburten keine größere. Da aber die Lubra auf den meisten Stationen zu den Prostituierten der schlimmsten Sorte gehören, so setzen Geschlechtskrankheiten ohne Zweifel ihre Fruchtbarkeit nicht in unbeträchtlicher Weise herab. Aus Mangel eines vollgültigen Beweises sind wir aber nicht berechtigt, die Annahme von der Hand zu weisen, die Subincision vermindere die Zahl der Geburten, und dies um so weniger, da man tatsächlich festgestellt hat, daß eine Person mit einer angeborenen Hypospadien nur in beschränktem Grade zeugungsfähig ist. Obgleich die angeborene Hypospadien etwas anders beschaffen ist, als die künstliche, so wird wohl auch bei einem Manne, an dem die Subincision ausgeführt ist, während der Cohabitation der größte Teil des Samens nicht in die Scheide gelangen, sondern wie der Urin schon in der Nähe des Hodensackes nach außen fließen.

Für die oben genannte Theorie über den Ursprung der Subincision spricht vor allen Dingen der Umstand, daß die Verstümmelung nur unter den Stämmen

vorkommt, die ein Gebiet bewohnen, wo infolge anhaltender Dürren eine geringe Übervölkerung zu dem Untergange ganzer Horden führen könnte. Wenn im Laufe von Jahren kein befruchtender Regen gefallen ist, und alle Wasserlöcher und Brunnen bis auf wenige ausgetrocknet sind; wenn fast die gesamte Tier- und Pflanzenwelt erstorben zu sein scheint: dann trifft man wohl Trupps von Eingeborenen um den letzten Tümpel ihres Gebietes geschart, wo sie meilenweit in der Runde kaum genug Nahrung zur Fristung ihres armseligen Lebens zu finden vermögen.

Es gibt aber noch andere, wenn auch weit weniger schwerwiegende Gründe, die den Eingeborenen veranlaßt haben könnten, die in Rede stehende Sitte einzuführen. Wegen Mangel an zuträglicher Nahrung für die kleinen Kinder sieht sich die Lubra oft genötigt, ihr Kind solange zu säugen, bis es ein Alter von drei oder vier Jahren erreicht hat. Man trifft daher nicht selten eine Mutter an, die zwei Kinder in verschiedenem Lebensalter stillt. Außerdem pflegen die Weiber auf den häufigen Wanderungen die größeren Kinder, die noch nicht gehen können, auf den Schultern zu tragen und die zarten Säuglinge in Holzmulden mit sich zu schleppen. Man sieht, welche kaum erträgliche Last ein reicher „Kindersegen“ für eine Lubra des Innern bedeutet.

Ich habe übrigens nicht in Erfahrung zu bringen vermocht, daß die Eingeborenen wissen, welchen Einfluß die Subincision auf die Fruchtbarkeit ausübt.

Wie sie Kenntnis von diesem Einfluß bekommen haben könnten, ist schwer zu sagen. Zuweilen wird die Ansicht ausgesprochen, die Beobachtungen an Leuten mit angeborener Hypospadie habe die Einführung der Verstümmelung veranlaßt. Dies ist aber nicht sehr wahrscheinlich, da die Eingeborenen jedes Kind mit einer auffallenden Mißbildung gleich nach seiner Geburt zu töten pflegen. Nehmen wir an, ein Hypospadiæus sei am Leben geblieben und habe als Erwachsener ein oder mehrere Weiber genommen, so hätten seine Genossen höchstens dann schließen können, daß seine Zeugungsfähigkeit herabgesetzt sei, wenn ihnen bekannt gewesen wäre, wozu der Same bestimmt ist. Daß ihnen der Grad der Fruchtbarkeit der betreffenden Weiber keinen nennenswerten Aufschluß zu geben vermocht hätte, brauche ich wohl nicht auseinander zu setzen.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, daß die angeborene Hypospadie sich nicht unwesentlich von der künstlichen unterscheidet. Jene ist meist mit einer schwachen Entwicklung des ganzen Penis verknüpft und beruht auf einem Bildungsfehler, der in einer Verlagerung der Urethraöffnung besteht. Diese Öffnung befindet sich entweder auf der Unterseite des Penis oder auf dem Damm, hinter dem Hodensack. In einigen Fällen ist das trichterförmige äußere Ende der Harnröhre, die Fossa navicularis, gespalten, in anderen ist nur eine Öffnung an der Corona glandis vorhanden, in wieder anderen befindet sich die Urethramündung zwischen der Eichel und dem Hodensack, und von ihr bis zur Eichelspitze zieht sich eine Furche hin usw. Je näher die Öffnung dem Damm liegt, von desto größerem Nachteil ist sie bei der Samen- und Harnentleerung. Die Samenflüssigkeit kann bei diesem Bildungsfehler nicht mit der nötigen Kraft und in der Richtung der Längsachse des Penis ergossen werden, was stets eine mehr oder minder hochgradige Verringerung der Zeugungsfähigkeit zur Folge hat. Daß eine Befruchtung in leichteren Fällen möglich ist, geht daraus zur Genüge hervor, daß die Mißbildung zuweilen durch Vererbung vom Vater auf den Sohn übertragen wird; nur dann kann sie nicht zu stande kommen, wenn die Öffnung so hoch gelegen ist, daß der Teil des Penis nicht in die Vagina einzudringen vermag, in dem sie sich befindet.

Bleiben wir zunächst bei der Annahme, der Eingeborene hätte die Subincision in der Absicht eingeführt, einer Übervölkerung vorzubeugen.

Es wird wohl jedem einleuchten, daß der Eingeborene einzig und allein durch folgerichtiges Denken auf den Einfall, eine Spaltung des Gliedes werde

zu einer Verminderung der Geburten führen, hätte gebracht werden können. In diesem Falle müßte er natürlich über die Bedeutung der Samenflüssigkeit unterrichtet gewesen sein. Gehen wir nicht von dieser Voraussetzung aus, so würde eine Hypothese, die ich einst, bevor ich die Eingeborenen genauer kennen gelernt hatte, im Gespräch mit einem Telegraphenbeamten des Innern aufgestellt habe, einige Beachtung verdienen, wenn erlaubter und unerlaubter Ehebruch unter den australischen Weibern nicht an der Tagesordnung wäre. Diese Hypothese ist mit nachstehenden Worten in einem meiner Tagebücher verzeichnet: „Da Völker Übeltäter nicht selten an dem Gliede bestrafen, womit sie sich veründigt haben, so wäre die Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen, daß man zuerst berüchtigten Ehebrechern den Penis gespalten hätte und dann durch die verminderte Zeugungsfähigkeit derselben bewogen worden wäre, die Subincision an allen Jünglingen vorzunehmen.“ Derartige Bestrafungen kommen übrigens unter Stämmen des Innern vor. So z. B. bestraft man eine Lubra, die sich häufig geschlechtliche Ausschweifungen zu schulden kommen läßt, dadurch, daß man ihr einen Feuerbrand (firestick) zwischen die Schamlippen stößt, oder daß sie von sämtlichen Männern ihrer Horde innerhalb weniger Stunden zum Beischlaf gezwungen wird.

Wenn man auch zugeben muß, daß die Einführung der Subincision nicht unwesentlich zur Wohlfahrt der Eingeborenen beigetragen habe, so fragt es sich doch, ob diese die Selbstverstümmelung nicht aus einem anderen Grunde, als dem genannten vornehmen.

Wer jahrelang im Binnenlande der Kolonie gelebt hat, der weiß, daß dort der Kindesmord kein seltenes Vorkommnis ist: eine Lubra tötet ein Kind, das sie noch nicht gesäugt hat, mit derselben Gleichgültigkeit, mit der sich bei uns eine Frau die Frucht abtreibt. Mehr als einmal haben mir Lubra mit lachendem Munde beschrieben, wie sie einige ihrer Kinder umgebracht hätten. Man darf sich also mit Recht fragen: Warum unterziehen sich die Männer der schmerzhaften Operation, da ihnen keine Bedenken im Wege stehen, durch Kindesmord die Bevölkerung im Gleichgewichte zu halten?

Sehen wir uns deshalb nach einer anderen Möglichkeit um, die zu der Penisverstümmelung geführt haben könnte. Wie wir wissen, muß sich der junge Bursch bei seiner Aufnahme in den Kreis der Männer bestimmten Peinigungen unterwerfen, von denen mehrere bleibende Verunstaltungen hinterlassen. Zu diesen Peinigungen gehört auch die Spaltung des Gliedes. Der Leser wird mir wohl nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß diese höchst schmerzhafteste Operation lediglich den Zweck haben könnte, die Burschen mit einem bleibenden Abzeichen zu versehen und sie durch hochgradige Einschüchterung zu gehorsamen Mitgliedern des Bundes zu machen, oder, wenn wir lieber wollen, „ihren Mut und ihre Standhaftigkeit zu erproben.“

Ich will noch einige Bemerkungen über die Subincision einflechten, die insofern von Interesse sind, als sie in inniger Beziehung zu dem Geschlechtsleben stehen.

Missionare von Hermannsburg und Kilalpanina behaupteten mir gegenüber, die jungen Burschen der Stationen ließen sich nach der Subincision nicht so oft Vergehen gegen die Sittlichkeit zu schulden kommen, als vor derselben, selbst wenn sie als „young men“ noch jahrelang unverheiratet blieben. Sollten sich die Missionare nicht getäuscht haben, so könnte man aus ihrer Beobachtung den Schluß ziehen, daß die geschlechtliche Erregbarkeit durch die Spaltung des Penis herabgesetzt würde. Einer anderen Mitteilung nach, die ich einem namhaften australischen Ethnographen verdanke, sollen nicht allein die Vollblut-, sondern auch die Halfcaste-Lubra behaupten, der Beischlaf mit einem Eingeborenen verschaffe ihnen mehr „Genuß“, als der mit einem Weißen. Paul Foelsche¹⁾ sagt

¹⁾ Trans. and Proceed. of the Roy. Soc. of South Austral. Vol. V.

von Lubra des nördlichen Binnenlandes, daß sie geschlechtlich lieber mit Männern verkehrten, an denen die Subincision vorgenommen sei, als mit solchen, deren Penis diese Verstümmelung nicht aufweise, und zwar weil sie Scheu vor der Schwangerschaft hätten. Ich weiß nicht, ob der Grund, den er angibt, stichhaltig ist. Jedenfalls gilt er nicht für die Lubra des Innern, die sich bei jeder Gelegenheit den Weißen hingeben, um irgend welche Vorteile zu erlangen, unter denen es aber nur sehr wenige gibt, die mit einem Halfcaste-Kind niedergekommen sind.

Es ist unbestreitbar, daß die Vollblut-Lubra einem Eingeborenen schon deswegen den Vorzug gibt, weil es ein Mann ihrer Rasse ist. In betreff der Halfcaste-Lubra kann diese Einwendung aber nicht gemacht werden.

Man kommt auch in diesem Falle auf die Vermutung, daß die Subincision den Geschlechtstrieb herabsetze oder, besser gesagt, die geschlechtliche Reizbarkeit verringere. Sollte dieses der Fall sein, so hätte man die Erklärung, warum einer Halfcaste-Lubra der Beischlaf mit einem Eingeborenen mehr „Genuß“ verschaffe, als der mit einem Weißen. Nach den Angaben, die mir Buschleute gemacht haben, soll der Begattungsakt bei den Eingeborenen übrigens recht lange währen. Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich dem eben Gesagten hinzu, daß meiner Überzeugung nach bei Naturvölkern beide Geschlechter im allgemeinen nicht so schnell sinnlich aufgeregt werden, wie Leute, die einem hochstehenden, mehr oder weniger nervenschwachen Kulturvolke angehören, wie z. B. wir Deutsche.

Bei allen Stämmen, welche die Subincision ausüben, und zwar nur bei diesen, werden auch die Lubra vor ihrer Verheiratung einer Operation an den Geschlechtsteilen unterzogen. Soviel ich durch meine Erkundigungen erfahren habe, handelt es sich nur um eine etwas gewaltsame Durchtrennung des Hymen und eine Erweiterung des Introitus vaginae, nicht aber um eine Zerreißung der Scheidenwände. Durch diesen operativen Eingriff wird nur bezweckt, dem Manne den Beischlaf mit der jungfräulichen Lubra zu ermöglichen. Die Absicht, die Scheide durch Narbenzusammenziehungen zu verengen, um die Fruchtbarkeit herabzusetzen, liegt dem Eingeborenen fern. Es ist übrigens ja selbstverständlich, daß einem Manne, dessen Penis der ganzen Länge nach gespalten ist, die Cohabitation mit einer Lubra, die einen engen Vaginaleingang besitzt, Schwierigkeiten verursacht muß. Ein Polizist, der manches Jahr seines Lebens in der Gegend der Mac Donnell Ranges verbracht hat und gut über das Geschlechtsleben der Eingeborenen unterrichtet ist, sagte mir, der in Erektion befindliche Penis des Arünta sei so unförmlich breit, daß dieser ihn mit Speichel anzufeuchten und mit der Hand zusammendrücken pflege, wenn er den Beischlaf ausüben wolle.

Zur Operation dient ein Steinmesser oder dgl. Lubra aus dem Gebiete des Roper River, von denen ich diesbezügliche Erkundigungen einzuziehen suchte, sprachen von einem nach hinten gerichteten und zwei seitlichen Schnitten, oder nur von jenem allein.

Natürlich gibt diese Angelegenheit vielen Stämmen Veranlassung zu einer Art Zeremonie. So z. B. nimmt bei den Tjingale ein Ältester im Kreise sämtlicher Männer und Weiber der Horde die Operation („schwache Erweiterung“) vor. Das betreffende Mädchen ruht dabei ausgestreckt auf dem Rücken einer liegenden Person.

Die Narben, die von Verletzungen im Streite stammen, befinden sich in der Regel über dem linken Schulterblatte (Taf. XXXV, Fig. 14). Kommt es nämlich zum Handgemenge, so umfassen sich die beiden Gegner mit dem linken Arme und suchen sich gegenseitig mit dem Messer, das sie wie einen Dolch gepackt haben, die Schulter aufzureißen. Gelingt es aber dem einen Eingeborenen, seinen Feind im ersten Anlauf zu Boden zu werfen, so bringt er ihm auf die gleiche Weise drei oder

vier tiefe Schnittwunden in den Beinen (Ober- und Unterschenkel) bei. Wie häufig Streitigkeiten zwischen dem Lake Eyre und dem Roper River mit dem Messer zum Austrag gebracht werden, kann man daraus entnehmen, daß dort die linke Schulter fast aller Männer und vieler Frauen mit Narben bedeckt ist. Diese Narben pflegen sich von denen, welche zur Zierde dienen, durch ihren unregelmäßigen Verlauf zu unterscheiden; in einigen Fällen sind sie stark gewulstet, in anderen liegen sie in oder unter dem Niveau der Haut. Ernste Kämpfe zwischen zwei Stämmen finden nur selten statt. Da sie der Hauptsache nach mit Wurfaffen (Speeren, Bumerang usw.) ausgefochten werden, so sind die Verletzungen mannigfacher Art. Meistens hinterlassen diese aber nur unbedeutende Verunstaltungen.

Hin und wieder kommt es auch vor, daß man einem unartigen Kinde die Schultern oder Oberschenkel mit einem Steinsplitter aufritz, oder daß man einen Übeltäter durch tiefe Schnitte an bestimmten Stellen auf Lebenszeit kennzeichnet. So z. B. traf ich einen Tjingale, der auf der Vorderseite der Schultergelenke je eine strichförmige, von oben nach unten gerichtete frische Wunde hatte; er befand sich auf dem Rückwege von einer „großen Corrobboree“. Als ich ihn fragte, was die Wunden zu bedeuten hätten, sagte er im Pidgin-Englisch: „Me (statt: I) catch too much lubra.“

Kapitel V.

Das Geschlechtsleben.

Wollen wir ein Naturvolk genau kennen lernen, so ist es unerlässlich, daß wir uns einen Einblick in sein Geschlechtsleben verschaffen, da dieses von hervorragendem Einfluß auf seine Moral, seine Religion, sein Recht und seine Sitte ist.

Der Geschlechtstrieb ist beim Eingeborenen mindestens ebenso stark wie beim Europäer. In der Befriedigung desselben kennen beide Geschlechter keine Mäßigung. Befinden sie sich in einem Zustande des Wohlbehagens, so pflegt ihre Unterhaltung höchst obscön zu sein.

Bei den Knaben sowohl, als auch bei den Mädchen stellt sich der Geschlechtstrieb frühzeitig und mit großer Heftigkeit ein. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, daß sich dieselben häufig grobe Ausschreitungen in sittlicher Beziehung zu schulden kommen lassen. Auf Missionsstationen kommt es z. B. nicht selten vor, daß die Schulkinder in sexuellen Verkehr miteinander treten. Die Ursachen dieser vorzeitig auftretenden Geschlechtslust haben wir wohl zum Teil darin zu suchen, daß die Kinder sehr früh in die Geheimnisse des sexuellen Lebens eingeweiht werden: nimmt doch der Vater nicht einmal Anstand, seinen Weibern nachts beim Scheine des Lagerfeuers in Gegenwart seiner Sprößlinge beizuwohnen.

Bei den Männern ist der Geschlechtstrieb in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren nach der Pubertät wohl am stärksten. Daß er auch im hohen Alter noch recht rege ist, davon zeugen viele Liebeshändel, in die Greise verwickelt sind. Seine Intensität ist jedenfalls größeren Schwankungen unterworfen, da der Eingeborene bald darbt und sich auf der Jagd und der Wanderung bedeutenden Strapazen unterzieht, bald im Überflusse lebt und sich dem Müßiggange hingibt. Wie oft der Ehemann den Beischlaf auszuüben pflegt, habe ich nicht mit Sicherheit festzustellen vermocht. Erwähnt sei noch, daß ich überall im Lande Männer angetroffen habe, die deutliche Zeichen geschlechtlicher Exzesse im Gesichte trugen.

Unter den Lubra gibt es viele, die so wollüstig sind, daß man glauben könnte, sie litten an Nymphomanie. Auf meiner letzten Reise in der Kolonie lernte ich auf der Missionsstation Kilalpanina an Cooper's Creek ein vierzehnjähriges Mädchen kennen, daß den Missionaren wegen seines ausschweifenden Lebenswandels viele Sorgen machte. Eines Nachts schlich es sich zum „Junggesellen-Hause“ und veranlaßte vier eben dem Knabenalter entwachsene Burschen, ihre Geschlechtslust zu befriedigen. Kein Fremder war vor ihrer Zudringlichkeit sicher. Am zweiten Tage meiner Anwesenheit auf der Station stellte es sich vor

meine Tür und starrte mich unverwandt an. Als ich fragte: „What do you want?“ erhielt ich zur Antwort: „I want you.“

Wie allbekannt, findet bei uns eine geschlechtliche Auswahl statt, d. h. sowohl der Mann, als auch das Weib begehren zur Begattung nicht irgend eine beliebige, sondern eine ganz bestimmte Person des anderen Geschlechtes und erstreben den Besitz derselben nicht selten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. Unter den Südaustraliern spielt, wie wir in dem vorhergehenden Kapitel gesehen haben, die Neigung bei dem Zustandekommen der Ehen im großen und ganzen keine Rolle. Trotzdem pflegt auch bei diesem Naturvolke der Geschlechtstrieb sozusagen auf eine bestimmte Person konzentriert zu sein. Ich führe dies deshalb an, weil es in Europa Gelehrte von Ruf gibt, die geneigt sind, Völkern der untersten Kulturstufe eine Individualisation des Geschlechtstriebes abzuspochen. So z. B. sagt Max Nordau in seinem Buche über die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit: „... Innerhalb primitiver Völker sind die Individuen leiblich und geistig wenig differenziert. Bei allen Männern wie bei allen Weibern herrscht die Stammesart vor, während eine Eigenart gar nicht vorhanden oder nur im Keim angedeutet ist. Alle Individuen sind wie in einer einzigen Form gegossen und einander zum Verwechseln ähnlich; alle haben als Zuchtmaterial ungefähr den gleichen Wert. Da braucht denn der Paarung keine Zuchtwahl voranzugehen; ihr Ergebnis wird ungefähr dasselbe sein, die Eltern mögen sich wie immer zusammgefunden haben. Große Gleichartigkeit der Individuen schließt nicht nur die Notwendigkeit, sondern sogar die Möglichkeit der Liebe aus. Der Fortpflanzungsdrang erweckt da im Individuum bloß einen allgemeinen Wunsch nach dem Besitz eines Individuums des andern Geschlechts, er individualisiert jedoch nicht, mit einem Worte, er steigert sich nicht zu seiner höhern Form, welche eben die konkrete Liebe zu einem bestimmten und keinem andern Wesen ist. Das ganze eine Geschlecht hat eine allgemeine Neigung zum ganzen andern Geschlechte und dem Manne wie dem Weibe ist es völlig gleichgiltig, welches Weib oder welcher Mann sein Genosse wird. . . .“¹⁾

Unter allen hochstehenden Kulturvölkern pflegt die Bildung des Gesichtes bei der geschlechtlichen Wahl den Ausschlag zu geben. In der Mehrzahl der Fälle wirkt sie viel stärker geschlechtlich reizend, als die Beschaffenheit aller übrigen Körperteile zusammengenommen. Was die Schönheit oder die Häßlichkeit des Gesichtes mit dem Geschlechtsgenusse zu schaffen habe, ist natürlich schwer zu sagen, selbst wenn man mit Schopenhauer²⁾ und E. v. Hartmann³⁾ annähme, daß der Instinkt der Geschlechtsliebe die Personen zusammenzuführen pflege, die große Aussicht hätten, miteinander Kinder zu erzeugen, welche die „Idee“ der Gattung mehr oder minder vollkommen darstellen würden. Eine hübsche Larve, die den Gesichtsschädel deckt, bedingt ja keine große Räumigkeit des Hirnschädels, keine Schärfe der Sinne und keine Kraft und Gewandtheit des Körpers, und überdies ist ja der Begriff Gesichtsschönheit durchaus nicht bei allen Völkern der gleiche. Vielleicht spielen bei der geschlechtlichen Auswahl unter den Kulturvölkern andere Faktoren, wie Suggestion, die Verhüllung des Körpers bis auf den Kopf und die Hände usw. eine Hauptrolle.

Wie mich dünkt, läßt sich der Australier beim Verlieben nicht in so hohem Grade durch die Beschaffenheit des Gesichtes beeinflussen, wie z. B. der Europäer. Wegen der eigentümlichen Heiratsverträge, der Eheverhältnisse und der sozialen Gliederung bietet sich dem Weißen nur selten eine gute Gelegenheit, diesbezügliche Beobachtungen anstellen zu können. Mir war der Zufall insofern günstig, als ich mir mit Hilfe vertrauenswürdiger Weißer einen Einblick in

¹⁾ Max Nordau, Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. S. 263 u. 264.

²⁾ Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II, Kap. 44, Metaphysik der Geschlechtsliebe.

³⁾ E. von Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Bd. I, S. 190 ff.

mehrere Liebesverhältnisse zu verschaffen vermochte und selbst die geheimen Herzensregungen einiger der betreffenden Leute erfuhr. So z. B. lernte ich während meines ersten Aufenthaltes auf Hermannsburg einen Zögling kennen, der sich heftig in eine Lubra verliebt hatte und die Missionare mit Bitten bestürmte, ihm dieselbe zum Weibe zu geben. Der Verliebte befand sich in der Vollkraft seiner Jahre, und sein Äußeres war derartig, daß er ohne große Schwierigkeit die Gunst der meisten dunklen Schönen seiner Bekanntschaft hätte gewinnen können. Die Lubra besaß zwar einen wohlgebauten Körper; ihr Gesicht war aber in einem so hohen Grade entstellt, daß schon ihr Anblick manchem der Weißen zuwider war: tertiäre Syphilide hatten die Nase vollständig zerstört, und zudem waren die Lippen und Backen in der Regel in ekelregender Weise mit Eiter besudelt.

Bei den Völkern, die auf der untersten Stufe der Kultur stehen, läßt sich vielleicht noch ermitteln, welche Anstöße, welche seelische Regungen die Entstehung des sexuellen Schamgefühles bewirkt haben. Wie bekannt, nennen wir Scham die Furcht, abfällig beurteilt zu werden, in Unehre zu geraten, in der Achtung anderer zu sinken. Unter allen Himmelsstrichen gibt es wohl wenig Menschen, die frei von Einbildung sind, d. h., die sich nicht einen zu hohen Wert beimessen, die sich nicht Vorzüge beilegen, welche ihnen in Wirklichkeit fehlen. Mit der Einbildung oder dem Eigendünkel pflegt der Wunsch unauflöslich verknüpft zu sein, die eigene Person möglichst zur Geltung zu bringen. Solche Leute suchen natürlich in erster Linie auf das andere Geschlecht Eindruck zu machen. Was nun unseren Australier betrifft, so ist der junge geschlechtsreife Bursche und der Mann in der Blüte seiner Jahre auf keinen Teil seines Körpers, das Gesicht ausgenommen, so eingebildet, als auf seine Geschlechtsteile. Das Weib verhält sich in dieser Hinsicht jedenfalls ähnlich. Am stolzesten wird es wohl auf die Körperteile sein, die den größten Reiz auf den Mann ausüben: auf das Gesicht, den Busen und die Scham.

Schamgefühle zeigen beide Geschlechter. An Leuten, die auf irgend eine Weise körperlich entstellt waren und infolge dessen unter den Hänseln ihrer Genossen zu leiden hatten, habe ich oft die Beobachtung gemacht, daß sie sich ihrer Verunstaltung schämten. Die sexuelle Scham dagegen scheint im männlichen Geschlechte sehr in der Entwicklung zurückgeblieben zu sein. Vielen Individuen fehlt sie sogar vollständig. Im Jahre 1896 nahm ich auf der Missionsstation Hermannsburg an der Weihnachtsfeier teil, die für die Zöglinge veranstaltet wurde. Als die Geschenke verteilt werden sollten, und alle Leute, welche zur Station gehörten, sich im Schulzimmer versammelt hatten — die weißen Frauen saßen auf der vordersten Bank, mit dem Gesichte nach der Tür gerichtet — erschienen ganz unerwartet ein paar ungeladene, spliternackte Gäste. Es waren die Ältesten der im Creek lagernden „Campschwarzen“. Während die weißen Frauen beschämt den Blick gesenkt hielten, und die weißen Männer sich die größte Mühe gaben, das Lachen zu verbeißen, begaben sie sich, die es nicht einmal für nötig befunden hatten, die Geschlechtsteile zu bedecken, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt zu ihren Genossen im Hintergrunde des Zimmers. Den Mangel an sexuellem Schamgefühl offenbarten mir Männer oft dadurch, daß sie mir, wenn ich sie um Auskunft über die Aufnahme der Jünglinge in den Kreis der Männer gebeten hatte, die Art und Weise, wie die Circumcision oder die Subincision in ihrer Heimat ausgeführt wird, unaufgefordert an ihrem Geschlechtsgliede zeigten. Jüngere Männer stellen zuweilen ihre Geschlechtsteile in Gegenwart von Lubra mit einem gewissen Stolze zur Schau. Alte dagegen bedecken dort, wo größere Schamschurze in Gebrauch sind, häufig ihre Blöße; jedenfalls weil sie sich bewußt sind, daß der Körperteil, auf den sie einst so stolz waren, wie ein jugendlicher europäischer Geck auf seinen Bart, deutliche Zeichen des Alters an sich trägt.

Merklich anders verhält sich das weibliche Geschlecht. Trotzdem es weniger häufig als das männliche Gebrauch von einem Schurze macht, besitzt es doch ein deutlich ausgeprägtes sexuelles Schamgefühl. In Gegenwart von Männern ist die Lubra, wenn sie sich legt oder setzt, stets darauf bedacht, daß sie nicht die ganzen äußeren Geschlechtsteile den Blicken preisgebe. Die größte Dezenz pflegen die jüngeren Weiber gewöhnlich dann zu beobachten, wenn ihre Schamteile sich in einem Zustande befinden, der ihre Eitelkeit verletzt und von dem sie glauben, daß er sie in den Augen der Männer weniger begehrenswert mache. Die größeren Mädchen und die jugendlichen Frauen, die sich in der Nähe der Ansiedlungen aufhalten, tragen einen Rock oder ein Hemd, nicht nur zur Zierde und zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung, sondern auch zur Bedeckung ihrer Blöße. Am Pine Creek tadelte mich sogar eine Lubra wegen Verletzung des Anstandes, als ich sie über die Periode usw. der eingeborenen Weiber auszufragen suchte. Ich muß aber hinzufügen, daß sie im Dienste einer „lady“ stand.

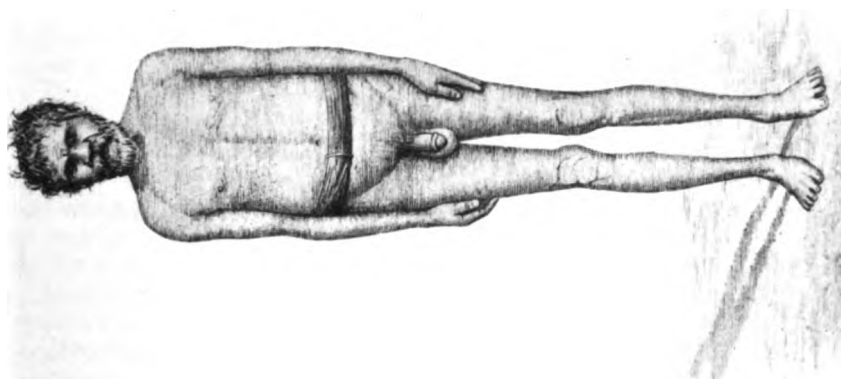
Aus den letzten Absätzen geht hervor, daß das sexuelle Schamgefühl beim Australier sich im Wesentlichen nicht von dem allgemeinen Schamgefühl unterscheidet. Jenes pflegt sich hauptsächlich ja nur dann einzustellen, wenn in der Wirklichkeit oder in der Einbildung ein Übel vorhanden ist, das Geringschätzung, Unchre zu bringen vermag. Es darf uns übrigens nicht wunder nehmen, daß das sexuelle Schamgefühl im weiblichen Geschlechte ein wenig lebhafter ist, als im männlichen. Sind sich die jüngeren Weiber doch sehr wohl bewußt, daß nichts an ihnen so sehr die Aufmerksamkeit vieler Männer auf sich lenkt, als ihre Scham, und haben doch selbst die wohlgestalteten unter ihnen oft alle Ursache, diesen Körperteil kritischen Blicken zu entziehen.

Mit der Keuschheit ist es nicht besser bestellt, als mit der Schamhaftigkeit.

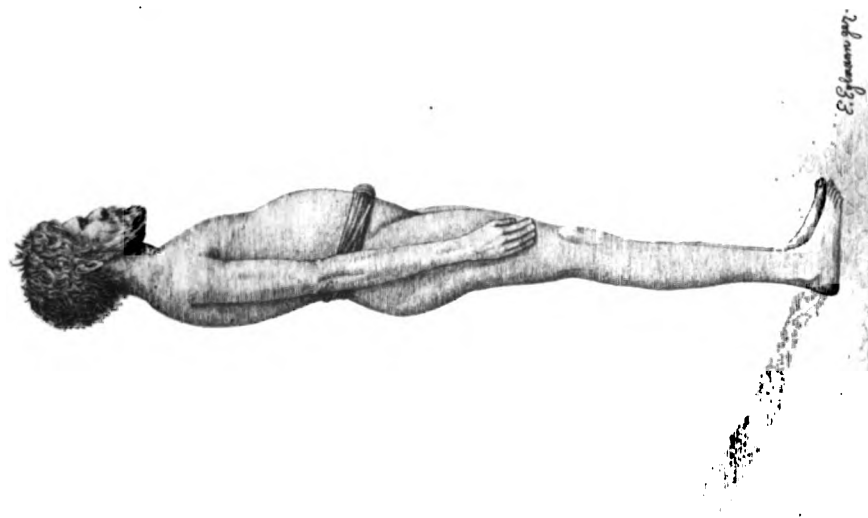
Die Mädchen verlieren ihre geschlechtliche Reinheit gewöhnlich schon recht früh. Sobald sich der Fortpflanzungstrieb bei ihnen einstellt, was zwischen dem achten und zwölften Lebensjahre geschieht, pflegen sie sich Knaben preiszugeben, die nur wenig älter sind, als sie selbst. Bei den Stämmen des Innern und vielleicht auch bei denen anderer Gebietsteile der Kolonie benutzen sogar erwachsene Lüstlinge hin und wieder Mädchen in diesem Alter zu ihrer Geschlechtsbefriedigung, in der Regel aber nur die, mit welchen sie versprochen sind. Die Erwachsenen billigen aber im allgemeinen keineswegs die Unzucht ihrer Kinder, vielleicht, weil sie instinktiv fühlen, daß der geschlechtliche Verkehr vor erlangter Reife für Körper und Geist oft üble Folgen hat.

Die Narryngeri könnten in der Behütung der Jugendlichen vor Unzucht selbst hochstehenden Kulturvölkern als Vorbild dienen. Die größeren Kinder suchen sie dem Geschlechte nach möglichst getrennt zu halten und sehen ihnen sogar kleine geschlechtliche Unarten nicht nach. Die Knaben und jungen Burschen müssen sich solange von einer Lubra, die in die Wochen gekommen ist, fernhalten, bis deren Kind „umherkriechen“ kann. Auch ist es ihnen nicht erlaubt, sich in der Nähe einer Lubra aufzuhalten, die ihre monatliche Reinigung hat. Jede Menstruierende gilt übrigens für unrein, wie bei den Juden und vielen anderen Völkern, und hat sich, solange der Blutfluß andauert, in ihrer Hütte aufzuhalten. Wie sehr diese Eingeborenen darauf bedacht sind, ihren Nachwuchs moralisch nicht verwarlosen zu lassen, geht aus der folgenden Mitteilung hervor, die ich dem Vorsteher der Missionsstation Point Macleay verdanke. Ihm gegenüber sprach einst ein alter Mann seine Verwunderung aus, daß er nicht, wie die Eingeborenen, den Verkehr zwischen seinen Söhnen und Töchtern — es handelte sich um Kinder — einzuschränken suche: er sollte doch wissen, daß es selbst zwischen Geschwistern zu unsittlichen Handlungen kommen könnte.

Daß zwischen den Erwachsenen beider Geschlechter kein zwangloser geschlechtlicher Verkehr stattfindet, geht schon ohne weiteres aus den Heiratsverhältnissen hervor. Die Satzungen, welche diesen Verkehr regeln, werden später besprochen werden.



in Vorderansicht.



in Seitenansicht

Diäri

E. Eylmann del.

Im Grunde genommen haben wir kein Recht, die Australier, wie jedes andere Naturvolk, von unserem voreingenommenen Standpunkte aus zu beurteilen. Wir müssen sie nehmen, wie sie sind. Hätte die Natur sie nicht mit einem starken Trieb der Gattungserhaltung ausgerüstet, so würden sie sich wohl schwerlich Jahrhunderte oder, besser gesagt, Jahrtausende in den regenarmen Steppengebieten des Binnenlandes gehalten haben. Daß sie ihre tierischen Triebe nicht besser beherrschen, können wir ihnen nicht zum Vorwurf machen; sind doch in unserem Gesellschaftsleben grobe Verstöße gegen die Sittlichkeit an der Tagesordnung.

Beiläufig gesagt, scheint es mir, daß das Geschlechtsleben bei uns in manchen Gegenden und in manchen Bevölkerungskreisen nicht viel besser sei, als das unserer Australier, trotzdem Prediger und Erzieher es sich angelegen sein lassen, die Fleischeslust als einen verdammungswürdigen Trieb, eine schwere Sünde und die Enthaltbarkeit als eine große, Gott wohlgefällige Tugend hinzustellen. Im Regierungsbezirk Stade z. B. läßt das Geschlechtsleben der jungen unverheirateten Leute, die der unteren Klasse angehören, im großen und ganzen ebensoviel zu wünschen übrig, als das ihrer gleichalterigen australischen Mitbrüder und Mitschwestern. Gewöhnlich ergeben sich die Mädchen schon in den ersten Jahren nach der Konfirmation im Geheimen einem zügellosen Geschlechtsgenusse, und wenn sie die Ehe eingehen, pflegen sie wie eine abgegriffene Spielkarte oder ein altes Leihbibliotheksbuch schon durch viele Hände gegangen zu sein.

Die geschlechtliche Liebe kennt der Eingeborene ebenso gut, wie der Weiße. In seinen Gefühlsäußerungen ist er aber in dieser Hinsicht zurückhaltend, und wohl nie läßt er sich von seiner Leidenschaft wie ein liebestoller Ladenschwengel zu widersinnigen, albernen Handlungen hinreißen. Sein Liebeswerben unterscheidet sich, im Grunde genommen, nicht von dem eines Weißen: auch bei ihm äußert es sich durch schmachtende Blicke, Anlächeln, kleine Aufmerksamkeiten, Dienstbeflissenheit, Besorgsein um das Wohl der geliebten Person und dergleichen mehr. Nicht selten erreicht die Liebesleidenschaft einen so hohen Grad, daß das Paar selbst auf die Gefahr hin, schwer verwundet oder gar getötet zu werden, das Zusammenleben, die Ehe, zu erstreben sucht. Im Lande der Kaititje lernte ich zwei junge Leute, einen Mann und eine Lubra, kennen, die in heftiger Liebe zueinander entbrannt waren. Die Lubra gehörte einem älteren, halbgelähmten Zaubererzte. Eines Tages verließ sie trotz vieler Abmahnungen ihren Ehemann und zog zu ihrem Geliebten. Dieser Ehebruch verlangte natürlich eine blutige Sühne. Schon eine Woche darauf wurde der Zwist mit den Waffen zum Austrag gebracht. An dem Kampfe — ich war Augenzeuge desselben — beteiligten sich aber nicht nur Männer, sondern auch alte Vetteln mit ihren Grabstöcken. Der Verführer erhielt mehrere sehr tiefe Schnittwunden in den linken Arm und das linke Bein, wie es hieß, von dem betrogenen Ehemanne. Auch die Ehebrecherin bekam ihre Strafe: blutriefend und halb besinnungslos wurde sie zu ihrer Hütte geführt. Von dieser Zeit an ließ man das Paar in Ruhe, und die Hauptpersonen in dem kleinen Drama schienen ihren Groll vergessen zu haben.

Dem Manne wird oft der Vorwurf gemacht, er behandle seine Weiber schlecht. Junge Ehepaare habe ich mehr als einmal bei ihrem Liebesgetändel beobachtet, und ich bin überzeugt, daß, wenn eine gegenseitige Neigung den Mann und die Frau zusammengeführt hat, die Ehe im Anfange eine glückliche ist. Dem Anschein nach ist die Liebesleidenschaft nur von recht kurzer Dauer; an ihre Stelle tritt aber nicht selten eine gewisse Freundschaft. Ehelicher Unfriede bleibt natürlich nicht aus. Da die Lubra keine Selbstbeherrschung kennt und in der Heftigkeit ihrer Affekte einen übermäßigen Gebrauch von ihrer Hauptwaffe, der Zunge, macht, so kommt es durchaus nicht selten vor, daß ihr der Mann im Jähzorn eine schwere Verletzung zufügt. Tout comme chez nous! Die Veranlassung zum Streite gibt in der Mehrzahl der Fälle die Untreue, die Zank-

sucht, die Klatschsucht, die Faulheit des Weibes, oder eine Verstimmung des Mannes, hervorgerufen durch Mißerfolge auf der Jagd usw. Meiner Überzeugung nach würde es den meisten Weibern sehr heilsam sein, wenn sie mindestens jede Woche eine tüchtige Tracht Prügel bekämen. Zu welchen Unzuträglichkeiten eine allzu nachsichtige Behandlung des weiblichen Geschlechts zu führen pflegt, davon habe ich mich auf Missions- und Telegraphenstationen überzeugt.

Über die Unzucht der Mädchen habe ich schon ein paar Worte gesagt. Was die verheirateten Weiber betrifft, so geben sie sich sehr oft fremden Männern preis, und zwar mit und ohne Einwilligung des Ehemannes. Wir können drei Arten der Prostitution unterscheiden, nämlich die festliche, die gastliche und die gemeine. Die zuletzt genannte Art erfolgt entweder aus großer Geilheit oder des Erwerbes wegen. Soviel vorläufig über die Prostitution! In diesem Kapitel und später, bei der Besprechung des Verhältnisses zwischen den Eingeborenen und den Eingewanderten, werde ich noch wiederholt auf sie zurückkommen.

Fast alle Südaustralier leben in Einzelhele.

Manche Gelehrte nehmen an, daß einst Promiscuität in Australien geherrscht habe, d. h. daß in einer Horde die Weiber das Gemeingut aller Männer gewesen seien. Meiner Überzeugung nach verdient diese Theorie wenig Vertrauen. Wer sich unter den Eingeborenen aufgehalten hat, die durch die Sitten und Bräuche der Eingewanderten wenig oder gar nicht beeinflußt worden sind, weiß, daß die Männer und auch die Weiber sehr eifersüchtig sein können. Mir haben Eingeborene fast aller Stammesgebiete des Northern Territory mannigfaltige Proben ihrer Eifersucht gegeben. So z. B. machte ich gar oft die Beobachtung, daß gleich vor meiner Ankunft auf einem Lagerplatze sämtliche jüngere Weiber weggeschickt wurden. In solchen Fällen ließ der Empfang gewöhnlich zu wünschen übrig. Als die australische Rasse sich noch im Urzustand befand, wird die Eifersucht aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso leicht wachgerufen worden sein, wie heutzutage. Wir müssen daher der Vermutung Raum geben, daß damals um den Besitz der Weiber in heftigen Kämpfen gestritten worden sei. Analoga bietet uns ja die Tierwelt in Fülle. Setzen wir nun voraus, diese Vermutung decke sich mit der Wahrheit, so bleibt noch die Frage offen: Welche Eheform war die gebräuchliche, die Polygamie oder die Monogamie? Da der Mann starke polygamische Instinkte hat, so sind wir zu der Annahme gezwungen, daß die kräftigsten und mutigsten Männer sich in den Alleinbesitz mehrerer Frauen setzten, während die minder kräftigen sich meistens mit einer Frau begnügen mußten, und die Schwächlinge sogar oft ganz unbeweibt blieben. Wurden diese Ehen fürs Leben geschlossen? Wer die menschliche Natur kennt, weiß, daß die Liebesleidenschaft nur von kurzer Dauer zu sein pflegt. Sind die Flitterwochen vorüber, ist das erste Kind geboren, so fühlen die meisten Männer schon die ehelichen Fesseln, und jedes junge hübsche Weib übt auf sie eine größere Anziehungskraft aus, als die eigene Ehefrau. Bei uns unterbleibt in der Regel eine Scheidung, und der Tod löst erst das Band, das am Hochzeitstage geknüpft worden ist. Die Treue wird aber nicht immer bewahrt. Wir müssen wohl annehmen, daß mindestens zwanzig Prozent aller verheirateten deutschen Männer nicht die Kraft besitzen, ihren polygamischen Instinkten erfolgreich Widerstand zu leisten, und mehr oder minder oft die Ehe brechen, und zwar in einem anderen Sinne, als in dem, welchen die Worte besagen: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen.“ Diese Auseinandersetzung habe ich hier eingeschaltet, um zu zeigen, daß die Liebe des Mannes, selbst wenn dieser einem hochstehenden Kulturvolke angehört, nur von kurzer Dauer zu sein pflegt. Wir können also wohl mit Recht annehmen, daß die Australier auch im Urzustande recht unbeständig in der Liebe gewesen seien. Diese Annahme muß uns auf die Vermutung bringen, daß die Weiber, auf deren Besitz der Ehemann keinen Wert mehr legte, in vielen Fällen frei-

willig oder ohne Widerstreben die Genossinnen anderer Männer geworden seien, von denen sie erwarteten, daß dieselben ihnen gegenüber die ehelichen Pflichten nicht vernachlässigen würden. Ob unter den eben geschilderten Eheverhältnissen ein Zusammenleben in Horden möglich gewesen sei, muß dahingestellt bleiben. Es spricht jedoch vieles dafür, daß die Australier und mit ihnen alle anderen Rassen stets gesellig gelebt haben. Ein alleinstehender Familienvater wäre z. B. wohl in vielen Fällen nicht imstande gewesen, seinen Weibern und unerwachsenen Kindern einen hinreichenden Schutz gegen Menschen und Tiere zu gewähren. Aus den vorstehenden Auseinandersetzungen kann der Leser entnehmen, daß es sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln läßt, welche Eheform die ursprüngliche bei unseren Australiern und zugleich auch bei den übrigen Rassen gewesen sei.

Die unter den Südaus Australiern herrschende Eheform ist die Polygamie.

Die Monogamie findet sich natürlich ebenfalls häufig vor. Sie bildet aber nicht immer einen vorübergehenden ehelichen Zustand; denn die Ungunst der Verhältnisse bringt es mit sich, daß manche Leute ihr Leben lang zur Zeit nicht mehr als ein Weib ihr eigen nennen können. Unter den in Polygamie lebenden Männern haben die meisten zwei oder drei Weiber; die Fünzfzahl erreichen nur wenige.

Bei einigen Stämmen hat die Polygamie die Form einer unechten Gruppenehe.

Im Binnenlande und vielleicht auch im nördlichen Küstengebiet sind die ehelichen Verhältnisse insofern recht sonderbar, als die achtzehn- bis fünfundzwanzigjährigen Männer oft ganz unbeweibt sind, oder eine Ehegenossin besitzen, die dem Alter nach ihre Großmutter sein könnte, und die Ältesten, die Einflußreichsten des Gemeinwesens, durchgängig die meisten Frauen haben, und sich unter diesen nicht selten Greisinnen und noch im Backfischalter stehende Personen befinden.

Das Weib wird in der Mehrzahl der Fälle durch einen Vertrag mit dem Vater desselben erworben. Vielleicht gibt es auch Satzungen, nach denen der Mann auf ein ganz bestimmtes Mädchen Anspruch erheben kann. Im Lande der Wulwanga sagte z. B. ein junger Mann, auf seinen Genossen zeigend, zu mir: „Wenn der Vater dieses Burschen eine Tochter hätte, so gehörte dieselbe mir.“ Frauenraub und Frauentausch kommen ebenfalls vor.

Daß unter derartigen ehelichen Verhältnissen ein Liebeswerben nur ausnahmsweise vor der Ehe stattfindet, liegt auf der Hand.

Der Südaus Australier darf nicht jedes Mädchen ehelichen. Standesunterschiede kommen nie in Frage; dagegen bildet wirkliche oder vermeintliche Blutsverwandtschaft ein Eehindernis. Bei den meisten, wenn nicht bei allen Stämmen, hat diese „Abneigung vor Verwandtenheirat“ zur Aufstellung von Heiratsklassen und zu gesetzlichen Bestimmungen in betreff der Gattenwahl die Veranlassung gegeben.

Über diese Organisationsform ist schon viel geschrieben worden. Unleugbar hat sie die Wirkung, daß Ehen zwischen nahen Blutsverwandten verhindert werden, daraus ergibt sich aber noch nicht ohne weiteres, daß diese Wirkung bezweckt worden sei.

Bekanntlich verurteilen die Ärzte und mit ihnen viele Laien die Ehe zwischen nahen Blutsverwandten auf das schärfste, da sie der Meinung sind, daß die Nachkommenschaft derartiger Paare oft schwächlich sei, eine geringe Lebensfähigkeit besitze, oder mit Gebrechen mancherlei Art, wie Taubstummheit, Augenleiden, geistiger Beschränktheit usw. behaftet sei. Ohne Zweifel sind manche Leute ihr Leben lang elend und siech, weil sie aus einer Ehe zwischen nahen Blutsverwandten stammen. Die schädlichen Folgen der Inzucht machen sich aber bekanntlich nicht immer geltend. Wie man annimmt, treten sie besonders dann auf, wenn beiden Eltern dieselben krankhaften Anlagen gemein sind.

Gehen wir jetzt etwas näher auf die Entstehung der Heiratsatzungen ein.

Wer annimmt, diese Satzungen hätten den Zweck, die Heirat zwischen blutsverwandten Personen zu verhindern, der muß sich auch Klarheit darüber zu

verschaffen suchen, ob der Eingeborene sie aufgestellt habe, weil er fürchtete, häufige Ehen zwischen Verwandten möchten schließlich zu einer Entartung der Nachkommenschaft führen, oder weil er einen tiefgehenden Abscheu vor der Blutschande besitze.

Sollte durch die Satzungen eine Herabsetzung des allgemeinen Gesundheitszustandes verhindert werden? Wohl schwerlich, da unsere Australier sicher nie in Erfahrung gebracht haben, daß die in Rede stehenden Ehen der Nachkommenschaft zum Verderben gereichen können. Treten doch die üblen Folgen so selten auf, daß George Darwin durch gewissenhafte, mühevollere Nachforschungen nicht einmal den Beweis für die Schädlichkeit der Ehen zwischen Geschwisterkindern zu erbringen vermochte. Überdies schreiben ja die Eingeborenen, wie wir in dem Kapitel über das Religionswesen sehen werden, alle Krankheiten, die sie sich nicht zu erklären vermögen, Verhexungen und dgl. zu. Hinzufügen will ich noch eine sehr wichtige diesbezügliche Beobachtung, die von Effertz¹⁾ während eines langjährigen Aufenthaltes unter den Indianern der Sierra Madre in Südmexiko gemacht worden ist. Dieser Forscher sagt, Blutschande sei zwischen Vätern und Töchtern dieser Indianer an der Tagesordnung. Die meisten Mädchen würden von ihrem Erzeuger defloriert und lebten zeitweilig mit demselben in wilder Ehe. Die aus dieser fleischlichen Vermischung hervorgehenden Kinder seien normal und bei guter Gesundheit der Eltern auffallend kräftig; Degenerationszeichen wiesen sie nicht auf.

Auch die Theorie, allein der angeborene Widerwille der Eingeborenen vor Verwandtenheirat habe zur Aufstellung der Satzungen geführt, ist so gut wie wertlos. Ein Abscheu vor wirklicher Blutschande wohnt allerdings den meisten Menschen inne; dieser Instinkt macht sich aber nur in bezug auf Eltern und Kinder, Geschwister, Onkel und Nichte, Tante und Neffe geltend. Wie gering er im allgemeinen ist, wenn die Erziehung ihn nicht beeinflusst, d. h. wenn er nicht von Jugend auf suggeriert worden ist, geht schon daraus hervor, daß bei den Arabern, Phöniziern und Persern sogar Ehen zwischen Geschwistern gebilligt wurden, und daß auch heute noch bei den Veddas ein Mann seine jüngere Schwester heiraten darf.²⁾

Über das Verhalten der Tierwelt in dieser Hinsicht ist sehr wenig bekannt. Von einigen Tieren heißt es, daß sich die Jungen, welche zu einem Wurf gehören, oder die in einem Neste aufgewachsen sind, nur ausnahmsweise miteinander paarten.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Heiratsatzungen die Unsittlichkeit möglichst einschränken sollen, denn wie mich dünkt, will man durch sie vor allen Dingen den unerlaubten Ehebruch und den geschlechtlichen Verkehr der Kinder untereinander und mit Erwachsenen zu hindern versuchen. Ich bemerke gleich, daß sie einen derartigen Zweck nur in unvollkommener Weise zu erfüllen vermögen. Dienten sie ausschließlich dazu, der Inzucht eine Schranke zu setzen, so könnten wir wohl mit Recht fragen, warum denn auch ganz entfernte Verwandtschaftsgrade, wie wir weiter unten sehen werden, ebenfalls ein Ehehindernis bilden.

Ich werde jetzt etwas näher auf die Heiratsatzungen und die Eheschließungen einiger Stämme eingehen und dabei die Verhältnisse genau auseinandersetzen, die meiner soeben ausgesprochenen Ansicht als Stütze dienen können.

Ich mache den Anfang mit den Narryngeri. Wollen wir diesem Stamme Heiratsklassen zuerkennen, so müssen wir die Totemgruppen als solche bezeichnen. Vielweiberei herrscht selbstverständlich überall; wie mir ein Pungrallpulli mitteilte, müßten sich die „schlechten“ Männer jedoch mit einer Frau be-

¹⁾ Effertz: Physiologie und Soziologie des Inzestes zwischen Vater und Tochter unter den Indianern. Wiener klinische Wochenschrift, Nr. 21. 1904.

²⁾ Sarazin: Die Veddas auf Ceylon. S. 465.

gnügen. Der Mann darf Mädchen aus jedem Totemverbande mit Ausschluß seines eigenen ehelichen, aber nur solche, die nicht seine Blutsverwandte sind. Die Kinder gehören stets zum Verbande des Vaters. Gewöhnlich verschafft der Vater seinem Sohne, wenn dieser ein Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren erreicht hat, auf die Weise eine Frau, daß er eine seiner Töchter für den Bruder des erwählten Mädchens in Tausch gibt. Ist der Vater tot, so besorgt der Heiratskandidat selbst den Austausch. Steht ihm keine Schwester zur Verfügung, so erwirbt er sich eine Frau durch Hingabe eines Mädchens, das ihm von einem Hordengenossen gegen große Geschenke überlassen worden ist. Die Mädchen pflegen gegen zwölf Jahre alt zu sein, wenn sie in die Ehe treten. Bei der Eheschließung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Ein glaubwürdiger Zögling der Missionsstation Point Macleay hat mir folgende Angaben über die Auslieferung des Mädchens usw. gemacht. Zum Zwecke der doppelten Eheschließung schlugen die beiden Horden ihr Lager in geringer Entfernung voneinander auf. Am Abend brächten dann eine Anzahl Männer die Bräute zu der Hütte ihres zukünftigen Eheherren. Um „ready for action“ zu sein, trügen sie dabei in der einen Hand einen Feuerbrand und in der anderen einen Schild und Speere. Fliehe die Frau am nächsten Tage oder später aus Abscheu vor ihrem Ehemanne zu ihren Eltern, so zwingt sie der Bruder, gegen dessen Frau sie ausgetauscht worden ist, durch Hiebe mit der Karanaki, der schwertförmigen Schlagkeule, zur Rückkehr zu der anderen Horde. Weit schwerer sei aber die Strafe, wenn sie die Ehe bräche. Durch einen Kopfhieb mit der Keule Plongie würden sie und der schuldige Mann zuerst besinnungslos gemacht und dann in dem Grade mit der Waffe auf die Brust und den Rücken geschlagen, daß der Tod innerhalb einer Woche eintreten müsse. Ältere Männer vermehren die Zahl ihrer Weiber wohl durch den Austausch ihrer Töchter, wie es bei anderen Stämmen üblich ist.

Die Heiratssatzungen üben in diesem Falle allerdings keinen Zwang auf das geschlechtliche Verhalten der verheirateten Hordengenossen untereinander aus, wohl aber verhindern sie, daß die Mädchen von den halbwüchsigen Burschen und den verheirateten Männern mißbraucht werden; unter den Angehörigen derselben Klasse darf ja kein geschlechtlicher Verkehr stattfinden. Daß die Narryngeri in der Tat ein großes Gewicht darauf legen, daß ihre Kinder in sittlicher Beziehung nicht verwahrlosen, ist schon oben erwähnt worden. Die jungen Burschen suchen sie aber auch von ihren Weibern fern zu halten. Nach der Mitteilung, die ich einem älteren Manne vom Südostufer des Lake Alexandrina verdanke, sei es den unverheirateten Burschen nicht gestattet, mit den Frauen zu sprechen, geschweige denn eine Liebschaft anzufangen. Handelten sie dem Verbote zuwider, so bekämen sie mit der Karanaki Hiebe auf den Kopf.

Über die Eheverhältnisse, die bei den jetzt ausgestorbenen „Port-Lincoln-Eingeborenen“ herrschten, berichtet Ch. Wilhelmi ¹⁾ folgendes: „Sämtliche Urbewohner sind in zwei verschiedene Klassen geteilt, nämlich: die Matteredri- und Karrarru-Leute. Diese Einteilung scheint schon seit undenklichen Zeiten unter ihnen gewesen zu sein und hat die gehörige Regelung im Heiraten zum Zweck, indem keinem innerhalb dieser beiden Klassen gestattet wird zu heiraten, sondern nur zwischen denselben, so daß, wenn der Mann Matteredri ist, die Frau Karrarru sein muß und so umgekehrt. — Fortgepflanzt wird der Unterschied dadurch, daß die Kinder stets der Klasse der Mutter folgen.“

Außer diesem allgemeinen Unterschiede gibt es noch andere Beschränkungen der Ehe zwischen Verwandten, allein wegen der unzähligen Grade der Blutsverwandtschaft, und weil die Freundschaft unter den Eingeborenen stets die

¹⁾ C. Wilhelmi: Sitten und Gebräuche der „Port-Lincoln-Eingeborenen“. Aus allen Weltteilen. Jahrg. I, S. 121.

Formen und Namen von Verwandten annimmt, wird es rein unmöglich, diese Unterschiede ausfindig zu machen.

Junge Mädchen werden von ihren Eltern verlobt und folgen dem Manne, sobald sie erwachsen sind, gleichviel, ob derselbe alt oder jung, bereits verheiratet oder noch unverheiratet ist. Die Neigung der Mädchen kommt dabei nicht in Betracht. Bisweilen sträubt sich die bisherige Frau gegen die junge Mitbewerberin und zwingt den Mann, seine Ansprüche an die letztere einem anderen Manne zu überlassen. Auch fehlt es nicht an Beispielen von Entführungen und von Mordtaten aus Eifersucht. Die Ehe wird überhaupt nicht heilig gehalten; Brüder besitzen oft mehrere Frauen gemeinschaftlich und die Frauen bezeichnen den eigentlichen Mann und dessen Brüder sämtlich mit dem Namen „Ehemann“, während der Mann seine eigenen Weiber als Yungaras, und die seiner Brüder als Kartelis bezeichnet.“

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß die „Port-Lincoln-Eingeborenen“ die Kinder zu der Klasse der Mutter gerechnet haben. Wie oben angegeben, ist bei den Narryngeri das Umgekehrte der Fall: bei ihnen gilt nur das Vaterrecht. Außerdem ist sehr bemerkenswert, daß Brüder oft mehrere Frauen gemeinschaftlich besessen haben. Diese Eheform ist aber keine reine Gruppenehe gewesen, wenn ich so sagen darf, da aus den Worten Wilhelms: „ . . . und die Frauen bezeichnen den eigentlichen Mann und dessen Brüder sämtlich mit dem Namen Ehemann . . .“ klar und deutlich hervorgeht, daß der eine Bruder ein Vorzugsrecht besessen hat. Die Entstehung dieser Gruppenehe müssen wir wohl auf den Umstand zurückführen, daß die Zahl der Weiber nicht groß genug gewesen sei für das Bedürfnis der Männer. Unser Gewährsmann berichtet nämlich: „Die Zahl der von jeder Familie aufgezogenen Kinder ist im ganzen beschränkt und geht selten über vier hinaus. Sind die Kinder zahlreich, so wird bisweilen das jüngste bei Seite geschafft. Aus der großen Zahl Personen männlichen Geschlechtes möchte man vermuten, daß besonders Kinder weiblichen Geschlechtes nach der Geburt getötet werden.“

Was die Turra betrifft, welche die Yorke Peninsula bewohnten, so bestanden sie aus sechzehn Totemverbänden, die in zwei Gruppen, Wiltu und Multa, gesondert waren. Rev. Kühn berichtet über die Eheverhältnisse derselben folgendes: Die Männer erlangten ihre Weiber gewöhnlich durch Austausch von Schwestern. Sie durften aber nur ein Weib ehelichen, das nicht zu ihrer Gruppe gehörte. Die Multa-Männer haben also Wiltu-Weiber und die Wiltu-Männer Multa-Weiber gehabt. Wie Rev. Kühn uns ferner mitteilt, galt unter diesen Eingeborenen das Vaterrecht, d. h. jedes Kind wurde zum Totemverbände des Vaters gezählt. Bei den Turra haben also Eheverhältnisse geherrscht, die denen der Narryngeri sehr ähnlich gewesen sind. Daß bei den beiden Stämmen die Angehörigen jedes Totemverbandes in Horden zusammengelebt und ihre eigenen Jagdgründe besessen haben, ist in einem der folgenden Kapitel gesagt.

Der „Mount Gambier Tribe“ an der Ostgrenze der Kolonie bestand aus zehn Totemverbänden, die zwei Gruppen, Kumite und Kroki, bildeten. Die Heiratssatzungen waren im großen und ganzen die gleichen wie bei den Turra. Es herrschte aber nicht Vater-, sondern Mutterrecht. Da die männliche Nachkommenschaft ihre Heimat nicht verließ, so pflegten die Männer jeder Horde verschiedenen Totem anzugehören.

Bei den Diäri bilden die Totemverbände, maddu, ebenfalls die Heiratsklassen. Sie zerfallen in zwei Hauptgruppen, die von Howitt Matteri-Phratric und Kararu-Phratric genannt worden sind. Ein Mann darf nur Mädchen der Totemverbände ehelichen, die nicht zu seiner Totemgruppe (Phratric) gehören; ein naher Verwandtschaftsgrad bildet jedoch in allen Fällen ein Eehindernis. Die Kinder werden stets zum Verbände der Mutter gerechnet; sie bleiben aber bei der Horde des Vaters. Dies ist die Ursache, daß den Horden in der Regel Männer verschiedener

Totem angehören. Zum besseren Verständnis dieser Heiratsatzungen führe ich folgendes Beispiel an: Ein Womma ist mit einer Paljára verheiratet, die ihm einen Knaben und ein Mädchen geboren hat. Beide Kinder werden wie die Mutter als Paljára bezeichnet. Will der Mann nun ein zweites Weib nehmen, so darf auch in diesem Falle seine Wahl nur auf ein Mädchen fallen, das wie die Paljára ein Mitglied eines Totemverbandes der Matterie-Phratrie ist; denn jeder geschlechtliche Verkehr mit einer Lubra seiner eigenen Phratrie würde als „Blutschande“ betrachtet werden.

Ihre Frauen verschaffen sich die Diári durch Geschenke, durch Eintausch gegen ihre Schwestern oder Töchter usw. Oft wird ein Mädchen schon in seiner Kindheit einem Manne zugesprochen.

Außer der gewöhnlichen Eheform kommt die Piraúru-Ehe vor. Über sie hat Howitt¹⁾ sehr wertvolle Mitteilungen gemacht. Diese Ehe bildet eine Art Gruppenehe. In ihr ist eine Anzahl Leute beiderlei Geschlechtes zu einer Gesellschaft vereinigt, deren männlichen Mitglieder das Recht zuerkannt ist, mit einer größeren oder geringeren Zahl der weiblichen Mitglieder geschlechtlichen Verkehr zu unterhalten. Das Weib, das die Piraúru-Ehe eingeht, ist stets die rechtmäßige Ehegenossin eines bestimmten Mannes und bleibt es auch, insofern dieser ihr seinen Schutz angedeihen läßt und ein Vorrecht in bezug auf die Beiwohnung vor den anderen Männern beanspruchen kann. Die Mitehemänner einer Lubra sind gewöhnlich ältere, einflußreiche Leute; ihre Zahl ist übrigens nie groß.

Über die Schließung der Piraúru-Ehe teilt uns Howitt folgendes mit. Kurz vor jeder Karowalli wonkana (Beschneidung) bestimmen die Ältesten in einer Versammlung, welche Leute die Ehe miteinander eingehen sollten. Bei der Wahl verfahren sie aber nicht ganz willkürlich, da nur der Mann und die Frau dem Herkommen gemäß einander zuerkannt werden könnten, denen hinsichtlich der Klasse und des Verwandtschaftsgrades kein Hindernis im Wege stehe, die Einzelehe einzugehen. Bei jeder neuen Wahl würden auch die berücksichtigt, welche bereits Piraúru seien; manche Leute, sowohl Männer als auch Frauen, ständen daher in einem ehelichen Verhältnis zu mehreren Personen.

Was die Einzelehe anbetrifft, so dürfen die Männer, wie wir gesehen haben, nur Weiber heiraten, die nicht zu ihrer Totemgruppe gehören. Da die Kinder zu der Gruppe und dem Verbands der Mutter gerechnet werden, so ergibt sich folgendes in bezug auf den geschlechtlichen Verkehr zwischen Personen, die als Verwandte ein mehr oder minder inniges Beisammenleben führen.

I. Der Sohn darf nicht geschlechtlich mit der Mutter und den anderen Frauen des Vaters verkehren.

Zu einer Blutschande würde die Intimität zwischen Mutter und Sohn auch ohne ein besonderes Verbot wohl nur in den seltensten Fällen ausarten, daß es dagegen leicht zu einem verbotenen Umgange zwischen den gleichalterigen Söhnen und Frauen eines Mannes kommen könnte, liegt auf der Hand.

II. Der Sohn darf nicht geschlechtlich mit seinen Schwestern und Halbschwestern verkehren.

Ein solches Verbot ist jedenfalls am Platze, da die Kinder einer Familie am Tage, wenn die Eltern auf die Nahrungssuche gegangen sind, oft ganz unbeaufsichtigt bleiben und nachts nackt dicht gedrängt am Feuer der engen Hütte zu schlafen pflegen, was bei ihrer lange vor der Pubertät auftretenden Geschlechtslust und ihrer frühzeitigen Bekanntschaft mit den Geheimnissen des ehelichen Lebens leicht zu der größten Unzucht führen könnte und in der Tat auch führt.

III. Der Onkel darf geschlechtlich mit seinen Nichten, die Töchter seiner Brüder sind, verkehren, aber nicht mit denen, welche Töchter seiner Schwestern sind.

¹⁾ Journal of the Anthropological Institute. XX, S. 53. 1890.

IV. Der Schwager darf geschlechtlich mit seinen Schwägerinnen verkehren.

V. Der Neffe darf geschlechtlich mit den Tanten väterlicherseits, aber nicht mit denen mütterlicherseits verkehren.

VI. Der Vetter darf geschlechtlich mit den Basen, welche Töchter der Tanten väterlicherseits und der Onkel mütterlicherseits sind, verkehren, aber nicht mit denen, welche Töchter der Onkel väterlicherseits und der Tanten mütterlicherseits sind.

Die obigen Zeilen werden den Leser wohl überzeugt haben, daß die Heiratssatzungen der Diäri uns über ihren eigentlichen Zweck im unklaren lassen. Ich muß hier einschalten, daß der Geschlechtsverkehr oder die Heirat, wenn wir lieber wollen, zwischen allen nahen Verwandten durch besondere Gesetze verboten ist, die in keinem ersichtlichen Zusammenhange mit den Heiratssatzungen stehen. Gegen die Annahme, die Heiratssatzungen der Diäri sollten der Inzucht eine Schranke setzen, können wir also mit vollem Rechte den Einwand erheben, daß sie einen anderen Zweck als den besagten haben müssen, da sogar besondere Gesetze erforderlich waren, die Heirat zwischen so nahen Verwandten, wie Onkel und Nichte, Neffe und Tante, Vetter und Base, in allen Fällen zu verhindern.

Fragen wir uns nun, inwieweit die Organisation ihren Zweck erfüllen würde, wenn sie lediglich zur Einschränkung der Unzucht geschaffen worden wäre. Wie wir wissen, befinden sich in der Regel Leute verschiedener Totemverbände in derselben Horde, und den Männern steht es frei, ihre Frauen unter den Töchtern ihrer Genossen zu wählen. Da die Mitgliederzahl einer Horde durchgängig gering ist, und die Männer natürlich nur Mädchen heiraten dürfen, die nicht zu ihrer Totemgruppe gehören, so werden Wechselheiraten unter den verschiedenen Horden wahrscheinlich recht häufig vorkommen. Daß sie überhaupt vorkommen, habe ich mit Sicherheit festzustellen vermocht.

Nehmen wir an, die Frauen aller Hordengenossen stammten aus fremden Horden, und die Töchter derselben heirateten fremde Männer. In diesem Falle würde eine männliche Person mit folgenden nahen weiblichen Verwandten den gleichen Lagerplatz teilen, also in beständigem intimen Verkehr mit denselben stehen: der Mutter und den anderen Weibern des Vaters, den Schwestern und den Halbschwestern, den Vatersschwwestern (bis zur Verheiratung), den Frauen des Onkels väterlicherseits und den Töchtern derselben (bis zur Verheiratung), den Schwestern der Mutter und den anderen Frauen des Vaters (wenn sie von einem Lagergefährten der betreffenden männlichen Person geheiratet worden sind), sowie den Töchtern dieser Weiber. Die Frauen und die unverheirateten Töchter aller jener Leute dagegen, die entweder die Brüder der Mutter, oder die der anderen Frauen des Vaters sind, würden stets einem anderen Hordenverbände angehören.

Wie wir oben gesehen haben, dürfte die männliche Person den Heiratssatzungen nach mit den Tanten väterlicherseits, den Frauen der Onkel mütterlicherseits, sowie mit den Töchtern aller dieser Weiber in Geschlechtsverkehr treten. Von diesen Mädchen und Frauen gehörten in dem besprochenen Falle aber nur die Schwestern des Vaters bis zu ihrer Verheiratung zu dem in Frage kommenden Lagerplatze.

Es ergibt sich also, daß die Heiratssatzungen der Diäri unter Umständen recht wohl imstande sind, wie ein gutes Sittengesetz, eine Überhandnahme der Unzucht zu verhindern. Um einer unrichtigen Auslegung dieser Worte vorzubeugen, füge ich hinzu, daß ich diesen Ausnahmefällen keinen großen Wert als Stütze für meine Hypothese beimesse.

Die Piraûru-Ehe hat möglicherweise ihre Entstehung ganz anderen Umständen zu verdanken, als die Gruppenheiraten der „Port-Lincoln-Eingeborenen“. Nach den Mitteilungen, die mir Diäri und Leute anderer Stämme, Zöglinge der Missionsstation Kilalpanina, über sie gemacht haben, hießen sie mit Ausnahme

der Weiber hauptsächlich nur die Ältesten gut, da sie diesen ein vortreffliches Mittel sei, geschlechtlichen Verkehr mit fremden jungen Weibern zu unterhalten, ohne gegen Sitte und Herkommen zu verstoßen. Viele der jüngeren Männer, bei denen die Eifersucht noch recht rege sei, stellten ihre Weiber nur mit dem größten Widerstreben den Mitehemännern zur Verfügung; sie trügen jedoch durchaus keine Bedenken, die Weiber anderer Leute zu benutzen. Übrigens gebe nichts so häufig Veranlassung zu Zank und Streit als diese Eheform. Hiernach hat es also den Anschein, als sei heute die Piraûru-Ehe nur ein Mittel für die Altersklasse, welche in dem Gemeinwesen die Gewalt in den Händen hat, sich auf Kosten anderer sinnliche Genüsse zu verschaffen. Ob dies ihr alleiniger Zweck von Anfang an gewesen sei, ist natürlich eine andere Frage. Da aus den meisten Speiseverboten klar und deutlich hervorgeht, daß sie nur aus selbstsüchtigen Beweggründen erlassen worden sind, so können wir wohl mit Recht voraussetzen, daß sich die herrschende Altersklasse nicht allein in bezug auf den Hunger, sondern auch auf die Liebe — auch sie heischt ja gebieterisch Befriedigung — Vorteile zu verschaffen gewußt hat, die ihr rechtmäßig nicht zukommen. Wie Howitt berichtet, käme es gleich nach der Wahl der Piraûru-Paare zu einer allgemeinen geschlechtlichen Ausschweifung. Auch dies scheint darauf hinzudeuten, daß die Ehe hauptsächlich den Zweck habe, der Lüsternheit der Ältesten nach jüngeren fremden Weibern vollauf Befriedigung zu verschaffen.

Übrigens ist es auch sehr gut möglich, daß die Ehe entstanden ist, als die Zahl der Weiber im Verhältnis zu der der Männer so gering war, daß sich gebieterisch eine Änderung der bestehenden Eheverhältnisse geltend machte. Wie wir wissen, ist der Teil Südaustraliens, welcher das Senkungsgebiet des Lake Eyre bildet, einer der ödesten und unwirtlichsten. Gar oft wird er von Dürren heimgesucht, die Jahre anhalten und das Land beinahe zu einer Wüste machen. Die Not steigt alsdann unter den Urbewohnern so hoch, daß die meisten nur kümmerlich ihr Leben zu fristen vermögen, und sehr viele elend zu Grunde gehen. Daß in solchen Zeiten mehr Weiber als Männer sterben, liegt auf der Hand, können sich diese mit Hilfe ihrer Waffen doch leichter eine gute Nahrung verschaffen als jene, welche nur über einen ganz einfachen Grabstock verfügen. Hierzu kommt noch eine andere schwerwiegende Bedeutung der Hungerzeiten. Wenn die Lubra alle Kräfte in der Herbeischaffung von Nahrung anspannen müssen, so opfern sie viel mehr Säuglinge als sonst, und da das Leben eines Mädchens weniger zu gelten pflegt, als das eines Knaben, so ergibt es sich von selbst, daß ein bis anderthalb Dezennien später weniger heiratsfähige Mädchen vorhanden sind als zu anderen Zeiten.

Bei den unter einigen anderen Stämmen vorkommenden geschlechtlichen Ausschweifungen, zu denen besondere Gelegenheiten, wie Jünglingsweißen, geheime Zeremonien, Corroborees oder dgl. die Veranlassung geben, darf nach Sitte und Herkommen oder vorher getroffenen Vereinbarungen nicht jeder Mann jedem Weibe beiwohnen. So weit ich es zu beurteilen vermag, pflegt die Zahl der Weiber, die dem Manne zur Verfügung gestellt werden, nur gering zu sein. Wir haben es auch in diesem Falle mit einer Art Gruppenehe zu tun, die sich im wesentlichen nur dadurch von der Piraûru-Ehe unterscheidet, daß das Recht des Mannes, mit anderen Ehefrauen geschlechtlich zu verkehren, nicht bestehen bleibt, sondern schon nach ganz kurzer Zeit aufgehoben wird. Wir könnten also von einer Gruppenehe auf Zeit und einer Gruppenehe fürs Leben sprechen. — Diese Zeilen bezwecken lediglich, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß der Annahme nichts im Wege steht, die Piraûru-Ehe sei aus der Sitte hervorgegangen, die Weiber bei besonderen Gelegenheiten auszutauschen, und zwar in der Absicht, einer maßlosen Lüsternheit vollauf Befriedigung zu verschaffen.

Die Diäri dulden übrigens ebenso wenig einen unerlaubten geschlechtlichen Verkehr wie die Narryngeri und andere Stämme, was schon daraus hervorgeht,

daß die jungen Burschen dann die fremden Hütten zu meiden haben, wenn sich in diesen Frauen oder Mädchen aufhalten; ja selbst die verheirateten Männer dürfen in der Abwesenheit ihrer Bekannten nicht deren Hütte betreten.

Die Piraûru-Ehe wird von einigen Forschern als eine Art Urform ehelicher Gemeinschaft der Australier betrachtet. Meines Erachtens ist die Eifersucht bei dieser Rasse zu stark entwickelt, als daß es in einer Zeit, wo die herrschaftliche Organisation noch nicht eingesetzt hatte, wo jeder kräftige und gesunde Mann sein eigener Herr war, und noch nicht unter dem Zwango von Sitte und Herkommen stand, hätte zu einer Weibergemeinschaft kommen können. Einen gewissen Rückschluß auf eheliche Verhältnisse des im Urzustande befindlichen Menschen gestatten Gesellschaften höherer Tiere: alle die Arten, deren Männchen die Eifersucht kennen, leben in Ein- oder Vielehe.

Bei den übrigen Stämmen, welche östlich vom Lake Eyre wohnen, sollen die ehelichen Verhältnisse den eben beschriebenen sehr ähnlich sein.

Über die Heiratsatzungen der nordwestlich vom Lake Eyre lebenden Urabunna berichten Spencer und Gillen ¹⁾ folgendes: Ein Mann dürfe nur ein Mädchen heiraten, welches das Mitglied eines bestimmten Totemverbandes sei. Dieser Verband gehöre nie zu seiner eigenen Totemgruppe (class). Sei er z. B. ein Dingo-Mann (class Mathurie), so müßte das Mädchen seiner Wahl eine Tochter des Wasserhuhnverbandes (class Kirarawa) sein. Die Einschränkung sei aber noch größer. Sie erstrecke sich auch auf ganz bestimmte Familien; denn er habe nur unter den Mädchen zu wählen, welche die Kinder der Männer seien, die als die älteren Brüder der Mutter betrachtet würden. Daß es sich hier nicht in allen Fällen um die Töchter von Onkeln handelt, die leibliche Brüder der Mutter sind, geht aus den Verwandtschafts-Bezeichnungen hervor, welche weiter unten angeführt sind.

Zu erwähnen habe ich noch, daß bei den Urabunna das Mutterrecht gilt, d. h. daß die Kinder zu der Totemgruppe (class) und dem Totemverbände (totem) der Mutter gerechnet werden.

Damit der Leser einen leichten Einblick in diese etwas verwickelten Bestimmungen gewinnen kann, habe ich hier eine Tabelle über die ehelichen Verhältnisse von acht zu einer Horde gehörenden Familien der beiden genannten Totemverbände aufgestellt. Jede Familie besteht aus einem Manne, einer Frau und zwei Kindern. Die römischen Ziffern bezeichnen die männlichen und die arabischen die weiblichen Personen; die Klammern geben die durch die Ehe miteinander verbundenen Personen und deren Kinder an. Vorausgesetzt ist natürlich, daß der Mann Nr. II zu der Lubra Nr. 1, der Mann Nr. III zu der Lubra Nr. 2 usf. in dem verwandtschaftlichen Verhältnisse eines älteren Bruders stehen. Daß die Verwandtschaftsverhältnisse in Wirklichkeit nur ausnahmsweise genau so sein werden, wie sie auf der Tabelle dargestellt sind, wird wohl jeder meiner Leser voraussetzen.

| | | | |
|--------------------------------------|-------------------------------|--------------------------------|-------------------------------|
| I. Dingo m. 1. Wasserhuhn f. | II. Wasserhuhn m. 2. Dingo f. | III. Dingo m. 3. Wasserhuhn f. | IV. Wasserhuhn m. 4. Dingo f. |
| V. Wasserhuhn m. 5. Wasserhuhn f. | | VI. Dingo m. 6. Dingo f. | |
| VII. Wasserhuhn m. 7. Wasserhuhn f. | | VIII. Dingo m. Dingo f. | |
| IX. Dingo m. 9. Dingo f. | | X. Wasserhuhn m. Wasserhuhn f. | |
| XI. Dingo m. Dingo f. | | | |
| XII. Wasserhuhn m. 12. Wasserhuhn f. | | | |

Aus dieser Tabelle können wir nun unschwer entnehmen, daß die Heiratsatzungen der Urabunna nicht nur die Inzucht verhindern, sondern in vielen

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 59 et seq. und The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 70 et seq.

Fällen sogar die Veranlassung geben, daß Heiraten zwischen Vettern und Basen zustande kommen.

Diese Heiratsorganisation scheint mir aber die Wirkung eines guten Sittengesetzes zu haben, denn es ist nicht allein die Furcht vor schwerer Strafe, sondern auch der durch sie veranlaßte suggestive Einfluß auf die Richtung des Geschlechtstriebes, wenn ich so sagen darf, daß im großen und ganzen Blutschande nicht zu den alltäglichen Vorkommnissen gehört.

Da die Horden der Urabunna, wie die aller anderen Binnenlandstämme, klein sind und aus Leuten verschiedener Totemverbände bestehen, so liegt es auf der Hand, daß es in vielen von ihnen nur sehr wenig Leute geben wird, abgesehen von den Ehepaaren, die in dem angegebenen verwandtschaftlichen Verhältnis von Vetter und Base zueinander stehen. Damit es nun nicht zu einer Übertretung der Satzungen komme, welche den geschlechtlichen Verkehr regeln, eine der schwersten Vergehen, die die Eingeborenen des Lake Eyre-Gebietes kennen, so sehen sich namentlich die älteren Männer gezwungen, strenge darauf zu achten, daß die halberwachsenen Burschen weder mit den jüngeren Frauen des Vaters und den Halbschwestern, noch mit den Frauen und Töchtern fremder Familien Unzucht treiben. Auch die verheirateten Männer und Weiber werden die Satzungen, auf deren Übertretung die Todesstrafe steht, gar manches Mal vom Ehebruch zurückhalten.

Wie bei den Stämmen im Osten des Lake Eyre, so gibt es auch bei den Urabunna eine Art Gruppenehe. Im nachstehenden teile ich kurz das mit, was die beiden genannten Forscher über sie berichten.

Ein Mann habe auf die Frauen, mit denen er zusammen in einer Hütte lebe, nur Vorzugsrechte; denn jede Frau besäße ein oder mehrere Nebenehemänner. Sämtliche Paare müßten aber in dem oben angegebenen verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander stehen. Der Mann nenne seine Nebenfrau piraungaru; die gleiche Benennung wende dieselbe auch auf ihn an. Alle ehelichen Verbindungen würden von den älteren Brüdern der Weiber vermittelt. Die Piraungaru-Ehen erforderten aber die Zustimmung der Ältesten. Gewöhnlich würden sie geschlossen, wenn Angehörige vieler Horden beisammen seien, um wichtige Zeremonien aufzuführen und bedeutungsvolle Angelegenheiten zu besprechen. Gönnerschaft spiele bei der Zuerkennung der Nebenfrauen eine Hauptrolle; die größte Zahl pflegten die zu besitzen, welche den größten Einfluß hätten.

Auf die Kinder hätten alle Männer, welche die piraungaru der in Frage kommenden Lubragruppe seien oder dem Verwandtschaftsgrade, der Totemgruppe und dem Totemverbände nach sein könnten, das gleiche Anrecht.

Die Stämme des zum Northern Territory gehörenden Binnenlandteiles haben besondere Heiratsklassen, die höchst wahrscheinlich in keiner näheren Beziehung zu den Totem stehen. Diese Heiratsklassen, vier oder acht an der Zahl, bilden zwei gleich große Gruppen.

Die Nachbarn der Urabunna, die Süd- und Südwest-Arünta haben vier in zwei Gruppen geteilte Heiratsklassen. Die ersten Berichte über diese Klasseneinteilung verdanken wir Howitt, wenn ich nicht irre. Leider sind mir die diesbezüglichen Veröffentlichungen dieses australischen Forschers nicht zugänglich.

Ende der achtziger oder Anfang der neunziger Jahre hat Krichauff¹⁾ einen kleinen Aufsatz über die Eingeborenen der vom Finke River durchbrochenen Krichauff Ranges geschrieben. Die Tabelle, welche er über die Heiratsklassen dieser Eingeborenen aufgestellt hat, ist folgende:

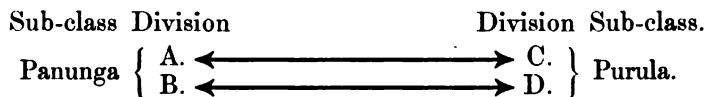
¹⁾ Krichauff, The Customs, Religions, Ceremonies, etc., of the Aldolinga or Mbenderinga Tribe of Aborigines in Krichauff Ranges South Australia.

| | | |
|-----------------|-------------------------------|--------------------|
| „A man who is a | Can only marry a woman who is | Their children are |
| Bunanke, | Burule, | Baltare, |
| Burule, | Bunanke, | Kumare, |
| Baltare, | Kumare, | Bunanke, |
| Kumare. | Baltare. | Burule.“ |

Im Jahre 1894 wurde ein großer Teil des Innern der Kolonie von der Horn-Expedition durchforscht. Bei dieser Gelegenheit hat Dr. Sterling, der Anthropologe der Expedition, die Sitten, Gebräuche usw. der Eingeborenen des betreffenden Gebietes, der Arunta, eingehend studiert. Die Ergebnisse seines Studiums sind in dem vierten Teil des „Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia“ enthalten. Über die Heiratsklasseneinteilung hat er die nachstehende Tabelle veröffentlicht.

| | | |
|--------------------|--------------------|--------------|
| „Male of | Marries female of | Children are |
| Pultarra | Kumarra | Panunga |
| Panunga | Purula | Pultarra |
| Purula | Panunga | Kumarra |
| Kumarra | Pultarra | Purula.“ |

Fünf Jahre nach dieser Forschungsreise ist das Buch von Spencer und Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*, erschienen. Auf den Seiten 70, 71 und 72 desselben heißt es: „In regard to the organisation of the Arunta tribe, with which we shall now deal in detail, it may at the outset be mentioned that the existence of four sub-classes in the southern part of the tribe, and of eight in the northern, appears at first sight to indicate that in the latter the organisation is more complex. In reality, though without having distinct names applied to them, each one of the four sub-classes met with in the south is actually divided into two. The four are Panunga and Bulthara, Purula and Kumara; the first two forming one moiety of the tribe, and the latter two forming another. The marriage system is, in broad outline, omitting at present certain details which will be referred to shortly, as follows. A Bulthara man marries a Kumara woman and their children are Panunga; a Purula man marries a Panunga woman and their children are Kumara; a Panunga man marries a Purula woman and their children are Bulthara; a Kumara man marries a Bulthara woman and their children are Purula. Each of the four sub-classes is thus divided into two, the members of which stand respectively in the relationship of Ipmunna to each other. We can represent this graphically as follows, taking, for the sake of simplicity, only two sub-classes, the divisions of one being represented by the letters A and B, and of the other by the letters C and D.

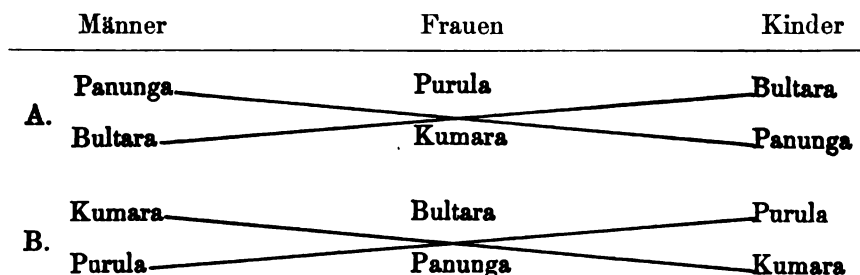


A. stands in the relationship of Unawa¹⁾ to C., Ipmunna to B., and Unkulla²⁾ to D. In other words a woman who is Unkulla to me is Ipmunna to my wife. All women of group C. (myself belonging to A.), my wife calls sisters — Ungaraitcha if they be elder sisters and Itia if they be younger sisters; and all of them stand in the relationship of Unawa to myself; but the other Purula women whom my wife calls Ipmunna are Unkulla to me and I may not marry them.“

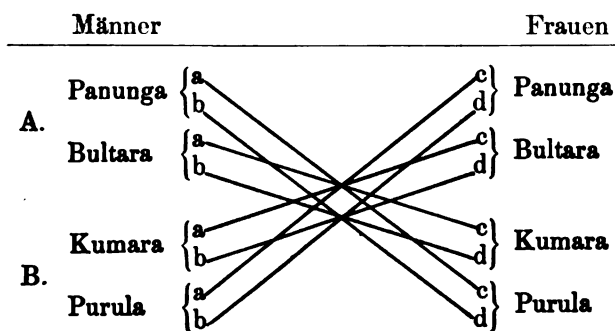
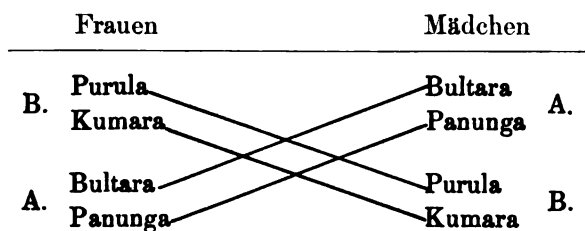
¹⁾ „Unawa — The term used in the Arunta tribe to designate men and women who are reciprocally marriageable“.

²⁾ „Unkulla — Relationship term applied to the sons and daughters of the father's sisters.“

Bei diesen Eingeborenen gilt das Vaterrecht, insofern als die Kinder stets zu der Klassengruppe des Vaters gezählt werden. Daß sie aber nicht Mitglieder der gleichen Klasse werden, zeigt nachstehendes Diagramm.



Die nachstehenden Diagramme mögen dazu dienen, die Heiratssatzungen dem Leser kurz in übersichtlicher Weise vor Augen zu führen. Zur Erklärung füge ich nur hinzu, daß die Striche im ersten Diagramm anzeigen, in welche Klassengruppe die Mädchen durch die Heirat gelangen, und im zweiten Diagramm genau angeben, welche Männer und welche Weiber der namenlosen Unterabteilungen, in die die vier Klassen zerfallen, miteinander die Ehe eingehen dürfen.



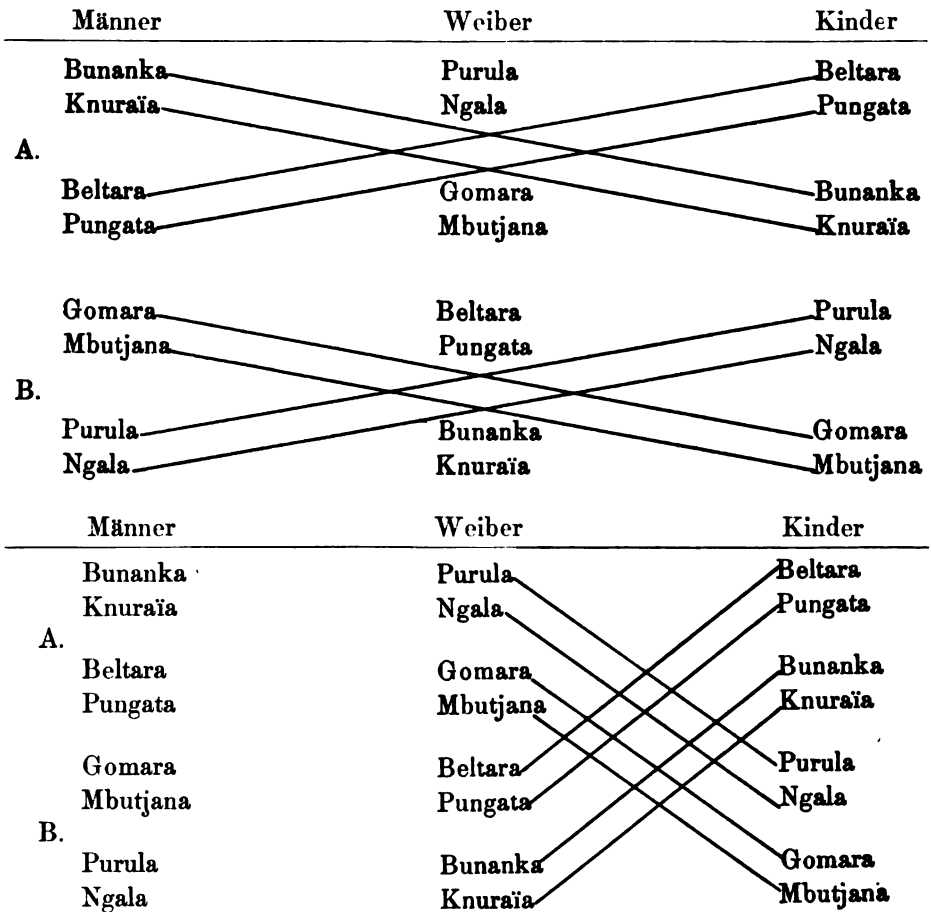
Die ersten ausführlichen Mitteilungen über die Klassenorganisation der Nordwest-Arünta rühren, wenn ich nicht irre, von Missionar Schulze¹⁾ her, der längere Zeit auf der Missionsstation Hermannsburg tätig gewesen ist und ein gründlicher Kenner der Arünta-Sprache sein soll. Ich gebe hier die von ihm aufgestellte Tabelle wieder, die uns in klarer, übersichtlicher Weise zeigt, in welche Klasse resp. Klassen der Mann heiraten darf, und zu welcher Klasse seine Kinder gezählt werden.

¹⁾ Schulze, The Aborigines of the Upper and Middle Finke River. Transact. and Proceed. of the Royal Societ. of South Australia. Vol. XIV, 90—91.

| Males | Females | Children |
|----------------------|--------------------|------------------------|
| { Beltara Pungata | Gomara Mbutjana | { Bunanka Knuraia } |
| { Gomara Mbutjana | Beltara Pungata | { Purula Ngala } |
| { Bunanka Knuraia | Purula Ngala | { Beltara Pungata } |
| { Purula Ngala | Bunanka Knuraia | { Gomara Mbutjana } |

Zur Erläuterung dieser Tabelle sagt Missionar Schulze folgendes: The rule is that those who stand on the same line marry first, but under certain circumstances marriages in a diagonal line are permitted to take place, for example, a Beltara may marry a Mbutjana and a Pungata a Gomara. But whether the Beltara has a Gomara or a Mbutjana for his wife is immaterial to the classification of the children, we are Bunanka according to paternal descent. The same rule applies to the other classes.“

Es scheint, daß Schulze die Einteilung der Klassen in zwei Gruppen nicht gekannt habe. Daß diese Gruppen, obschon sie von den Arüta nicht bei Namen genannt werden, in der Tat vorhanden sind, zeigen untenstehende Diagramme.



Wie die sich kreuzenden Striche im ersten Diagramm anzeigen, zerfällt jede der beiden Gruppen wieder in zwei Gruppen, und zwar in solche von je zwei Klassen; auch lassen sie erkennen, daß die Kinder immer zu einer bestimmten Klasse der kleineren Gruppe gezählt werden, die im Verein mit der kleineren Gruppe, zu welcher der Vater gehört, eine der beiden größeren Gruppen bilden. Aus dem zweiten Diagramm geht hervor, daß die Weiber zwischen zwei Klassengruppen stets ausgetauscht werden, und daß ein Mann — abgesehen von den Ausnahmefällen nach Missionar Schulze — aber nur Weiber einer bestimmten Klasse heiraten darf.

Vergleichen wir diese Diagramme mit denjenigen über die Klassenorganisation der Süd- und Südwest-Arünta, so finden wir, daß bei den in Rede stehenden Arünta-Horden aus den namenlosen Klassenunterabteilungen volle Klassen geworden sind.

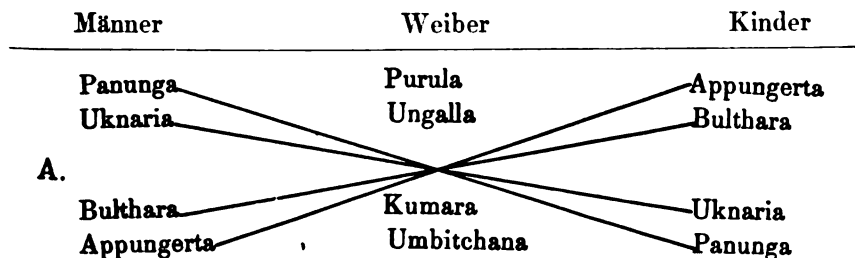
Gegen ein Jahrzehnt später haben Spencer und Gillen die Klassenorganisation der Arünta einer eingehenden Untersuchung unterzogen. In ihrem Buche „The Native Tribes of Central Australia“ (1899) ist nachstehende Tabelle enthalten, die die hier in Frage kommenden Verhältnisse veranschaulichen soll.

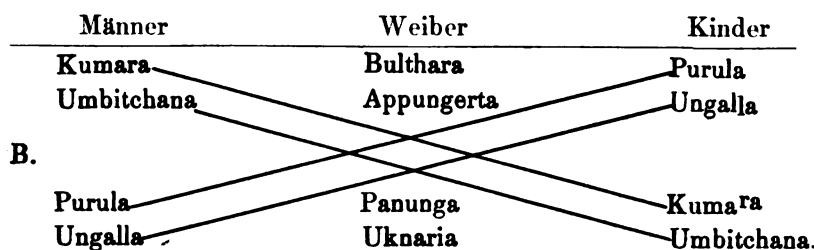
| 1. | 2. | 3. | 4. |
|------------|------------|------------|------------|
| Panunga | Purula | Appungerta | Kumara |
| Uknaria | Ungalla | Bulthara | Umbitchana |
| Bulthara | Kumara | Uknaria | Purula |
| Appungerta | Umbitchana | Panunga | Ungalla |

Die Erklärung zu dieser Tabelle lautet folgendermaßen: „This table was drawn up in the first instance in order to show the marriage relationship and the divisions into which the children pass. Thus, reading across the page, men of the sub-classes shown in column 1. must marry women of the sub-classes shown in column 2. For example, a Panunga man marries a Purula woman, an Uknaria man an Ungalla woman, and so on. Column 3. in the same way indicates their children, those of a Panunga man and a Purula woman being Appungerta, those of an Uknaria man and an Ungalla woman being Bulthara, &c. In the same way if a man of one of the sub-classes in column 2. marries a woman in one of those in column 1., then their children are as represented in column 4. That is a Purula man marries a Panunga woman and their children are Kumara, and so on.“

Viele dieser Klassennamen stimmen nicht genau mit denen der Tabelle von Missionar Schulze überein, was wohl daran liegt, daß einerseits die Arünta in der Gegend von Alice Springs, dem Arbeitsfelde von Spencer und Gillen, einen etwas anderen Dialekt haben, als die, auf deren Gebiet sich 100 Miles weiter westlich die Missionsstation Hermannsburg befindet, und daß andererseits die Wiedergabe der Laute in dem einen oder den beiden Fällen an Genauigkeit ein wenig zu wünschen übrig läßt. Hinzufügen will ich, daß Panunga (Sp. & S.) Bunanka (Sch.) und Uknaria (Sp. & G.) Knuraia (Sch.) entspricht.

Wenn wir jetzt die Klassennamen auf die gleiche Weise gruppieren, wie vorhin, so ergibt sich klar und deutlich, daß die Tabelle von Missionar Schulze und die von Spencer und Gillen in einigen Punkten voneinander abweichen.





Wie wir sehen, sind die Unterschiede auffallend. Sie bestehen, wie die Striche anzeigen, darin, daß die Kinder bestimmter Väter der ersten Hauptgruppe in der Tabelle von Spencer und Gillen zu einer anderen Klasse gerechnet werden, als in der Tabelle von Missionar Schulze.

Während meines ersten Aufenthaltes auf der Missionsstation Hermannsburg sind mir von einem Züglinge die Angaben des Missionars Schulze bestätigt worden. In der Gegend der Telegraphenstation Alice Springs habe ich keine Erkundigungen unter den Arünta über die Heiratsklassen eingezogen. Das Buch „The Native Tribes of Central Australia“ war übrigens damals noch nicht erschienen. Ob hier ein Irrtum von Spencer und Gillen vorliegt, muß ich also dahingestellt sein lassen. Bevor ich diesen Gegenstand meiner Erörterungen verlasse, möchte ich den Leser noch daran erinnern, daß die beiden englischen Forscher die fraglichen Angaben in ihrem zweiten Buche „The Northern Tribes of Central Australia“ wiederholen, und daß sie von den Süd-Arünta, wie auf einer der vorhergehenden Seiten angegeben ist, sagen, die Kinder eines Panunga-Mannes und einer Purula-Frau würden zu der Klasse der Bulthara, und die eines Bulthara-Mannes und einer Kumara-Frau zu der Klasse der Panunga gerechnet.

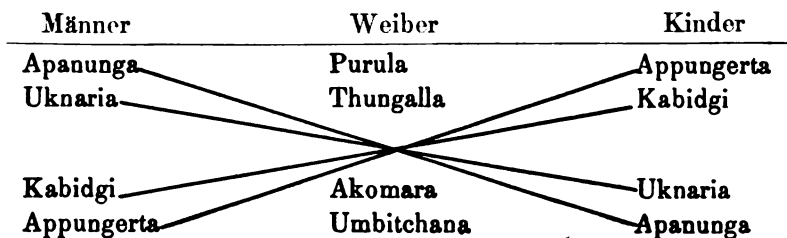
Die Kaititje haben nach Spencer und Gillen eine Klasseneinteilung, die sich von der Nord-Arünta nur durch mehr oder minder große Abweichungen in den Namen unterscheidet. In dem Buche „The Native Tribes of Central Australia“ befindet sich auf der Seite 70. nachstehende Tabelle.

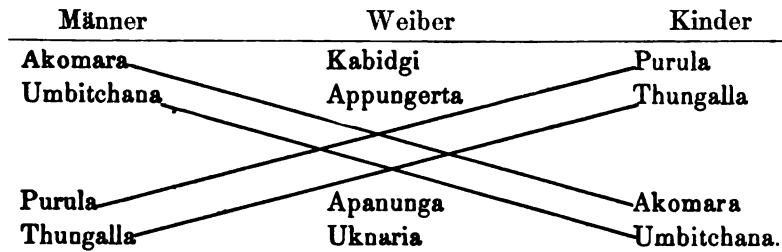
„Kaitish Tribe

| 1. | 2. | 3. | 4. |
|------------|------------|------------|-------------|
| Apanunga | Purula | Appungerta | Akomara |
| Uknaria | Thungalla | Kabidgi | Umbitchana |
| Kabidgi | Akomara | Uknaria | Purula |
| Appungerta | Umbitchana | Apanunga | Thungalla.“ |

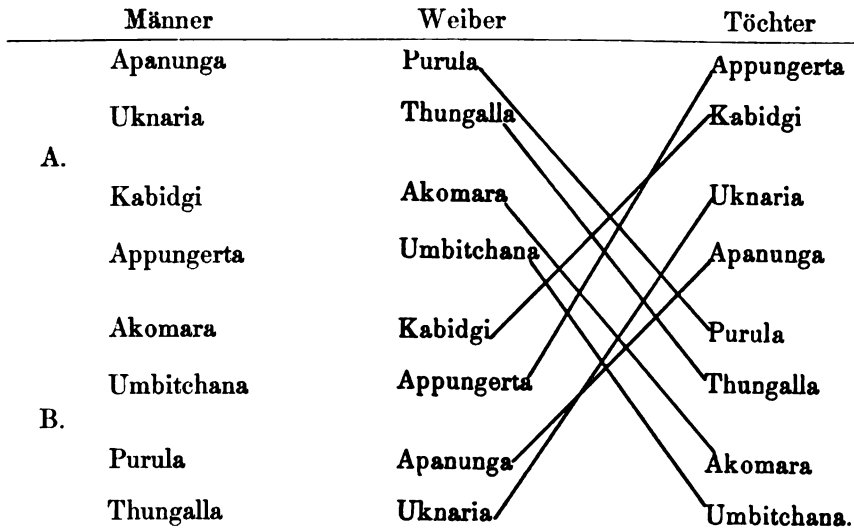
Die Erklärung zu dieser Tabelle ist die gleiche, wie die, welche der Tabelle über die Klassen der Nord-Arünta auf einer der vorhergehenden Seiten im Wortlaut beigegeben ist.

Ordnen wir die Klassennamen auf die gleiche Weise, wie die der Nord-Arünta, so erkennen wir auf den ersten Blick, daß zwei Hauptgruppen vorhanden sind, von denen jede in zwei aus zwei Klassen bestehende Gruppen zerfällt, und daß die Kinder zu einer bestimmten Klasse der kleineren Gruppe gezählt werden, die im Verein mit der kleineren Gruppe, zu welcher der Vater gehört, eine der beiden Hauptgruppen bilden.





Wie das folgende Diagramm zeigt, dürfen die Männer nur Weiber einer bestimmten Klasse der Hauptklasse ehelichen, zu welcher sie selbst nicht gehören.



Die östlich vom Überlandwege zwischen dem 20. Breitengrade und dem Wendekreise wohnenden Illiaura und Wagai haben nach Spencer und Gillen eine Heiratsklasseneinteilung, die nur in bezug auf die Namen von der der Nord-Arünta und der Kaititje abweicht.

Vor Jahren ist eine Arbeit Howitt's¹⁾ über das australische Klassensystem erschienen. Diese Arbeit enthält auch wichtige Mitteilungen über die Klasseneinteilung der Waramunga. Leider steht sie mir nicht zur Verfügung. Im nachstehenden beziehe ich mich nur auf das, was Cunow in seinem verdienstvollen Buche „Die Verwandtschafts-Organisation der Australneger“ über sie auf den Seiten 148, 149, 150 und 151 mitteilt.

Nach Cunow's Angaben hat ein Korrespondent Howitt's, Allan M. Giles, bei den Waramunga im Süden des Mount Blyth und Mount Fisher folgende Einteilung in acht Klassen vorgefunden.

| | |
|-----------|--------------|
| „Männlich | Weiblich |
| Akamara | Nakamara |
| Ampajona | Tampajona |
| Ungerai | Namajilli |
| Apononga | Napononga |
| Opala | Narila |
| Tungeli | Nungeli |
| Kabaji | Kabaji |
| Apongardi | Napongardi.“ |

¹⁾ Further Notes on the Australian Class System. Journal of the Anth. Inst. Bd. 18, S. 44.

Zur Erklärung füge ich hinzu, daß die Namen, die je eine wagerechte Reihe bilden, in diesem Falle Personen bezeichnen, welche miteinander verschwistert sind. Die Schwester eines Akamara ist also eine Nakamara usw.

Als Heiratsklassen sollen sich diese Klassen folgendermaßen gegenüberstehen:

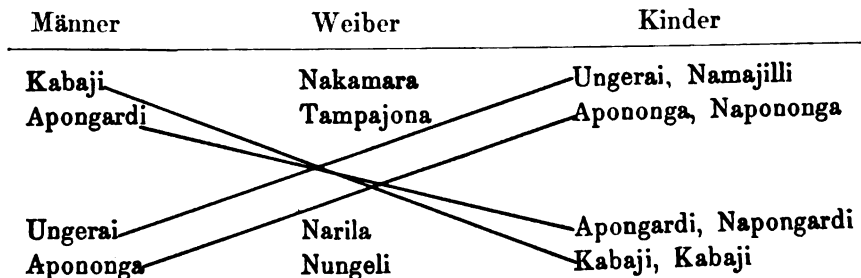
| | | |
|----------|--------|-----------|
| Akamara | ←————→ | Kabaji |
| Ungerai | ←————→ | Opala |
| Ampajona | ←————→ | Apongardi |
| Apononga | ←————→ | Tungeli. |

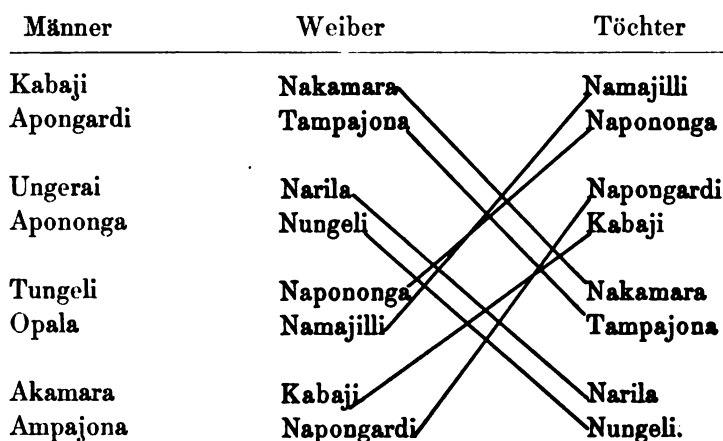
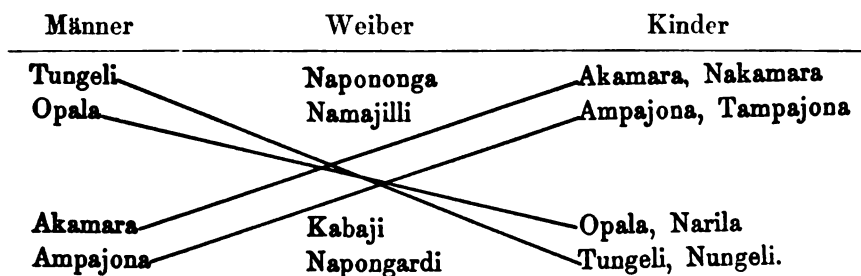
Die Heirats- und Abstammungsregeln gibt nachstehende Tabelle an:

| | | | | | | | | | |
|----|-----------|----------|-------------|------|--------|------|-----------|-----|-------------|
| 1. | Akamara | heiratet | Kabaji; | ihre | Kinder | sind | Opala | und | Narila. |
| 2. | Kabaji | „ | Nakamara; | „ | „ | „ | Ungerai | und | Namajilli. |
| 3. | Ungerai | „ | Narila; | „ | „ | „ | Apongardi | u. | Napongardi. |
| 4. | Opala | „ | Namajilli; | „ | „ | „ | Ampajona | u. | Tampajona. |
| 5. | Ampajona | „ | Napongardi; | „ | „ | „ | Tungeli | u. | Nungeli. |
| 6. | Apongardi | „ | Tampajona; | „ | „ | „ | Apononga | u. | Napononga. |
| 7. | Apononga | „ | Nungeli; | „ | „ | „ | Kabaji | und | Kabaji. |
| 8. | Tungeli | „ | Napononga; | „ | „ | „ | Akamara | und | Nakamara. |

Cunow bezweifelt die Richtigkeit dieser Aufstellung. Er sagt: „... Indes kann ich mich der Meinung nicht erwehren, daß bei weiterer und genauerer Untersuchung sich die Angaben Giles' teilweise als unrichtig und unvollständig herausstellen werden. Anerkannte Kenner der australischen Verwandtschaftsinstitutionen haben sich oft in Dingen geirrt, die weit leichter zu durchschauen waren, wie die komplizierten Heirats- und Klassenregeln der Waramunga. Was mich vor allem mißtrauisch gegen Giles' Beobachtungen macht, ist die Tatsache, daß ihm die Totemeinteilung der Waramunga gänzlich unbekannt geblieben ist. Überdies will es mir fast scheinen, als wenn in der obigen Tabelle die Angaben über die Klassenangehörigkeit der Kinder größtenteils nicht von Giles selbst herühren, sondern von Howitt nach seiner Auffassung ergänzt sind; denn Howitt erwähnt Bd. 18 S. 44 des ‚Journal of the Anthropol. Institute‘, daß er bei der Aufstellung der Tabelle angenommen habe, die Waramunga rechneten die Abstammung in weiblicher Linie, da dies am häufigsten in den australischen Tribes sei (I have tabulated as follows, assuming that descent is in the female line, as is most frequently the case in Australian tribes). Hätte Howitt tatsächlich, wie er sagt, ‚vollständige Mitteilungen‘ (full information) von Giles erhalten, so brauchte er nicht erst anzunehmen, daß bei den Waramunga Abstammungsfolge in weiblicher Linie gilt; es ergibt sich dann dies ohne weiteres aus den Klassenregeln.“

Um dem Leser einen leichten Einblick in diese von Howitt angegebenen Heirats- und Klassenregeln zu verschaffen, habe ich die beiden untenstehenden Diagramme angefertigt.





Aus diesen Diagrammen können wir entnehmen, daß die Söhne zu einer bestimmten Klasse der Hauptgruppe des Vaters gerechnet werden, und daß der Mann nur Mädchen ehelichen darf, deren Vater Mitglied einer bestimmten Klasse der Hauptgruppe ist, zu welcher er selbst nicht gehört.

In ihren Werken über die Binnenlandbewohner des Northern Territory haben Spencer und Gillen ebenfalls eine Tabelle über die Klasseneinteilung der Waramunga aufgestellt. Es stimmen aber nur wenige Namen halbwegs mit denen überein, welche Howitt angibt. Dies ist um so auffallender, als die beiden zuerst genannten Forscher ihre Studien über die Waramunga auf der Telegraphenstation Tennant's Creek gemacht haben, und diese nur 100 bis 150 km nördlich von der Gegend gelegen ist, wo die Eingeborenen wohnen, denen der Korrespondent Howitt's, Allan Giles, seine Angaben verdankt.

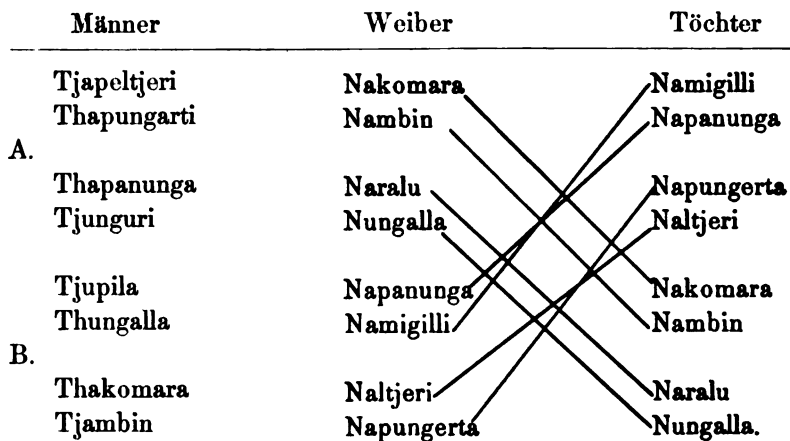
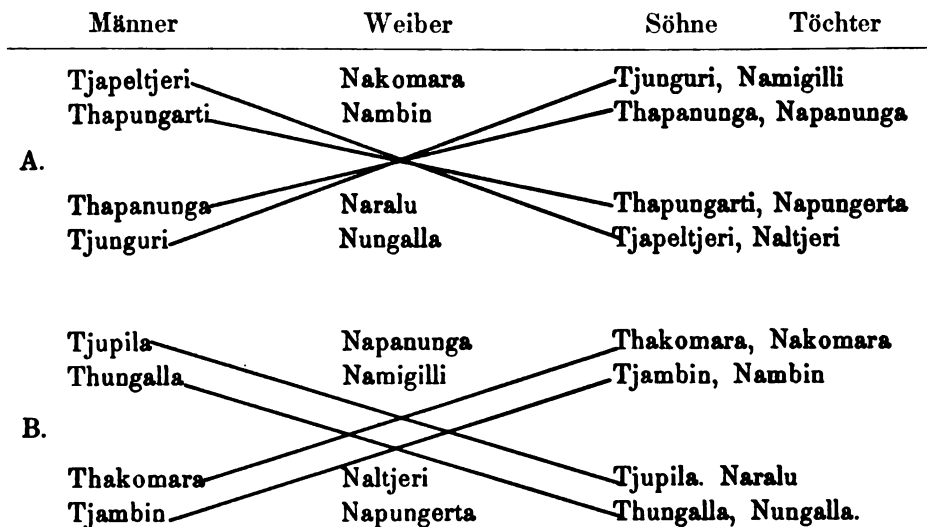
Die Tabelle von Spencer und Gillen ¹⁾ ist nachstehende:

- | | |
|----------------------------|------------------------|
| 1. | 2. |
| { Thapanunga (Napanunga) | { Tjupila (Naralu) |
| { Tjunguri (Namigilli) | { Thungalla (Nungalla) |
| { Tjapeltjeri (Naltjeri) | { Thakomara (Nakomara) |
| { Thapungarti (Napungerta) | { Tjambin (Nambin) |
| 3. | 4. |
| Thapungarti (Napungerta) | Thakomara (Nakomara) |
| Tjapeltjeri (Naltjeri) | Tjambin (Nambin) |
| Tjunguri (Namigilli) | Tjupila (Naralu) |
| Thapanunga (Napanunga) | Thungalla (Nungalla) |

¹⁾ The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 104.

Zur Erklärung fügen sie unter anderem hinzu: „The brackets signify groups Column 3. contains the children of men of column 1. and women of column 2. Thus a Thapanunga man has a Naralu woman, and their children are Thapungarti and Napungerta. In the same way column 4. contains the children of men of column 2. and women of column 1.

Stellen wir diese Angaben auf die wiederholt angewandte Art und Weise graphisch dar, so erhalten wir folgendes:



Aus diesen Diagrammen geht also hervor, daß die Söhne zu der Hauptgruppe des Vaters, aber nicht zu dessen Klasse und kleineren Gruppe gerechnet werden, und daß die Männer Mädchen ehelichen, die Mitglieder einer bestimmten Klasse der Hauptgruppe sind, welcher sie selbst nicht angehören. Wie Spencer und Gillen bemerken, sei es den Männern aber auch gestattet, Basen zum Weibe zu nehmen, aber nur solche, die Töchter der Schwestern des Vaters seien. Die Abstammung der aus diesen Ehen hervorgegangenen Kinder werde in weiblicher Linie gerechnet. Sei z. B. ein Thapungarti-Mann außer mit Nambin-Frauen noch

mit Nakomara-Frauen verheiratet, so wären die Söhne und Töchter dieser letzteren nicht Thapanunga und Napanunga, sondern Tjunguri und Namigilli.

Mit Hilfe der vier vorstehenden Diagramme können wir leicht feststellen, daß die Angaben Howitt's, mit Ausnahme der Namen, nicht wesentlich von denen Spencer's und Gillen's abweichen. Das oben im Wortlaut angeführte Urteil Cunow's ist also wohl ein wenig zu hart ausgefallen.

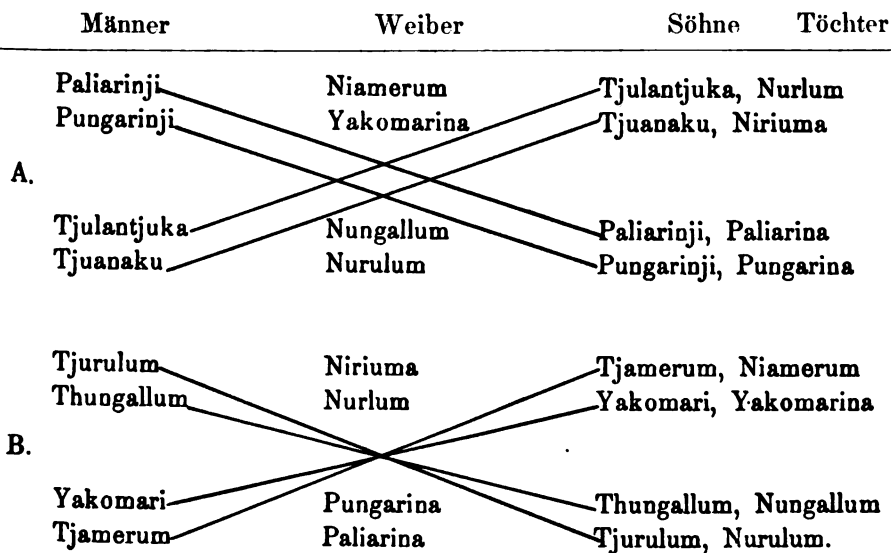
Hinzufügen möchte ich noch, daß die verwandten Namen Napononga — Napanunga, Narila — Naralu, Namajilli — Namigilli, Nungeli — Nungalla, Nakamara — Nakomara die gleiche Stelle in den Diagrammen einnehmen, die einander entsprechen.

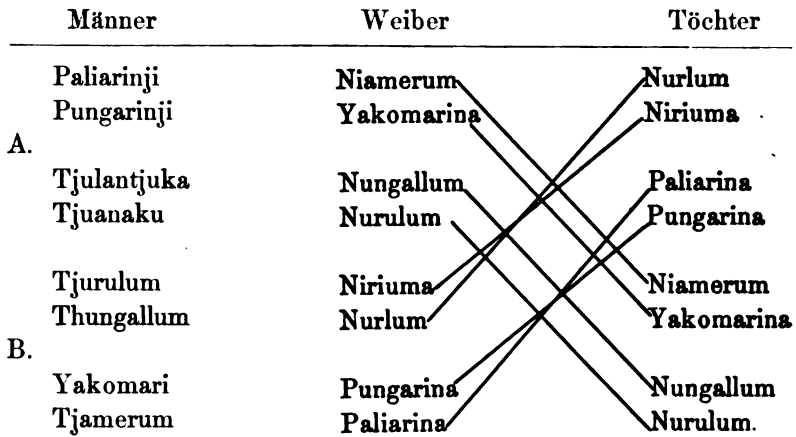
Die nördlichen und westlichen Nachbarn der Waramunga, die Walpari, Bingongina, Tjingale, Gnanji, Umbaia und andere Stämme haben nach Spencer und Gillen die Abstammungs- und Heiratsregeln, welche in den beiden letzten Diagrammen dargestellt sind.

Auch bei der „Binbinga nation“ (Binbinga und Allaua) gelten die gleichen Regeln. Die Tabelle von Spencer und Gillen über die Klasseneinteilung usw. der Binbinga lautet:

| | |
|--|--|
| 1. | 2. |
| { Tjuanaku (Niriuma) { Tjulantjuka (Nurlum) { Paliarinji (Paliarina) { Pungarinji (Pungarina) | { Tjurulum (Nurulum) { Thungallum (Nungallum) { Tjamerum (Niamerum) { Yakomari (Yakomarina) |
| 3. | 4. |
| Pungarinji (Pungarina) Paliarinji (Paliarina) Tjulantjuka (Nurlum) Tjuanaku (Niriuma) | Tjamerum (Niamerum) Yakomari (Yakomarina) Tjurulum (Nurulum) Thungallum (Nungallum) |

Stellen wir diese Angaben graphisch dar, so erhalten wir folgendes:





Wie bei der „Waramunga nation“, so sollen auch bei der „Binbinga nation“ die durch die Diagramme dargestellten Heiratsregeln nicht streng befolgt werden. Wie Spencer und Gillen angeben, sei es den Männern dieser Eingeborenen ebenfalls erlaubt, Töchter von Tanten väterlicherseits zu ehelichen. Die Abstammung der aus solchen Verwandtenehen entsprossenen Kinder werde in weiblicher Linie gerechnet. Habe z. B. ein Pungarinji außer Yakomarina noch Niamerum, Töchter von Niriuma, zum Weibe, so würden die Söhne und Töchter dieser Niamerum zu den Tjulantjuka und Nurlum gezählt.

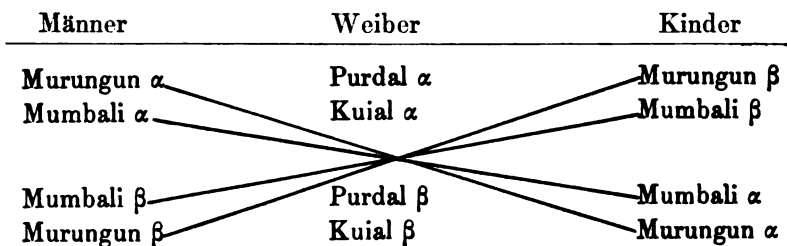
Die Heirats- und Abstammungsregeln der Mara und Anula („Mara nation“), zweier Stämme, die am Golfe von Carpentaria ihre Heimat haben, sind ein wenig anders als die der „Waramunga nation“ und der „Binbinga nation“. Die Tabelle, welche Spencer und Gillen¹⁾ über die Mara aufgestellt haben, ist folgende:

| 1. | 2. | 3. | 4. |
|---------------------|-------------------|-------------------|-----------------|
| { Murungun α | { Purdal α | Murungun β | Purdal β |
| { Mumbali α | { Kuial α | Mumbali β | Kuial β |
| { Mumbali β | { Purdal β | Mumbali α | Purdal α |
| { Murungun β | { Kuial β | Murungun α | Kuial α |

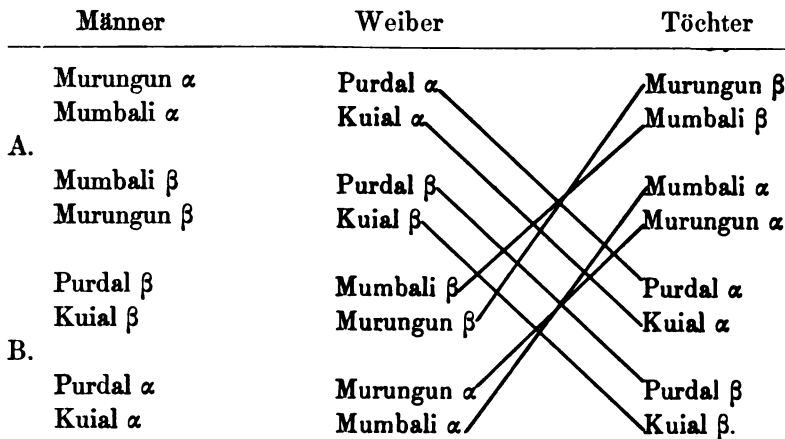
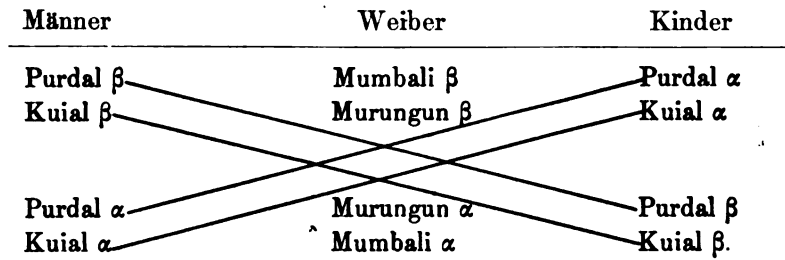
Die Erklärung, welche dieser Tabelle beigegeben ist, lautet: „The brackets indicate groups Column 3. contains the children of men of column 1. and women of column 2. Thus a Murungun α man has a Purdal α wife, and their children are Murungun β . In the same way column 4. contains the children of men of column 2. and women of column 1.“

Die auf vorhergehenden Seiten erwähnten Regelwidrigkeiten in der Klassenorganisation der „Waramunga nation“ und der „Binbinga nation“ sollen auch bei der „Mara nation“ vorkommen.

Stellen wir die Angaben graphisch dar, so erhalten wir folgendes:



¹⁾ The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 124.



A.
B.

Aus diesen beiden Diagrammen geht hervor, daß die Abstammungsfolge und die Heiratsordnung gleich denen sind, welche bei den Arünta in der Gegend der Telegraphenstation Alice Springs gelten.

Die Klassenorganisation der Nord-Arünta und anderer Eingeborenen des Innern ist nach den von Spencer und Gillen mitgeteilten Heirats- und Abstammungsregeln in zweifacher Hinsicht recht wirksam. Einmal verhindert sie fast vollständig, daß Blutsverwandte die Ehe miteinander eingehen, und dann duldet sie in bestimmten Fällen keinen vertrauten verwandtschaftlichen Verkehr, der leicht zur Unzucht führen könnte.

Nach der Tabelle von Missionar Schulze werden Ehen zwischen nahen Blutsverwandten aber keineswegs verhindert: wie sich leicht mit Hülfe der Diagramme feststellen läßt, ist es den Männern gestattet, Basen mütterlicherseits zu ehelichen. Diese Lubra gehören natürlich nie zu der Klassenhauptgruppe der betreffenden männlichen Personen. Wie wir im nachfolgenden Kapitel sehen werden, pflegen alle männlichen Lagergenossen bei den Arünta Mitglieder ein und derselben Hauptgruppe (A. oder B.) zu sein; der Mann oder junge Bursch kommt deshalb trotz naher Verwandtschaft nicht sehr oft mit den fraglichen Lubra in Berührung.

Daß die Arünta und mit ihnen ihre Nachbarn offenbar bestrebt sind, ihren Frauen und Kindern möglichst jede Gelegenheit zu unerlaubter Unzucht zu nehmen, geht klar und deutlich aus besonderen Bestimmungen hervor, durch die der gegenseitige Verkehr der beiden Geschlechter geregelt wird.

In jedem Lager befinden sich zwei Versammlungsplätze; der eine von diesen ist ausschließlich für die Männer und der andere für die Lubra und Kinder bestimmt. Die gleiche Einrichtung habe ich übrigens auch unter nördlichen Stämmen des Binnenlandes vorgefunden. Ferner dürfen einige Männer und Lubra nicht miteinander verkehren, und die Lubra nicht alle ihre weiblichen

Bekannten in der Hütte bei Anwesenheit des Ehemannes derselben besuchen, wobei das Verhältnis der Klassen zueinander maßgebend ist.

Das erste Verbot verhindert den Verkehr zwischen den geschlechtsreifen männlichen und weiblichen Geschwistern — nach Spencer und Gillen gilt es nicht für den Fall, wo die Schwester älter als der Bruder ist — und zwischen dem Schwiegersohne und der Schwiegermutter, sowie deren Klassengenossinnen. Die in Frage kommenden Personen dürfen nicht miteinander sprechen und sich nicht gleichzeitig auf demselben Platze aufhalten. Treffen sie zufällig zusammen, so pflegen sie mit abgewandtem Gesichte oder niedergeschlagenen Augen rasch aneinander vorüber zu gehen. Als ich mich in den Mac Donnell Ranges, am Hugh River, aufhielt, fand sich eines Tages ein Abkömmling eines Chinesen und einer Lubra mit seiner Frau ein und schlug etwa $\frac{1}{4}$ km von mir sein Lager auf. Am Abend legte ein junger Eingeborener, der auf Besuch bei mir weilte, ein großes Stück Känguruhfleisch halbwegs zwischen den beiden Lagerplätzen auf den Boden. Auf meine Erkundigung nach dem Grunde seines Tuns teilte er mir mit, die Lubra des Bastardes sei seine Schwester. Das Fleisch wolle er ihr zum Geschenk machen; er habe es ihr aber nicht selbst überreichen können, da er nach der Sitte seiner Stammesgenossen ihre Nähe meiden müsse.

Über diese Verbote möchte ich noch ein paar Worte sagen! Da manche Lubra infolge von Todesfällen oder aus irgend welchen anderen Gründen eine zweite oder dritte Ehe eingeht, so liegt es auf der Hand, daß zu ein und derselben Familie oft Kinder gehören, die in dem verwandtschaftlichen Verhältnis von Geschwistern und Stiefgeschwistern zueinander stehen. Daß in solchen Fällen zwischen den halbwüchsigen Burschen und Mädchen die Unzucht leicht in erschreckender Weise um sich greifen könnte, wenn sie nicht von den Erwachsenen in Schranken gehalten würde, brauche ich wohl kaum anzuführen. Wie erwähnt, gilt das Verbot nach Spencer und Gillen nicht in allen Fällen. Die Ausnahme darf uns nicht auffallen, denn die Mädchen werden ja in der Regel so früh verheiratet, daß sie bereits zu der anderen Hauptgruppe übersiedelt sind, wenn bei den Brüdern, die ihnen im Alter nachstehen, der Geschlechtstrieb zu erwachen beginnt. Ferner verhindert das Verbot, wie wir gesehen haben, den Verkehr zwischen Personen beiderlei Geschlechts, die infolge Heirat mehr oder minder eng miteinander verbunden sind. Daß ein Verkehr zwischen Männern und Weibern, die in solcher Beziehung zueinander stehen, leicht allzu vertraulich werden könnte, ist selbstverständlich. Die Lubra werden ja nach ihrer Verheiratung den freundschaftlichen Verkehr sowohl mit ihrer leiblichen Mutter, als auch mit anderen Gefährtinnen ihres Vaters fortsetzen. Wäre das Verbot nun nicht erlassen, so würden allzuoft Ehemänner der Versuchung unterliegen, hübsche Freundinnen ihrer Weiber zu ihren eigenen Freundinnen zu machen.

Im Widerspruche mit der aus vielen dieser gesetzlichen Bestimmungen hervorleuchtenden Wertschätzung eines Geschlechtslebens, das nicht mit Blutschande, Ehebruch und Hurerei befleckt ist, stehen der Weibertausch und ähnliche Unsittlichkeiten, von denen kein Stamm frei ist. Meiner Meinung nach ist der Eingeborene recht wohl überzeugt, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Wahrung des Friedens in der Genossenschaft der regellose Geschlechtsverkehr mit aller zu Gebote stehenden Strenge unterdrückt werden muß. Das Fleisch ist aber schwach! Die Ältesten, die die Macht in den Händen haben und gleichzeitig die Richter und die Gesetzgeber des Gemeinwesens sind, neigen ebenso sehr zu geschlechtlichen Ausschweifungen, wie ihre jüngeren Genossen. Trotzdem die Zahl ihrer Frauen nicht gering zu sein pflegt, und sich unter diesen meistens auch jugendliche Personen befinden, geht ihre Lüsterheit so weit, daß sie von Zeit zu Zeit erotische Feste veranstalten, bei denen alle Schranken der Sitte fallen, und der Ehebruch nicht nur gestattet ist, sondern

geradezu gefordert wird. Wie wir in dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers gesehen haben, werden die Lubra gleich nach der operativen Erweiterung der Scheide und vor der Aushändigung an den für sie bestimmten Ehegenossen von Männern, die in einem bestimmten verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihnen stehen, geschlechtlich benutzt. Außerdem kommt in der ganzen nördlichen Hälfte der Kolonie nach gewissen Corroborees ein Weibertausch vor, bei dem in vielen Fällen selbst die Schranken fallen, welche die Klassenorganisation dem geschlechtlichen Verkehr aufgerichtet hat, und Verbote aufgehoben werden, auf deren Übertretung die Todesstrafe steht.

Bei derartigen Veranstaltungen werden den Männern bestimmte Lubra zugewiesen. Wir haben es also mit einer Art Piräru-Ehe auf kurze Zeit zu tun. Ob es zuweilen auch zu einer allgemeinen Promiscuität komme, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben. Es scheint aber, daß bei einigen Binnenlandstämmen zuweilen die Wahl der Frauen jedem Manne selbst überlassen bleibt. So z. B. erzählte mir ein junger Eingeborener aus der Gegend des Frew River, seine Stammesgenossen veranstalteten Corroborees, nach denen die Teilnehmer einfach die Lubra, welche ihnen am besten gefielen, ergriffen, hinter den nächsten Busch schleppten und dort den Beischlaf mit ihnen ausübten.

Die bei besonderen Gelegenheiten veranstalteten allgemeinen Ausschweifungen, die Preisgebung der jungen Mädchen nach der Scheidenoperation an die Operateure oder nahe Verwandte und ähnliche durch die Sitte geheiligte Unsittlichkeiten halte ich, wie ich auch hier ausdrücklich bemerken will, nicht für die Überlebsel einer ehemals allein herrschenden Gruppenehe oder vollen Geschlechtsgemeinschaft, sondern nur für die Ausflüsse einer schwer zu zügelnden Geilheit. Wir würden uns aber in einem Irrtume befinden, wenn wir annähmen, diese Orgien fänden den ungeteilten Beifall aller. Die jüngeren Männer, denen auch in diesem Falle die Selbstsucht der Ältesten nur einen bescheidenen Anteil am Genusse zukommen läßt, und denen die individuelle Liebe noch nicht fremd geworden ist, nehmen zwar mit Vergnügen Teil an den erotischen Belustigungen; ihre Ehegenossinnen stellen sie jedoch nicht selten mit dem größten Widerstreben anderen zur Verfügung, was zur Genüge aus den blutigen Händeln hervorgeht, die diese Orgien gar oft zur Folge haben.

Auf vorhergehenden Seiten ist gesagt, daß es nach Spencer und Gillen den Eingeborenen vieler Stammesgebiete des nördlichen Territoriums gestattet sei, Basen zu ehelichen. Diese Regelwidrigkeit im System spricht natürlich nicht zugunsten der Theorie, die Heiratsfolgen hätten lediglich den Zweck, die fleischliche Vermischung blutsverwandter Personen zu verhindern. Wäre der Hauptzweck der Klassenorganisationen, eine Schwächung des Volkes durch Inzucht zu verhindern, so hätte man, wie wir aus den vorhergehenden Abschnitten entnehmen können, denselben besser durch ein einfaches Verbot aller Heiraten zwischen nahen und fernen Blutsverwandten zu erreichen vermocht. Die Verwandtschaftsbenennungen der Eingeborenen sind, wie wir später sehen werden, sehr ausgebildet; ein derartiges Verbot hätte also mit Erfolg erlassen werden können.

Die Ehe findet keineswegs immer mit dem Tode eines der beiden Gatten ihr Ende. Nach den Mitteilungen, die mir Missionare gemacht haben, ist ein dauernder Wechsel von Weibern durchaus nicht selten. Über das Zustandekommen desselben habe ich nichts in Erfahrung zu bringen vermocht.

Daß der Ehebruch trotz der Strenge, mit der er bestraft wird, durchaus nicht selten ist, habe ich bereits im Anfange des Kapitels angeführt. Eheliche Treue würde aber wohl häufiger vorkommen, wenn die Ältesten ihre Lüsterheit besser zu beherrschen wüßten und alle mit Weibertausch verknüpften Orgien verböten, wenn die Altersunterschiede der Gatten nicht oft sehr groß wären,

und wenn die Monogamie die Alleinherrschaft hätte, das alsdann das starke sexuelle Bedürfnis der Weiber eine bessere Befriedigung fände.

Eine Bemerkung über die Klassenorganisationen mögen den Schluß dieses Kapitels bilden! Alle Organisationen der in Rede stehenden Art sind wohl nach und nach im Laufe langer Zeiträume entstanden. Da heute ihre Bedeutung längst der Vergessenheit anheimgefallen ist, so unterliegt es, wie mich dünkt, keinem Zweifel, daß fremde Einflüsse mehr oder minder umgestaltend auf sie eingewirkt haben. So z. B. wird wohl der Mangel an Weibern nach Tod und Verderben bringenden Dürren und Seuchen bei sehr vielen Stämmen mehr als einmal eine Umgestaltung der Heiratsfolge notwendig gemacht haben.

Kapitel VI.

Gesellschaftliche Einrichtungen.

Die Urbewohner der Kolonie Südastralien zerfallen in viele durch merkwürdige Verschiedenheiten in der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten voneinander getrennte Stämme. Diese Stämme sind aus einer mehr oder minder großen Zahl von Horden zusammengesetzt, die wir als Geschlechtsgenossenschaften bezeichnen können. Wohl nur ausnahmsweise kommt es unter ihnen zur Bildung von geselligen Verbänden oder Schutz- und Trutzbündnissen, da der Naturmensch ja gewohnt ist, alle Stammesfremde als Feinde zu betrachten. In der Mehrzahl der Fälle sind die Horden klein: außer auf Missionsstationen habe ich nie mehr als sechzig bis achtzig Eingeborene, Mann und Weib, Jung und Alt, beisammen gesehen. Die Kleinheit der Horden wird durch die Lebensweise der Eingeborenen bedingt. Der Bestand an Wild, d. h. an allen zur Nahrung dienenden Tieren, ist, mit Ausnahme einiger Küstendistrikte, nicht so bedeutend, daß eine größere Zahl von Menschen auch nur kurze Zeit an ein und demselben Orte verweilen könnte, ohne Not zu leiden — genießbare vegetabilische Stoffe spielen wegen der Spärlichkeit ihres Vorkommens oder der schweren Verdaulichkeit nur eine unbedeutende Rolle unter den Nahrungsmitteln — der Südaustralier ist daher nicht nur zu einem unstäten Wanderleben gezwungen, sondern er muß auch dafür sorgen, daß die Zahl der Beisammenlebenden eine gewisse Grenze nicht überschreite. Auf welche Weise er ein zu starkes Anwachsen der Bevölkerung verhindert, werde ich in einem der nachfolgenden Kapitel auseinandersetzen. Die durch Stammesgenossenschaft verbundenen Horden stehen gewöhnlich in einem freundschaftlichen Verkehr miteinander, der vornehmlich durch Wechselheiraten und Tauschhandel aufrecht erhalten wird.

Die Namen der Stämme, durch deren Gebiet mich mein Weg geführt hat, sind: Narryngeri, Diäri, Urabunna, Arünta, Lurritji, Elpira, Kaititje, Waramunga, Tjingale, Goarango, Jöngmän, Tjauen, Wulwanga, Wulna, Larakia, Malack-Malack und Pongo-Pongo. Außerdem bin ich mit einer größeren oder geringeren Zahl von Eingeborenen folgender Stämme in Berührung gekommen: Wonkagnurra, Ngnaminni, Yändruwünta, Yauroworka, Arapani, Binbinka, Wagatsch, Mätngelli, Scherits, Minnitji, Plinara, Jermangel, Abedal (Alligator Rivers Blackfellows), Tjiras, Jökul und Heutbi.

Ich will hier gleich bemerken, daß der Zusammenschluß der Horden zu größeren Verbänden, den Stämmen, oft recht locker ist. In manchen Gebiets teilen konnte ich zwar ohne große Schwierigkeit das Vorhandensein kleinerer Hordengruppen feststellen, die einen eigenen Namen führen; von einem Zusammenschluß der Eingeborenen, die mit ihnen durch eine gemeinsame Sprache, gleiche Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen verbunden waren, schienen die meisten Leute jedoch nie etwas gehört zu haben. Eine Ausnahme bilden auch in dieser

Hinsicht die Eingeborenen, welche nicht allein mit gewöhnlichen Buschleuten, sondern auch mit gebildeten Weißen häufig in Berührung kommen. Sie alle haben längst gelernt, welche Antwort sie auf die Frage: Zu welchem „tribe“ gehörst du? zu geben haben.

In vielen Fällen weisen die Stammesnamen in den Berichten der Reisenden und Forscher auffällige Abweichungen auf. Dies beruht wohl darauf, daß eine genaue Wiedergabe vieler Laute der australischen Sprachen recht schwierig ist, daß jeder Stamm einen eigenen Namen für die Nachbarstämme zu haben pflegt, und daß endlich kleinere Hordengruppen oft irrtümlich als Stämme bezeichnet werden.

Die Narryngeri bewohnen die Umgebung des Lake Alexandrina und des Lake Albert, sowie den gegen 150 km langen Küstenstrich zwischen diesem Seengebiet und der Lacepede Bay. Seit der Ansiedelung der Weißen in Südastralien sind sie in der Zahl beständig zurückgegangen.¹⁾ Heutzutage sind sie dem völligen Aussterben nahe: wenn ich nicht irre, zählen sie, abgesehen von den Mischlingen, nur noch 100 bis 120 Personen, von denen sich die meisten auf der Missionsstation Point Macleay oder in deren Nachbarschaft aufhalten. Wie mir ein alter, glaubwürdiger Zögling der eben genannten Station mitgeteilt hat, bedeute der Name Narryngeri die deutlich Sprechenden („plainspeaking people“). Taplin gibt eine andere Erklärung des Namens, den er „Narrinyeri“ schreibt. Er sagt, der Name sei offenbar eine Abkürzung von Kornarrinyeri (von kornar, Mensch, und inyeri, zugehören) und bedeute zu den Menschen gehörend.²⁾

Außer den Narryngeri sind keine Stämme mehr zwischen dem Spencer-Golf und Victoria vorhanden.

Fison bezeichnet die Eingeborenen, welche die südöstliche Spitze der Kolonie bewohnt haben, als „Mount Gambier tribe“. Nördlich von diesem Stamm, also ebenfalls in dem Grenzgebiet, Südastralien und Victorias, hat nach Taplin ein Stamm, Merkani genannt, seine Heimat gehabt, der von den Narryngeri sehr gefürchtet gewesen ist wegen seiner großen Lüsterheit nach fettem Menschenfleisch. Die ehemaligen Eingeborenen der Yorke Peninsula werden in der Literatur als Turra und die zwischen dem St. Vincent-Golf und dem Murray River als Wakanuwan oder Adelaide tribe bezeichnet. Die an der Großen Australischen Bucht lebenden Stämme sollen noch nicht sehr zusammengeschmolzen sein. An der Nordwestküste des Spencer-Golf dagegen sind die Urbewohner ebenfalls fast ganz verschwunden. Die letzten Überlebenden des einst mächtigen Stammes der „Port Lincoln-Eingeborenen“, auf deren Gebiet sich die Missionsstation Poonindee befunden hat, sind vor einer Reihe von Jahren auf der Missionsstation Point Macleay untergebracht worden.

Auf meinen Wanderungen zwischen der Mündung des Murray River und dem Cape Otway in Victoria sah ich nur einen Vollbluteingeborenen und ein paar Mischlinge. Die diesbezügliche Tagebuchnotiz lautet: „Border Town, 27. April 1899. — Im Westen der Stadt, hart an der Bahnlinie, kam ich zu einigen aus Blechstücken (von Petroleumkannen) erbauten Hütten, die von halfcastes und Vollbluteingeborenen bewohnt werden. Ich sprach mit einem der halfcastes, einem großen, wohlbeleibten Manne. Außerdem sah ich einige Mädchen und Frauen, die ebenfalls von einem Weißen und einer Lubra stammten,

¹⁾ Taplin sagt in seinem Buche über die Narryngeri (S. 9) folgendes: „In 1840 the Narrinyeri, according to the most trustworthy evidence, numbered about 3000 souls. At the time this is written there are living about 600 of all ages. 1877. — There are still living 613 souls of the Narrinyeri tribe. Since 1869 I have recorded 150 births and 162 deaths at Point Macleay. But it must be borne in mind that while many natives have been brought here from a distance to die, the births have been the offspring of residents in the place.“

²⁾ The Narrinyeri. Pag. 1.

sowie einen alten Vollbluteingeborenen. Dieser Vollbluteingeborene, wahrscheinlich einer der letzten der einst bei den Narryngeri arg verschrienen Merkani, hatte einen eisgrauen Vollbart und war gegen 165 cm hoch. Erkundigungen über seine Vorfahren vermochte ich leider nicht von ihm einzuziehen, da der Platz mit einem Drahtzaun umgeben war und von Fremden nicht betreten werden durfte.“ Wie mir ein im Lande geborener Squatter mitteilte, seien die Eingeborenen in dieser Gegend des South-East vor nicht gar langer Zeit plötzlich bis auf einige wenige Personen ausgestorben. In seiner Jugend wären häufig große Trupps derselben im Gänsemarsch an seines Vaters Hause vorübergezogen. Hätten sie sich auf dem Rückwege von Adelaide oder einer anderen Stadt befunden, so wären sie oft in Lachen erregender Weise mit abgetragenen Kleidungsstücken behangen gewesen. Auf der Younghusband Peninsula scheinen sich noch einige im Naturzustande lebende Eingeborene aufzuhalten. Als ich am Coorong entlang nach Victoria wanderte, sah ich nämlich wiederholt von den Dünenhügeln dieses öden Küstenwalles Rauchwolken aufsteigen. In der Umgegend von Murraybridge leben noch einige Eingeborene. Die Polizei duldet aber nicht, daß sie sich längere Zeit in diesem Städtchen aufhalten, da sie sich sinnlos betrinken, sobald sie in den Besitz von Geld gelangen. Von einem Farmer hörte ich, vor einigen Jahrzehnten seien an den Tagen, wo die Verteilung der von der Regierung bewilligten Geschenke stattgefunden habe, gegen 100 Eingeborene in Murraybridge versammelt gewesen.

Im Nordwesten des Spencer Golf hat ein Stamm, der Parnkalla hieß, seine Wohnsitze gehabt. Ich habe auch gehört, daß er als „Port Augusta tribe“ bezeichnet wurde. Wahrscheinlich sind die „Port Lincoln Eingeborenen“ Wilhelmis seine südlichen Horden gewesen, da sein Gebiet sich ganz oder fast ganz bis zur Südspitze der Eyre Peninsula erstreckt haben soll.

Zwischen der Gawler Range und der Stuart Range sollen am Nordwestufer des Lake Gairduer Eingeborene wohnen, die sich Kukata nennen.

Im Norden von Adelaide trifft man die ersten im Naturzustande lebenden Eingeborenen in Flinder's Range unter dem 32. Breitengrade an.

In der Umgebung des Lake Eyre wohnen Stämme, die gleiche Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen, gleiche Waffen, Geräte und Schmucksachen haben und sich in der Sprache nur sehr wenig voneinander unterscheiden. Da auch Wechselheiraten unter ihnen vorkommen, so haben wir es hier wohl nur mit größeren Hordengruppen zu tun. Nach Emil Jung ist der Gesamtname dieser Eingeborenen Kurna.

Die Namen dieser Stämme sind: Diäri, Kuyani, Mardala, Yändruwünta, Wonkagnurra, Ngnaminni, Yauroworka, Karangura, Wonkamala, Urabunna und Arapani.

Die Diäri haben ihre Wohnsitze an Cooper's Creek, zwischen dem Lake Eyre und dem 140. Längengrade. Seit mehr als dreißig Jahren wirken Missionare unter ihnen, was die Veranlassung gegeben hat, daß viele Angehörige benachbarter Stämme ins Land gekommen sind. Es liegt also auf der Hand, daß die Diäri sich sehr stark mit fremden Eingeborenen vermischt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind ihre Tage gezählt, da ihre Zahl beinahe ebenso stark zusammengesmolzen ist, wie die der Narryngeri.

Die Yändruwünta wohnen östlich von den Diäri. Ihr Gebiet erstreckt sich an der Grenze der Kolonie entlang von dem Südennde des Lake Blanche bis zu der öden, mit Schotter bedeckten Sturt Desert oder Great Stony Desert.

Die Wonkagnurra haben ihre Heimat zwischen der Mündung des Warburton River oder Salt Creek und der gegen 120 km östlich von derselben gelegenen Cowarie Station.

Die Ngnaminni wohnen ebenfalls an diesem Creek. Wenn ich nicht irre, sind sie die nordöstlichen Grenznachbarn des eben genannten Stammes.

Die Yauoworka befinden sich zwischen Cooper's Creek und dem Warburton River und sind von den Diäri, Wonkagnurru, Ngnaminni und Yändruwünta umgeben.

Die Urabunna sind in dem westlichen Ufergebiet des Lake Eyre beheimatet. Da die Bahn und der Überlandweg durch ihr Gebiet führt, so sind sie bereits stark europäisiert. Auch sie werden, wie die Narryngeri, Diäri und einige andere Stämme, in ein paar Jahrzehnten ausgestorben sein.

Die Arapani haben ihre Wohnsitze im Süden der Denison Range, am Anna Creek. Über sie hat mir nur ein Missionszögling, der vom Westufer des Lake Eyre stammte, Mitteilung gemacht; es ist also nicht angeschlossen, daß es sich hier um eine Hordengruppe der Urabunna handelt.

Mit Leuten, die zu den Wonkamala, Karangura, Kuyani und Mardala gehörten, bin ich nicht in Berührung gekommen. Nach Howitt sollen die beiden zuerst genannten Stämme nordöstlich, und die beiden übrigen Stämme südöstlich vom Lake Eyre ihre Jagdgründe haben.

Das Gebiet der Arünta ist bei weitem größer, als das der anderen Stämme, die ich näher kennen gelernt habe. Seine südliche Grenze bildet der Macumba Creek (27° s. Br.). Seine nördliche befindet sich, wenn ich nicht irre, unter dem 22. Breitengrade, in der Gegend der Foster Range. Im Nordwesten erstreckt es sich bis zu Gosse's Bluff Range (gegen 100 Miles östlich von Alice Springs). Wo es im Osten endet, vermag ich nicht anzugeben; doch habe ich soviel in Erfahrung gebracht, daß die Dalhousie Springs und die Goldfelder zu Arlunga in den Mac Donnell Ranges auf ihm gelegen sind. Nach einem Kärtchen, das Spencer und Gillen ihrem Werke über nördliche Stämme Zentral-Australiens beigegeben haben, soll im Norden der Mac Donnell Ranges, unter dem 22. Breitengrade, ein Stamm, Unmatjera genannt, seine Wohnsitze haben. Es scheint hier aber ein Irrtum vorzuliegen, denn, wie ich von Eingeborenen in der Gegend von Alice Springs hörte, hießen die Arünta bei den Kaititje Onmatjära. Beiläufig gesagt, lernte ich auf der Missionsstation Kilalpanina einen jungen Eingeborenen kennen, der mir gegenüber behauptete, der Stamm der Arünta reiche im Nordosten bis zum Frew River (21° s. Br.). Sein Heimatland lag an diesem Steppenfuß. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß diese Behauptung der Wahrheit entspricht; berichtet doch David Lindsay¹⁾, daß er in den Jahren 1885 und 1886 nordöstlich von der Hart Range, zwischen dem Plenty River und dem Marshall River einerseits und der Lake Nash Station²⁾ andererseits, Eingeborene getroffen habe, die hinsichtlich der Sprache, Sitten und Gebräuche den Arünta sehr ähnlich gewesen seien. Der ganze Stamm der Arünta zerfällt, wie auch andere Stämme, in eine Anzahl größerer Hordengruppen. So z. B. nennen sich die Bewohner des nordwestlichen Gebietsteiles Altolinga oder Aldolinga, die der Goldfelder in den Mac Donnell Ranges, Ibma, die in der Umgebung der Dalhousie Springs Eilá usw. Fragt man einen Arünta, der selten mit Weißen in Berührung gekommen ist, zu welchem Stamme er gehöre, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach den Namen einer der größeren Hordengruppen angeben. Solange übrigens die ersten Missionare auf Hermannsburg gewirkt haben, sind sie der Meinung gewesen, die dortige Hordengruppe Aldolinga bilde einen Stamm für sich. Auch bei Arünta selbst trifft man zuweilen diese Unkenntnis. So z. B. erzählte mir ein junger Mann aus der Hart Range, in der Umgebung der Telegraphenstation an Barrow's Creek hielten sich nicht nur Kaititje, sondern auch Arünta und „Alturinga“ auf. Die Arünta stehen fast in ständigem Verkehr mit den Weißen, die sich an vielen Orten unter ihnen angesiedelt haben; infolge dessen sind die meisten von ihnen

¹⁾ David Lindsay, An Expedition across Australia, from South to North.

²⁾ Die Station liegt unter dem 21. Breitengrade, an der Grenze von Südaustralien und Queensland.

mehr oder weniger den Sitten und Gewohnheiten ihrer Väter untreu geworden. Wie die Diäri, so sind auch sie von der Vermischung mit anderen Stämmen nicht frei geblieben; am stärksten macht sich dieselbe natürlich in der Umgebung der Missionsstation Hermannsburg und der township Stuart Town (Alice Springs), sowie auf den Goldfeldern geltend. In nicht allzu ferner Zeit werden sie ein Opfer der Zivilisation geworden sein, da sie an Zahl sehr rasch abnehmen.

Die Lurritji sind Nachbarn der Arünta. Die Grenzen ihres Gebietes habe ich nicht festzustellen vermocht. Soviel ist aber wohl sicher, daß die Eingeborenen zu ihnen gehören, welche auf den mit Dünenhügeln bedeckten Ebenen zwischen dem Palmer River und dem Lake Amadeus, in Levi's Range, George Gill's Range und dem Westen der James Range, auf der Missionaries Plain und in den westlichen Ausläufern der Mac Donnell Ranges ihre Wohnsitze haben. Wie ich auf der Missionsstation Hermannsburg hörte, heiße dieser Stamm nur bei den Arünta und den Buschleuten Lurritji (Fremde); er selbst nenne sich anders.

Nach Dr. Sterling¹⁾ soll in der Gegend der Reynold Ranges, des Woodforde Creek und des Central Mount Stuart ein Stamm wohnen, der Chitchika heiße. Auf meinen Reisen in dem Höhenzuge vermochte ich keine diesbezüglichen Erkundigungen einzuziehen, da mir die Eingeborenen scheu aus dem Wege gingen. Soviel ich in Erfahrung zu bringen vermocht habe, gehören aber die Bewohner am Hanson Creek, im nördlichen Teile des Gebietes, zu einem Stamme, der sich Ilpra oder Ipira nennt. Nach dem Kärtchen in Spencer's und Gillen's²⁾ Werk über nördliche Stämme Zentral-Australiens leben in der Gegend des Central Mount Stuart Unmatjera und Wulmala und zwischen diesen und den Nordwest-Arünta Ipirra. Diese Ipirra sind ohne Zweifel mit den eben von mir erwähnten Ipira identisch.

Die Kaititje haben ihre Heimat zwischen der Foster Range und der Davenport Range. Wo ihre westliche und östliche Landesgrenze ist, vermag ich nicht anzugeben. Die Telegraphenstation an Barrow's Creek liegt auf ihrem Gebiete.

Die Waramunga bewohnen das zwischen der Davenport Range und dem Lake Woods gelegene Land. Die nördliche Grenze schneidet der Überlandweg an einem kleinen Creek, der sich ein paar Miles nördlich der Viehstation Renner Springs Station zwischen Hügeln dahinschlängelt. Der größte Teil des Gebietes scheint im Osten dieses Weges zu liegen. Die westliche Grenze befindet sich in der Höhe der Telegraphenstation an Tennant's Creek unter dem 134. Längengrade. Als ich von einem der höchsten Felsenhügel an Bishop's Creek Ausschau hielt, machte mich mein Begleiter, ein Waramunga, auf ferne Rauchwolken aufmerksam, die von einer westwärts gelegenen weiten Ebene aufstiegen, und bemerkte dazu, daß diese Ebene, auf der viele Honigameisen vorkämen, nur zum Teil seinem Stamme gehöre, und daß dort, wo sich die Feuer befänden, fremde Eingeborene wohnten. Nach der Angabe, die mir Mr. Scott, der eine lange Reihe von Jahren als Stationmaster auf der Telegraphenstation tätig gewesen ist, gemacht hat, schwindet dieser Stamm rasch dahin. Wie ich von anderer Seite hörte, habe man die Bevölkerungsabnahme zuerst nach einem größeren Rachezuge von Weißen wahrgenommen. Auf dem Gebiete des Stammes befinden sich drei Ansiedelungen von Weißen. Zwischen den beiden schon genannten Stationen ist eine kleine Station ein wenig abseits vom Überlandwege gelegen. Sie führt den Namen Tom Holm's Camp und wird von einigen Meergreisen bewohnt, denen die Züchtung von Mischlingen mehr am Herzen zu liegen scheint, als die von Pferden und Rindern. Angehörige dieses Stammes waren es, welche im Jahre 1860 den Forschungsreisenden Stuart am Attack Creek angegriffen haben.

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central-Australia. Part IV, Pag. 13.

²⁾ The Northern Tribes of Central Australia.

Südöstlich und östlich von den Waramunga sollen zwei Stämme, Illiaura und Wagai genannt, wohnen. Oben ist gesagt, daß ein Zögling der Missionsstation Kilalpanina mir die Mitteilung gemacht hat, das Gebiet der Arünta erstrecke sich bis zum Frew River. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, so könnten die beiden Namen höchstens größere Hordengruppen bezeichnen.

Im Westen der Waramunga hat ein Stamm seine Wohnsitze, der Wolperi oder Walperi genannt wird.

Nach Spencer und Gillen heißen die östlichen Nachbarn der Waramunga Umbai und die westlichen Bingongina.

Die Tjingale sind die nördlichen Grenznachbarn der Waramunga. Ihr Land, Tjika genannt, wird im Süden, wo der Überlandweg in dasselbe führt, von einem felsigen Hügelzuge begrenzt, der von Westen nach Osten streicht. Die nördliche Grenze schneidet der Birdum Creek in der Gegend des Well Nr. III ($15^{\circ} 40'$ s. Br.) Östlich und westlich von dem erwähnten Wege erstreckt sich das Gebiet mindestens gegen 100 km weit. In seinem südlichen Teile ist die Powell's Creek Telegraph Station und in seinem nördlichen die Daly Water's Telegraph Station gelegen. Zwischen diesen beiden Stationen befindet sich eine Viehstation an den Newcastle Waters.

Nach dem wiederholt genannten Kärtchen von Spencer und Gillen ist das Land zwischen dem Birdum Creek und der Ashburton Range einerseits und dem südwestlichen Gestade des Golfes von Carpentaria andererseits im Besitze folgender Stämme: Wilingura, Allaura, Gnanji, Binbinga, Mara, Anula und Karawa. Angehörige des Binbinkastammes vom Mac Arthur River habe ich nördlich vom Catherine River getroffen.

Die Heimat der Goarango befindet sich im Westen und Nordwesten von der der Tjingale.

Die Jöngmän treffen wir im Norden von den Tjingale an. Ob die Gebiete beider aneinander grenzen, muß ich dahingestellt sein lassen. In der Gegend des Well Nr. II ($15^{\circ} 24'$ s. Br.) führte nämlich mein Weg eine kurze Strecke über ein Gelände, das mir eine Goarangohorde als ihr Eigentum bezeichnete. Hinsichtlich der Lage und der Größe des Landes vermag ich nur anzugeben, daß ich die Jöngmän am Catherine River (Spring Vale Station), Elsey Creek und Oberlaufe der Roper River vorgefunden habe.

Die Tjauen haben ihre Wohnsitze am Oberlaufe des Catherine River.

Am Pine Creek lernte ich einen jungen Eingeborenen kennen, der mir mitteilte, er stamme vom Unterlaufe des Roper River, und der Stamm, dem er angehöre, heiße Jökul.

Die Wulwanga bewohnen das zu beiden Seiten des Überlandweges zwischen dem 13. und 14. Breitengrade gelegene Gebiet.

Sie zerfallen in folgende vier Abteilungen: Awarai, Awinnmüll, Agrikondi und Agiqwolla.

Das Gebiet der Awarai beginnt 10 Miles nördlich von Rum Jungle und erstreckt sich, wenn ich nicht irre, bis Brock's Creek. Der Finnis (13° s. Br.) und ein Jalle-Jalle genannter Fundort von Eisenoxyd in der Nähe des Mount Tolmer sind auf demselben gelegen.

Die Awinnmüll treffen wir weiter südwärts in der Gegend von Burrundie an. Die nördliche Landesgrenze bildet Brock's Creek und die südliche Pine Creek.

Die Agikondi wohnen am Oberlaufe des Mary River und gegen 20 bis 30 Miles östlich vom Pine Creek, auf dem hügelreichen Gelände, wo sich die Wondi-Goldfelder befinden.

Die Agiqwolla bilden wahrscheinlich die Abteilung, deren Land sich am weitesten nach Süden erstreckt. Die Eingeborenen am Pine Creek sind teils Angehörige dieses Stammes, teils Awinnmüll. Die Grenze zwischen den beiden Stämmen soll sich am Pochwerk der kleinen Minenstadt hinziehen, die den gleichen Namen führt, wie der eben genannte Creek.



E. Eylmann sculp.



E. Eylmann sculp.

Oberes Bild: Tjingale (mit einer tiefen Wunde im linken Oberschenkel).

Unteres Bild: Diäri.

Die Larakia sind zum Teil Bewohner der Küste. Die Grenze ihrer Heimat bildet im Osten der Adelaide River, im Süden das Land der Wulwanga und im Westen annähernd der Westarm des Port Darwin. In den letzten Jahrzehnten haben sie sich stark mit den Stämmen vermischt, die häufig mit ihnen in Verkehr treten, um Tabak usw. gegen eigene Erzeugnisse einzutauschen. Zu diesen Stämmen gehören unter anderen die Wulna, Alligator Rivers Blackfellows, Minnitji, Wulwanga und Wagatsch. Daß die Larakia dem Untergange entgegengehen, liegt auf der Hand, da sich nicht allein Europäer, sondern auch gelb- und braunhäutige Asiaten in großer Zahl unter ihnen angesiedelt haben, und die wenigsten dieser Fremden verheiratet sind.

Die Wulna wohnen am Unterlaufe des Mary River. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich im Nord-Westen bis zum Adelaide River. Während meines Aufenthaltes an Knuckey's Lagoon (10 Miles östlich von Palmerston) besuchten mich häufig Eingeborene, die sich als „half Wulnas, half Alligator Rivers Blackfellows“ oder als „half Wulnas, half Larakias“ bezeichneten. Wir müssen also annehmen, daß sich die Wulna nicht frei von der Vermischung mit ihren östlichen und westlichen Nachbarn gehalten haben. Die Sprache soll aus der Verschmelzung der Sprachen der betreffenden Nachbarstämme hervorgegangen sein.

Die Minnitji sind die östlichen Grenznachbarn der Larakia. Mit den Wulwanga scheinen sie nahe verwandt zu sein, da die Sprache gemeinsam ist. Ihr Gebiet soll nach ihrer eigenen Angabe bis zum South Alligator River reichen.

Die Eingeborenen der Alligator Rivers-Distrikte nennen sich Alligator Rivers Blackfellows. Ihr eigentlicher Name ist wahrscheinlich Abedal.

Die Jermangel sind ein kleiner Stamm; sie sollen aber eine eigene Sprache besitzen. Ihre Wohnsitze befinden sich an der Küste, zwischen dem Lande der Larakia und dem der Alligator Rivers Blackfellows. Diese Angaben verdanke ich Awarai.

Die Malack-Malack wohnen auf beiden Seiten des Daly River, zwischen dem 130. und 131. Längengrade. Auf der rechten Seite erstreckt sich ihr Landbesitz etwa 25 Miles nach Norden. Die östliche Grenze desselben bildet die von Süden nach Norden streichende Hügelkette ($130^{\circ} 40'$), in der vor Jahren Kupfer bergmännisch gewonnen wurde. Unter diesen Eingeborenen wirkten eine Zeit lang jesuitische Missionare.

Die Wa(o)gatsch sind die Bewohner des südlich von der Anson Bay gelegenen Küstengebietes. Angehörigen dieses Stammes bin ich oft in der Gegend von Palmerston begegnet, wohin sie alljährlich während der trockenen Jahreszeit in größerer Zahl kommen sollen. Sie scheinen ausgezeichnete Seefahrer zu sein. Auf der Missionsstation wurden sie Wogites genannt.

Die Pongo-Pongo befinden sich östlich von den Wa(o)gatsch, am Unterlaufe des Daly River. Im Osten sind die Malack-Malack ihre Grenznachbarn. Von der Missionsstation konnte man ihr Gebiet in $1\frac{1}{2}$ bis 2 Wegstunden erreichen.

Wie ich auf der jesuitischen Missionsstation hörte, hießen die Eingeborenen auf der rechten Flußseite, zwischen der Küste und den Malack-Malack Scherits und die im Süden der Pongo-Pongo Mätigelli. Von den Missionaren wurde der letztere Stamm nach einem größeren Hügel schlechtweg Hermit-Hill tribe genannt. Von der Stelle, wo sich die Missionsstation befand, ist seine nördliche Grenze nur wenige Kilometer entfernt. Die Scherits sollen sich in der Sprache nicht von den Pongo-Pongo, wohl aber von den Malack-Malack unterscheiden.

Über die Lage des Landes der Tjiras und Plinara habe ich nichts Sicheres in Erfahrung zu bringen vermocht. Nach den Angaben von Eingeborenen sollen die Tjiras Nachbarn der Pongo-Pongo sein und die Plinara irgendwo zwischen dem Daly River und dem Victoria River wohnen.

Die Lage der Stammesgebiete läßt sich nicht leicht genau feststellen. Die Grenze pflegt nur den Eingeborenen bekannt zu sein, welche an ihr wohnen.

und zwar weiß die einzelne Person gewöhnlich nur über die Strecke Auskunft zu geben, welche die Jagdgründe ihrer Horde von dem fremden Lande scheidet.

Die Grenzen der Stammesgebiete bilden in der Regel natürliche Merkzeichen, wie Wasserläufe, langgestreckte Bodenerhebungen, wüstenartiges Terrain usw. Ist dies nicht der Fall, so pflegen einige Stämme sie durch Steinhäufen kenntlich zu machen. Merkzeichen dieser Art soll man auf den Goldfeldern von Wondi antreffen. Ich habe ein paar derselben am Eder beobachtet; sie waren etwa 0,7 m hoch und bestanden aus faustgroßem Geröll.

Die Gebiete nördlicher Stämme an und in der Nähe der Küste sollen durch mehrere Kilometer breite Landstreifen abgegrenzt sein, auf denen die Jagd und selbst ein längerer Aufenthalt gewöhnlich nicht gestattet sei. Wie Tacitus berichtet, seien auch altgermanische Stämme durch breite, unbenutzt daliegende „Markwildnisse“ voneinander geschieden gewesen.

Über die Zahl der Urbewohner der Kolonie weiß man nichts Zuverlässiges. Jede Schätzung derselben entbehrt der sichern Grundlage. Warum dies der Fall ist, ergibt sich daraus, daß ein Teil des Landes noch als eine terra incognita bezeichnet werden muß, und ein anderer nur flüchtig von Viehhirten oder Goldsuchern durchstreift worden ist, daß die im Naturzustande lebenden Eingeborenen ein unstätes Wanderleben führen und gern die Nähe der fremden Ansiedler und Reisenden meiden, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung ganz abhängig ist von der Zahl der Trinkplätze, und daß sich in der Umgebung der Ansiedlungen verhältnismäßig viele Eingeborene aufzuhalten pflegen.

Ich will die Volkszahl dennoch einer Schätzung unterziehen, damit der Leser sich keine ganz falsche Vorstellung von der Größe derselben mache. Zwischen dem 15. und 31. Breitengrade kommt im Durchschnitt höchstens ein Eingeborener auf 150 qkm. Hiernach würde die Bevölkerung dieses Gebietes sich auf etwa 12 000 Personen belaufen. Der nördlich vom 15. Breitengrade gelegene Teil der Kolonie ist weit besser bevölkert. Dort kommt vielleicht ein Eingeborener auf 30 qkm. Da das Areal des Landes gegen 200 000 qkm groß ist, so wäre etwa 7000 die Kopffzahl der Bevölkerung. Nehmen wir ferner an, im Süden des 31. Breitengrades befänden sich noch 800 bis 1000 Eingeborene. Die Gesamtheit der Urbevölkerung betrüge also nach unserer rohen Schätzung gegen 20 000 Köpfe.

Zum Vergleiche füge ich hinzu, daß die Bevölkerungsdichte Deutschlands im Jahre 1905 111,9 Einwohner auf 1 qkm betragen hat.

Wie bekannt, ist jeder Stamm in eine größere Zahl von Horden geteilt. Viele Horden setzen sich aus Blutsverwandten zusammen, wir können sie also mit vollem Rechte als Sippschaft bezeichnen, aber nur wenige bilden eine einzige Familie.¹⁾ Wie mich dünkt, hat hauptsächlich das Schutzbedürfnis zur Entstehung der größeren gesellschaftlichen Verbände dieser Art geführt; ich will aber keineswegs in Abrede stellen, daß auch „gegenseitige Sympathie“ von Altersgenossen, Verwandtenliebe usw. zu einem engen Zusammenschluß von Familien viel beitragen.

Diese Horden bilden meist kleinere oder größere Gruppen, die durch gleiche Mundart, gleiche Sitten, Bräuche und Satzungen miteinander verbunden sind. Jede dieser Hordengruppen erfreut sich einer großen Selbständigkeit und nennt einen bestimmten Teil des Stammesgebietes ihr eigen. Auf dieser ihrer Gemarkung zieht sie, indem sie bald an dieser, bald an jener Wasserstelle für längere oder kürzere Zeit ihr Lager aufschlägt, jahraus, jahrein jagend, fischend, Wurzeln und Früchte sammelnd, unstät umher. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wie Jünglingsweihen, größeren Lustbarkeiten, geheimen Zeremonien, die Bezug auf die Erzeugung von Nahrungsmitteln haben, empfängt sie zahlreiche Gäste

¹⁾ Bei den Buschmännern sollen die Horden nur aus einer Familie bestehen.

oder sendet größere Trupps von Männern zu befreundeten Nachbarn. Zu einem engen gesellschaftlichen Zusammenschluß aller Horden und Hordengruppen, die den Stamm bilden, ist es wohl in keinem Teil der Kolonie gekommen.

Außer diesen gesellschaftlichen Vereinigungen ist es bei allen oder den weitaus meisten Stämmen noch zu der Bildung totemistischer Verbände gekommen. Die Totem sind in der Mehrzahl der Fälle Tiere, seltener Pflanzen. Bei manchen Stämmen finden sich auch solche vor, die Naturerscheinungen oder leblose Gegenstände bilden. Für Schutzfetische oder gar Stammväter werden sie wohl nirgends gehalten.¹⁾

Wahrscheinlich ist der Totemismus des Australiers auf folgende Weise entstanden. Zur Unterscheidung voneinander haben sich die einzelnen Familien oder Familiengruppen wohl schon in grauer Vorzeit einen Namen beigelegt. Daß dieser Name in der Regel der eines Tieres gewesen sei, welches dem Menschen von hervorragendem Nutzen ist, oder sich durch irgend eine Bewunderung erregende Eigenschaft, wie Sinnesschärfe, Schnelligkeit, Kraft, List, auszeichnet, brauche ich wohl nicht lang und breit zu erörtern, da ja selbst bei den hochstehenden Kulturvölkern Körperschaften, Familien usw. sich aus dem gleichen oder einem ähnlichen Grunde nach Tieren dieser Art nennen oder deren Abbild als Erkennungszeichen benutzen.²⁾ Das eben Gesagte gilt natürlich auch von den Pflanzen, leblosen Gegenständen und Naturerscheinungen, die als Totem Verwendung gefunden haben. Schließen wir nun weiter, im Laufe der Zeit sei der Eingeborene zu der Überzeugung gekommen, er stehe mit dem Gegenstande, dessen Namen seine Horde führt, dem er in gewissem Sinne zur Dankbarkeit verpflichtet ist, oder der ihm Bewunderung in irgend einer Hinsicht abnötigt, in einem geheimnisvollen Zusammenhange, so werden wir uns wohl keinen Trugschluß zu Schulden kommen lassen, denn animistische Vorstellungen, der Glaube an übernatürliche Einflüsse und Kräfte, sind ja dem ganzen Menschengeschlechte unausrottbar eingepflanzt und zeigen sich selbst in dem halbbewußten Gedanken geistig hervorragender Leute.

Mit dem Totemismus ist bei Stämmen in der südlichen Hälfte der Kolonie Exogamie verbunden. Die Folge der Wechselheiraten ist natürlich, daß die Totemschaften einen regen, freundschaftlichen Verkehr miteinander zu unterhalten suchen. Zu erwähnen habe ich noch, daß bei diesen Stämmen alle Leute, die den gleichen Totem haben, sich als Verwandte betrachten.

Nach Rev. Taplin³⁾ zerfallen die Narryngeri in folgende 18 Totemverbände.

| Name of Tribe ⁴⁾ | Locality | Ngaitye |
|------------------------------|--|--|
| 1. <i>Welinyeri</i> | River Murray | Black duck, and black snake with red belly. |
| 2. <i>Lathinyeri</i> . . . | River Murray | Black swan, teal, and black snake with grey belly. |
| 3. <i>Wunyakulde</i> . . . | River Murray | Black duck. |
| 4. <i>Piltinyeri</i> | North-eastern shore of Lake Alexandrina. | Leeches, catfish (native pomey). |
| 5. <i>Korowalle</i> | North shore of Lake Alexandrina. | Whip snake. |
| 6. <i>Karatinyeri</i> . . . | Point Malcolm, entrance to Lake Albert. | Wild dog, light colour. |

¹⁾ Bekanntlich ist dies unter Indianern der Fall.

²⁾ Ich erinnere den Leser an die Entstehung von jüdischen Familiennamen und Wappen.

³⁾ The Narryngeri. Pag. 2.

⁴⁾ Taplin nennt die Totemverbände tribes.

| Name of Tribe | Locality | Ngaitye |
|-------------------------------|--|--|
| 7. <i>Rangulinyeri</i> . . . | Lake Albert River | Wild dog, dark colour. |
| 8. <i>Mungulinyeri</i> . . . | Lake Albert | Mountain duck (chocolate sheldrake). |
| 9. <i>Kanmerarorn</i> . . . | McGrath's Flat, on the Coorong. | Mullet called Kanmeri. |
| 10. <i>Ngrangatari</i> . . . | Lacepede Bay | Kangaroo rat. |
| 11. <i>Pankinyeri</i> . . . | Lake Coorong | Butter fish (native Kungulde). |
| 12. <i>Turarorn</i> | Mundoo Island, Lake Alexandrina. | A kind of coot called Turi. |
| 13. <i>Lungundi</i> | Sea-mouth of the River Murray, south side. | Tern, a small kind of gull. |
| 14. <i>Kaikalabinyeri</i> . . | Lake Albert, south shore . . | Bull Ant; a kind of water weed called ay the natives Pingyi. |
| 15. <i>Kondolinyeri</i> . . . | Peninsula on the north-west side of sea-mouth of the River Murray. | Whale (native Kondarli). |
| 16. <i>Tanganarin</i> | Goolwa | Pelican. |
| 17. <i>Raminyeri</i> | Encounter Bay | Wattle Gum. |
| 18. <i>Punguratpular</i> . . | Milang | Musk duck. |

Während meines kurzen Aufenthaltes auf der Missionsstation Point Macleay fehlte es mir leider an Zeit, eingehende Erkundigungen über die Totemverbände der Narryngeri einzuziehen. Was ich über dieselben in Erfahrung gebracht habe, ist folgendes: Jeder Verband nennt bestimmte, scharf umgrenzte Gebiete sein eigen. Das Totem wird Freund, Ngaitije¹⁾, genannt. Es darf von jedermann gejagt oder gefangen werden, wenn es ein Tier ist. Hat eine Person ein Tier, dessen Schützling sie ist, getötet, so verschenkt sie das Fleisch; sie selbst darf von diesem nur das Stück genießen, welches ihr zurückgegeben wird. Im Kriege tragen alle Kämpfer einen Teil ihrer Ngaitije, wie den Balg, Fellstücke, auf dem Kopfe und zuweilen auch an den Speeren, damit es nicht zu einer Verwechslung von „fremden Brüdern“ und Feinden komme. Einer meiner Gewährleute, ein Zögling der Missionsstation, verglich diese Abzeichen nicht unpassend mit der Fahne europäischer Soldaten.

Gelegentlich meiner Erkundigungen über die Sitten und Gewohnheiten der Narryngeri sind mir nachstehende Totemverbände genannt worden.

| Name des Verbandes. | Totem. |
|--------------------------------|-----------------------------|
| <i>Karatingeri</i> | „brown dog“ |
| <i>Tanganarin</i> | Pelikan |
| <i>Korowalle</i> | eine Schlangenart |
| <i>Mulbrupar</i> | mountain duck (Casarca |
| <i>Inkingerar</i> | „hawk“ [tadornoides) |
| <i>Pungrallpulli</i> | musk duck (Biziura lobata). |

Taplin führt keinen „hawk“ als Totemtier in seiner Tabelle an, auch findet sich unter den Namen der Verbände keiner, der dem Namen *Inkingerar* gleicht.

¹⁾ Diese Bezeichnung des Totem hörte ich auf der Missionsstation; bei den *Pungrallpulli* ist sie Gnathieh.

Ob Taplin die Zahl der Verbände zu gering angegeben hat, vermag ich nicht zu sagen; ich will aber nicht verschweigen, daß mir ein Zögling der Missionsstation, namens Wilson, brieflich mitgeteilt hat, es hätten ehemals gegen elf „tribes“ am Lake Albert gewohnt. Die übrigen Verschiedenheiten in den beiden Tabellen rühren daher, daß die Sprache der Narryngeri aus zahlreichen, mehr oder minder stark ausgesprochenen Mundarten besteht. Ein Narryngeri von der Missionsstation z. B. nannte den Verband, dessen Totem die mountain duck ist, *Mulbrupar*, wie in meiner Tabelle angegeben ist, und ein anderer¹⁾, der vom „Reedy Point“ am Lake Alexandrina stammte, *Mulberabpingeri*.²⁾ Erwähnt sei noch, daß mancher Verband einen ganz anderen Namen hat, als sein Totem; so z. B. heißt die mountain duck *wonkulauri* und die musk duck *pellidi*. Einige der Verbandnamen scheinen nach der Tabelle von Taplin aber aus den betreffenden Totemnamen abgeleitet zu sein, wie Kanmerarorn aus Kanmeri, Turarorn aus Turi und Kondolinyeri aus Kondarli.

Stewart³⁾ berichtet, daß der „Mount Gambier tribe“ aus 10 Totemverbänden bestanden habe, die in zwei Gruppen eingeteilt waren.

Die Namen dieser Gruppen und Verbände sind folgende:

Kumite.

1. *Bürt wa* Krähe.
2. „ *parangal* Pelikan.
3. „ *willer* Schwarzer Kakadu.
4. „ *müla* Fischhabicht.
5. „ *karato* eine Schlangenart.

Kroki.

6. *Bürt wērio* austral. Teebaum (*Melaleuca ericifolia*).
7. „ *laa* austral. Trappe (*Otis Australasiensis*).
8. „ *karual* weißer Kakadu.
9. } Die Namen dieser beiden Totemverbände hat Stewart vergessen.
10. }

Die Turra, die ausgestorbenen Eingeborenen von York's Peninsula, haben nach Rev. Kühn aus 16 Totemverbänden bestanden, die in zwei Gruppen gespalten waren.

Die Namen dieser Gruppen und Verbände sind:

I. *Wiltū*, Habichtsadlergruppe.

1. *Wortū* Wombat
2. *Woldla* Wallaby
3. *Nantū* Känguruh
4. *Beruna* Eidechse
5. *Gutubaru* Wombatschlange
6. *Mata* Bandikut
7. *Worra* Wasserhuhn
8. *Gūa* Krähe
9. *Gerntū* Felsen-Wallaby
10. *Gari* Emu.

¹⁾ Dieser Eingeborene war ein Pungrallpulli und seine Frau eine Mulberabpingeri. Die Kinder beider gehörten zu dem Verbands des Vaters.

²⁾ Nach Taplin bedeutet *inyeri* zugehörig, zugehörend. Ins Deutsche übertragen, würde der Name Kondolinyeri also aller Wahrscheinlichkeit nach zum Walfisch gehörend lauten.

³⁾ E. M. Carr, *The Australian Race*.

II. *Mūta*, Robbengruppe.

- | | |
|----------------------------------|----------------|
| 1. <i>Worrira</i> | Gans |
| 2. <i>Worrimbru</i> | Butterfisch |
| 3. <i>Gatta worrie</i> | Rotbart |
| 4. <i>Mittaga</i> | Bernhardskrebs |
| 5. <i>Papūs</i> | Hai |
| 6. <i>Wittata</i> | Lachs. |

Die Diäri sind ebenfalls in eine größere Zahl von Totemverbänden, *maddu*, eingeteilt. Die Mitglieder eines Verbandes gehören in der Regel verschiedenen Horden an. Warum dies der Fall ist, habe ich bereits in dem Kapitel über das Geschlechtsleben der Eingeborenen erörtert. Die Verbände führen den Namen des Totem und bilden zwei Gruppen, die von Howitt *Matteri-Phratrie* und *Kararu-Phratrie* genannt worden sind. Ist das Totem ein Tier, so darf es von seinen Schützlingen nicht gegessen werden.

Howitt hat nähere Mitteilungen über die Verbände — er nennt sie *murdus* — im *Smithsonian Report*, 1883, und im *Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*, Vol. XX, gemacht¹⁾. Nach ihm sind die beiden Gruppen aus folgenden Verbänden zusammengesetzt.

A. *Matteri-Phratrie*.

- | | |
|--------------------------------|--------------------|
| 1. <i>Karaura</i> | Keilschwanzadler |
| 2. <i>Warūgati</i> | Emu |
| 3. <i>Malūra</i> | Scharbe |
| 4. <i>Kopiri</i> | Iguana-Eidechse |
| 5. <i>Kintala</i> | Dingo |
| 6. <i>Padi</i> | Raupe |
| 7. <i>Tikanara</i> | Beutelmarder (?) |
| 8. <i>Pūnta</i> | eine Mäuseart |
| 9. <i>Maiarū</i> | eine Rattenart |
| 10. <i>Pitscheri</i> | Duboisia Patersoni |
| 11. <i>Kirapara</i> | eine Fischart |
| 12. <i>Markara</i> | eine Fischart. |

B. *Kararu-Phratrie*.

- | | |
|--------------------------------|------------------------------|
| 1. <i>Talara</i> | Talara |
| 2. <i>Kāualka</i> | Krähe |
| 3. <i>Kararu</i> | roter Ocker |
| 4. <i>Buralko</i> | Kranich |
| 5. <i>Kanūnka</i> | eine Wallabyart |
| 6. <i>Tschukaru</i> | Känguruh |
| 7. <i>Wōma</i> | eine Schlangenart |
| 8. <i>Malka</i> | eine Pflanze |
| 9. <i>Karapana</i> | eine Mäuseart |
| 10. <i>Kokūla</i> | eine Rattenart |
| 11. <i>Tidnamara</i> | eine Froschart |
| 12. <i>Manyura</i> | Portulacca oleracea |
| 13. <i>Kanāura</i> | Portulacca oleracea (Samen). |

Im nachstehenden führe ich die Totemverbände an, die mir von Diäri angegeben worden sind. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ich keinen Eingeborenen getroffen habe, der in dem gesamten System Bescheid wußte.

¹⁾ Kamilaroi and Kurnai.

Matteri-Phratrie.

1. *Paddi maddu* „witchetty“ (eine im Holze lebende Schmetterlingsraupe)
2. *Tabajura* „ „floodbird“ (*Scythrops Novae*)
3. *Kanni* „ eine Eidechsenart [Hollandiae]
4. *Kärwära* „ Keilschwanzadler (*Aquila audax*)
5. *Malura* „ eine Scharbenart
6. *Kirapära* „ eine Fischart, die mir von Eingeborenen als red fish bezeichnet wurde
7. *Julanti* „ eßbarer Same
8. *Mittindi* „ eine Schlangenart
9. *Paljära* „ „rat“
10. *Warukati* „ Emu
11. *Kintäla* „ Dingo
12. *Markära* „ eine Fischart (groß).

Kararu-Phratrie.

1. *Kawalka maddu* Krähe (*Corvus coronoides*)
2. *Piramukku* „ Kaninchenbandikut (*Perameles lagotis*)
3. *Kananngära* „ „Munyeru“
4. *Tuku pirra pirra maddu* eine Schlangenart
5. *Talara maddu* Regen
6. *Tidnamara* „ eine Froschart
7. *Womma* „ eine Schlangenart.

Wie ich von Zöglingen der Missionsstation Kilalpanina gehört habe, sind die meisten Totemnamen der übrigen Stämme im Osten des Lake Eyre denen der Diäri sehr ähnlich.

Von ähnlicher Beschaffenheit ist der Totemismus bei anderen Stämmen des Binnenlandes.

Die Arünta zerfallen in eine sehr große Zahl von Verbänden, die nach einem Tiere, einer Pflanze, einem Dinge aus der anorganischen Welt oder einer Naturerscheinung genannt sind. Von Totem in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes kann zwar nicht die Rede sein, da selbst die in Frage kommenden Tiere nicht als heilig gelten: jedermann jagt und ißt sie.¹⁾ Gewisse mysteriöse Beziehungen sind jedoch zwischen dem Verbände und dem Objekte vorhanden, dessen Namen jener führt, wie wir später bei der Besprechung geheimer Zeremonien sehen werden, die zum Zweck einer reichlichen Erzeugung von Nahrungsmitteln usw. veranstaltet werden. Wie bei den Diäri, so sind auch bei den Arünta die Mitglieder eines Verbandes über verschiedene Horden zerstreut, was darauf zurückzuführen ist, daß das Kind stets ein Schützling des Totem wird, auf dessen Grund und Boden, wenn ich mich so ausdrücken darf, seine Seele in den Leib der Mutter gelangte. In vielen Gegenden wiegt aber ein Totemverband vor. Vorweg bemerke ich, daß die Heiratsbestimmungen in keiner Beziehung zu den Totemverbänden stehen.

Zu dem Totem der Arünta gehören unter anderen: Dingo, Beutelmarder, Rotes Känguruh, Felsen-Känguruh oder Euro, Wallabies, „rats“, Keilschwanzadler, „hawk“, Emu, Enten, Schlangen, Eidechsen, Frösche, Fische, Honigameisen, witchetties (Schmetterlingsraupen), Pflanzenläuse, die ein zuckerartiges Sekret liefern, Hakeabaum, „plumtree“ (*Santalum*), Mulga, „yam“, mönjeru (*Portulacca oleracea*), Same von Gräsern, Wind, Regen, Sonne und Mond.

¹⁾ Nach Spencer und Gillen darf der Arünta nur wenig von dem Fleische seines Totem essen, wenn dieses ein Tier ist (*The Native Tribes of Central Australia*. Pag. 168.)

Bei den Nachbarn der Ariunta soll der Totemismus von ähnlicher Beschaffenheit sein.

Die Waramunga und Tjingale zerfallen ebenfalls in eine große Zahl von Totemverbänden, die den Namen eines Tieres, einer Pflanze, eines leblosen Gegenstandes oder einer Naturerscheinung führen. Ist der Totem ein Tier, so darf er, wie bei den Stämmen im Osten des Lake Eyre, nicht von seinen Schützlingen gegessen werden. So weit ich es zu beurteilen vermag, sind die Angehörigen eines Verbandes nicht in dem Grade über verschiedene Horden, die weit voneinander wohnen, zerstreut, wie bei den Ariunta. Von wesentlicher Bedeutung ist, daß das Kind in der Regel zu dem Verbands des Vaters gerechnet wird. Warum dies geschieht, habe ich nicht von Eingeborenen in Erfahrung gebracht.

Auch die nördlichen Stämme sind aus Totemschaften zusammengesetzt, die den Namen von Tieren, Pflanzen usw. führen. Bei einigen Stämmen darf der Totem nicht von seinen Schützlingen getötet und gegessen werden, wenn er ein Tier ist. Als ich während meines Aufenthaltes am Daly River einen Malack-Malack aufforderte, einen Nachtreiher zu schießen, sagte er: „Diesen Vogel darf ich nicht töten, denn er ist mein Freund.“ Ein anderer Malack-Malack kam meiner Aufforderung sofort nach.

Die Horde bildet selbstverständlich nicht einen ungeordneten Haufen gleichberechtigter und gleichwertiger Menschen. In erster Linie wird ein gesellschaftlicher Unterschied durch den Familientrieb geschaffen. Die Glieder der Familie, der kleinen Gesellschaftsgruppe, die aus einem Mann, ein oder mehreren Weibern und Kindern zusammengesetzt zu sein pflegt, stehen in einem engeren Verhältnis zueinander, als zu den übrigen Hordengenossen. Das Haupt dieses solidarischen Ganzen ist der Mann. Von den Frauen und Kindern fordert er gebieterisch unbedingte Unterordnung. Er sorgt vornehmlich für den Schutz, errichtet die Hütte, betreibt die Jagd und fertigt die Waffen, die hölzernen Geräte, seine eigenen Schmucksachen, sowie die Mehrzahl der Knüpfarbeiten an. Den Weibern fällt eine andere Aufgabe zu. Ihnen liegt vor allen Dingen die Aufzucht der Nachkommenschaft ob. Außer dieser Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung müssen sie noch wesentlich für die Herbeischaffung der Nahrung, und zwar der vegetabilischen, und des nötigen Feuerholzes sorgen. Auf der Wanderung tragen sie nicht allein die kleinen Kinder, sondern auch den größten Teil der Hausgeräte und das Trinkwasser. Wir haben es hier also mit einer ausgesprochenen Arbeitsteilung in der uranfänglichen Gesellschaftsform, der Familie, zu tun.

Oben haben wir gesehen, daß die kleine Gesellschaftsgruppe, die aus einem oder mehreren Weibern und Kindern zusammengesetzt ist, ihre Entstehung dem Familientrieb verdankt. Fragen wir uns jetzt, wie es zu der Vereinigung mehrerer solcher Gruppen, zu der Bildung einer größeren Horde gekommen sei. Dem Familientrieb dürfen wir natürlich keinen Einfluß zuschreiben. Bei hoch und niedrig stehenden Völkern gibt es nun viele Gesellschaften, die nur der Geselligkeit dienen, deren Mitglieder die „gegenseitige Sympathie“ znsammengeführt hat. Diese geistige Eigentümlichkeit, welche instinktiv den Verkehr mit Gleichartigen sucht, nennt man bekanntlich Geselligkeits- oder Gesellschaftstrieb, und sie pflegt man als die Ursache zu betrachten, welche zu der Bildung der meisten gesellschaftlichen Verbände führt und geführt hat. Meines Erachtens mißt man diesem Triebe durchschnittlich aber eine zu große Bedeutung bei, wenn es sich um die Erklärung von Gesellschaftsformen primitiver Völker handelt. Daß das Bedürfnis nach Geselligkeit bei den Leuten, die in der Einsamkeit aufgewachsen sind, sehr gering ist, weiß ja jedermann. Hier in den Marsch-, Moor- und Geestgebieten Nordhannovers z. B. sind die Bewohner der abgesonderten, weltfernen Gehöfte so

ungesellig, daß ihnen der Umgang mit den Leuten, die nicht zu ihrer Familie gehören, selten oder nie wahre Freude bereitet. Dort, wo die Menschen dicht gedrängt zusammenwohnen, wie das Vieh in einem Stalle, spielt der Geselligkeitstrieb eine weit bedeutendere Rolle. Zum großen Teil beruht dies wohl darauf, daß der Mensch von Kindesbeinen an gewohnt ist, ständig in regem Verkehr mit sehr vielen Seinesgleichen zu stehen, denn die Gewohnheit nennt er ja seine Amme. Der Familientrieb wirkt, wenn ich so sagen darf, diesem zur Geselligkeit führenden Trieb zum Teil entgegen, da die Eifersucht der Männer dem Zusammenschluß von Familien mehr oder minder im Wege steht. Welchem Anlaß müssen wir nun im großen und ganzen die Bildung der Horden zuschreiben, die aus mehreren Familien zusammengesetzt sind? Wie mich dünkt, hat mehr als alles andere das Schutzbedürfnis den Zusammenschluß von Menschen zustande gebracht, die weder durch die Geschlechtsliebe, noch durch die Verwandtenliebe miteinander verbunden waren. Reißende Tiere, die dem Menschen gefährlich werden können, gibt es bekanntlich nicht in Australien. Aber auch dort, wie überall, besteht das Wort zurecht, des Menschen größter Feind ist der Mensch, und auch dort zeigt „die Krone der Schöpfung“, daß sie die größte aller Bestien ist. Vielleicht kommen wir der Wahrheit ziemlich nahe, wenn wir annehmen, in den längst verrauchten Zeiten, wo die australischen Urbewohner noch auf einer viel tieferen Kulturstufe gestanden haben als heute, hätten in dieser und jener Gegend ein paar Menschen durch Zusammenschluß den Anfang zu der Bildung größerer Horden gemacht, um ein Gebiet zu gewinnen, das reich an Wild war, tiefgründige Wasserlöcher enthielt, gute Schlupfwinkel aufwies, oder um gegen mächtige Sippen geschützt zu sein, die Menschenfleisch als den köstlichsten Leckerbissen betrachteten, und gewohnt waren, sich Weiber durch Raub zu verschaffen. Ebenso nahe oder noch näher liegt die Möglichkeit, daß die Eingeborenen schon seit ihrer Menschwerdung, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre jetzige Heimat oder ein anderes Land, zu größeren Trupps vereinigt, wie heute, jagend und sammelnd durchstreift haben, und daß in der Mehrzahl der Fälle der einzelne Trupp nicht durch die Vereinigung von früher getrennten Familien, sondern nach und nach aus einer einzigen Familie hervorgegangen sei und nur hin und wieder fremde Weiber in sich aufgenommen habe. Aber auch in diesem Falle wird wohl das Schutzbedürfnis die Entstehung der größeren Verbände veranlaßt haben. Hätten die Eingeborenen nicht beständig vor Feinden auf der Hut sein müssen, so wären die neuentstandenen Familien wohl nur selten beisammen geblieben, da ja selbst heute, wo die herrschaftliche Organisation bereits überall eingesetzt hat, das Faustrecht nicht mehr ausschließlich gilt, sondern Sitte und Herkommen das Verhalten jeder einzelnen Person zu den Genossen bestimmen, Zank und Streit innerhalb der Horde — gewöhnlich wegen weiblicher Mitglieder — an der Tagesordnung sind. Natürlich sind wir zu der Annahme gezwungen, es sei hin und wieder bei dieser und jener Horde zu der Abstoßung oder freiwilligen Trennung von Familien gekommen. Heutzutage, wo alles Land verteilt ist, werden derartige Vorgänge wohl nur selten erfolgen. Im gesamten Binnenlande würde eine zu starke Vergrößerung der Verbände schwerwiegende Unzuträglichkeiten im Gefolge haben. Wie wir später sehen werden, verhindert man sie dort durch den Kindesmord und die Spaltung des Geschlechtsgliedes. Ob die Familien die Not und Tod bringenden Dürren leichter zu überstehen vermögen, wenn sie gesondert sind, oder wenn sie sich zu größeren Verbänden zusammengeschlossen haben, wage ich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist, daß sich in solchen Zeiten der Not ein kleiner Trupp weit leichter durchschlägt, als eine aus zahlreichen Familien bestehende Horde. Daß die Bildung größerer Verbände von hervorragender Bedeutung für die geistige Entwicklung des Eingeborenen gewesen ist, liegt auf der Hand. Herakleitos sagt: „Der Streit ist aller Dinge

Vater, aller Dinge König.“ Wo viele Leute beisammen leben, ist das Streben selten gleichgerichtet. In dem halb freundschaftlichen, halb feindschaftlichen Verkehr bleiben Reibereien nicht aus. Der eine sucht dem anderen aber nicht allein oft entgegenzuwirken, sondern auch in den geistigen und körperlichen Eigenschaften zu übertreffen, die für besonders rühmend gelten: es kommt zu einem Streiten und Ringen, das ein ganz vorzüglicher Ansporn zum Fleiß, zu der Erwerbung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten ist.

Aber nicht allein die Verschiedenheit des Geschlechtes, sondern auch die des Alters hat eine gesellschaftliche Differenzierung bewirkt. Wir können deutlich vier Altersklassen im männlichen Geschlechte unterscheiden, nämlich die Klasse der Knaben, der Jünglinge, der jüngeren Männer und der älteren Männer. Die Knaben gehören bis zu ihrem 10., 11., 12. Lebensjahre ausschließlich dem Familienverbande an, d. h. sie stehen unter der Obhut der Eltern, wohnen in deren Hütte und brauchen sich nicht um des Leibes Notdurft und Nahrung zu kümmern. Kurz vor der geschlechtlichen Reife treten sie in den Bannkreis von Sitte und Herkommen: es werden ihnen Verbote und Gebote auferlegt. Bei vielen Stämmen lösen sie sich um diese Zeit mehr oder minder vollständig von der Familie los, indem sie sich weniger häufig als früher in der Gesellschaft ihrer weiblichen Angehörigen blicken lassen, dem Versammlungs- und Klatschplatz der Weiber meistens fern bleiben, einen gewissen Anschluß an die Männer gewinnen, den größten Teil des Tages mit ihren Alters- und Geschlechtsgenossen verbringen und mit diesen eine gemeinsame Schlafstätte benutzen, die von der elterlichen Hütte gesondert ist. In diesem Lebensalter oder ein wenig später müssen sie sich bei vielen Stämmen den Zeremonien unterziehen, die den Anfang der Knaben- oder Jünglingsweißen bilden. Durch die Weißen werden sie für mannbar erklärt. Bald nach der Aufnahme in die Gesellschaft der Erwachsenen, etwa im Alter von 18 bis 25 Jahren, nehmen die Burschen sich ein Weib, und treten damit voll und ganz aus der Altersklasse der Jünglinge in die der jüngeren Männer über. Sie haben jetzt Rechte, aber auch Pflichten und sind sozusagen durch Sitte und Herkommen an Händen und Füßen gebunden. Zwischen dieser letzteren Altersklasse und der der älteren Männer läßt sich keine scharfe Grenze ziehen. Die beiden Klassen der Männer sind wohl organisiert. Sie bilden einen Geheimbund, dessen Leitung in den Händen der Ältesten liegt. Dieser Bund dient ungleich vielen Vereinigungen ähnlicher Art der Hauptsache nach nicht zu unlauteeren Zwecken, sondern zu der Aufrechterhaltung der Ordnung in den Genossenschaften. Daß er in sehr naher Beziehung zu dem Totemismus und dem Zauberwesen steht, wird in einem der folgenden Kapitel auseinandergesetzt werden. Auch das weibliche Geschlecht können wir in Altersklassen ordnen. Es ist aber nur ein Gegensatz zwischen den jungen Mädchen und den verheirateten Weibern vorhanden.

An dieser Stelle will ich einschalten, daß bei den Narryngeri eine Art Wahlbrüderschaft vorkommt. Bei der Geburt eines Knaben pflegt der Vater ein Stück des Nabelstranges einem anderen Familienvater zuzuschicken. Dieser hängt das Geschenk einem seiner Knaben um den Hals, nachdem er es sorgfältig in gespaltene Schwanenfedern gehüllt und mit Schnüren aus Menschenhaar umwickelt hat. Die Knaben sind alsdann durch eine unauflöbliche Freundschaft fürs Leben miteinander verbunden. Merkwürdiger Weise ist es ihnen nicht gestattet, miteinander zu sprechen, aus der Ferne dürfen sie sich jedoch sehen. Ihre gegenseitige Freundschaft äußert sich nur darin, daß sie sich von Zeit zu Zeit wertvolle Geschenke machen. Stirbt der ältere der beiden, so wird das Nabelschnurstück, das derselbe stets am Halse getragen hat, in der Familie als hochgeschätztes Erbstück aufbewahrt. Über den Zweck des Freundschaftsbundes konnte mir mein Gewährsmann, ein fünfzigjähriger Mann vom Ostufer des Lake Alexandrina, der selbst einen *ngnā-ā-āmpi* hatte — so pflegen sich die beiden Freunde gegenseitig zu bezeichnen — keinen Aufschluß geben.

Der Eingeborene besitzt bekanntlich eine große Zahl von Verwandtschaftsbenennungen, von denen die meisten aber nicht in unserem Sinne gebraucht werden. So z. B. bezeichnen die männlichen Personen im Binnenland und an der Südküste mit je einem Worte ihrer Sprache den Vater und dessen Brüder, die Mutter, deren Schwestern und die anderen Weiber des Vaters, die älteren Brüder und die älteren Söhne der Brüder des Vaters, die jüngeren Brüder und die jüngeren Söhne der Brüder des Vaters, die älteren Schwestern und die Töchter der älteren Brüder des Vaters, die jüngeren Schwestern und die Töchter der jüngeren Brüder des Vaters, die eigenen Kinder und die Kinder der Brüder. Dieser Mangel an Sondernamen im Verwandtschaftssystem ist aber wohl nur ein scheinbarer. Wollen die Eingeborenen schärfere Unterschiede machen, so setzen sie, wenn ich nicht irre, ein Bestimmungswort, ein attributives Adjektiv vor den Verwandtschaftsnamen. So z. B. nennen die West-Arinta ihre Ehefrauen und bestimmte Schwägerinnen *noa*; wollen sie nun genau ihre Ehefrauen bezeichnen, so sagen sie *noa iltja*, eigentliche, wahre Ehefrau.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Verwandtschaftsnomenklatur ganz den verschiedenartigen Beziehungen angepaßt, die durch die Einteilung in Heirats- und Altersklassen geschaffen sind. Eingehende Untersuchungen vermochte ich aus Mangel an den erforderlichen Sprachkenntnissen nicht über sie anzustellen.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, möchte ich den Leser noch darauf aufmerksam machen, daß die Angaben, welche über entfernte Verwandtschaftsgrade der Eingeborenen von Leuten gemacht werden, die nicht vollständig die Sprache der betreffenden Stämme beherrschen, höchst wahrscheinlich unzuverlässig sind. Es ist nämlich ungemein schwierig, über verwandtschaftliche Beziehungen, die nicht nahe liegen, eine befriedigende Auskunft zu erhalten, da der Eingeborene selbst dann, wenn er den Sinn der betreffenden Frage richtig verstanden hat, aus Denkräuflichkeit und Mangel an Geduld eine unrichtige oder ungenügende Antwort gibt.

Jeder Eingeborene hat ein oder zwei Namen, die ein Tier, eine Pflanze, irgend einen leblosen Gegenstand oder eine körperliche Eigentümlichkeit bezeichnen. Von Spitznamen wird bei manchen Stämmen, wie den Arınta, Kaititje, Lurritji und Diäri ein ausgiebiger Gebrauch gemacht. Bei vielen Stämmen erhalten die Jünglinge einen anderen Namen, wenn sie das Pubertätsalter erreicht haben und die Weißen empfangen, durch die sie in die Gesellschaft der Männer aufgenommen werden. Außerdem ist es in vielen Gegenden Sitte, daß bei einem Todesfalle der Name aller der Personen geändert wird, welche Namensgenossen des Verstorbenen sind.

Bei den Awarai nennt man die Kinder gern nach den Eltern, den Großeltern, oder dem Orte, wo sie das Licht der Welt erblickt haben. Zur Erläuterung dienen nachstehende Beispiele.

I. Beitbeit Lananding, ein 55- bis 60-jähriger Mann

Geburtsort.

Vater: Amalmalmi (den zweiten Namen hatte B. L. vergessen).

Mutter: Walatpui Danga.

Frau: Danga Durroi.

Von B. L. nach Geburtsort
seiner Mutter
genannt.

Sohn: Binlan Amurric

Geburtsort Name des Vaters der Mutter.

Tochter: Tomorroin Gonlaki

Geburtsort.

II. Agumbecko Jimbambilk, ein junger unverheirateter Mann.

Name des Vaters Name eines früheren Mannes der Mutter.

Oben haben wir gesehen, daß der kleinste und uranfänglichste aller gesellschaftlichen Verbände, die Familie, unter der Obhut und der Botmäßigkeit des Familienvaters steht. Aber auch die aus einzelnen Familien zusammengesetzten Gruppen, die größeren Horden und die Hordenverbände, entbehren nicht einer wirklichen Führerschaft. Ein Oberhaupt der größten Gesellschaftsform, des Stammes, scheint der Südaustralier nicht zu kennen.

Jede größere Horde oder jede Hordengruppe ist so gut wie selbständig, und die Regelung ihres gesamten inneren Lebens liegt in den Händen der älteren Männer. Daß diese ihre Stellung dazu benutzt haben, sich Vorrechte auf den Geschlechtsgenuß, die Nahrung usw. zu verschaffen, wird der Leser nach dem, was ich über die ausgeprägte Selbstsucht der Eingeborenen gesagt habe, begreiflich finden. Um nicht falsch verstanden zu werden, hebe ich nachdrücklich hervor, daß nicht alle älteren Männer in der Genossenschaft eine Rolle spielen, sondern nur die, welche sich durch Klugheit, Schlauheit, Mut, Tatkraft, Körperkraft oder gewisse Zauberkräfte auszeichnen.

Die erste Stelle in dem Rate der Ältesten nimmt ein Mann ein, den wir als eine Art Häuptling oder Vorsteher bezeichnen können. Seine Tätigkeit ist hauptsächlich auf den Kultus oder die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beschränkt. Bei den Beratungen pflegt er den Vorsitz zu führen, auch vertritt er die Genossenschaft nach außen hin. Seine Machtvollkommenheit reicht aber nicht weit. So viel ich weiß, steht ihm nicht das Recht zu, ohne die Einwilligung der anderen einflußreichen Mitglieder des Geheimbundes Neuerungen einzuführen, Übeltäter mit dem Tode zu bestrafen und nach Willkür über das Eigentum anderer zu verfügen. Ob er absetzbar ist, vermag ich nicht zu sagen. Seine Würde hat er entweder durch Erbschaft oder Wahl erhalten. Die Größe seines Ansehens wird natürlich durch seine Persönlichkeit bedingt; zu einer abgöttischen Verehrung kommt es aber nie. Im allgemeinen kann man sagen, daß die jüngeren Männer ihm mit einer gewissen Ehrfurcht begegnen und willig seine Aufträge ausführen, und daß seine Altersgenossen gern seinen Rat und seine Hülfe in schwierigen Lebenslagen in Anspruch nehmen. Ein Abzeichen seiner hohen Stellung pflegt er, so viel ich weiß, nur in einigen Gegenden, und zwar nur bei bestimmten Gelegenheiten zu tragen. Ich glaube nicht, daß besondere Kriegshäuptlinge vorkommen. Bei den Narryngeri behält auch in Kriegszeiten der Vorsteher oder Häuptling, wenn wir lieber wollen, die Führung. Dies wird auch wohl bei den übrigen Stämmen der Fall sein.

Im Innern und vielleicht auch sonstwo ist die Häuptlingsschaft und das Priestertum in einer Hand vereinigt. Der Totemvorsteher ist dort nicht allein der Leiter der Kulthandlungen, sondern auch das Oberhaupt seiner Totemschaft in weltlichen Dingen. Obwohl ihn ein gewisser religiöser Nimbus umgibt, gelingt es doch oft Zauberärzten und anderen Männern, sich Ansehen und Einfluß zu verschaffen, die den seinigen ebenbürtig sind. Er ist vornehmlich der Bewahrer und Erhalter aller Kenntnisse, Sitten und Gebräuche, die den Geheimbund der Männer betreffen. Seine Machtvollkommenheit ist nicht groß, da er weder in weltlichen, noch religiösen Dingen ohne die Einwilligung der Ältesten wesentliche Neuerungen oder Umgestaltungen vornehmen darf. Versammeln sich die Männer einer größeren Zahl von Horden, um über wichtige Angelegenheiten zu beraten, geheime Zeremonien vorzunehmen, die Bezug auf die Erzeugung bestimmter Nahrungsmittel usw. haben, so soll die Führung mit stillschweigendem Einverständnis aller Anwesenden von den Totemvorstehern übernommen werden, die sich durch Tatkraft, selbstbewußtes, gebieterisches Auftreten, hervorragendes Wissen oder bedeutende Überredungskunst und Sprechgewandtheit auszeichnen. Die Würde ist erblich, und zwar nur in männlicher Linie, wenn ich nicht irre.

Bei den Narryngeri besaßen die Vorsteher dem Anschein nach keine größere Macht als bei den Stämmen des Innern. Im Kriege hatten sie, wie schon gesagt, den Oberbefehl und im Frieden leiteten sie die Versammlungen, schlichteten Streitigkeiten und sorgten dafür, daß Sitten und Gebräuche beobachtet wurden. Nach außen hin vertraten sie den Verband. Ihre führende Stellung verdankten sie der Wahl.

Unter den nördlichen Stämmen gibt es Leute, die eine etwas größere Autorität zu besitzen scheinen; über ihre Machtbefugnisse habe ich aber nichts Sicheres in Erfahrung zu bringen vermocht. Wie ich von einem Wulna hörte, habe sein Stamm zwei „big chiefs“ und viele „little chiefs“. Die Zahl der Vorsteher zweiten Ranges, wenn ich mich so ausdrücken darf, scheint übrigens nicht gering zu sein. So z. B. sagte mir ein Awarai, in seiner Heimat pflege sich an vier Stellen im Umkreise eines größeren Lagers die Hütte eines „boss“ zu befinden.

Der Grund und Boden ist stets das ungeteilte Eigentum der Gesellschaftsgruppe, die ihn bewohnt. In bezug auf seine Nutznießung werden keine Unterschiede gemacht. Das Recht auf seinen Besitz wird sozusagen durch die Geburt auf ihm erworben. Hierzu bemerke ich, daß mir auf Hermannsburg eine Lubra sagte, die Missionare seien Fremde im Lande, ihre Kinder hingegen hätten das gleiche Anrecht an die dortigen Jagdgründe, wie die Eingeborenen, weil sie auf der Station geboren seien.

Von manchen Soziologen wird behauptet, aller Besitz sei anfänglich nicht individuell, sondern kommunistisch gewesen. Wie wir soeben gesehen haben, gilt dies noch heute beim Australier von dem Landbesitz. Fast alle beweglichen Güter, wie Nahrungsmittel, Waffen, Schmucksachen und Wirtschaftsgeräte sind dagegen individuelles Eigentum. Meines Erachtens ist der Kommunismus unter unseren Eingeborenen nie größer gewesen als heutzutage, da ja auch die höheren Tiere den Genuß ihres Besitzes freiwillig nur mit Familienangehörigen, wie Weibchen und Jungen, zu teilen pflegen. Unter den beweglichen Gütern sind vielleicht viele Kultgeräte das gemeinsame Eigentum aller Angehörigen eines Verbandes. Sicheres läßt sich hierüber nicht leicht in Erfahrung bringen, da die allerwenigsten Eingeborenen genau zu wissen scheinen, ob die meisten der steinernen und hölzernen Fetische, der Corrobboreestones und Corrobboreesticks, die an versteckten Plätzen aufbewahrt und nur bei besonderen Gelegenheiten hervorgeholt werden, das Privateigentum des Totemvorstehers sind, oder ob dieser nur ein weitgehendes Verfügungsrecht über sie besitzt, als die anderen Ältesten. Erwähnt sei, daß ein West-Arünta in einem Gespräch, das ich mit ihm über die Sitten seines Stammes führte, die Bemerkung machte, der Vorsteher seines Totemverbandes sei sehr reich: in einer Höhle unweit Ellery's Creek halte er viele Zaubergeräte verborgen. Was die Nahrungsmittel betrifft, so werden sie jedenfalls als das persönliche Eigentum des Mannes betrachtet, der sie erworben hat. Sitte und Brauch haben aber das Verfügungsrecht des Eigentümers namentlich in den Fällen stark eingeschränkt, wo es sich um eine größere Jagdbeute handelt, indem sie von ihm fordern, daß er von seinem Reichtum auch anderen etwas zukommen lasse. Wie es heißt, hat bei den Narryngeri der Vorsteher die Verteilung der größeren Jagdbeute vorgenommen. Bei anderen Stämmen wird sie von dem betreffenden Jäger selbst besorgt, was aber nicht selten zu Streit und Zank Veranlassung geben soll, da viele Leute zu selbstüchtig und gefräßig sind, um freigebig zu sein. Dafür z. B., daß bei den Stämmen des Nordens kein wirklicher Kommunismus in bezug auf die Nahrungsmittel herrscht, haben mir Eingeborene vom Daly River, von der Küste bei Palmerston und aus der Umgegend von Rum Jungle Beweise gegeben. Am Daly River schenkte ich ein Känguruh, das ein Malack-Malack in meinem Auftrage geschossen hatte, allen Eingeborenen, die sich auf meinem Lagerplatze aufhielten. Ein junger Mann

machte sich sofort mit Hilfe von anderen an die Zurichtung und Zubereitung. Als das Tier gar war, verteilte er einen großen Teil des Fleisches an seine Gefährten, die schweigend, mit erwartungsvoller Miene um ihn herum auf dem Boden saßen. Auf meine Frage, warum dies nicht der Jäger tue, der doch dazu ein größeres Recht habe, als alle anderen, sagte man mir, daß der junge Mann als der Eigentümer des Kängeruh betrachtet werde, da ich es ihm übergeben habe. Selbst unter Ehegatten ist keine ausgesprochene Gütergemeinschaft vorhanden. Namentlich werden die Gegenstände, welche nur von dem Manne oder nur von der Frau benutzt werden, als rein persönliches Eigentum betrachtet. Ich habe dies oft bei dem Einhandeln von Schmucksachen, Grabstöcken und dergleichen Dinge mehr bemerkt.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß vielerorten bei dem Tode eines Eingeborenen die besten Stücke seiner Habe in den Besitz der nächsten Angehörigen übergehen.

Sitte und Recht decken sich im großen und ganzen bei unserem Australier. Der Leser wird es daher begreiflich finden, daß die echten, rechten Herdenmenschen durchschnittlich für bessere Mitglieder des Gemeinwesens gelten, als die Leute, welche wenig Respekt vor dem Althergebrachten haben und in ihren Ansichten und Meinungen von ihren Genossen abweichen. Noch weit mehr als bei uns sorgt aber die Gesellschaft dafür, daß die größeren Verstöße gegen das Herkömmliche nicht ungeahndet bleiben.

Der innere Frieden der Genossenschaft wird verhältnismäßig selten durch schwerwiegende Rechtsbrüche gestört. Es rührt dies wohl zum Teil daher, daß fast alle Satzungen, Sitte und Herkommen ein religiöser Nimbus umgibt, und daß der Rat der Ältesten unnachsichtig selbst die beseitigt oder für immer unschädlich macht, welche ihrer Meinung nach durch ein unverträgliches Wesen, Neuerungs-sucht, Verrat von Geheimnissen usw. das Wohl der Gesamtheit, das Ansehen des Geheimbundes oder die Achtung vor dem Zauberesen gefährden.

Daß die Rechtspflege sehr oft ohne Gerechtigkeit und Billigkeit ausgetübt wird, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben; haben doch selbst bei uns die Richter noch nicht gelernt, auf die Beschaffenheit und die Ansprüche des Einzelnen die gebührende Rücksicht zu nehmen.

Über den Ursprung der Rechtspflege sei kurz folgendes gesagt.

Die Rache wird durch die Empfindung veranlaßt, daß einem eine Kränkung ein Unrecht zugefügt ist. Sie kommt schon bei vielen höheren Tieren vor, wie wir wissen, und ist jedenfalls vom menschlichen Geschlechte immer geübt worden. Aus ihr ist, wie man annimmt, die eigentliche Rechtspflege hervorgegangen.

Der Eingeborene weiß sehr wohl Recht und Unrecht, Gut und Böse zu unterscheiden. Daß seine Anschauungen in dieser Hinsicht nicht unwesentlich von den unserigen abweichen, liegt auf der Hand, da diese Begriffe sich stets nach den Lebensverhältnissen, nach der Ausbildung des Gemeinnes usw. richten und nirgends feststehen, sondern wie alle Erzeugnisse der Volksseele, einem beständigen, wenn auch langsamen Wechsel unterworfen sind.

Wie bei allen übrigen Völkern, und zwar vornehmlich bei den Naturvölkern, so erfährt auch bei den Urbewohnern Australiens ein und dieselbe Handlung eine doppelte Bewertung und Auslegung. Erschlägt z. B. jemand einen Fremden, so gilt seine Tat nicht für böse, selbst wenn derselbe ihm nichts zuleide getan hat; erschlägt er dagegen ohne Grund einen Genossen, so macht er sich in hohem Grade strafbar. In dieser Hinsicht hat die Gesellschaft, wenn ich so sagen darf, genau die gleichen Ansichten, wie der Einzelne; was ihr Vorteil bringt, ist gut, und was ihr Nachteil bringt, ist schlecht. Im Innern fragte ich einst einen Eingeborenen, ob der böse handle, welcher ihm seine Frau raube, und ob er selbst böse handle, wenn er die Frau eines anderen raube. Die erste Frage bejahte er, und die zweite verneinte er.

Es wird behauptet, daß ein tiefstehendes Naturvolk bei der Strafabmessung keinen Unterschied mache zwischen einer absichtlichen und einer unabsichtlichen Verschuldung. Bei unserem Australier ist dies meistens nur dann der Fall, wenn es sich um den Verrat von Geheimnissen des Männerbundes oder des Zauberwesens handelt. Tötet oder verletzt einer einen Genossen aus Fahrlässigkeit oder ohne jede persönliche Verschuldung, so wird die Tat oft viel milder beurteilt, als wenn sie planmäßig ausgeführt worden ist; zuweilen bleibt sie selbst ganz ungesühnt.

Über die Bedeutung und den Zweck der Strafen sind die verschiedensten Meinungen laut geworden. Einige behaupten, es sei der Wille Gottes, oder es liege in der Weltordnung begründet, daß jedes Vergehen, jede Schuld gesühnt werde; andere sind der Ansicht, daß der Verbrecher bestraft werde, damit er sich bessere; wieder andere meinen, daß die Strafe zu der Abschreckung vor Übeltaten und gleichzeitig zu der Beruhigung der Gesellschaft diene usf.

Unter den Australiern hat die Strafe in der Mehrzahl der Fälle ohne Zweifel den Zweck, den Übeltäter für immer unschädlich zu machen oder gründlich einzuschüchtern. Daß sie gleichzeitig in der bewußten oder unbewußten Absicht vollzogen wird, die Schuld zurückzuzahlen, ergibt sich ohne weiteres aus der rachsüchtigen Natur des Menschen.

Für die meisten Vergehen sind ganz bestimmte Strafen festgesetzt. Von einem Recht der gleichen Wiedervergeltung, dem *jus talionis*, wie es genannt zu werden pflegt — das Bibelwort „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ bringt es voll und ganz zum Ausdruck — ist mir nichts zu Ohren gekommen.

Beim Strafvollzuge kommen Grausamkeiten, die zur Ergötzung dienen oder eine maßlose Rachgier befriedigen sollen, so gut wie nie vor. Man hat also kein Recht, zu behaupten, daß jedes auf tiefer Kulturstufe stehende Volk mitleidloser mit seinen Übeltätern verfare, als wir Europäer mit den unserigen.

Hauptsächlich kommen nur Strafen an Leib und Leben vor. Freiheitsstrafen treffen wir bei keinem Stamme an, und zwar wohl aus dem Grunde, weil den Eingeborenen die Möglichkeit fehlt, einen Menschen einzusperren oder dauernd gefesselt zu halten.

So viel ich weiß, bestraft man gewöhnlich nur den Schuldigen, und nicht auch dessen Angehörige.

Die Strafen bilden zwei Gruppen. In die eine Gruppe gehören die, welche die Rechtsbehörde des Gesellschaftskörpers, der Rat der Ältesten, verhängt, und in die andere die, welche von den Geschädigten selbst vollzogen werden.

Handelt es sich um ein Vergehen gegen das Gemeinwohl, so übernimmt der Männerbund oder der Rat der Ältesten die Bestrafung. Das Urteil ist oft recht hart. Es darf uns dies aber nicht wunder nehmen, da ja der Eingeborene manche seiner gesellschaftlichen Einrichtungen ganz anders bewertet und einschätzt, als wir von unserem Standpunkte aus, der nicht weniger voreingenommen zu sein pflegt, als der seinige.

Auf die schweren Vergehen, wie den Verrat religiöser Geheimnisse, Übertretungen von Heiratsatzungen, Mord und Totschlag usw. steht die Todesstrafe. Wie mich dünkt, nimmt man aber immer dann Abstand von dieser strengen Sühne, wenn man die Rache der Angehörigen des Übeltäters fürchtet. Ob Friedloslegung vorkommt, vermag ich nicht zu sagen. Ich glaube es aber. An Barrow's Creek traf ich nämlich einst in einem schier undurchdringlichen Scrubdickicht einen Mann, der an einem kleinen, fast rauchlosen Feuer hockte und mir durch seine überaus finstere Miene, seine Wortkargheit und seine reiche Ausstattung mit Waffen auffiel. Später hörte ich, daß seine Genossen ihn in Acht und Bann getan hätten. Allzu weitgehende geschlechtliche Ausschweifungen werden nicht selten mit einer schweren Strafe belegt. Zwischen dem 20. und 30. Breitengrade und vielleicht auch sonstwo stößt man den Weibern, die sich

wie läufige Hündinnen benahmen, einen Feuerbrand in die Geschlechtsteile, oder eine größere Zahl von Männern führen sie in den Busch und üben dort den Beischlaf mit ihnen aus. Diese letztere Strafe soll zuweilen den Tod zur Folge haben. Beiläufig gesagt, ist dies das einzige mir bekannte Beispiel, daß eine Person an dem Körperteile bestraft wird, mit dem sie gesündigt hat. Auch Männer, und zwar namentlich jüngere, pflegen nicht straffrei auszugehen, wenn sie durch eine unmäßige Geschlechtslust großes Ärgernis erregen. Im Lande der Tjingale begegnete ich vier Männern, die von einer geheimen Zeremonie oder Corroboree kamen. Einer der jüngsten hatte vorn über jedem Schultergelenke eine ganz frische, mehrere Zentimeter lange Schnittwunde. Wie er mir offen gestand, waren ihm die Wunden beigebracht worden, weil er zu viele Lubra „gefangen“ hätte.

Handelt es sich um ein schweres Vergehen gegen eine einzelne Person, und nicht um Verstöße, die gegen die Verfassung gerichtet sind, so besteht die Strafe im Innern in der Beibringung von tiefen Wunden. Bleibende Schädigungen der Gesundheit oder der Gebrauchsfähigkeit von Gliedmaßen pflegen die Wunden nicht zu hinterlassen, da dem Herkommen gemäß für sie als „Ort der Wahl“, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur fleischige Teile, wie die Schultern, die Arme, das Gesäß oder die Beine in Betracht kommen. Obwohl sehr viele Leute Narben aufweisen, die von derartigen Wunden herrühren, so ist mir nur einmal eine Person zu Gesicht gekommen, von der es hieß, sie sei durch eine Leibesstrafe zum Krüppel geworden. Es war ein altes Weib (Arünta), dem beide Kniegelenke durch einen Schnitt geöffnet worden waren, und das infolge dessen sich nur kriechend fortbewegen konnte. Wie sehr man darauf bedacht zu sein pflegt, keine Wunden zu machen, die den Tod oder eine Verkrüppelung veranlassen könnten, habe ich bei den West-Arünta in Erfahrung gebracht. Eines Tages war ich im Finke River Augenzeuge, wie ein Mann mit stoßbereitem Kriegsspeer auf seine Schwiegermutter zurannte, um sie für eine Kuppelei zu bestrafen. Das Weib schien zu wissen, wo es die Wunde empfangen sollte: laut schreiend tanzte sie in wahnsinniger Hast um ihren Angreifer, der fortwährend Stoßbewegungen nach ihr machte, wobei sie nur darauf bedacht schien, ihre Hinterseite in Sicherheit zu bringen. Erst nach mehreren Minuten führte der Mann seine Absicht aus, indem er die Waffe der Sünderin tief in das Gesäß stieß. In anderen Gegenden, wie im Süden der Kolonie, soll es Rechtsbrauch sein, Übeltäter durch ein paar Kopfhiebe mit einer Keule zu bestrafen.

Sehr häufig sucht man durch Zauberei erlittene Unbill zu sühnen. In diesem Falle kann von einer eigentlichen Rechtshandlung natürlich nur dann die Rede sein, wenn die Genossenschaft ihre Billigung zu diesem meist im Geheimen vorgenommenen Wiedervergeltungsversuche gibt, und die Rächer nach Vorschrift und Norm verfahren.

Die Strafe kommt nicht immer sogleich zum Vollzug. Vor derselben verrät der Übeltäter durch sein unruhiges, verdrießliches Wesen, daß ihm durchaus nicht wohl zu Mute ist. Hat das Vergehen oder das Verbrechen seine Sühne gefunden, so scheint er die Freude am Leben anfangs in erhöhtem Grade zu genießen, wie einer, der Zeiten des Elendes und der Not oder eine schwere Krankheit glücklich überstanden hat. Ich habe mehrere Leute besucht, gleich nachdem sie ein oder mehrere tiefe Wunden empfangen hatten. Alle waren heiter und guter Dinge, trotzdem sie nicht geringe Schmerzen hatten, und erzählten mir in aufgeräumter Weise, wie es ihnen ergangen war.

Den Strafvollzug übernimmt der Geschädigte oft selbst, da jedermann das Recht beansprucht, sich für erlittene Unbill zu rächen. Damit ich aber nicht falsch verstanden werde, füge ich hinzu, daß wir es in diesem Falle nicht mit einer nach Gutdünken ausgeführten Rache zu tun haben, sondern mit einer wahren Rechtshandlung, da ja die Gesellschaft, wie aus dem eben Gesagten zur



Oberes Bild: Zöglinge der Missionsstation Hermannsburg.

Unteres Bild: Schulkinder der Missionsstation Bethesda (Kilalpanina).

Genüge hervorgeht, nicht duldet, daß die Wiedervergeltung in übertriebener Weise zur Ausführung komme. Welches Verfahren bei einem derartigen Strafvollzuge eingeschlagen wird, möge folgendes Beispiel zeigen. Während meines Aufenthaltes unter den West-Arünta hieß es eines Morgens, daß ein als Streithahn bekannter Mann an einem jüngeren Genossen sich auf blutige Weise rächen wolle, weil dieser ihm eines seiner Weiber abspenstig gemacht habe. Als ich zu dem Platze kam, wo der Ehebruch gesühnt werden sollte, hatte sich schon Alt und Jung, Mann und Weib versammelt und harrte voll Schaulust lachend und schwatzend der Dinge, die da kommen sollten. Der „Rächer seiner Ehre“ hatte sich bereits eingefunden. Er war an zwei mit Spänchen bedeckten Stäbchen kenntlich, die neben den Ohren wie Hörner aus den Haarzotten ragten. Als der Verführer zum Vorschein kam, begann er das Drama mit einem lauten Redeschwall, und sobald er in die rechte Kampfhitze geraten war, schleuderte er mit großer Kraft aus einer Entfernung von 20 bis 30 Schritt zwei Bumerang in blitzschneller Folge nach seinem Gegner, der schweigend und unbeweglich, nur mit einem Schilde versehen, dastand. Beide fing dieser mit bewunderungswürdiger Ruhe und Geschicklichkeit auf, wobei Splitter nach allen Richtungen flogen. Alsdann stürzte sich der Angreifer, ein Steinmesser in der Rechten haltend, auf seinen Gegner, und im Nu lag derselbe, aus drei tiefen Beinwunden blutend, im Sande. Damit war der Gerechtigkeit genug getan, und jedermann kehrte befriedigt nach dem Lager zurück.

Friedensbrüche zwischen zwei Gesellschaftsgruppen führen nicht selten zu Kampf und Streit. Nur dann werden sie durch eine geregelte Rechtspflege gesühnt, wenn die beiden Gruppen in freundschaftlichen Beziehungen zueinander stehen. In diesem letzteren Falle soll es zuweilen vorkommen, daß der Schädens-tifter der Rache der Fremden preisgegeben wird.

Was die Verbrechen und Vergehen selbst betrifft, so bestehen sie am häufigsten in Übertretungen von Satzungen, Verrat von Geheimnissen, Abspenstigmachung und Verführung von Weibern. Daß Diebstähle vielerorten zu den Seltenheiten gehören, geht aus dem zur Genüge hervor, was ich in dem ersten Kapitel über die Fehler und Untugenden der Südaustralier gesagt habe. Ermordungen Erwachsener spielen, obwohl sie verhältnismäßig selten vorkommen, in der Rechtspflege eine hervorragende Rolle. Es rührt dies daher, daß der Glaube überall verbreitet ist, Krankheit und Tod würden in der Mehrzahl der Fälle von übelwollenden Menschen verursacht.

Ich gehe jetzt zu der Besprechung der Kämpfe über. Sie zerfallen naturgemäß in Einzelkämpfe und Massenkämpfe. Zu beiden kommt es entweder sogleich nach einer in Wort oder Tat stattgefundenen Beleidigung, oder nach mehr oder minder langen Erwägungen.

Durch den Zweikampf werden bei allen Stämmen die meisten Zwistigkeiten zum Ausgleich gebracht, und zwar oft nach bestimmten herkömmlichen Regeln. So viel ich weiß, bedienen sich die beiden Gegner vielerorten der gleichen Waffenform. So z. B. hörte ich, im Süden seien früher ernste Händel oft mit der axtförmigen Keule *mörtpungie* (Taf. XXI, Fig. 2) und dem schmalen Parierschilde *möllkerie* (Taf. XXXIII, Fig. 4) ausgefochten worden. Tödliche Verletzungen sollen verhältnismäßig selten vorkommen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß man eine Tötung des Gegners aus Furcht vor den Folgen möglichst zu vermeiden sucht. Zweikämpfe, durch die das Urteil einer höheren Macht in einem Rechtsstreite erlangt werden soll, kennt der Südaustralier nicht.

Massenkämpfe kommen verhältnismäßig selten vor. Auch sie pflegen mehr oder minder durch Sitte und Brauch geregelt zu sein. Die bedeutendsten derselben finden gewöhnlich zwischen größeren Gesellschaftsgruppen statt und bestehen, genau genommen, oft nur aus einer Anzahl von Einzelkämpfen. Gewöhnlich geht ihnen ein Wortgefecht vorher. Wie ich von einem Narryngeri hörte, hätten

seine Stammesgenossen es mit den Worten: „Ihr seid keine ordentlichen Männer“ begonnen. Tote gibt es bei den größeren Massenkämpfen durchaus nicht immer. Sind ein paar Leute verwundet worden, so räumt die im Nachteil befindliche Partei entweder das Feld, oder es wird Frieden geschlossen. Die Zahl der Kämpfer ist in der Regel nicht groß. Im Lande der Kaititje traf ich das ganze Aufgebot der kriegstüchtigen Mannschaft mehrerer Horden, das gerade im Begriff war, aufzubrechen, um für einen Unbill an den am Hanson wohnenden Ilpra Rache zu nehmen. Es bestand nur aus siebzehn reich bemalten und wohl bewaffneten älteren und jüngeren Männern. Die Massenkämpfe, welche in einer Horde vorkommen, sind oft weiter nichts als eine wüste Prügelei, an der fast regelmäßig auch Weibsbilder mit ihren Grabstöcken teilnehmen. Am Sterling Creek war ich Augenzeuge eines solchen Kampfes. Derselbe war dadurch veranlaßt worden, daß ein Mann einem alten Totemvorsteher die jüngste Frau abspenstig gemacht hatte. Die Kämpfenden bildeten einen dichten Knäuel und schlugen laut schreiend so wild aufeinander los, daß mir die Einzelheiten entgangen sind. Als nach fünf bis zehn Minuten die Kampfeslust verbraucht war, und der Staub sich verzogen hatte, lag der Verführer, aus mehreren tiefen Fleischwunden blutend, am Boden, und ein paar alte Vetteln hinkten jammernd und schimpfend davon. Nach einer Viertelstunde war kein Eingeborener mehr sichtbar, und nur der zertretene Boden und zerbrochene Bumerang, Keulen, Schilde und Grabstöcke verrieten, welch ein Sturm der Leidenschaften auf dem Platze getobt hatte.

Anfänge des Völkerrechtes sind bereits vorhanden. Den Gesandten gibt man im allgemeinen freies Geleit. Auch pflegt man sie mit einer gewissen Förmlichkeit zu empfangen und sie gastfreundlich zu bewirten, wenn sie von befreundeten Horden oder Stämmen kommen. Im Norden übergibt man ihnen ein Abzeichen, damit sie sich zu jeder Zeit ausweisen können. Dieses Abzeichen, von den Engländern Australiens message stick genannt, stellt gewöhnlich ein hölzernes Stäbchen dar, das mit eingeschnittenen oder eingeritzten Figuren versehen ist. Auf der Tafel XXVII sind zwei Exemplare abgebildet. Von diesen Abzeichen wird später noch ausführlich die Rede sein. Bei einigen Stämmen des Binnenlandes, wie den Diäri und ihren Nachbarn, sollen auch Weiber zu der Überbringung von Botschaften verwandt werden.

Bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen soll man althergebrachte Formen beobachten. So viel ich weiß, ist dies aber durchaus nicht immer der Fall.

Das Einvernehmen zwischen benachbarten Stämmen ist wohl selten ein so gutes, daß es zu einem Schutz- und Trutzbündnisse komme. Beiläufig gesagt, scheinen mir solche Bündnisse höchstens in Ausnahmefällen eine größere Bedeutung zu haben. Ich habe über sie nichts Sicheres in Erfahrung gebracht, daß sie aber überhaupt vorkommen, darauf deutet die Mitteilung hin, die mir ein früherer Verwalter der Bonds Springs Station, ein alter, zuverlässiger Mann, gemacht hat. Sie lautet: Im Jahre 1896 hätten sich in der Nähe der Station eine große Anzahl von Arünta und Angehörige eines anderen Stammes versammelt, um ein vor 15 Jahren geschlossenes „alliance“ zu erneuern. Mit großer Feierlichkeit wäre von den Arünta den Fremden ein mit vielen Zeichen bemalter Pfahl übergeben worden, der bei der Schließung des „alliance“ angefertigt worden wäre und seitdem wohlverwahrt in einem Verstecke gelegen hätte.

Auch bei dem Empfang und der Bewirtung von gewöhnlichen Gästen beobachtet man gewisse Bräuche. In einem der nachfolgenden Kapitel werde ich einen äußerst förmlichen Empfang schildern, den die Hordengruppe in der Gegend der Missionsstation Hermannsburg einer Abteilung von Stammesgenossen bereitete, als dieselbe ihr eine Anzahl sehr wertvoller Fetische zur Benutzung bei bestimmten geheimen Zeremonien überbrachte.

Oben haben wir gesehen, daß sich die Männer und die Weiber im Erwerbe der Nahrung und in der Anfertigung von Gebrauchsgegenständen teilen. Auf dieser Stufe des wirtschaftlichen Lebens sind die Australier aber nicht stehen geblieben. Sie haben bereits den Anfang in der Ausbildung eines Handwerkerstandes gemacht, denn bei allen Stämmen treffen wir Leute an, die sich vornehmlich mit der Anfertigung bestimmter Gegenstände, meist Waffen, befassen. Sie tun dies aber nicht nur aus Neigung zu der Arbeit, sondern auch des Vortheiles, des Gewinnes wegen, da sie ihre Erzeugnisse stets gegen andere Wertgegenstände auszutauschen vermögen. Daß sich die Mehrzahl von ihnen durch Fleiß und Geschicklichkeit vor ihren Genossen auszeichnet, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Gewerbliche Erzeugnisse werden aber nicht nur an Angehörige der eigenen Horde, sondern auch an fremde Horden und Stämme verhandelt. Zum Austausch gelangen hauptsächlich Waffen, Geräte, Werkzeuge, Schmucksachen und in einigen Gegenden auch Genußmittel; Nahrungsmittel spielen nirgends als Ware eine Rolle. Dort, wo dieser Außenhandel, wenn ich so sagen darf, recht schwunghaft getrieben wird, hat er nicht nur einen freundschaftlichen Verkehr zwischen benachbarten Stämmen angebahnt, sondern auch dazu geführt, daß sich Horden und Hordengruppen vornehmlich auf die Anfertigung bestimmter Gebrauchsgegenstände verlegt haben, um diese gegen Naturprodukte oder Handerzeugnisse einzutauschen, die sie selbst nicht so gut als andere Eingeborene anzufertigen vermögen, oder zu denen ihnen die Rohstoffe fehlen.

Der Tauschverkehr, bei dem größere Mengen von Waren umgesetzt werden, pflegt nicht selten auf bestimmten Plätzen stattzufinden. In diesem Falle kommt es also zu einem regelrechten Markthandel. Fernhandel wird ebenfalls getrieben. Über einen stummen Handel ist mir aber nichts zu Ohren gekommen.

Einen Wertmesser, der unserem Gelde entspricht, scheinen einige Binnenlandstämme zu besitzen, nämlich in ihren hölzernen und steinernen Fetischen, die schlechtweg Corroboreesticks und Corroboreestones genannt werden. Näheres hierüber werde ich in einem der nachfolgenden Kapitel mitteilen.

Bei den Narryngeri ist der Tauschverkehr zwischen den Totemverbänden recht lebhaft gewesen. Aber auch mit Nachbarn sollen sie Erzeugnisse ausgetauscht haben. Wie Taplin¹⁾ berichtet, hätten sie ihre schweren Speere gewöhnlich von Eingeborenen bezogen, deren Wohnsitze am Oberlaufe des River Murray gelegen gewesen seien.

Die Stämme im Osten des Lake Eyre treiben oder, besser gesagt, trieben Handel mit allen möglichen Erzeugnissen gewerblicher Arbeit. Farbstoffe sollen sie sich unter großen Mühen und Gefahren nicht selten aus Flinder's Range geholt haben.

Die Diäri setzen sich auch heute noch durch Hingabe eigener Erzeugnisse in den Besitz der großen leichten Schildform, die die Figuren 1 u. 2 auf der Tafel XXXII darstellen. Der Baum (*Erythrina vespertilio*), aus dessen Holz der Schild angefertigt wird, kommt nämlich nicht in ihrem Lande vor. Auch Pitjeri (*Duboisia Hopwoodii*) und Triodiarharz sollen häufig von auswärts zu ihnen gelangen.

Bei den Stämmen des Innern kommen, so weit ich es zu beurteilen vermag, hauptsächlich Bumerang, Schilde, Meißel, Messer und einige Schmucksachen zum Austausch.

Im Norden, zwischen dem 15. Breitengrade und der Küste scheint mir der Tauschverkehr viel lebhafter zu sein, als im ganzen Binnenlande. Dort steht namentlich der Fernhandel in Blüte. Während meines Aufenthaltes in der Gegend von Palmerston habe ich sehr viele aus anderen Gebieten stammende Eingeborenen getroffen, die weite Züge unternommen hatten, um mit den Larakia Handel zu treiben.

¹⁾ The Narryngeri. Pag. 40.

Waren gelangen aber nicht nur vom einen Stamm zum andern, sondern selbst von der Küste bis in das Innere der Kolonie, wie z. B. Schmuckplättchen aus Gehäusen und Schalen von Meeresweichtieren. Von einem eigentlichen Zwischenhandel kann aber nicht die Rede sein. Bei ihrer Wanderung von Stamm zu Stamm erhalten diese Waren einen immer größeren Wert. Die eben genannten Plättchen z. B. werden von den zentralen Stämmen sehr hoch eingeschätzt und fast für Fetische gehalten.

Von anderen gesellschaftlichen Einrichtungen, wie den Jünglingsweihen, wird später die Rede sein.

Kapitel VII.

Das Religionswesen.

Die Südaustralier glauben an übersinnliche Wesen und an Zauberei; sie sind also kein religionsloses Volk.

Was ich im nachstehenden über ihre Religion mitteile, kann auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen. Dem Leser wird nicht unbekannt sein, daß die Erforschung des geistigen Lebens der Naturvölker recht schwierig ist. Fragen wir einen Sohn der Wildnis über geistige Dinge aus, so ist seine Denktätigkeit oft schon erlahmt, bevor er begriffen hat, was wir von ihm wollen. Dazu kommt noch, daß er Fragen dieser Art, die er, nebenbei gesagt, für ganz überflüssig hält, oft falsch beantwortet, weil er entweder nur darauf bedacht ist, sich möglichst bald Ruhe vor uns zu verschaffen, oder weil er, im Bestreben, unsere Güte nach besten Kräften auszunutzen, eine Antwort geben will, die uns vollauf befriedigt, und unsere gute Laune nicht verdirbt.¹⁾

Was nun das religiöse Leben und Denken des Südaustraliers betrifft, so ist es in vielen Fällen ganz unmöglich, die geringste Aufklärung über dasselbe zu bekommen. Dies rührt größtenteils daher, daß die gesamte Religion der Hauptsache nach aus Mysterien besteht, über deren Geheimhaltung die Zauberer und Ältesten mit Argusaugen wachen. Die jüngeren Leute vermögen meistens beim besten Willen keine befriedigende Auskunft zu geben, da ihre religiösen Vorstellungen ganz beschränkt und unklar sind. Die Eingeweihten lassen sich zuweilen durch große Geschenke bewegen, einen Teil ihrer Geheimnisse preiszugeben; unter keinen Umständen dürfen wir aber einen großen Wert auf das legen, was diese Meister im Lügen und Betrügen uns mitgeteilt haben.

Die Eingeborenen besitzen gute und böse Geister; diese sind aber viel zahlreicher als jene. Sie haben nur unklare und verschwommene Begriffe von denselben. Es darf uns dies nicht wundernehmen, da ja die mythischen oder übersinnlichen Wesen selbst bei hochstehenden Kulturvölkern selten oder nie scharf bestimmt sind. Fragen wir z. B. bei uns abergläubische Leute, wie sie sich die Gespenster vorstellen, so werden uns in der Mehrzahl der Fälle ganz nichtssagende oder verworrene Angaben gemacht werden. Bei unsern Australiern

¹⁾ Meiner Meinung nach verdienen die Angaben von Missionaren über die Religion der Australier wenig Vertrauen. Die meisten Missionare, die ich in Südaustralien kennen gelernt habe, machten den Leuten gegenüber, denen sie das Evangelium predigten, kein Hehl aus ihrem tiefen Abscheu vor dem „Heidentum“. Aus diesem Grunde werden sie von ihren Zöglingen und deren Stammesgenossen nicht leicht eine wahrheitsgetreue Auskunft über das Zauberesen, den Geisterglauben usw. erlangen können.

erscheinen die Geister dem gemeinen Manne übrigens nur ausnahmsweise, ob schon er davon überzeugt ist, daß die schlechten unter ihnen sich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in seine Angelegenheiten mischen. Gewöhnlich haben sie die Gestalt eines Menschen oder eines Tieres, oder sie stellen Wesen dar, die aus menschlichen und tierischen Körperteilen zusammengesetzt sind. Viele derjenigen bösen Geister, welche in Menschengestalt umherstreifen, zeichnen sich durch eine so außerordentliche Häßlichkeit und Größe aus, daß schon ihr Anblick Entsetzen einflößt. Die guten Geister hingegen gleichen oft schönen, hochgewachsenen Eingeborenen. Unterschiede im Range treten scharf hervor: es gibt sowohl mächtige, als auch unbedeutende, wenig vermögende Geister. Ein genaues Charakterbild der beiden Arten, der guten und der bösen Geister, vermag ich natürlich nicht zu entwerfen. So viel steht wohl fest, daß der Dualismus bei weitem nicht so große Gegensätze aufweist, wie in der Religion mancher hochstehenden Kulturvölker. Selbst die besten Geister sind im Grunde genommen weiter nichts als mit übernatürlichen Kräften ausgerüstete Menschen, denen die Welt zwar vieles Gutes und Erfreuliches zu verdanken hat, die aber doch launenhaft, eitel, jähzornig, rachsüchtig, ja grausam bis zur Maßlosigkeit sein können, wie Jave oder Jehova, der Gott des alten Testaments, und sich gemeinlich um ihre Bekenner nicht kümmern und nie Anteil an dem Ergehen des Einzelnen nehmen. Die machtvollsten der Geister pflegen ihren Wohnsitz fern der Erde, wie im Himmel, oder an einem Orte zu haben, der weitab von dem Lande gelegen ist, wo ihre Bekenner leben. Die kleineren Geister hingegen verweilen gern in der Nähe der Eingeborenen auf öden, wasserlosen Sandebenen, auf wildzerrissenen Höhen, zwischen kahlen Dünenhügeln, in dichten, fast unzugänglichen Scrubs. Die Widersacher unter ihnen wählen gewöhnlich die Nacht zur Vollbringung ihrer Übeltaten, sind doch dann die Menschen der Furcht leicht zugänglich, da ihre Willenskraft geringer, ihre Phantasie aber reger ist als im Lichte des Tages.

Der größte der guten Geister der Narryngeri heißt Ngurrunduri. Er ist unsterblich (*lulupunkuli* = kein Ende) und wohnt im westlichen Teile des Himmels (*Wü-irr-e-war-re*) und ist von gewaltiger Größe. Vor undenklichen Zeiten kam er von Norden, am River Murray entlang, in das Seengebiet — seine Fußspuren kann man jetzt noch in einem Steine zu Potalloch sehen — und lehrte die Narryngeri sprechen, Hütten bauen, Waffen und Geräte anfertigen usw. Heutzutage erscheint er den Menschen nicht mehr; von Zeit zu Zeit gibt er aber den Zauberern Verhaltensmaßregel für sein Volk und befiehlt ihnen, ihre Kunst in Ehren zu halten. Auf seinen Wanderungen gelangt er zuweilen auch zu den beiden Seen. Es dringt dann ein lautes, dumpfes Geräusch,¹⁾ fernem Donner vergleichbar, aus dem Grunde des Lake Alexandrina. Seine Ankunft steht nahe bevor, wenn „die beiden kleinen milchweißen Flecke auf der anderen Seite des südlichen Kreuzes“ sich nicht zeigen, und man gegen Sonnenaufgang „kleine Regenbogen“ am Himmel sieht. Um ihn zu ehren, werden jedesmal, wenn das Geräusch gehört worden ist, große Corrobborees veranstaltet, bei denen auch Lubra zugegen sind.

Es haben sich viele Legenden über Ngurrunduri gebildet.

Einst verfolgte er im Lake Alexandrina einen riesengroßen Fisch (*pondi* = Murray-cod). Als es ihm nicht gelingen wollte, denselben zu fangen, rief er Nepulle, einen mächtigen Eingeborenen, herbei, der zu Point Macleay auf einem hohen Hügel wohnte. Dieser, ein ausgezeichneter Jäger, speerte alsbald den Fisch zu „Dorellar“. Ngurrunduri zerriß sodann die Beute und warf die Stücke ins Wasser. Von diesen Stücken, die in Fische verwandelt wurden, stammen alle Fischarten ab, die die beiden Seen und den River Murray bevölkern.

¹⁾ Wahrscheinlich „Nebelschüsse“.

Wie alle Sterbliche, so blieb auch er nicht vom Unglücke verschont. Eines Tages vermißte er zwei seiner Knaben, und als er sich gerade auf die Suche nach ihnen begeben wollte, entflohen ihm seine beiden Weiber. Nachdem er einige Zeit in tiefer Trauer über den Verlust am Coorong geweilt hatte, wanderte er ostwärts. In der Gegend, wo sich heute Kingston befindet, traf er Par-um-par-u-me, einen bösen Zauberer, und fragte ihn, ob er die Knaben gesehen habe. Ohne ihm eine Antwort zu geben, schleuderte dieser gewalttätige Mann einen Speer nach ihm. Ngurrunduri wurde von der Waffe am Bein getroffen; er blieb aber unverletzt. Jetzt war sein Zorn erwacht, und im Nu hatte er mit einer Plongi (Keule) den Kopf seines Gegners zerschmettert. Den Leichnam verbrannte er darauf. Als er im Begriffe war, seinen Weg fortzusetzen, entdeckte er zu seiner unaussprechlichen Freude die beiden vermißten Knaben hinter einem Busche, wo Par-um-par-u-me sie versteckt hatte.

Ngurrunduri gelang es auch, die entflohenen Weiber wiederzufinden. Nach langem Suchen entdeckte er ihre Fußspuren an Backstair's Passage, und als er nach Cape Jervis kam, wohin die Fährten führten, sah er, wie die Flüchtlinge sich bemühten, zu Fuß die Känguruh-Insel zu erreichen. Auf sein Machtgebot stieg sogleich das Wasser in der Meerenge so hoch, daß die Weiber gezwungen waren, zum Festlande zurückzuwaten. Zur Strafe für ihre Entweichung verwandelte er sie in die Felseneilande, welche jetzt den Namen The Pages führen. Mit seinen Söhnen setzte er zunächst nach der Känguruh-Insel über und wählte dann seinen Aufenthalt im Himmel, wo er seitdem mit Vorliebe zu verweilen pflegt.

Taplin ¹⁾ hat diese Legenden vor etwa dreißig Jahren zuerst aufgezeichnet. Ihm sind sie aber ein wenig anders erzählt worden als mir. Es darf uns dies nicht wundernehmen, verändern sich doch bei allen Völkern die Sagen, Lieder und Geschichten überraschend schnell, wenn sie nur von Mund zu Ohr fortgepflanzt werden. Meine Gewährsleute waren Narryngeri von der Missionsstation Point Macleay und vom Nordwest-Ufer des Lake Alexandrina. Ein Missionszögling hat mir die Legenden sogar schriftlich mitgeteilt; da diese Mitteilungen in mehrfacher Hinsicht höchst interessant sind, so gebe ich sie hier im Wortlaut mit allen orthographischen Fehlern wieder.

„Legend“

„Narringeri believes in Ngurundie as our God who made all things, he started from Loo-ung-poon-thulg. or the North pole. he broke the north pole. & said no humane being shall ever reach there. And he came down to Australia & he came down the river murry. & gave to each. tribe there Language. & there Laws. & Costome. & Manners he chased. a Ponde. or Murry Cod. down the rivers. until he came into Lake Alexander. And he went to Poltolloch & put his foot on a stone. & left its prints there. to been seen & there lived another. mighty men. name Nepulle at Point Macleay. on big Hill. & Ngrundere told Nepulle to spear the fish. & he went ont & caught the fish & Ngrundere was there. to help him. & he cut it to pieces. & threw them into the Lake & gave to fish a names. And his two wifes runed away from him. & he went to Coorong to live for a while & from there he went up to Kingstone looking for his two sons that went away from him. & thats were he met his enemie is name is Parm-um-parmume. he was a wicked men. & he asked him if he seen his to boys. but he showed fight & throw a spear at him & hit him on the leg but never hurt him. & Ngurndere. throw Plonge. at him. & hit him on the head Killd him. And Ngurnder burnt Par-um Par-ume. & the Narringeri believes. that all the wiked go to a bad place & the good to good place. And he came home

¹⁾ Rev. G. Taplin, The Narrinyeri. S. 56 u. f.

again. & went in search of his to wifes. & followed them right down to cape jervois & there he saw them going over to Kangoroo Island. & he spoke. & the water rose high. & they at to turn back again to the cape. And there he turned them into stone. for there disobedience. And he went over to Kangoroo Island. & from there up to Heaven.“

Über den Geisterglauben der „Port-Lincoln-Eingeborenen“ teilt uns Charles Wilhelmi¹⁾ einiges mit. Er sagt, bei diesem Stamme habe ein „dämonisches Ungeheuer“, Marralye genannt, allen große Furcht eingeflößt. Es sei für einen Mann vom Kukatu-Stamme gehalten worden. Nachts habe es in Vogelgestalt die Menschen aufgesucht und ihnen argen Schaden zugefügt oder selbst tödliche Krankheiten angehängt. Sichtbare Spuren seines Besuches seien nie hinterblieben. Außerdem habe der Stamm eine große Menge Schadengeister besessen, die unter dem Namen Purkabidnis bekannt gewesen seien. Diese Geister hätten als Riesen, mit einer Keule bewaffnet, das Land durchstreift, um zu morden. Ihre Stärke sei aber nicht so bedeutend gewesen, daß die Eingeborenen im Zweikampfe mit ihnen stets den Kürzeren gezogen hätten. Auch einen machtvollen guten Geist hätten die „Port-Lincoln-Eingeborenen“ besessen. Sein Name sei Palyalanna gewesen. Er scheint vieles mit Ngurrunduri gemein gehabt zu haben. Eine Legende, die uns Wilhelmi über ihn mitteilt, ist derjenigen sehr ähnlich, welche über die Flucht und Bestrafung der beiden Weiber dieses guten Geistes der Narryngeri berichtet.

Bei den Diäri finden die bösen Geister (*kutji madlentji*) weit mehr Beachtung als die guten. Der höchste der guten Geister (*murra-murra*)²⁾ gilt als der Schöpfer der Menschen, Tiere und Pflanzen. Die bösen Geister sind überaus zahlreich. Sie halten sich mit Vorliebe auf einsamen, abgelegenen Plätzen auf, und kommen oft des Nachts zu den Lagern, um die Insassen derselben zu ängstigen.

Die West-Arünta glauben an viele gute übersinnliche Wesen, die sie unter dem Namen *altjirra* zusammenfassen. *Altjirra* bedeutet, so viel ich weiß, ungeschaffen, ewig dagewesen. Ihrer Meinung nach habe das Weltall keinen Anfang gehabt, und sei das erste Menschenpaar aus zwei Steinen entstanden, die Arbmanaringa, einer der besten Geister, auf die Erde geworfen habe. Diesen Schöpfer der Menschen betrachten sie anscheinend als ihren besonderen Schutzgeist und pflegen ihn schlechtweg *Altjirra* zu nennen. Sie stellen sich ihn als einen großen, kraftvollen alten Mann vor, der Frauen und Kinder hat. Sein Wohnsitz soll im fernen Norden an einem Jirilla genannten Orte gelegen sein. Andere gute Geister gelten als die Schöpfer und Vermehrer bestimmter Tiere und Pflanzen. Auf sie werde ich später noch einmal zurückkommen. Bemerken will ich aber gleich, daß die betreffenden Tiere und Pflanzen irgend eine hochbedeutsame Rolle im Haushalte des Eingeborenen spielen.

Die Zahl der bösen Geister ist bei den West-Arünta bedeutend größer, als die der guten. Die bösen Geister sind ungemein gefürchtet, da ihr Sinnen und Trachten einzig und allein darauf gerichtet ist, den Menschen Schaden zuzufügen. Wir können sie also im Sinne der christlichen Religion als Teufel oder Dämonen bezeichnen. Sie halten sich nur auf der Erde auf, und zwar gewöhnlich in bestimmten, den Eingeborenen bekannten Gegenden, wie in wasserlosen Sandwüsten, auf wildzerissenen Felsenhöhen und in tiefen, dunklen Schluchten. Es gibt sehr mächtige und ziemlich unbedeutende Wesen unter ihnen. Nicht selten verhängen sie Krankheiten oder gar den Tod über die Personen, die ihr besonderes Mißfallen erregt haben. Meistens begnügen sie sich aber damit, dem Menschen allerlei Schabernack zuzufügen. So z. B. kommen sie in der Nacht

¹⁾ „Aus allen Weltteilen.“ Jahrg. 1870. S. 134 u. 135.

²⁾ *Murra-murra* bedeutet sehr heilig.

gern zu den Lagern, um die Insassen derselben durch Steinwürfe usw. zu ängstigen.

Ein auffallend wahrheitsliebender und gescheiter junger Mann, dem ich manche wertvolle Mitteilung verdanke — seit Jahr und Tag schläft er schon den letzten Schlaf auf dem kleinen, sandüberwehten Friedhof von Hermannsburg — sagte mir, die teuflischen Wesen seiner Heimat würden *erinja* genannt. Sie seien erbitterte Feinde der Menschen und suchten dieselben in der Gestalt eines Känguruh, eines Emu und anderer Tiere zu beschleichen und umzubringen. Gewöhnlich hielten sie sich auf einem im Nordwesten der Missionsstation gelegenen, mit Sandhügeln bedeckten Gebiete auf, das Toteraterra heiße. Durch Luftstöße mit der *mera* (Wurfbrett) oder Feuer suchten seine Genossen diese gefürchteten und gehaßten Besucher zu verscheuchen. Ein Hordengenosse dieses jungen Mannes bezeichnete mir ein ödes, sandiges, am Gilbert Creek gelegenes Gelände, auf dem nur Casuarinen und Triodia gedeihen, als einen Lieblingswohnsitz von Teufeln. Ob dieser Ort mit dem Toteraterra genannten identisch ist, vermag ich nicht zu sagen.

Spencer und Gillen¹⁾ berichten, daß unter dem übersinnlichen Wesen der Arünta in der Gegend der Telegraphenstation Alice Springs ein guter Geist, namens Twanyirika, eine bedeutende Rolle spiele. Er halte sich an wilden, unzugänglichen Orten auf. Die Weiber glaubten, daß er nur dann zu den Menschen käme, wenn Knaben die Weihe empfangen, daß das Summen der Schwirrhölzer bei der Beschneidung seine Stimme sei, und daß er in den Körper der Operierten fahre und diese so lange im Busch zurückhalte, bis sich die Wunde geschlossen habe.

Im nördlichen Binnenlandteile herrscht im großen und ganzen der gleiche Geisterglaube, wie am Oberlaufe des Finke River, im Lande der West-Arünta. Auch hier gibt es viele gute und sehr viele böse Geister, und auch hier sind die Menschen, Tiere und Pflanzen nicht von selbst entstanden, sondern erschaffen worden.

Als ich mich auf der Telegraphenstation an Tennant's Creek aufhielt, erzählten mir die Beamten von einem Fabelwesen der Waramunga, das sich in der Murchison Range, gegen 30 Miles süd-süd-östlich von der Station am Grunde eines Wasserloches aufhalten solle. Ein Buschmann namens Abbott, der die betreffende Gegend genau kennen wollte, beschrieb mir dann den Wohnsitz dieses „monster“ als eine schüsselförmige Vertiefung, in deren Mitte sich ein niedriger, weißer Hügel erhebe, dessen Fuß den größten Teil des Jahres von Wasser umgeben sei. Schließlich gab mir ein Angehöriger der dortigen Waramunga-Horde nähere Auskunft über das Fabelwesen selbst. Er sagte, dem Aussehen nach, gleiche es ganz einer Schlange; es sei aber gegen vier Miles lang. Gewöhnlich liege es zusammengerollt am oder im Boden des Wasserloches. Käme es aus seinem Versteck hervor, was von Zeit zu Zeit geschehe, so mache es Jagd auf die Menschen. Aus diesem Grunde sei es sehr gefürchtet, und seine Genossen wagten sich nur ausnahmsweise in jene Gegend. Wenn ich nicht irre, ist dieses Ungeheuer mit dem identisch, das Spencer und Gillen²⁾ unter dem Namen Wollunqua mitsamt den Zeremonien, die in Beziehung zu demselben stehen, beschrieben haben. Als ich mich auf der genannten Telegraphenstation aufhielt, hatten diese beiden Forscher ihre zweite Reise in das Innere Australiens noch nicht angetreten. Ich mußte es mir leider versagen, das Wasserloch aufzusuchen, da damals infolge einer Dürre fast alle Wasserlöcher ausgetrocknet waren, und es nur noch an einigen wenigen Stellen ein bißchen Gras gab, das als Pferdefutter dienen konnte.

¹⁾ Spencer und Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 497.

²⁾ The Northern Tribes of Central Australia. Kap. VII.

Es scheint, daß die Eingeborenen auch an Besessenheit glauben. Ein gebildeter und zuverlässiger Beamter der Telegraphenstation an Tennant's Creek erzählte mir nämlich, die Waramunga hätten einst einen im Busch verirrtten Weißen, der sich in seiner Not wie ein Wahnwitziger geberdet habe, mit Speise und Trank versehen, um den bösen Geist zu beruhigen, der ihrer Meinung nach in demselben gesteckt habe.

Die mir bekannten Stämme zwischen der Nordküste und dem 15. Breitengrade unterscheiden sich in ihrem Geisterglauben insofern nicht von den Binnenlandstämmen, als auch sie überzeugt sind, daß es gute und böse, viel und wenig vermögende Geister gebe, und daß sich die überwiegende Mehrheit derselben in abgelegenen Gegenden des Landes aufhalte. Es scheint, daß die guten Geister verhältnismäßig gering an Zahl seien, und die meisten unter ihnen nur deshalb „gut“ genannt werden, weil sie sich den Menschen gegenüber gleichgültig verhalten, ihre Bekenner also keinen Grund haben, sie zu fürchten. Man pflegt sie sich als Eingeborene von kräftiger, schöner und hoher Gestalt vorzustellen. Auf der Missionsstation St. Catharina am Daly River hörte ich, daß sich die guten Geister der Malack-Malack, Pongo-Pongo usw. auch in Tiere verwandelten und als solche zuweilen bei geheimen Zeremonien zugegen seien. Beiläufig gesagt, zweifelte der Pater, dem ich diese Mitteilung verdanke, nicht daran, daß teuflische Wesen bei besonderen Gelegenheiten in Verkehr mit den Eingeborenen treten. Viele der bösen Geister zeichnen sich durch eine abschreckende Häßlichkeit aus. Daß es einen Geist gebe, der alle anderen beherrsche, ist mir nicht bekannt. Manche Stämme glauben aber an einen wohlwollenden Geist, der eine gewisse Sonderstellung einzunehmen scheint, denn er gilt als der Schöpfer der Menschen und man mißt ihm eine große Macht bei und betrachtet den Himmel als seinen Wohnsitz.

Die besten Aufschlüsse habe ich über den Geisterglauben der Wulwanga bekommen. Bei den Awarai, der Hordengruppe, die in der Gegend von Rum Jungle ihre Jagdgründe besitzt, werden alle Geister unter dem Namen *Moam* (einsilbig) zusammengefaßt. Der angesehenste derselben ist der Schöpfer der Menschen und hat seinen Wohnsitz im Himmel. Sein Name ist nur den Zauberern bekannt.

Es scheint, daß nicht alle Wulwanga den gleichen Geisterglauben haben. Ein Agiqwolla vom Pine Creek teilte mir nämlich mit, bei seinen Genossen gelte eine riesengroße Schlange als Schöpfer der Erde und aller Lebewesen; sie halte sich in der Erde verborgen und sei nie von eines Menschen Auge erblickt worden. Erwähnen will ich noch, daß ich im Lande dieser Wulwanga einst zu einem großen Lager kam, dessen Mitte eine Buschhütte einnahm, die sich von den anderen Hütten dadurch unterschied, daß sie eine andere Form besaß — sie glich einem auf den Boden gestellten Satteldach — recht groß war, keine Öffnung hatte und mit auffallender Sorgfalt errichtet war. Sie sollte einem „devil-devil“ als Wohnung dienen. Mehr vermochte ich über ihren Zweck nicht in Erfahrung zu bringen. Als ich mir durch Auseinanderbiegen der Zweige einen Einblick in ihr Inneres verschaffte, zeigte sich in den Mienen der Umstehenden Verdruß und Erstaunen. Sie schien übrigens völlig leer zu sein.

Über den Geisterglauben der Stämme im Südwesten des Golfes von Carpentaria teilen uns Spencer und Gillen¹⁾ folgendes mit.

Die Binbinga (Binbinka) glauben, daß sich im Himmel zwei böse Wesen, Mundagadji genannt, aufhielten. Ihren Körper bedeckten weiße Dunen und an Stelle der Arme befänden sich Messer. Ihr ganzes Sinnen und Trachten sei darauf gerichtet, Menschen zu töten und zu verschlingen, ein guter Geist, namens Ulurkura, welcher seinen Wohnsitz im Busch habe, verscheuche sie aber stets.

¹⁾ The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 501 et seq.

Stürbe ein Mensch, so töne ihr Gesang vom Himmel herab. Den gewöhnlichen Eingeborenen erschienen diese drei Geister nicht, wohl aber den Zauberern.

Der Geisterglaube der zwischen der Mündung des Roper River und des Mac Arthur River wohnenden Mara ist dem der Binbinga sehr ähnlich. Der Überzeugung dieser Eingeborenen nach lebten im Himmel zwei übelwollende Geister, Minungara genannt, die wie die Mundagadji gestaltet seien. Sie erzeugten zwar die Zauberer, stets seien sie aber darauf bedacht, jeden Kranken zu töten. Mumpani, ein guter Walddämon, suche sie aber an der Ausführung ihrer Pläne zu hindern.

Auch der Geisterglaube der Anula unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der Binbinga. Zwei sehr böse, mächtige Geister (Gnabaia), die in grauer Vorzeit am Robinson River, einem Küstenflüßchen, ins Dasein getreten seien, hätten nach einer kurzen Wanderung auf Erden ihren Aufenthalt im Himmel genommen, von wo aus sie stets den Versuch machten, Eingeborene umzubringen. Ein guter Geist, der sich im Busch aufhalte, suche aber ihr Vorhaben zu vereiteln. Die Zauberer beauftrage er, den Eingeborenen zu sagen, sie möchten ihm nichts zuleide tun, wenn sie ihn zufällig im Busch treffen sollten, denn er sei den Anula freundlich gesinnt. In Krankheitsfällen wird die Hülfe dieses Geistes in Anspruch genommen.

Wie ist der Geisterglaube bei den Urbewohnern Australiens entstanden? Ich will diese Frage zunächst auf folgende Weise zu beantworten versuchen. Naturgemäß wird der Eingeborene durch Krankheiten, Todesfälle und Unglück bringende Naturereignisse, wie langandauernde Dürren, verheerende Überschwemmungen, gefahrdrohende Buschfeuer, schwere Gewitter usw. in Furcht und Schrecken versetzt. Da er mit den Sinnen die Ursache dieser Übel nicht wahrzunehmen vermag, so hält er dieselben für übersinnliche. Mit dieser Annahme mußte in ihm, der keine Kenntnisse von den Naturgesetzen besitzt, der Glaube an körperlose Wesen entstehen, die verhängnisvoll in sein Leben eingreifen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch in bezug auf die Entstehung des Glaubens an gute Geister der Ausspruch Papinians: „Primus in orbe deos fecit timor“ zu Recht bestehe.

Das Himmelsgewölbe mit dem Sonnenball oder dem Heer der Sterne, die regelmäßig wiederkehrenden Naturvorgänge, wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang usw., die hochaufragenden Felsenhöhen oder die weiten mit Scrub bedeckten Sandebenen seiner Heimat, reißen den Eingeborenen nicht im geringsten zur Bewunderung hin, weil er sie alle von Jugend auf vor Augen gehabt hat. Wir sind also nicht zu der Annahme berechtigt, daß die Betrachtung der Natur in seiner Brust den Glauben an gütige, hoch über den Menschen stehende Wesen wachgerufen habe.

Auch dem Gefühle der Dankbarkeit hat dieser Glaube seinen Ursprung wohl nicht zu verdanken. Der Eingeborene nimmt das Gute, welches ihm zuteil wird, wie Gesundheit, sorgenfreies Leben, reiche Jagderträge, als etwas ganz Selbstverständliches hin. Er gehört ja, wie wir wissen, zu den undankbarsten Geschöpfen, die es gibt.

Ich habe vorhin gesagt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß der Ausspruch Papinians: „Primus in orbe deos fecit timor“ auch in bezug auf die Entstehung des Glaubens an gute Geister zu Recht bestehe. Fragen wir uns nun, wie wir es uns zu denken haben, daß die Furcht, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht allein die Mutter der bösen, sondern auch die der guten Geister geworden sei.

Ist der Mensch der Verzweiflung nahe, so sieht er sich in seiner Angst und Not nach einem Retter um. Der Gläubige wendet sich im Gebete an seinen Gott, und auch der Ungläubige fleht gar oft, aller Vernunft zum Trotz, eine

überirdische Macht um Hilfe an. Wie wird sich in diesem Falle ein „Wilder“ verhalten, der bereits an das Vorhandensein übelwollender Geister glaubt? Ist es nicht sehr naheliegend, daß er in der Verzagtheit seines Herzens den Dämon um Schonung bittet, von dem er sich ins Unglück gestürzt glaubt? Nehmen wir an, er habe dies getan. Stellen sich gleich darauf für ihn Zeiten ein, wo er aller Sorgen los und ledig ist und sich glücklich und zufrieden fühlt, wird er dann nicht überzeugt sein, daß der Dämon mit ihm Erbarmen gehabt habe? Entspricht es ferner nicht der menschlichen Natur, daß er diesen selben Dämon, der sich als ein dem Mitleid zugängliches Wesen gezeigt hat, um Beistand anruft, wenn er sich wieder in arger Bedrängnis befindet, und daß er denselben nicht mehr als einen bösen, sondern als einen guten Geist betrachtet, wenn er glaubt, wiederholt dessen Hülfe teilhaftig geworden zu sein? Hat erst ein Einzelner einen Dämon zu seinem Schutzgeist gemacht, so ist es ja leicht möglich, daß dieser Dämon schließlich von allen Leuten des Stammes für ein hülfreiches, gutes Wesen gehalten werde.

Um einen Irrtum zu vermeiden, will ich noch besonders erwähnen, daß meiner Meinung nach der Annahme nichts im Wege steht, ein nur böse Geister kennender Eingeborener habe in seiner Herzensangst ihm völlig unbekanntere höhere Mächte um Beistand angerufen, und sei, als die Not ihn dann sogleich verlassen habe, zu der Ansicht gelangt, daß es auch gute, dem Menschen wohlgesinnte überirdische Wesen gebe. Wir wären hiernach also auch zu der Annahme berechtigt, daß mindestens nicht alle guten Geister der Eingeborenen anfangs für menschenfeindliche Wesen gegolten hätten.

Der Unsterblichkeitsglaube ist allgemein verbreitet. Dem Unbefriedigtsein mit dem diesseitigen Leben, dem Leben der Qual im irdischen Jammertale, dem Grauen vor der gänzlichen Vernichtung und dem Dünkel, daß die Seele des Menschen wert sei, ewig aufbewahrt zu werden, wird er wohl seine Entstehung verdanken.

Vor den Toten oder, besser gesagt, vor den Manen fürchtet sich der Eingeborene ganz ungemein. Über seine verstorbenen Stammesgenossen spricht er nur mit der größten Scheu, und selten oder nie nennt er die Namen derselben. Sehr viele Stämme suchen sich sofort nach dem Tode eines ihrer Mitglieder einen anderen Lagerplatz. Wahrscheinlich tun sie dies aus Furcht vor dem Geiste des Abgeschiedenen, und nicht aus Ekel und Abscheu vor der Stelle, wo sich die Leiche befunden hat.

Die Vorstellungen, welche sich der Eingeborene von dem Leben nach dem Tode macht, sind recht unklar und verschwommen. Wie aus Begräbnisbräuchen hervorgeht, scheinen manche Stämme zu glauben, daß sich in der ersten Zeit nach der Beisetzung Leib und Seele wieder vereinigen könnten. Einen derartigen Brauch, welcher ohne Zweifel den Zweck hat, den Toten am Verlassen des Grabes zu hindern, werden wir später bei den Diäri kennen lernen.

Überall herrscht der Glaube, die Geister der Verstorbenen hielten sich im Busch auf und zeigten sich nur ausnahmsweise dem gemeinen Manne. Viele Leute sind der Meinung, dieselben seien wahre Schemen, Wesen ohne Fleisch und Blut. Ich habe aber auch manche Eingeborene getroffen, die annahmen, die Seelen erhielten einen Körper, der ihrem früheren mehr oder minder ähnlich sehe. So z. B. sagte mir ein Kaititje: „One cannot see dead people, all the same as wind“, und ein Wulwanga: „When a man dies, he gets a new body, but he does not look well, for his month is very big and his nose has holes on its sides.“ Darin sind sich aber wohl alle Südaustralier einig, daß der Charakter des Menschen durch den Übergang vom Leben zum Tode keine Änderung, wenigstens nicht zum Guten, erleide.

Im Widerspruche mit diesem Glauben, die Toten bevölkerten als „devil-devil“ die abgelegenen Orte ihrer Heimat, wissen einige Stämme, wie wir gleich

sehen werden, über einen bestimmten, weit abgelegenen Wohnsitz der Toten zu berichten.

Von Narryngeri am Nordwestufer des Lake Alexandrina hörte ich, die Manen gelangten in ein Paradies, das fern im Westen, jenseits des Meeres gelegen sei. Es habe nur einen Eingang und zeichne sich durch einen großen Reichtum an Fischen aus. Stürbe ein Mensch, so führe Ngurrunduri seine Seele in dasselbe. Auf dem Wege dorthin wanderten sie durch Backstair's Passage an der Kängeruh-Insel vorüber; das Festland verließen sie an einer Stelle, wo ein tafelförmiger Felsen von den Meereswogen bespült werde.

Ein einsam am Lake Alexandrina lebender Eingeborener erzählte mir, vor vielen Jahren sei ein Mann, der vom Mittellaufe des River Murray stammte, aus diesem Reiche der Toten mit einem großen Fische zurückgekommen und habe seinen Genossen manches über sein Leben unter den Seelen der Abgeschiedenen berichtet. Nach einer Woche habe er aber auf Befehl einer höheren Macht die Seinigen für immer verlassen müssen.

Wilhelmi¹⁾ teilt uns mit, daß auch die „Port-Lincoln-Eingeborenen“ an das Vorhandensein eines Totenreiches glaubten. Sie nahmen an, die Seele gelange auf eine Insel und lebe dort weiter, ohne der Nahrung zu bedürfen. Auf der Wanderung zu diesem neuen Wohnsitz begleite sie der „Rotschnabel“, ein Vogel, der sich zur Nachtzeit durch gellendes Geschrei bemerkbar mache. Nach der Angabe einiger befinde sich die Insel im Osten, nach der anderer im Westen. Ferner berichtet Wilhelmi, die „Port-Lincoln-Eingeborenen“ lebten in dem Wahne, ihre Toten würden einst in menschlicher Gestalt, aber mit weißer Haut zurückkommen. Die weißen Einwanderer hielten sie daher für die verkörperten Seelen ihrer längst verstorbenen Vorfahren. Dieser Glaube scheint unter den Stämmen des Südens weit verbreitet gewesen zu sein. Unter anderen teilt auch Brough Smith²⁾ einiges über denselben mit.

Bei den West-Arünta fand ich einen ähnlichen Glauben über das Weiterleben nach dem Tode vor, wie bei den Narryngeri. Nach demselben halten sich die Toten dieses Stammes an einem im fernen Norden gelegenen äußerst fischreichen See auf, wo sie herrlich und in Freuden leben. Dies Paradies hat eine große Ähnlichkeit mit dem der Moslim, da auch in ihm den Männern stets schöne Weiber zur Verfügung stehen.

Von dem mächtigen Geiste der Awarai, der im Himmel wohnen soll — sein Name ist mir unbekannt geblieben, wie ich schon erwähnt habe — wurde mir berichtet, daß er die Seelen der Abgeschiedenen mitsamt dem Skelette zu sich in den Himmel hole.

Das gleiche teilte mir ein Larakia über den im Himmel wohnenden Geist seines Stammes mit. Er war der Ansicht, daß dieser gute Geist ohne Wahl die Seelen aller Menschen bei sich aufnehme.

Wie wurde nun der Eingeborene zu dem Glauben veranlaßt, daß der Mensch eine Seele besitze, und daß diese nach dem Tode desselben fortlebe? Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand in ihm der Seelenbegriff durch eine vergleichende Betrachtung der lebenden und der toten menschlichen Körper. Da beim Tode plötzlich der Atem stockt, das Herz still steht, die Bewegungen aufhören, und die Leiche alsbald einer völligen Zersetzung anheimfällt, so ist es nahe liegend, daß ein abergläubisches Gemüt, wie das der Eingeborenen, auf den Gedanken gekommen sei, daß sich ein rätselhaftes, Leben gebendes Etwas, die Seele, nicht mehr im Körper befinde. Da ferner der Eingeborene das Leben verschwinden sieht, ohne daß eine Spur von demselben hinterbleibt, wenn ich mich so ausdrücken darf, und er wie alle Menschen den sehnlichen Wunsch

¹⁾ „Aus allen Weltteilen.“ Jahrg. 1870. S. 134 u. 135.

²⁾ The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 428.

in der Brust trägt, nicht gänzlich zu Grunde zu gehen, so darf es uns nicht wundernehmen, daß er zu der Annahme gelangt ist, dieses Wesen Seele trenne sich beim Tode vom Körper und lebe unsichtbar für das menschliche Auge an einem anderen Ort weiter. Zu der Entstehung des Unsterblichkeitsglauben mag übrigens auch die Unzufriedenheit mit dem leidvollen Erdenleben und die Hoffnung auf zukünftiges Glück viel beigetragen haben.

Wir haben gesehen, daß die Vorstellung bei allen Stämmen herrscht, die Seelen der Abgeschiedenen vermöchten auf die Geschieke der Menschen einen Einfluß auszuüben und seien der Mehrzahl nach böse, schadenfrohe Wesen. Ein greifbarer Unterschied dieser Seelen mit den obengenannten Dämonen oder Halbgöttern, die sich an abgelegenen Orten des Landes aufzuhalten pflegen, ist demnach nicht vorhanden. Wir dürfen also die Annahme nicht von der Hand weisen, alle oder doch mindestens einige der höheren übersinnlichen Wesen des Südaustraliers seien aus gefürchteten oder verehrten Menschen hervorgegangen. Ist es nicht sehr gut denkbar, daß ein böser Zauberer nach seinem Tode schließlich zu einem weit und breit gefürchteten, mächtigen Dämon werde? Die guten höheren, gottähnlicheren Wesen können natürlich den gleichen Ursprung genommen haben. Ngurrunduri z. B., von dem es heißt, daß er früher seinen Wohnsitz auf Erden gehabt habe, ist sogar sehr wahrscheinlich ein vergötterter Häuptling, der zu seinen Lebzeiten den Narryngeri hervorragende Dienste geleistet hat. Manche Religionsforscher sind der Meinung, der Manismus, d. h. dieser Glaube an den Einfluß der Manen auf die Geschieke der Lebenden, bilde sozusagen die Wurzel aller Religionen. Die Urreligion unserer Südaustralier scheint aber einen anderen Anfang genommen zu haben.

Im Anschluß hieran will ich erwähnen, daß die Arünta und mit ihnen einige andere Stämme des Innern glauben, die Seelen seien schon lange vor ihrem Eintritt in den menschlichen Körper vorhanden und hielten sich mit Vorliebe im Laubwerk von Bäumen auf.

Außer diesem Seelen- und Dämonenglauben findet sich bei unserm Australier eine Verehrung sinnlich wahrnehmbarer, zauberkräftiger Gegenstände vor.

Der Eingeborene sucht die Natur unmittelbar und mittelbar durch Zauberei zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Zur mittelbaren Ausübung des Zaubers bedient er sich der eben genannten körperhaften Gegenstände, die wir mit vollem Rechte als Fetische bezeichnen können, da der Geist, oder besser gesagt, die übernatürliche Kraft, das Agens, mit dem Stoffe ein untrennbares Ganzes bildet.

Ihrer stofflichen Beschaffenheit und ihrer Gestalt nach sind diese Fetische recht verschiedenartig. Mit wenigen Ausnahmen bilden sie Kunstprodukte von bestimmten Formen. Die ersten ihrer Art werden aber wohl Gegenstände gewesen sein, die sich in ihrem natürlichen Zustande befanden und zum großen Teil schon aus dem Grunde für wertvoll galten, weil sie sich durch eine schöne Färbung, eine auffallende Form, große Seltenheit usw. auszeichneten.

Wie mag wohl der Eingeborene dazu gekommen sein, sinnfälligen Gegenständen übernatürliche Kräfte beizumessen? Wie wir wissen, ist der Glaube an Fetische auch bei hochstehenden Kulturvölkern noch vorhanden. In den hannöverschen Marschen der Unterelbe führten recht abergläubische Leute zu meiner Jugendzeit die zierlich gestalteten knöchernen Gehörteile eines Schweines in ihrer Geldtasche mit sich in dem Glauben, dieselben würden dafür sorgen, daß ihnen das Geld nie ausgehe. Die gleiche Wirkung schreibt man hier in Hamburg den handförmigen Orchisknollen zu, wenn dieselben am Johannistage in die Geldtasche gesteckt werden. Außer diesen Fetischen, die von alters her und von vielen benutzt werden, gibt es aber noch solche, die in keiner Beziehung zu irgend einem herkömmlichen Aberglauben stehen und in vielen Fällen weder selten, schön noch von auffallender Form sind. Ihre Wahl verdanken sie gewöhnlich mehr oder minder dem Zufall. Oft wird das als Ursache eines

bedeutungsvollen Vorganges aufgefaßt, was mit diesem zeitlich und räumlich zusammentrifft und vielleicht aus irgend einem Grunde stark auf die Einbildungskraft wirkt. Führt z. B. ein abergläubischer Mensch eine bestimmte, für ihn bedeutungsvolle Verrichtung wiederholt erfolgreich aus, wenn er einen bestimmten Ring trägt, und bleibt der Erfolg ohne den Ring stets aus, so wird er diesen vielleicht als die Ursache von jenem auffassen. Auf die gleiche oder eine ähnliche Weise ist auch wohl der Südaustralier dazu gekommen, einfachen Gegenständen übernatürliche Kräfte beizumessen, denn es ist ja bekannt, daß der menschliche Geist vielerorten ganz unabhängig gesellschaftliche Einrichtungen, Künste und auch religiöse Vorstellungen hervorgebracht hat, die schon vorher irgendwo auf der Erde vorhanden waren.

Welche Vorstellung macht sich der Eingeborene von der wirkenden Kraft seiner Fetische? Bevor ich diese Frage zu beantworten versuche, muß ich ein paar Worte über den Animismus im allgemeinen und im besonderen bei unsern Südaustraliern sagen.

Als Animismus pflegt man bekanntlich die Annahme zu bezeichnen, belebte und unbelebte Dinge hätten eine Seele und die bedeutenden Vorgänge in der Natur seien das Werk unsichtbarer, mit ihnen eng verbundener Wesen, die bewußt handelten. Bei unseren Eingeborenen treffen wir, sozusagen, nur die Anfänge einer derartigen religiösen Vorstellung an; es liegt ihm vollständig fern, in jedem Tier, in jeder Pflanze und in allen auffallenden Naturvorgängen ein geistiges Wesen zu vermuten.

Kommen wir nun zurück zu unseren Fetischen. Mancher meiner Leser wird vielleicht ohne weiteres annehmen, die Eingeborenen hätten die Überzeugung, daß diese meist unscheinbaren Gegenstände der Verehrung von irgend einem Geiste belebt seien. Meines Erachtens sind die Eingeborenen aber nur im Besitze weniger Fetische, von denen sie glauben, daß dieselben einen Geist beherbergten, dem der Stoff nur als ein zeitweiliger Wohnsitz diene, oder der so innig mit dem Stoffe verbunden sei, daß er von ihm nicht getrennt werden könne, und mit ihm zu Grunde gehen müsse. Die überwiegende Mehrzahl der Fetische sind ihm aber zweifellos weiter nichts als unbelebte Gegenstände, von denen eine mehr oder minder eng begrenzte Zauberkraft bei besonderen Gelegenheiten, und zwar gewöhnlich nur auf Veranlassung von Menschen hin, ausströme. Wer oder was der Urheber dieser Zauberkraft sei, weiß er selten anzugeben. Vielleicht mangelt es ihm an der Fähigkeit, sich hierüber deutlich auszudrücken; vielleicht sind wir hier wieder einmal an die Grenzen seines Vorstellungsvermögens gelangt. Für das Wahrscheinlichste halte ich, daß es ihm in diesem Falle genau so ergehe, wie sehr vielen unserer heimischen Fetischisten. Fragen wir diese z. B., ob ihre glückbringenden oder unglückabwehrenden Gegenstände die Erscheinungsform irgend eines geheimnisvollen Wesens seien, so werden sie uns höchst wahrscheinlich auslachen, denn die Annahme, die fraglichen Gegenstände seien beseelt — von dem Fetischismus in der christlichen Religion sehe ich hier ab — liegt ihnen vollständig fern, und Klarheit über den Ursprung und das Wesen der wirkenden Kraft haben sie sich nicht zu verschaffen gesucht, weil sie zum scharfen Denken zu bequem sind, oder weil ihre Denkfähigkeit zu gering ist. Beiläufig gesagt, scheint mir der wahre Animismus bei uns in Deutschland überhaupt, auch unter den Fetischisten der katholischen Religion, eine unbedeutende Rolle zu spielen. Selbst der abergläubigste Katholik, der wie die Freifrau von Droste-Fischering zum heiligen Rock nach Trier wallfahrten ging, wird wohl schwerlich auf den Gedanken kommen, in dem Kleidungsstück, das er für den Mantel Christi hält, und das seiner Überzeugung nach Wunder tut, stecke ein guter Geist oder der Heiland selbst. Versetzt ein Mensch einem Möbel oder einem anderen Gegenstande, an dem er sich gestoßen hat, einen Fußtritt, so nimmt man wohl an, es stecke ein gut Stück

von einem Animisten in ihm. Diese Annahme ist aber falsch: es handelt sich hier um einen Akt sinnloser Wut, bei dem die Bewußtseinstrübung allerdings so hochgradig sein kann, daß für die betreffende Person der Unterschied zwischen belebten und unbelebten Dingen momentan fast ganz aufgehoben ist.

Nun wieder zurück zu den südaustralischen Fetischen. Ganz selbständig, sozusagen auf eigenen Füßen stehend, sind aber keineswegs alle. Viele stehen ohne Zweifel in einem mehr oder minder hohem Grade zu höheren Mächten in Beziehung, die räumlich von ihnen getrennt sind. Als sinnfällige Gegenstände, die einen Gott, ein mächtigeres Etwas versinnbildlichen, wie viele Amulette, dürfen wir sie aber nicht betrachten.

Ich habe oben gesagt, daß der Stoff und die Zauberkraft des Fetisches ein untrennbares Ganzes bilden. Es liegt daher auf der Hand, daß der Fetisch nicht, wie bei Negerstämmen Afrikas, zu einem gewöhnlichen Dinge wird, wenn sein oder seine Besitzer zurück „in die Nacht des Nichts“ sinken.

Bei vielen Naturvölkern läßt man seine ganze Wut an dem Fetisch aus, wenn er sich durch Bitten, Geschenke, Zeremonien usw. nicht bewegen lassen will, das Verlangte zu tun. Unserem Südaustralier stehen seine Fetische aber zu hoch, als daß er sie zu beschimpfen, zu züchtigen oder gar zu vernichten wagte. Als Kauf- und Tauschobjekt dienen sie ihm aber zuweilen.

Die Fetische befinden sich nur im Besitze der Männer. Den Lubra, den Kindern und den nicht wehrhaften jungen Burschen dürfen die meisten unter keinen Umständen gezeigt werden.

Unter den Einfluß und die Einwirkung der südaustralischen Fetische läßt sich gar manches bringen. Die Wirksamkeit des einzelnen Fetisches ist aber nur ausnahmsweise eine vielseitige; in der Regel ist ihr Gebiet sogar eng begrenzt.

Wenn wir wollen, können wir die Fetische der Beschaffenheit ihrer Zauberkraft nach in zwei Gruppen ordnen. Zu der einen würden wir solche rechnen müssen, welche den Eingeborenen Gutes zu teil werden lassen und oft gleichzeitig Böses von ihm fern halten, und zu der anderen solche, welche Menschen Tod und Verderben bringen und damit den Besitzer instand setzen, sich seiner Feinde auf leichte, gefahrlose Weise zu entledigen und einigen seiner niedrigsten und mächtigsten Triebe vollauf Befriedigung zu verschaffen, allerdings nicht immer zu seinem Nutz und Frommen. Die Fetische der zuerst genannten Art spielen, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine mehr oder minder passive und die der zuletzt genannten fast immer eine aktive Rolle bei Zaubereien. Unter Zugrundelegung des Stoffes würde sich überhaupt keine Einteilung ermöglichen lassen.

Im großen und ganzen werde ich bei der nun beginnenden Aufzählung und Beschreibung von Exemplaren der hauptsächlichsten Fetischformen der mir bekannten Stämme diese Zweiteilung zur Anwendung bringen. Ich hebe aber ausdrücklich hervor, daß sie sich nicht streng durchführen läßt, da es eine erkleckliche Anzahl von Fetischen gibt, die man sowohl in die erste, als auch in die zweite Gruppe unterbringen könnte.

Ich beginne mit der Besprechung der Fetische, die der ersten Gruppe angehören und am häufigsten bei geheimen Zeremonien Verwendung finden. Den Buschleuten sind sie unter den Namen Corrobboreestones und Corrobboreesticks bekannt.¹⁾ Den beabsichtigten Zauber üben sie entweder allein aus, oder tragen wesentlich zur Ausübung desselben bei, und zwar durch ihre bloße Gegenwart oder durch Manipulationen, welche mit ihnen vorgenommen werden. Sie bilden kleine tragbare Gegenstände, die besonders hoch bewertet werden und mit großer Sorgfalt aus Stein oder Holz angefertigt sind.

¹⁾ Spencer und Gillen nennen diese Fetische „churinga“. Nach Mis. Schulze (Trans. and Proceed. of the Roy. Soc. of South Australia. Vol. XIV, part II) heißen bei den Ariinta geheime Zeremonien „tjuringa“ und diese Fetische „tjuringa arknanoa (festival plates)“.

Bei den zentralen Stämmen, wie den Lurritji, Arünta und Kaititje gehören die steinernen Fetische ohne Zweifel zu den am meisten geschätzten Gebrauchsgegenständen. In der Regel sind sie flach und besitzen eine symmetrische Form. In der Größe schwanken sie beträchtlich.

Die flachen Exemplare, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren aus einem dunkelgrauen, schieferartigen Gestein hergestellt und hatten eine glattgeschliffene Oberfläche. Wie die meisten Gebrauchsgegenstände, so erhalten auch diese Corrobboreestones einen roten Ockeranstrich. Gewöhnlich wird derselbe vor jeder Benutzung des Steines bei einer geheimen Zeremonie erneuert. Verschweigen will ich aber nicht, daß ich ein paar Exemplare gesehen habe, die mit irgend einem schwarzen Farbstoffe bedeckt waren. Außer diesem Farbenschmuck weisen sehr viele Exemplare einfache, aus geraden und krummen Linien bestehende Gravierungen auf, die, wie wir später sehen werden, wohl in der Mehrzahl der Fälle eine ganz bestimmte Bedeutung haben. Die nicht gravierten Steine pflegt man vor der Benutzung mit weißen oder roten Strichen und Punkten zu bemalen oder mit rotgefärbten oder ungefärbten weißen Dunen vom Keilschwanzadler zu bekleben. Zum Schutze aller dient eine Hülle aus Bast, Menschenhaarfäden oder verfilzten Emufedern (Taf. XXX, Fig. 2 u. Taf. XXXI, Fig. 8).

Am häufigsten habe ich eine wetzsteinförmige Art (Taf. XXXI, Fig. 1) beobachtet, die einen elliptischen Umriß besitzt, deren Ränder eine stumpfe Schneide darstellen, deren beide Seitenflächen schwach, aber gleichmäßig gewölbt sind, und die eine Länge von 15 bis 30 cm und eine Breite von 6 bis 12 cm hat. Gern gibt man den Corrobboreestones auch die Form einer Scheibe von 5 bis 12 cm Durchmesser (Taf. XXXI, Fig. 2 u. 3). Übergänge zwischen diesen beiden Arten kommen in einigen Gegenden recht häufig vor. Außerdem trifft man ganz ausnahmsweise noch Corrobboreestones an, die länglich-viereckig oder mehr oder minder schwertklingenförmig sind. Derartige Steinfetische, die ich gesehen habe, schienen aus stark beschädigten Exemplaren der ersten Art hervorgegangen zu sein. Ferner kommen zuweilen kugelfunde Arten vor. In der Mehrzahl der Fälle sind sie keine Kunstprodukte, sondern ein aus einem harten Mineral (Jaspis) bestehendes Geröll. Zu ihrem Schutze oder, besser gesagt, zu ihrer Unterbringung dienen Emufedern, die zu einem Gebilde verfilzt sind, welches einem Vogelneste sehr ähnlich sieht.

Damit der Leser sich eine gute Vorstellung von diesen steinernen Fetischen machen kann, will ich einige charakteristische Formen derselben beschreiben.

Am Finke River, im Lande der West-Arünta, sah ich vier auffallend große Corrobboreestones, die ovale, nur 1,5 bis 2 cm dicke Platten aus einem dunklen, schieferartigen Gestein bildeten. Auf ihren Seitenflächen befanden sich Streifen und Ringe aus weißen, mit Blut festgeklebten Dunen. Das längste Exemplar war stark beschädigt, an verschiedenen Stellen mit Triodiarharz ausgebessert und wies Spuren einer ehemaligen Gravierung auf. Von dem breitesten war ein großes Stück abgebrochen. Die Maße dieser Corrobboreestones waren folgende:

| | |
|----------------------------|----------------------------|
| I. Länge: 30,0 cm | II. Länge: 20,0 cm |
| größte Breite: 12,5 „ | größte Breite: 10,5 „ |
| III. Länge: 53,5 „ | IV. Länge: 51,5 „ |
| größte Breite: 14,4 „ | größte Breite: 12,0 „ |

In meinem Besitze befinden sich fünf Corrobboreestones, die ich von West-Arünta eingehandelt habe. Sie bestehen aus einem grünlich-schwarzen, schieferigen Gestein und sind, mit einer Ausnahme, auf beiden Seiten mit Gravierungen versehen.

Zwei dieser Steine, „euro-corrobboreestones“ genannt, gleichen einem flachen Wetzsteine mit scharfen Kanten und elliptischem Umriß (Taf. XXXI, Fig. 1). Die Seitenflächen sind schwach gewölbt und auf die gleiche Weise graviert. Das Muster besteht aus punktierten Linien, einer Gruppe konzentrischer Kreise und zwei Gruppen ineinander geschachtelter halber Ellipsen. Was die Anordnung

dieser Zierformen betrifft, so nehmen die konzentrischen Kreise die Mitte der Fläche ein, während je ein Bogenornament so auf dem Ende der Fläche angebracht ist, daß die Öffnung der Bogens nach den Kreisen gerichtet ist. Eine punktierte Linie schließt, eine Ellipse bildend, diese drei Figuren ein. Drei kurze gerade Linien derselben Art laufen gleichgerichtet von den Enden des Steines zu der Mitte des nächsten Bogens. Das eine Fetischexemplar weist eine so starke Abnutzung auf, daß das Muster stellenweise nicht mehr zu erkennen ist. Die Maße der beiden Fetische sind folgende:

| | |
|---------------------------|----------------------------|
| I. Länge: 17,0 cm | II. Länge: 15,0 cm |
| größte Breite: 7,0 „ | größte Breite: 7,5 „ |
| „ Dicke: 1,1 „ | „ Dicke: 1,0 „ |

Das Gewicht des größeren Exemplares beträgt 175 gr. und das des kleineren 165 gr. Beide sollen ein hohes Alter besitzen und stets vom Vater auf den Sohn vererbt worden sein.

Die drei übrigen Steine sind scheibenförmig und haben eine ungleiche Größe. Sie wurden mir als „talk-corrobboreestones“ bezeichnet.

Das größte Exemplar (Taf. XXXI, Fig. 2) hat einen Durchmesser von 11 cm, eine Dicke von 6 bis 8 mm und ein Gewicht von 200 gr. Auf der einen Seite befindet sich eine größere, aus zwei Figuren zusammengesetzte Gravierung. Die eine Figur ist halbmondförmig und mit parallelen Strichen ausgefüllt. Die andere hat eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Umrisse eines menschlichen Kopfes und zweier über diesem vereinigter Arme. Die armförmigen Teile sind ebenfalls mit Querstrichen versehen. Die andere Seite ist nur mit einem zweimarkstückgroßen Kreise und einer winzigen leiterförmigen Figur verziert.

Der zweitgrößte Stein (Taf. XXXI, Fig. 3) hat einen Durchmesser von 7 bis 8,8 cm und ist etwa so dick wie der soeben beschriebene. Sein Gewicht beträgt 80 gr. Die beiden Gravierungsmuster weichen wesentlich voneinander ab. Die eine Seite nimmt der Hauptsache nach ein schmales Band ein, das aus zwei gleichlaufenden Furchen zusammengesetzt ist. Das eine Ende des Bandes ist in der Mitte der Scheibenfläche spiralig aufgerollt, das andere umgibt diese Spirale in Form eines Kreises, und der mittlere Teil schließt das Ganze ein, indem es unter Bildung einer kreisförmigen Schlinge am Rande entlang läuft. Wo sich die Schlinge am weitesten vom Rande entfernt, wird sie durch zwei leiterförmige Gebilde mit diesem verbunden. Das Muster der anderen Seite hat eine einfachere Zusammensetzung. Es ist aus der Vereinigung zweier konzentrischer Kreise und zweier leiterförmigen Gebilde entstanden.

Das dritte Exemplar, das kleinste von allen, hat einen Durchmesser von 5 bis 6 cm und wiegt 50 gr. Seine Seitenflächen sind ohne Gravierung geblieben. Es soll kein hohes Alter besitzen. Wie ich hörte, besaßen auch ganz junge Männer diese Art.

Ein West-Arünta zeigte mir einen scheibenförmigen, sehr sorgfältig hergestellten Corrobboreestone aus einem schwärzlichen schieferartigen Gestein. Derselbe besaß eine Länge von 5,5 cm und eine Breite von 4,5 cm. und war auf der einen Seitenfläche mit einer Gravierung versehen, die aus acht konzentrischen Kreisen und sechs strahlenförmig von diesen ausgehenden Strichbündeln bestand.

Kugelförmige Fetische aus Stein kommen, wie schon erwähnt, selten vor. Von den Eingeborenen werden sie Kängeruhoden genannt. Bei den Waramunga sah ich vier, bei den Kaititje zwei Exemplare und bei den West-Arünta ein Exemplar, das mit einer einfachen Gravierung versehen war. Sie hatten die Größe eines kleinen Apfels und waren Jaspisknollen oder Sandsteingerölle, Steingebilde, die auf den Ebenen und im Bette der Creeks nicht selten sind. Die beiden Corrobboreestones, die Kaititje gehörten, befanden sich in einem aus Emufedern hergestellten Filze, der einem halbkugeligen Vogelneste täuschend ähnlich sah.

Von Diäri an Cooper's Creek erhielt ich einen ganz ungewöhnlich geformten steinernen Fetisch (Taf. XXXI, Fig. 10), von dem man glaubte, daß er in Beziehung zu einem Murra-Murra stehe und sehr zauberkräftig sei. Er hat die Form eines Bolzens und wiegt 1320 gr., ist aus einem grauen, feinkörnigen Sandsteine hergestellt, seine Länge beträgt 39 cm und sein Umfang am stumpfen Ende 14 cm. Im Hamburger naturhistorischen Museum befinden sich zwei aus Brasilien stammende Steingeräte (wahrscheinlich Mörserkeulen), die diesem Fetische zum Verwechseln ähnlich sehen.

An dieser Stelle will ich gleich mitteilen, daß die Diäri den dicken versteinerten Baumstämmen, die in ihrer Heimat vorkommen, eine große Verehrung zollen.

Wie groß das Verbreitungsgebiet der Corroboreestones ist, vermag ich nicht zu sagen. Im Norden scheint es sich mindestens bis zum Victoria River zu erstrecken.

Weit zahlreicher als die Corroboreestones kommen hölzerne Fetische vor, die hinsichtlich der Form und der Gravierung eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den ovalen Corroboreestones haben und von den Engländern des Landes und den zivilisierten Eingeborenen schlechtweg „corroboreesticks“ genannt werden. In früheren Zeiten kamen sie in der ganzen Kolonie vor; heutzutage trifft man sie meines Wissens nur bei den Stämmen des Binnenlandes und der Nordküste an. Wenn wir wollen, können wir zwei Hauptarten unterscheiden, die einen ungleich hohen Wert besitzen, eine verschiedene Verwendung finden und vornehmlich in der Form und der Größe voneinander abweichen.

Die Corroboreesticks, welche bei den zentralen Stämmen für die wertvollsten gelten, stellen in der Regel ein schmales, flaches Brettchen dar, das einen ovalen Umriß hat. Zuweilen sind sie auch rinnen- oder bumerangförmig. Ihre Länge schwankt zwischen 30 cm und 1 m. Die Mehrzahl ist auf den Seitenflächen mit eingravierten Mustern versehen, die aus verschiedenen Zierformen, wie konzentrischen Kreisen, ineinander geschachtelten hufeisenförmigen Bogen, Schlangenlinien, geraden Strichbändern, Grübchenreihen u. s. w. zusammengesetzt zu sein pflegen.

Der auf der Tafel XXX mit Fig. 3 bezeichnete Corroboreestick stammt von einem Goarango. Er ist oval und hat eine Länge von 24,8 cm, eine Breite von 6 cm und eine Dicke von 1,4 cm. Die Seitenflächen sind dicht mit Gravierungen bedeckt, welche aus breiten Strichbändern, ineinandergeschachtelten Bogen usw. bestehen.

An Tennant's Creek fand ich in einem Versteck ein länglich-ovales Exemplar, in dessen Seitenflächen die Fußspuren eines Emu gegraben waren, und das eine Länge von 25 cm besaß.

Bei den Lurritji zeigte man mir zwei rinnenförmige, recht alte abgenutzte Exemplare. Das eine hatte eine Länge von 66,5 cm und eine Breite von 9,5 cm und das andere eine Länge von 25,2 cm und eine Breite von 7,8 cm. Beide waren graviert. Auf dem zuletzt genannten, kleineren Exemplar bestand die Gravierung zum Teil aus Emufährten.

Wie die hierher gehörigen Corroboreesticks des Nordens und des südlichen Binnenlandteiles geformt sind, vermag ich leider nicht anzugeben.

Eine zweite, kleinere Corroboreestick-Art, der die Buschleute den Namen „bullroarer“ beigelegt haben, besitzt höchst wahrscheinlich eine weitere Verbreitung als die eben beschriebene. Sie ist aus einem sehr harten Holze (im Innern das der Mulga) geschnitzt und stellt einen flachen, scharfkantigen, an den Enden zugespitzten Stab dar, der durchschnittlich eine Länge von 16 bis 17 cm, eine Breite von 2 cm und eine Dicke von 6 mm besitzt. Wenn man wollte, könnte man sie als fischförmig bezeichnen. Das eine Ende ist stets durchbohrt, auch sind die Seitenflächen geglättet und in der Regel mit sorgfältig ausgeführten Gravierungen bedeckt. Wie ich gleich vorweg bemerken will, steht im Innern

und vielleicht auch sonstwo jeder Corroboreestick zu einem bestimmten Gegenstande — die in ihn eingegrabenen Figuren stellen die Sinnbilder desselben dar — in inniger Beziehung. Schwingt man diese Bullroarer, an einer langen Schnur befestigt, sehr schnell im Kreise herum, so erzeugen sie ähnliche Töne wie unser Kinder-Spielgerät, das unter dem Namen Waldteufel bekannt ist. Der Eingeborene benutzt sie auf diese Weise als eine Art Musikinstrument; wir können sie also mit vollem Rechte als Schwirrhölzer bezeichnen. Um sie vor Beschädigung zu schützen, steckt er sie in eine tütenförmige, mit Fäden umwickelte Basthülle (Taf. XXXI, Fig. 8).

Ich beschreibe jetzt einige der kleineren Corroboreesticks (bullroarer), die sich in meinem Besitze befinden.

„Jaramba-corroboreestick“ der West-Arünta — Länge: 16,6 cm, Breite: 2,3 cm. Die eine Seite ist mit drei Spiralen verziert, von denen je sechs Paar Striche strahlenförmig auslaufen. Jede Figur schließen einige Querstriche ein. Die Spiralen mit den strahlenförmigen Anhängseln sollen nach der Angabe von Eingeborenen die strotzend mit Honig gefüllten Individuen der „jaramba“ (Honigameise, *Camponotus* sp.) darstellen. Die andere Seitenfläche ist mit zwei Spiralen und drei Figuren ausgefüllt, die aus ineinander geschachtelten Bogen bestehen. Bei den Spiralen beider Flächen bleibt der Abstand zwischen zwei aufeinander folgenden Gängen (Gangweite) stets von gleicher Größe.

Auf einem anderen derartigen Bullroarer, der ebenfalls von einem West-Arünta angefertigt worden ist, sind nur „jaramba“ dargestellt, und zwar auf jeder Seite drei. Die Striche der Figuren lassen deutlich erkennen, wie sie mit einem Steinsplitter oder Känguruhzahn eingegraben worden sind: sie bestehen aus aneinander gereihten, 1 mm breiten und 1 bis 3 mm langen Furchen.

„Emu-corroboreestick“ der West-Arünta an Ellery's Creek (Taf. XXXI, Fig. 5). Länge: 16,3 cm, Breite: 2,1 cm. Die Ornamentik ist ziemlich streng symmetrisch gehalten. Auf der einen Seite erstreckt sich in der Mittellinie eine aus sechs Pfeilspitzenförmigen Figuren bestehende Reihe, welche die Fährte eines Emu darstellen soll. Dieselbe wird durch Kreise in konzentrischer Anordnung halbiert und von den Kanten des Stabes durch vier Strichbänder geschieden. Außerdem sind Kreise in konzentrischer Anordnung an dem nicht durchbohrten Ende angebracht. Das Muster der anderen Seite weicht insofern von dem eben beschriebenen ab, als dasselbe an dem durchbohrten Ende durch das Hinzufügen zweier Zierformen, ineinander geschachtelter Bogen und Kreise in konzentrischer Anordnung, vergrößert ist.

„Snake-corroboreestick“ der West-Arünta aus der Gegend der Missionsstation¹⁾ (Taf. XXXI, Fig. 9). — Länge: 16,3 cm, Breite: 2,0 cm. Auf jeder Seite zieht sich in Windungen vom einen Ende zum anderen ein aus vier, beziehungsweise fünf gleichlaufenden Strichen zusammengesetztes Band hin, unter dem wir uns eine Schlange vorzustellen haben. Das schmalste der beiden begleiten fünf Paar kurzer Längsfurchen.

Außerdem besitze ich noch zwei Schlangencorroboreesticks aus der Umgegend von Hermannsburg. Von dem eben beschriebenen Exemplar unterscheiden sie sich der Hauptsache nach nur dadurch, daß die Zahl der kurzen Längsfurchenpaare neben dem geschlängelten Bande der einen Seite weniger als fünf beträgt.

„Lubra-corroboreestick“ der West-Arünta“ (Taf. XXXI, Fig. 4). — Länge: 12,9 cm, Breite: 2 cm. Dem Anschein nach handelt es sich hier um ein ausgebessertes Exemplar, dessen nicht durchbohrtes Ende abgebrochen war. Die beiderseitigen Zierformen bestehen in einigen ganz undeutlichen Querstrichen und neun Figuren, die aus einer größeren Zahl von ineinander geschachtelten

¹⁾ Die Eingeborenen nennen dies Gebiet *Undaria*.

Bogen und kurzen Längsstrichen zusammengesetzt sind, welche zu zweien oder dreien von jenen überspannt werden.

Bullroarer der West-Arünta. — Länge: 17,5 cm, Breite: 2,1 cm. Auf der einen Seite befinden sich drei Figuren aus Kreisen in konzentrischer Anordnung und auf der anderen fünf bogenförmige Strichbänder, eine Figur aus Kreisen in konzentrischer Anordnung und eine Anzahl kurzer Striche, die zu zweien oder dreien vereinigt sind.

Bullroarer der West-Arünta. — Länge: 17 cm, Breite: 2,2 cm. Auf jeder Seite sind fünf Figuren aus Kreisen in konzentrischer Anordnung angebracht, die durch Strichbänder miteinander verbunden sind.

Bullroarer der Eingeborenen im Gebiete der westlichen Ausläufer der Mac Donnell Ranges. — Länge: 20,8 cm, Breite: 1,9 cm. Eine Gravierung ist nicht vorhanden. Die Enden sind ein wenig beschädigt (das eine Ende ist gespalten) und zum Schutze gegen weitere Beschädigung sehr sorgfältig mit feinen Sehnenfäden umwickelt.

Bullroarer der Waramunga. — Länge: 20,5 cm, Breite: 2,1 cm. Die Gravierung besteht nur in einem 3 cm langen geschlängelten Strichbande, das sich in der Mitte der einen Seitenfläche befindet.

Bullroarer der Waramunga. — Länge: 15,4 cm, Breite: 2,2 cm. Auf der einen Seite sind sechs und auf der anderen fünf Figuren aus Kreisen in konzentrischer Anordnung angebracht.

„Snake-corroboreestick“ der Tjingale. — Länge: 16 cm, Breite 2,4 cm. Auf jeder Seite befinden sich eine Anzahl kurzer Querstriche und ein geschlängeltes Strichband, das vom einen Ende des Stabes zum anderen läuft.

Bei den Diäri habe ich nur zwei auffallend große, zu den Bullroarer gehörende Corroboreesticks gesehen. Das eine Exemplar war 69,5 cm lang und 7,5 cm breit, das andere 55 cm lang und 9 cm breit. Es sollen aber auch Bullroarer vorkommen, die nicht viel größer sind als die eben beschriebenen der Binnenlandstämme des Northern Territory.

Nach den Mitteilungen, die ich Narryngeri verdanke, seien früher alle Südküstenstämme zwischen Victoria und dem Spencer Golf im Besitze von Bullroarer gewesen. Die größten Exemplare hätten die Länge eines Armes (ohne Hand) besessen.

Die Bullroarer der Eingeborenen zwischen der Nordküste und dem 15. Breitengrade haben die Größe und die Form der der Binnenlandbewohner des Northern Territory. Sie sind ebenfalls mit eingegrabenen Zeichen versehen. Näheres über diese Gravierungen vermag ich leider nicht mitzuteilen, da mir sämtliche Bullroarer, die ich bei den Wulwanga und anderen Stämmen der nördlichen Küstenzone gesammelt habe, auf einem Zollamte abhanden gekommen sind.

In betreff der Herkunft der Corroboreestones und der Corroboreesticks heißt es bei den West-Arünta, sie seien von den ersten Eingeborenen des Landes angefertigt und in Höhlen verborgen worden, und nur die Zauberer wüßten sie aufzufinden. Ähnliche Legenden treffen wir auch bei den anderen Binnenlandstämmen an. Manche von diesen Fetischen haben in der Tat ein hohes Alter, wie deutlich aus ihrer Beschaffenheit hervorgeht. Ich habe steinerne Exemplare gesehen, die man mit Triodiaharz ausgebessert hatte, und die so abgegriffen waren, daß ich die auf ihnen befindliche Gravierung nicht mehr deutlich erkennen konnte. Hinwiederum befinden sich im Besitze der Eingeborenen aber auch Exemplare, die unverkennbar neueren Ursprungs sind. Besonders sind mir viele Bullroarer zu Gesicht gekommen, die eben aus der Hand ihrer Verfertiger hervorgegangen zu sein schienen. Daß die Ältesten oder, genauer gesagt, die Vorsteher der Totemverbände die verlorenen, zerbrochenen oder verhandelten Exemplare durch neue ersetzen, unterliegt keinem Zweifel. Den jüngeren Männern dagegen ist es bei Todesstrafe verboten, Corroboreestones und un-

durchbohrte Corroboreesticks anzufertigen. Aber auch die Anfertigung der kleineren, durchbohrten Corroboreesticks, der Schwirrhölzer oder Bullroarer, würde ihnen teuer zu stehen kommen. Ein West-Arünta sagte mir, daß dem, welcher sich unerlaubter Weise einen Stab dieser Art angefertigt habe, der Kot mit einem Bumerang aus dem After geholt werde. Da die Eingeborenen bei der Vollziehung aller Körperstrafen ungemein roh zu verfahren pflegen, um die Schmerzen recht stark zu machen, so wird diese Strafe wohl meistens eine Zerreißung des Darmes und einen qualvollen Tod zur Folge haben. Es scheint, daß man in dieser Hinsicht zwischen der Nordküste und dem 15. Breitengrade nachsichtiger sei. Als ich an einen Awarai die Frage richtete: „Darfst du Bullroarer anfertigen?“ gab er mir „ja“ zur Antwort. Zwei seiner Genossen, die zugegen waren, suchten ihn darauf eines Besseren zu belehren, indem sie Fälle anführten, wo jüngeren Männern von „old men“ eingeschärft worden war, keine Bullroarer anzufertigen. Worin die Strafe für den Übertreter des Verbotes bestehe, wußten sie aber nicht anzugeben.

Jede Totemgruppe besitzt eine größere Anzahl Corroboreestones und Corroboreesticks, die sie sorgfältig in Höhlen aufbewahrt. Diese Höhlen befinden sich, so viel ich in Erfahrung zu bringen vermocht habe, stets fern von den Lagerplätzen, an versteckt liegenden und oft schwer zugänglichen Orten, und zwar meistens in dem Gehänge steiler Felsenhöhen. Unter diesen Aufbewahrungsplätzen sind aber nicht große unterirdische Räume zu verstehen — diese gibt es im Binnenlande nicht — sondern nur unregelmäßige Felsenlöcher, die durch ungleichmäßig fortschreitende Verwitterungsvorgänge im Gestein (gewöhnlich eisenschüssiger Sandstein) entstanden sind und in vielen Fällen eine so geringe Ausdehnung besitzen, daß sie kaum ein oder zwei erwachsene Menschen aufzunehmen vermögen. Der Eingang wird durch umherliegende Gesteinsstücke so geschickt geschlossen, daß nichts auf das Vorhandensein einer Höhle hindeutet.

Dr. Sterling ¹⁾ schildert uns ein derartiges Versteck, das er und andere Teilnehmer der Horn-Expedition unter Führung eines Boy aufgesucht und geöffnet haben. Die Höhle befand sich in dem Gehänge eines steilen, etwa 150 Fuß hohen Hügels des westlichen Endes der Mac Donnell Ranges. Sie war gegen 8 Fuß tief und hatte eine gegen vier Fuß breite und drei Fuß hohe Öffnung. Ihr Inhalt bestand roher Schätzung nach aus siebenzig Corroboreestones und Corroboreesticks, die wohlgeordnet auf Eucalyptus- und Mulgazweigen lagen und auch mit solchen bedeckt waren. Unser Gewährsmann bemerkt, daß das Versteck gut gewählt war, da die Höhle sich nicht in auffallender Weise von zahlreichen anderen kleinen Höhlen im Gehänge des Hügels unterschieden habe.

Frauen, Kinder und uneingeweihte Burschen dürfen sich nicht einmal in die Nähe der Verstecke wagen. Für sie sind dieselben mit dem Tabu belegt, wie einige abgelegene Wasserstellen (rockholes) in engen Felsenschluchten und manche Plätze, an denen von alters her geheime Zeremonien veranstaltet werden. Spencer und Gillen berichten, daß die Erntatlunga — dies ist der Name der Arünta für diese Verstecke — eine Freistätte für Verfolgte bildeten. Die betreffende Stelle lautet: „The Erntatlunga may be regarded as the early rudiment of a city or house of refuge. Everything in its immediate vicinity is sacred and must on no account be hurt; a man who was being pursued by others would not be touched so long as he remained at this spot.“ ²⁾ Auf der Missionsstation Hermannsburg hörte ich von Weißen, die Verstecke würden bewacht. Ich glaube aber nicht, daß dies überall der Fall ist, da eine ständige Bewachung sich nicht immer ohne große Schwierigkeit durchführen ließe, und überdies sich wohl kein Eingeborener getrauen würde, Fetische zu stehlen aus Furcht sogleich durch

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition. Part IV, pag. 77 et 78.

²⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 135.

seine Fährten verraten zu werden. Daß auf einem Diebstahl dieser Art die Todesstrafe steht, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Von den Weißen gilt dies allerdings nicht. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß Höhlen, ihres Inhaltes von gewöhnlichen Buschleuten, Polizisten, gebildeten Sammlern ethnographischer Gegenstände beraubt worden sind; und ich selbst muß mich der Entwendung von Fetischen schuldig bekennen. In allen mir bekannten Fällen wurde das Versteck von Boys, die durch große Geschenke bestochen worden waren, verraten. Der Boy setzt natürlich sein Leben dabei aufs Spiel. So z. B. erzählte mir ein Polizist, Mitte oder Ende der neunziger Jahre sei ein Lurritji von seinen Genossen umgebracht worden, weil durch seine Beihilfe eine Anzahl Fetische von Weißen gestohlen worden sei, und auf der Polizeistation Illamurta sah ich einen native trooper, der aus dem gleichen Grunde sein Leben lassen sollte, wenn er einen „spell“ (Urlaub) bekäme. Mit einer verhältnismäßig gelinden Strafe scheint der Eingeborene davon gekommen zu sein, der bei der Aufsuchung der Höhle als Führer diente, die von Mitgliedern der Horn-Expedition geöffnet worden ist: von ihm hieß es auf der Missionsstation, daß er nur halb tot geschlagen worden sei. Wenn ich nicht irre, war er damals ein Zögling der Missionare, und die Forschungsreisenden sollen an dem Orte des Versteckes Geschenke zurückgelassen haben, die für die Eingeborenen einen hohen Wert besitzen. Hierauf ist es wohl zurückzuführen, daß der Verräter nicht mit dem Tode bestraft worden ist.

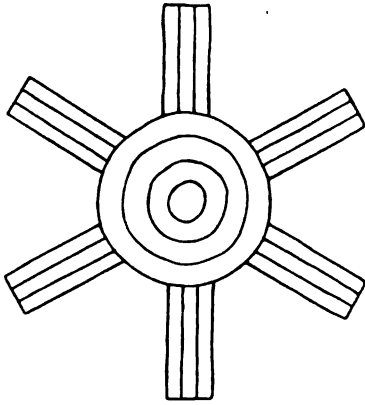
Ich habe oben gesagt, jede Totemgruppe besitze eine größere Anzahl der in Rede stehenden Fetische. Wie viele von diesen durchschnittlich Gemeingut sind, vermag ich nicht zu sagen. Ich will aber nicht unerwähnt lassen, daß ich bei den West-Arünta einen Totemvorsteher kennen gelernt habe, der für sehr reich galt, weil er viele Corrobboreestones und Corrobboreesticks sein eigen nannte. Er hatte dieselben in einer Höhle der Krichauff Range, unweit Ellery's Creek, untergebracht. Daß auch Fetische dieser Art das ausschließliche Eigentum gewöhnlicher Männer bilden, habe ich ebenfalls bei den West-Arünta in Erfahrung gebracht. Als ich mich nämlich im Jahre 1897 auf Hermannsburg aufhielt, gelang es mir, festzustellen, daß viele der älteren Heidenchristen und ungetauften Zöglinge dieser Missionsstation einen Corrobboreestone in ihren Hütten aufbewahrten. Hierzu bemerke ich ausdrücklich, daß diese Eingeborenen irgend einem der Totemverbände angehörten und die vollen Rechte eines Mannes unter ihren Genossen besaßen.

Über Bullroarer verfügen die meisten, wenn nicht alle Männer. Diese Stäbchen werden wohl nicht selten auf dem Lagerplatze aufbewahrt, da die Eingeborenen gleich einige Exemplare zur Hand zu haben pflegen, wenn man ihnen für Kultgeräte Waren anbietet, die für sie einen hohen Wert besitzen.

Dies soeben über die Bullroarer in betreff der Häufigkeit ihres Vorkommens als Besitztum in den Händen einzelner und ihrer Aufbewahrung Gesagte scheint der Befund zu bestätigen, den ich bei der Untersuchung von einem Dutzend Verstecken im Lande der Waramunga erhalten habe. Die Verstecke waren in Büschen und Bäumen angebracht und enthielten die Gebrauchsgegenstände, welche eine Horde zurückgelassen hatte, um auf einem größeren, einige Wochen in Anspruch nehmenden Ausfluge nicht zu sehr gehindert zu sein. In vielen lagen Bullroarer, aber nur in einem ein größerer und durchbohrter Corrobboreestick.

Was die auf den Seitenflächen der Corrobboreestones und Corrobboreesticks eingegrabenen Figuren anbetrifft, so haben sie, wie schon kurz erwähnt, wohl in der Mehrzahl der Fälle eine ganz bestimmte Bedeutung. Einige stellen ein Totemtier dar, wie z. B. das lange geschlängelte Strichband auf den „snake-corrobboreesticks“ (Taf. XXXI, Fig. 7 u. 8), andere geben Teile von Totemtieren und Totempflanzen wieder, wieder andere bilden die Fährte eines Totemtieres, wie

z. B. die kleinen Dreizacke auf den „emu-corrobboreesticks“ (Taf. XXXI, Fig. 5). Außerdem finden sich wohl auch ganz willkürlich gewählte Figuren vor, die nur ein bloßes Kennzeichen oder Symbol sind, und nicht ein Tier, eine Pflanze, eine Naturerscheinung usw. bildlich darstellen sollen. Ein Eingeborener aus der Krichauff Range, den ich aufgefordert hatte, mir einiges über die Bedeutung der in Rede stehenden Gravierungen mitzuteilen, zeichnete mir das Zeichen für den Beutelmarder, der von den Arünta Aschilpa oder kurz Schilpa genannt wird, mit einem Stöckchen in den Sand und bemerkte dabei, daß es sich unter den Malereien auf der Felsenwand am Wasserloche zu Ooraminna befinde. Ob es eine Darstellung des ganzen Tieres oder eines Teiles desselben sein solle, vermochte er nicht anzugeben. Vielleicht handelt es sich hier nicht um eine stilisierte, aus dem Gedächtnis angefertigte Abbildung, sondern lediglich um ein willkürlich gewähltes Zeichen für das betreffende Totemtier. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß derartige Zeichen nachträglich die Bedeutung einer Abbildung erhalten oder schon erhalten haben. Die nebenstehende Figur stellt dieses Zeichen dar; außerdem ist es in einen der scheibenförmigen Corrobboreestones meiner Sammlung gegraben.



Einige Zeichen, wie die gewundene Schlange und die Emufährten, finden sich auf Kultgeräten mehrerer Stämme vor. Was das erste Zeichen betrifft, so habe ich es, wie schon gesagt, auf zwei Bullroarer der west-Arünta und auf einem Bullroarer der Waramunga beobachtet. Außerdem kommt es noch bei anderen Stämmen vor. Dem über die Eingeborenen handelnden zweiten Teile

des Werkes über die Horn-Expedition ist die Abbildung eines langen schmalen „ceremonial stick, assigned to the snake ceremonial“, beigegeben, der aus dem Lande der Lurritji stammt und mit einem vielfach gewundenen, aus drei Strichen zusammengesetzten Bande verziert ist. Ferner sind zwei Bullroarer mit diesem Schlangenzeichen in dem Werke von Spencer und Gillen über nördliche Stämme Central-Australiens²⁾ abgebildet. Das eine Exemplar ist von einem Umbaia und das andere von einem Gnanji angefertigt worden. Hieraus dürfen wir aber nicht schließen, daß die gleichen Totemgruppen des Landes die gleichen Zeichen haben. Die angeführten Fälle bilden jedenfalls eine Ausnahme, denn so viel ich in Erfahrung zu bringen vermocht habe, finden nicht allein gleiche oder einander sehr ähnliche Zeichen bei den verschiedenen Totemgruppen desselben Stammes Verwendung, sondern es kommen auch bei ein und demselben Stamme Corrobboreestones und Corrobboreesticks vor, die in der Gravierung ganz wesentlich voneinander abweichen, obwohl die betreffenden Totemgruppen sich dem Namen nach nicht voneinander unterscheiden. Daß gleiche Zeichen bei gleichnamigen Totemgruppen des Landes vorkommen, müssen wir wohl darauf zurückführen, daß die Gestalt oder irgend ein anderes Merkmal des fraglichen Gegenstandes der Verehrung sich unschwer mit wenigen Strichen darstellen läßt.

Welch hohe Verehrung diese steinernen und hölzernen Fetische genießen, vermag der Leser aus der folgenden, in meinem Tagebuche vom Jahre 1897 enthaltenen Schilderung der Feierlichkeiten zu entnehmen, die zwei Arüntahorden veranstalteten, als die eine der anderen eine Anzahl undurchbohrter Corrobboreesticks überbrachte.

¹⁾ Report on the Work on the Horn Scientific Expedition to Central Australia. Plate 7, Fig. 1.

²⁾ Northern Tribes of Central Australia. Pag. 276 et 277.

„Hermannsburg. 20. Aug. 1897. — Gestern nachmittag sah ich hinter den nordöstlich von der Station gelegenen Sandhügeln dunkle Rauchwolken aufsteigen, und am Abend bemerkte ich in der Richtung einen hellen Feuerschein am Himmel. Man sagte mir, daß das Feuer von Eingeborenen herrühre, die der im Finke River lagernden Horde Corrobboreesticks brächten. Als heute mittag die Zöglinge ihr Fleisch bekommen hatten, liefen sie sofort mit demselben davon. Ich folgte ihnen und kam 2 km von Hermannsburg zu einer Anzahl von Männern, Frauen und Kindern, die auf einem freien Platze im Finke River, in Reihen geordnet, auf dem Boden saßen. Der alte Net lud mich sogleich ein, neben ihm Platz zu nehmen und erzählte mir, daß sie sich versammelt hätten, um die Fremden zu empfangen, die die Corrobboreesticks brächten. Nur vier Männer waren herausgeputzt. Neben jedem Ohre war ein nach oben und vorn gerichtetes Stöckchen befestigt, das ungefähr eine Länge von 30 cm besaß, und dessen obere Hälfte zusammengerollte Spänchen bedeckten. Ähnliche, aber viel kürzere Stöckchen steckten unter dem Haarbande, dem Gürtel und den Oberarmschnüren. Bald nach meiner Ankunft stieg Rauch aus der nächsten vor uns befindlichen Baumgruppe auf, und sogleich erhob sich ein alter blinder Mann und stieß bei weit geöffnetem Munde ein lautes, langgezogenes Aah aus, wobei er durch Bewegungen mit der flachen Hand dicht vor dem Munde in schneller Folge eine Änderung des Tones hervorbrachte. Dieses wiederholte er etwa sechsmal. Inzwischen hatten die Fremden sich uns auf 500 Schritt genähert, wie der Rauch anzeigte. Net schlug jetzt eingemale mit seinem Schilde auf den Boden, und gleich darauf kamen zwölf Eingeborene zum Vorschein und näherten sich uns dichtgedrängt mit stampfenden Schritten und nach vorn gebeugtem Oberkörper. In den Händen hielten sie ein Wurfbrett. Als sie die Hälfte des Weges zu uns zurückgelegt hatten, sprang ihr „boss“, d. h. der Vorsteher ihrer Totemgruppe, ein alter finsterer Mann, mit einem gegen 1 m langen und Oberschenkeldicken Bündel, das mit einem Büschel Adlerfedern verziert war, aus dem Menschenknäuel hervor und umtanzte diesen in wilden Sprüngen. Bei uns angelangt, ließen sich die Zwölf vor uns auf dem Boden nieder. Die Lubra mußten nun zunächst das Bündel anfassen und dann den Kopf auf die Kniee legen, worauf der Blinde mit seiner Hand die Brust jedes Fremden berührte. Der Empfang fand dadurch seinen Abschluß, daß das Bündel schnell fortgetragen wurde, die Weiber sich zurückzogen und die Fremden mit lautem Geschrei ihre Speere holten. Auf die Aufforderung des alten Net hin folgte ich den Männern nach dem anderen Ufer, wo sich die fremden und die hiesigen Männer inmitten des Gebüsches im Kreise auf den Boden setzten. Der „boss“ der Ankömmlinge nahm sodann singend die Öffnung des Bündels vor, dessen Hülle ausschließlich in kranzförmig zusammengelegten Menschenhaarfäden (Gürtel) bestand. Bevor er seine Arbeit beendet hatte, reichte er das Bündel wiederholt dem Blinden. Dieser hielt es einige Augenblicke lang auf den Armen und gab es dann zurück. Als die Corrobboreesticks freigelegt waren, wurden sie einzeln von den hiesigen älteren Männern genau betrachtet. Zu meinem Leidwesen bat man mich jetzt wegzugehen. Wie ich durch spätere Erkundigungen erfuhr, wurde zum Schluß ein getaufter Eingeborener zur Ader gelassen. Was die „sticks“ anbelangt, so hatten die meisten eine täuschende Ähnlichkeit mit abgenutzten Bumerang. Nur ein rundes Exemplar war mit Gravierungen versehen.

Außer als Zauber- oder Kultgeräte dienen die Corrobboreestones und Corrobboreesticks wahrscheinlich in bescheidenem Maße als Maßstab des Wertes eines Dinges oder, kürzer gesagt, als Geld. Zwei Arünta aus dem Westen der Mac Donnell Ranges und ein Tjingale von der Telegraphenstation an Powell's Creek bezeichneten mir nämlich diese Fetische als „blackfellow-money“, mit dem man Weiber, Waffen, Geräte usw. einhandeln könne. Hierzu bemerke ich ausdrücklich, daß diese drei Eingeborenen für recht zuverlässig galten, durch

Verkehr mit den Weißen die Bedeutung des Geldes kennen gelernt hatten, und nicht durch meine Fragen zu der Antwort verleitet sein konnten.

Übel, welche die Natur ihm bringt, sucht der Eingeborene im Gefühle seiner körperlichen Schwäche gegenüber unsichtbaren, übermenschlichen Mächten durch Zauberei von sich fern zu halten oder zu beseitigen. Diese Übel bestehen hauptsächlich in dem Mangel an dem, was er zu der Erhaltung seines Lebens und zu seinem leiblichen Wohlergehen notwendig braucht.

Ich will jetzt etwas näher auf die Zauberkünste eingehen, durch welche der Bewohner des Binnenlandes die Naturkräfte in der Weise zu beeinflussen sucht, daß der Wildstand auf seinen Jagdgründen nichts zu wünschen übrig lasse, daß die Fische der Seen und Creeks sich stark vermehrten, daß die Nährpflanzen reiche Erträge lieferten, daß ein ausgiebiger Regen der herrschenden Dürre ein Ende mache usw. Das Zaubern besteht der Hauptsache nach in absonderlichem Gebärdespiel, bestimmten Verrichtungen mit Fetischen (gewöhnlich Corroboreestones und Corroboreesticks), Beschwörungen usw. Der Körper ist dabei häufig in auffallender Weise geschmückt. Der Schmuck besteht in Figuren, die, wenn ich nicht irre, in vielen Fällen das Zeichen für das betreffende tierische oder pflanzliche Objekt darstellen, und entweder mit greller Farbe auf den Rumpf gemalt, oder aus den weißen Dunen von *Aquila andax*, mit Menschenblut als Klebemittel, auf der Haut des Gesichtes und der Brust hergestellt sind. In der Regel ist auch ein phantastischer Kopfputz vorhanden.

Diese, wie auch andere Veranstaltungen von ähnlicher Bedeutung gleichen insofern ganz den Mysterien der Griechen des Altertumes, als nur Geweihte an ihnen teilnehmen dürfen. Lubra, Kinder und nicht zum Bunde der Männer gehörende Burschen, werden auf das strengste von ihnen fern gehalten. Australische Ethnographen bezeichnen sie aus diesem Grunde in treffender Weise als „secret ceremonies“, geheime Zeremonien. Durch jede einzelne dieser Zeremonien sucht der Eingeborene aber nicht mit einem Schlage alles zu erreichen, was ihm an des Leibes Notdurft und Nahrung fehlt, oder was er sonst zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse erstrebt, sondern für jede Tier- und Pflanzenart, die wesentlich zu seiner Ernährung beiträgt, für Regen zur Füllung seiner Wasserlöcher und Befruchtung seiner heimatlichen Scholle, für passende Nutzhölzer usf. veranstaltet er besondere Zeremonien, die sich aber im Grunde genommen nicht wesentlich voneinander zu unterscheiden scheinen.

An wen oder was wendet sich nun der Eingeborene bei diesen geheimnisvollen Zaubereien? Diese Frage vermag ich leider nicht zu beantworten, da auf meine diesbezügliche Erkundigungen mir Angaben gemacht worden sind, aus denen ich wegen ihrer vielen Widersprüche nichts Sicheres zu entnehmen vermag. Spencer und Gillen¹⁾ sprechen mit den Worten: „. . . meanwhile it may be said here that their performance is not associated in the native mind with the idea of appealing to the assistance of any supernatural being“ klar und deutlich aus, daß ihrer Überzeugung nach kein übersinnliches Wesen bei diesen geheimen Zeremonien um Hilfe angerufen werde. Es wird aber auch das Gegenteil behauptet. Nach Krichauff²⁾ haben die „Aldolonga“ (West-Arünta) eine Anzahl „Götter“, an die sie sich bei den Zeremonien um Beistand wenden. Er sagt: „Every festival is called tjurunga. They speak, for instance, of an emu tjurunga, a kangaroo tjurunga, which is held for the purpose of praying to the god of one of these animals to multiply their numbers, as the desire of the natives is to obtain plenty of them for food. — The god of the emus is called Merrenna, of the kangaroos and euros Indiara, and of the wallabies, Ura-

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 170.

²⁾ Krichauff, The Customs, Religions, Ceremonies, etc., of the Aldolonga or Mbenderinga Tribe of Aborigines in Krichauff Ranges, South Australia.

nama“. Diesem fügt er Folgendes hinzu: „The Rev. Kempe, after reading my paper on the Aldolinga tribe, writes to say that He also says that the name for the good supernatural being should be spelt Altjirra, and adds the name of another Jarimba the Altjirra of flowers and fruits.“ Aus diesen Sätzen geht hervor, daß Rev. Kempe die Krichauffischen Angaben, welche augenblicklich unser Interesse in Anspruch nehmen, für einwandfrei hält. Rev. Kempe hat viele Jahre als Missionar unter den West-Arünta gewirkt und ist ein gründlicher Kenner der Sprache dieser Eingeborenen.

Wir sind wohl gezwungen, anzunehmen, daß die Eingeborenen bei diesen Zaubereien das Vorhandensein über ihnen stehender, mit den Sinnen nicht wahrnehmbarer Mächte voraussetzen, die ihnen entweder freundlich gesinnt sind und von Zeit zu Zeit veranlaßt werden müssen, sie mit dem Nötigen zu versehen, oder die ihnen das Gute vorenthalten, jedoch durch bestimmte Maßnahmen, wie Beschwörungen, Manipulationen mit Zaubegeräten usw. zeitweilig unschädlich gemacht werden können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich aber noch einmal betonen, daß die Eingeborenen bei ihren Zauberkünsten zweifellos keine klare Vorstellung von den Mächten haben, die sie in ihre Dienste zwingen oder bekämpfen wollen. Dasselbe ist ja der Fall bei unsern zauberkräftigen Leuten, den Wahrsagern, Wunderdoktoren usw., die aus den untersten Schichten des Volkes stammen. Obriens ist der Weiße oft selbst schuld daran, daß ihm falsche Angaben über den „Aberglauben“ gemacht werden. Stellte er z. B. die Frage: „An wen wendet man sich bei den „Kangarooorobborees“ um Beistand?“ und antwortete man ihm: „Ich weiß es nicht“ oder: „An niemanden“, begnügte er sich hiermit aber nicht, und wies er in der Meinung, nicht verstanden worden zu sein, darauf hin, daß jedes Ding einen Urheber habe, so würde er auf weitere Fragen von dem Eingeborenen, dem ja daran gelegen sein würde, den Fragenden bei guter Laune zu erhalten und dem „überflüssigen Geschwätz“ ein Ende zu machen, wahrscheinlich die Antwort erhalten, der und der „devil-devil“ mache die Känguruh, und ihn suche man zu bewegen, für eine starke Vermehrung dieses Wildes zu sorgen. Richtete nun der Weiße, um sich vor einem Irrtum zu schützen, gleich darauf oder später dieselbe Frage an mehrere andere Eingeborene, so wäre es nicht ausgeschlossen, daß es dieselbe falsche Auskunft bekäme. Da sich die Eingeborenen in Fällen, wie dem in Rede stehenden, gleich vermittels der Laut- oder Zeichensprache Mitteilungen über die Fragen und Antworten zu machen pflegen.

Jede Totemgruppe veranstaltet nur die geheime Zeremonie, welche mit ihr den gleichen Namen führt, und zwar stets nur unter der Leitung ihres Vorstehers. Von den Corroboreestones und undurchbohrten Corroboreesticks kommen wohl nur die zur Verwendung, welche zueinander, zu der betreffenden Gruppe und zu dem Totem in inniger Beziehung stehen. Was die Bullroarer betrifft, so sagte mir ein West-Arünta, daß man von ihnen ohne Wahl Gebrauch zu machen pflege.

Die Zahl dieser geheimen Zeremonien ist bei allen Binnenlandstämmen recht groß. Bei den Arünta kommen Zeremonien dieser Art vor, die mit folgenden Tieren und Pflanzen in einem geheimnisvollen Zusammenhange stehen: Dingo, Beutelmarder, Rotes Känguruh, Felsen-Känguruh oder Euro, Wallabies, „rats“ (wahrscheinlich mehrere Zeremonien), Emu, Enten (für jede Art eine Zeremonie), Schlangen (viele Zeremonien), Eidechsen (drei Zeremonien bei den West-Arünta), Frösche, Fische, Honigameisen, Witchetties, Pflanzenläuse, die ein zuckerartiges Sekret liefern, Hakeabaum, „plumtree“, „yam“, Mulga. Ein Missionar von Hermannsburg schätzte, beiläufig gesagt, die Zahl dieser Zeremonien bei den Arünta auf vierzig bis fünfzig.

Während meines Aufenthaltes auf der Missionsstation Hermannsburg haben mir Zöglinge die geheimen Zeremonien dargestellt, welche ihnen näher bekannt

waren. Leider erlaubten es meine Mittel nicht, diese Zeremonien so mit allem Zubehör veranstalten zu lassen, daß ich eine gute Vorstellung von ihnen gewinnen konnte. Soviel vermochte ich jedoch mit Sicherheit aus den Darstellungen zu entnehmen, daß es sich bei vielen Zeremonien entweder um mimische Tänze oder Versinnbildlichungen von Naturvorgängen handelt. Bei der „Euro-corroboree“ z. B. krochen die Darsteller auf allen Vieren umher, wobei sie das Gebahren eines friedlich grasenden oder vor Angst zitternden Kängeruchs mit großem Geschick nachahmten. In einigen Fällen handelte es sich dem Anschein nach um reine Gaukelei. Bei einer Zeremonie hüpfen und krochen die Darsteller in buntem Durcheinander auf dem Boden umher, wobei sie von Zeit zu Zeit laute Schreie ausstießen oder Zitterbewegungen machten, bei einer anderen rieben ein oder mehrere Personen mit einem kleinen Steine auf einem Steinblocke (Fetisch), und wieder bei einer anderen ließ sich der Darsteller über einem verehrten Gegenstand zur Ader.

Damit sich der Leser aber ein gutes Bild von den hier in Frage kommenden Kulthandlungen — als solche müssen wir diese geheimen Zeremonien ja betrachten — machen kann, teile ich weiter unten ein paar Beschreibungen dieser „food-producing ceremonies“ aus dem Buche von Spencer und Gillen über „the native tribes of Central Australia“ im Auszuge mit.

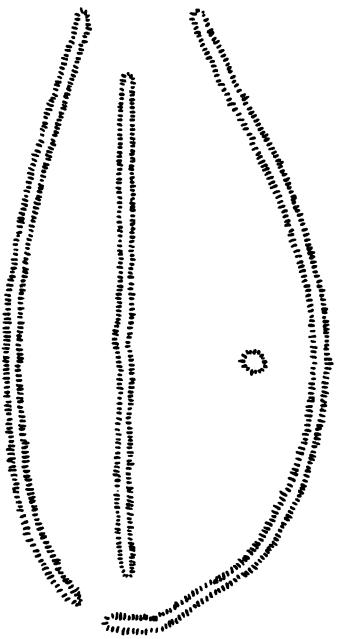
Wie bekannt, veranstalten auch andere Naturvölker mimische Tänze und sinnbildliche Darstellungen zu dem gleichen oder einem ähnlichen Zwecke. Da die Tänze dem Südaustralier ein großes Vergnügen bereiten, so setzt er wahrscheinlich halb unbewußt voraus, daß sie dieselbe Wirkung auf die Mächte ausübten, die er als die Hervorbringer des Wildes, der Nährpflanzen usw. betrachtet, und diese willfähriger machten. Ob er durch die sinnbildlichen Darstellungen diese Mächte an das erinnern wolle, was geschehen müsse, damit es ihm gut gehe, vermag ich nicht zu sagen.

Soviel ich weiß, werden viele der Zeremonien auf bestimmten Plätzen veranstaltet, an denen nicht selten in die Augen springende Veränderungen vorgenommen sind. Am Unterlaufe der Finke River, einige Kilometer südlich von dem gletscherförmigen Hügel Crown Point, zeigte mir ein Eingeborener den Platz, wo seine Stammesgenossen eine „sugar-corroboree“ zu veranstalten pflegten. Es befand sich dort ein länglicher, gegen einen Fuß hoher Sandsteinhöcker, der zum großen Teil von einem hufeisenförmigen Graben umschlossen war. Auf ihm lagen zwei Haufen kleiner Steine.

Wie ich hörte, befindet sich in den Mac Donnell Ranges, am Oberlaufe des Finke River, eine ähnliche Kultstätte, auf der die Zeremonien veranstaltet würden, welche veranlassen sollen, daß die als Nährpflanzen dienenden Akazien Samen in Hülle und Fülle erzeugen. Sie wurde mir als eine Grube beschrieben, in die zwei Eingänge führten, und aus deren Boden ein großer, flacher Felsblock rage. Auf diesem Blocke pflegten

zwei Creekgerölle zu liegen, mit denen bei den Zeremonien bestimmte Verrichtungen vorgenommen würden.

Auf einem Ritt in Reynold's Range gelangte ich eines Tages zu einem von Felsenhügeln eingeschlossenen Platz, der durch niedrige Wallanlagen, Feuerstellen usw. anzeigte, daß er Eingeborenen zur Aufführung von Tänzen, geheimen



Zeremonien oder dergleichen gedient habe (s. nebenstehende Skizze). Ein Kaititje, dem ich später diesen Platz beschrieb, meinte, daß auf demselben irgend eine Tier- oder Pflanzencorroboree veranstaltet würde. Da es sich hier also wahrscheinlich um eine Kultstätte handelt, so teile ich das mit, was ich in meinem Tagebuche über den Platz niedergeschrieben habe.

„Lager an einem Wasserloche im 30-Mile Creek, 23. August 1896. — . . . Einen halben Kilometer nordnordöstlich von dem ersten Wasserloche im 30-Mile Creek kam ich zu einem Platze, der seiner ganzen Beschaffenheit nach erkennen ließ, daß Eingeborene auf ihm eine Feier veranstaltet oder Kulthandlungen vorgenommen hatten. An einer hoch gelegenen Stelle, in der Nähe des Creek, befinden sich dort zwei wallartige, niedrige Erhöhungen aus Sand, die zusammen annähernd ein an zwei Stellen durchbrochenes Oval darstellen. Durch eine etwas niedrigere Erhöhung wird dasselbe in zwei Teile geteilt. Neben diesem Oval erblickt man eine flache Vertiefung mit Asche und Holzkohle, und im Umkreise derselben liegen einige flache Steine, scharfe Quarzsplitter und Knochen. Alte Überreste von Hütten deuten darauf hin, daß die Eingeborenen sich hier längere Zeit aufgehalten haben. Die Wallanlagen scheinen übrigens weit älter zu sein, als die anderen Anzeichen früherer Anwesenheit von Menschen.“

Am Tage nach dem Auffinden dieses Platzes gelangte ich auf dem Wege zum 20-Mile Creek zu einem anderen Platze, der vielleicht ähnlichen Zwecken gedient hatte. Er befand sich inmitten eines dichten Mulgascrub. Sein Boden war zertreten und an einigen Stellen mit Asche und Kohlenstückchen bedeckt. In den Bäumen der Umgebung steckten einundzwanzig besenförmige Sträucher aus feinen, reich belaubten, mit Bast zusammengebundenen Gummibaumzweigen. Wahrscheinlich hatten sie als Schmuck gedient, denn aus jedem Exemplar ragte ein zugespitzter Stock in halber Armlänge hervor. Am Abend desselben Tages erzählte ich das eben Berichtete einer Lubra, und fragte sie, ob sie wisse, was auf dem Platze veranstaltet worden sei. Wie anzunehmen war, konnte ich von ihr nicht den gewünschten Aufschluß erhalten. Soviel erfuhr ich jedoch, daß es sich nicht um eine Jünglingsweihe gehandelt haben könne, denn die letzte Weihe dieser Art wäre vor vielen Monaten vollzogen worden.

Ich teile jetzt einige der in dem Buche von Spencer und Gillen über die Stämme des Innern enthaltenen Beschreibungen von „food-producing ceremonies“ mit. Die beiden Forscher nennen diese Zeremonien „intichiuma“ wie die Arunta in der Gegend von Alice Springs.

„Intichiuma of the Ipirala or Manna Totem.“¹⁾ — Die Zeremonie werde 5 oder 6 Miles westlich von Ilyaba veranstaltet. Es befinde sich dort ein gegen 5 Fuß hoher Gneißblock, der zierlich mit weißen und schwarzen Adern gezeichnet sei. Auf ihm lägen mehrere kleine Steine und ein gegen 20 Pfund schwerer Stein, von dem es heiße, er sei in grauer Vorzeit („Alcheringa“) von einem Manne des „Ipirala-totem“ an Ort und Stelle gebracht worden; sie alle stellten Haufen von „Manna“ dar. Nachdem der Platz gefegt worden sei, grabe der Totemvorsteher („Alatunja“) ein „Churinga“ aus, das dort seit undenklichen Zeiten aufbewahrt werde und ebenfalls einen Haufen „Manna“ vorstelle. Hierauf klettere er auf den Gneißblock und reibe diesen an einer Stelle zunächst mit dem „Churinga“ und sodann mit den kleineren der ihm zur Hand liegenden Steine. Während dessen säßen die anderen Leute im Kreise um ihn auf dem Boden und richteten singend die Aufforderung an den durch das Reiben erzeugten Staub, davonzufiegen und eine große Menge „Manna“ auf den Blättern des Mulgabaumes zu erzeugen. Höre der Vorsteher mit diesem Ritus auf, so lege er den Stein mit einem Mulgazweige, bevor er seinen hohen Sitz verlasse, um dem Staube die Gelegenheit zu geben, das zu tun, wozu er durch den Ge-

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 185 et 186.

sang aufgefordert sei. Dieselbe Kulthandlung nähmen auch alle anderen der Reihe nach vor. Zum Schluß werde das „Churinga“ dort verscharrt, wo es ausgegraben worden sei.

„Intichiuma of the Unjiamba or Hakea Flower Totem.“¹⁾ — Diese Zeremonie habe den Zweck, die Hakeabäume zu veranlassen, reichlich zu blühen und in ihren Blüten viel Honig zu erzeugen. Sie werde von Leuten der Bulthara- und der Panunga-Klasse an dem oben erwähnten, Ilyaba genannten Orte in einer seichten Grube, neben der ein alter Hakeabaum stehe, veranstaltet. In der Grube befinde sich ein kleiner, durch Verwitterung stark mitgenommener Gesteinsblock, der einen Haufen Hakeablüten vorstellen solle. Zunächst werde der Platz gefegt. Die Zeremonie beginne damit, daß die Anwesenden sich im Kreise um den Stein setzten und den „Unjiamba tree“ im Gesange aufforderten, sich mit honigreichen Blüten zu bedecken. Sodann öffne ein junger Mann auf Geheiß des Vorstehers eine Vene seines Armes und lasse das Blut auf den Stein fließen. Durch diesen Aderlaß solle die Herstellung des Aufgusses aus den Hakeablüten, eines Lieblingsgetränkes der Stämme Zentralaustraliens, versinnbildlicht werden. Die Zeremonie sei zu Ende, wenn der ganze Stein von Blut triefe. Dieser Stein gelte als ein Fetisch, daher dürfe der Platz nur von den Männern betreten werden; für alle Weiber, Kinder und uneingeweihten Burschen sei er mit dem Tabu belegt.

„Intichiuma of the Yarumpa or Honey-ant Totem.“²⁾ — Die Veranstalter dieser Zeremonie seien der Mehrzahl nach Panunga und Bulthara. An dem festgesetzten Tage versammelten sich die Männer auf dem Platze, wo sie sich während ihrer Anwesenheit im Lager aufzuhalten pflegten. Nachdem sie den ganzen Körper mit rotem Ocker beschmiert und den Kopf mit grünen Zweigen geschmückt hätten, begäben sie sich im Gänsemarsche, mit dem Totemvorsteher an der Spitze, in die Nähe des Aufenthaltsplatzes der Weiber. Hier stelle sich der Vorsteher so auf, daß sein Rücken den Weibern zugewendet sei, und stimme nach der Gegend blickend, wo sich die Kultstätte befinde, einen Gesang an. Die anderen Männer knieten sodann in einer Reihe hinter ihm nieder. In dieser Stellung verharre die Gesellschaft eine Zeitlang. Alsdann trete sie schweigend und in würdevoller Haltung den Marsch nach der Kultstätte an. Habe sie gegen eine halbe englische Meile zurückgelegt, so sende der Vorsteher einen Boten ab mit dem Auftrage, aus dem Verstecke der Fetische einen bestimmten Corrobboreestone zu holen. Die Kultstätte befinde sich auf hoch gelegenem felsigen Gelände und bilde eine Vertiefung, die mit Felsblöcken übersät sei. Diese Blöcke sollten in Beziehung zu den Geistern von „Alcheringa-Leuten“ der Honigameisen-Totemgruppe stehen. Die Stelle, wo die Zeremonie stattfinde, sei eine grubenartige Höhlung, die zum großen Teil von einer hufeisenförmigen Mauer eingeschlossen werde. Aus dem Grunde der Höhlung rage ein heiliger Stein („nanja“). Ein anderes Heiligtum des Platzes bilde ein alter Mulgabaum, der neben der Höhlung stehe. Von ihm heiße es, daß er dem Beschützer des Platzes, dem Geiste eines Mannes der Vorzeit („Alcheringa“), als Wohnsitz diene. Bei der Ankunft der Schar auf der Kultstätte steige der Vorsteher sogleich in die grubenartige Höhlung und beginne, sie von Schutt zu reinigen. Nach einiger Zeit gebe er einem der älteren Männer ein Zeichen, ihm zu helfen, und unter dem Gesange der Obenstehenden werde nun alsbald durch die vereinte Kraft beider ein heiliger Stein und ein kleinerer, glatter, runder Stein bloßgelegt. Jener stelle einen „Alcheringa-Mann“ und dieser einen Haufen Honig dar, der von den Ameisen gesammelt sei und von dem „Alcheringa-Mann“ umhergetragen werde. Den heiligen Stein rieben die älteren Männer voll Ehrfurcht mit den Händen und dem kleineren Stein. Sodann werde er dort eingescharrt, wo er aus-

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 184 et 185.

²⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 186 et seq.

gegraben worden sei. Jetzt nehme der Vorsteher, leise singend, eine Verrichtung vor, welche darin bestehe, daß er jeden Anwesenden zu sich in die grubenartige Höhlung steigen lasse und ihm zunächst in der Magengegend drei heftige Schläge mit dem von dem Boten herbeigeholten „Churinga“ versetze und ihn dann mit diesem reibe und knete. Während dieser Massage, wenn ich so sagen darf, versetze ein anderer Mann der betreffenden Person Stöße mit dem Kopfe vor den Magen. Nach Beendigung dieser Kulthandlung werde dem Boten der Fetisch mit der Weisung ausgehändigt, ihn zurück zum Versteck zu bringen, und begeben sich die Gesellschaft zum Iyaba Creek, um dort die Zeremonie zum Abschluß zu bringen. An diesem Creek liege eine uralte Kultstätte, die schon zur Zeit der ersten Eingeborenen benutzt worden sei. Die Mulgabäume und die Gesteinsblöcke, welche sich an den Ufern befänden, sollten in Beziehung zu Alcheringa-Leuten stehen. Bei der Ankunft auf diesem Platze hocke die Gesellschaft auf dem Boden nieder und singe gegen eine Stunde lang von den „Yarumpa-Leuten“ und ihren Wanderungen in grauer Vorzeit („Alcheringa“), von dem Honig, den Honigameisennestern und den sagenhaften Vorfahren. Hierauf beginne man, den Vorsteher mit Figuren zu schmücken, die Bezug auf die Honigameise hätten, und die gegenwärtig gedachten Geister im Gesange zu feiern. Nach der Fertigstellung des Schmuckes hocke der Vorsteher auf dem Boden nieder, und während die übrigen im Kreise um ihn herum liefen, fege er den Boden zwischen seinen Beinen mit feinen Zweigen, von Zeit zu Zeit unterbreche er aber diese Tätigkeit und versetze seinen Körper in Zitterbewegung. Dieser Kultakt bilde den Schluß der Zeremonie. Habe der Vorsteher den Schmuck abgelegt, so kehrten alle zum Lager zurück. Sie unterließen es aber nicht, in der Nähe des Aufenthaltsplatzes der Weiber haltzumachen und ihre Rückkehr auf die gleiche Weise anzuzeigen wie ihren Weggang.

Die Waramunga und Tjingale veranstalten die geheimen Zeremonien, durch welche die aus dem Tier- und Pflanzenreich stammenden Nahrungsmittel vermehrt werden sollen, dem Anschein nach auf ähnliche Weise wie die Artinta und ihre Nachbarn. Ein Waramunga von Tennant's Creek beschrieb mir mehrere dieser Zeremonien. Die eine z. B. bestehe darin, daß die Darsteller, mit Farben bemalt und mit weißen Dunen beklebt, um einen heiligen Felsblock, auf dem Corrobboreestones oder Corrobboreesticks lägen, „Tänze“ aufführten.

Wie ich hörte, kämen Zeremonien der in Rede stehenden Art auch unter den Stämmen zwischen der Nordküste und dem 15. Breitengrade vor. Näheres vermag ich über sie nicht anzugeben.

Die Eingeborenen in der Umgebung des Lake Eyre suchen ebenfalls dem Mangel an Nahrungsmitteln durch geheimnisvolle Zaubereien abzuwehren. Manche der hier in Betracht kommenden Kulthandlungen unterscheiden sich aber insofern ein wenig von den oben besprochenen, als auf die höheren Gewalten oder Naturkräfte der Hauptsache nach nicht durch mimische Tänze oder symbolische Handlungen im Verein mit einem in die Augen stechenden Körperschmuck, sondern durch Selbstpeinigungen eingewirkt werden soll. Die bereits besprochenen „food-producing ceremonies“ sind übrigens keineswegs ganz frei von Kulthandlungen dieser Art: auch die Eingeborenen des Northern Territory suchen durch Quälereien, wie langes Fasten, bis zur Erschöpfung anhaltende „Tänze“, Nachwachen, körperlichen Schmerz usw. die Mächte, welche übel gesinnt sind, zu beschäftigen, oder die, welche sich wohlwollend erweisen, willfähriger zu machen.

Diese Selbstpeinigungen haben jedenfalls eine ganz andere Bedeutung, als in den am höchsten stehenden Religionen, wie z. B. im Christentume. Sie sollen nicht eine Art freiwillige Buße sein; sie sind nicht dazu bestimmt, irgend welche Gottheiten, oder bewußt handelnde Naturkräfte zu versöhnen, deren Zorn durch Missetaten erregt worden ist. Wahrscheinlich will der Eingeborene halb

unbewußt das Etwas, dem er einen Einfluß auf die Vermehrung und das Wachstum des betreffenden Tieres oder der betreffenden Pflanze beimißt, und das er oft mehr für einen Feind als einen Freund hält, zeigen, er sei so arm und elend, daß er Neid und Mißgunst nicht ausgesetzt sein könne. Ob durch die Peinigungen auch Mitleid erweckt werden soll, ist schwer zu sagen, da diese Regung des Gemütes dem Manne fast fremd ist, und er sie nicht bei anderen vorauszusetzen pflegt. — Wie der Mensch, so sein Gott! Wollen wir eine Frage wie die eben erörterte richtig zu beantworten versuchen, so müssen wir uns diese Worte ins Gedächtnis zurückrufen.

Die Stämme im Osten des Lake Eyre sollen die Quälereien oft so weit treiben, daß sie Tage lang nicht imstande seien, der Jagd obzuliegen.

Von dem Zauberdoktor, dessen Photographie auf der Tafel IV (Abbild. 2) wiedergegeben ist, erhielt ich ein Paar Knochen, die bei der „womma-corrobboree“ eine Hauptrolle spielen. Sie sollen von einem Emu stammen. Das eine Ende ist spitz geschliffen, das andere dagegen weist eine rauhe Bruchfläche auf. Die Länge des einen Exemplares beläuft sich auf 28 cm und die des anderen auf 19,5 cm. Der Umfang ist bei beiden in der Mitte gleich; er beträgt 3 cm.

Tjerkilina, einer der intelligentesten und zuverlässigsten Diäri, mit denen ich in Berührung gekommen bin, teilte mir in bezug auf diese beiden Knochenpfriemen folgendes mit: Während der geheimen Zeremonie, durch die eine starke Vermehrung der Schlangenart *womma* bewirkt werden solle, stoße sich der Totemvorsteher (er brauche kein *kungi*, das ist Zauberdoktor, zu sein) durch die Haut jedes Oberarmes einen derartigen Pfriemen. Ein zweiter Eingeborener hebe bei dieser Operation die Haut in einer Falte empor. Der Pfriemen werde nicht lange in der Wunde gelassen.

Von meinem Gewährsmann erfuhr ich ferner: Das Wesentliche einer anderen geheimen Zeremonie, die den Zweck habe, die Enten zu bewegen, reichlich Eier zu legen, bestehe darin, daß der betreffende Vorsteher (er brauche ebenfalls kein *kungi* zu sein) sich einen solchen Pfriemen durch den Hodensack bohre.

Das Durchbohren von Körperteilen mit spitzen Knochen scheinen die meisten Umwohner des Lake Eyre vorzunehmen, wenn sie wegen Mangel an Nahrungsmitteln die Gunst bestimmter höherer Gewalten oder bewußt handelnder Naturkräfte erwerben wollen.

Spencer und Gillen ¹⁾ berichten über zwei ähnliche Zeremonien wie die oben angeführten, bei den Urabunna am Westufer des Sees und den Wonkongaru (Wonkagnurru?). Ferner durchbohren nach Jung ²⁾ die „Kurnas“ bei der „Kängeruh-Corrobboree“ beide Ohren mit einem Knochen. Die diesbezügliche Stelle lautet: „ Am unverständlichsten verfahren sie, wenn sie um eine Vermehrung der großen Eidechsen, Leguane usw. bitten, denn man muß dies ebenfalls als eine religiöse Feierlichkeit ansehen. Während sie bei anderen zu ähnlichem Zwecke abgehaltenen Gebräuchen sich eines Kängeruhknochens bedienen, den sie sich von fernher verschaffen müssen, da es ja in ihrem Gebiet keine Kängeruh gibt, gebrauchen sie hier einen Emuknochen, an beiden Ecken scharf zngespitzt und etwa 20 cm lang. Die alten Männer setzen sich in einen Kreis und singen einen hierzu bestimmten eintönigen Gesang, während sie sich ohne eine Miene zu verziehen, beide Ohren mehrere Male durchbohren.“

Der Regenzauber spielt bei der überwiegenden Mehrzahl aller südaustralischen Stämme unter den „food-producing ceremonies“ eine Hauptrolle. Es darf uns dies nicht wundernehmen, denn das gesamte Binnenland wird ja, wie bekannt, von lang anhaltenden Dürren überaus häufig heimgesucht.

¹⁾ The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 286 et seq.

²⁾ Aus allen Weltteilen. Jahrg. 1877.



Oberes Bild: Narryngeri von der Missionsstation Point Macleay
(die beiden Frauen auf der linken Seite und der Knabe sind half-castes).

Unteres Bild: Narryngeri vom Westufer des Lake Alexandrina.

Zu der Herbeirufung von Regenwetter dienen „Tänze“, symbolische Handlungen, Selbstpeinigungen usw.

Die „Tänze“ gehören zum Teil zu den geheimen Zeremonien; zum Teil bilden sie aber eine Art Bindeglied zwischen diesen und den gewöhnlichen Corroborees, die nur der Unterhaltung wegen aufgeführt werden.

Ob im Binnenlande der Vorsteher der Regen-Totemgruppe in allen Fällen der Veranstalter und Leiter dieser Zaubereien sei, muß ich dahingestellt sein lassen. Zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste gelten, so viel ich weiß, die „doctors“ als die eigentlichen Regenmacher.

Was zunächst die geheimen Zeremonien anbetrifft, durch die man im Binnenlande Regenwetter zu erzwingen sucht, so scheinen sie stets von Leuten veranstaltet zu werden, die zu einer ganz bestimmten Gruppe gehören.

Im Osten des Lake Eyre pflegt man bei diesen Zauberversuchen auf folgende Weise zu Werke zu gehen.

Vor der Veranstaltung einer „rain-corroboree“ lassen die „old men“ eine Einladung an alle umwohnende Horden ergehen. Sind die Gäste erschienen, so wird neben einem größeren Wasserloche eine Grube ausgeworfen und über dieser eine geräumige, kegelförmige Buschhütte errichtet. Nachdem sich in und vor der Hütte alle Anwesende versammelt haben, schnürt einer der älteren Männer einen Faden fest um den linken Oberarm und öffnet mit einem scharfen Steinsplitter eine Vene in der Gegend des Ellbogengelenkes. Das Blut läßt er auf die Anwesenden strömen, die dicht gedrängt auf dem Boden sitzen. Ist dieser Akt der Zeremonie beendet, so streuen ein paar Männer Raubvogeldunen über die mit Blut benetzten Leute. Vor Beginn der Zeremonie sind einige Steine in die Mitte der Grube gelegt worden. Dieselben werden jetzt zu einem entfernten Platze getragen und dort in das Astwerk eines der höchsten Bäume gesteckt. Währenddessen zerstoßen andere Leute Gipsspat — er findet sich an vielen Stellen des Landes vor — zu einem feinen Pulver und streuen dasselbe auf das Wasser des waterhole. Die letzte Kulthandlung besteht darin, daß alle Anwesende die Hütte mit dem Kopfe niederstoßen.

E. Jung¹⁾ der über diese Zeremonie bei den Kurnas berichtet, sagt, die fraglichen Kulthandlungen hätten eine symbolische Bedeutung. Das fließende Blut versinnliche vom Himmel herabströmenden Regen, die Dunen stellten leichte und die Steine schwere Wolken vor. Die Steine stecke man in der Absicht in hohe Bäume, daß der gute Geist Murrumurra sie sehe. Wie die Bestandteile der Hütte auseinandergerissen und auf den Boden gestreut würden, so solle Murrumurra die dicken Wolken durchbohren, damit sie auf die schmachtende Erde niederfielen.

Auch die Diäri sollen nach S. Gason den betreffenden Kulthandlungen die gleiche Bedeutung beimessen.

Daß die Eingeborenen bewußt einen der guten Geister Murrumurra oder irgend eine andere höhere Macht durch eine sinnbildliche Handlung veranlassen wollen, ihnen Regenwetter zu senden, habe ich leider nicht festzustellen vermocht. Hierdurch sollen keineswegs die Angaben von Gason und Jung als falsch hingestellt werden. Bemerken möchte ich aber, daß man in einem Falle, wie dem gegebenen, dem denkträgen und geistig unbedeutenden Australier durch unüberlegte, verfängliche Fragen leicht seine eigene Vorstellung suggerieren kann, und daß nur wenige der Angaben über eine so phantasiereiche, wohl durchdachte Symbolik, wie die in Frage stehende, glaubwürdig sind.

Ich teile nun die im Buche von Spencer und Gillen über zentral-australische Stämme enthaltene Beschreibung einer geheimen Regen-Zeremonie bei den Ost-Arünta mit.²⁾

¹⁾ Aus allen Weltteilen. Jahrg. 1877.

²⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 189 et seq.

„Intichiuma of the Quatcha or Water Totem“ der Arünta, die gegen 50 Miles östlich von Alice Springs beheimatet sind. — Habe der Totemvorsteher beschlossen, die Zeremonie zu veranstalten, so sende er durch Boten eine Einladung an die benachbarten Abteilungen der Totemgruppe. Als Abzeichen trügen die Boten Schmucksachen des Vorstehers: einen Büschel Schwanzfedern vom Rabenkakadu, einen Gürtel aus Menschenhaar und einen hohlen Nasenstab, in dessen einem Ende Eulenfedern steckten. Seien die Gäste erschienen, so marschierten die Darsteller, bunt bemalt und mit wallenden Federbüschen auf dem Kopfe, in das Lager. Auf einen Wink des Vorstehers setzten sie sich auf den Boden und sängen mit über der Brust gekreuzten Armen in stetiger Wiederholung eine Zeitlang die Worte: „*Ugaranti alkwarai lathrik alkvaranti ulgaraa-a*“. Sodann sprängen sie auf einen weiteren Wink des Vorstehers plötzlich auf und marschierten schweigend aus dem Lager. Ihre Schritte richteten sie nach einem mehrere Miles entfernten Orte und schlugen daselbst ihr Nachtlager auf. Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, zerstreuten sie sich auf der Suche nach Wild nach allen Richtungen. Mit der Beute stillten sie ihren Hunger, Wasser dürften sie aber auf keinen Fall trinken, wenn die Zeremonie Erfolg haben solle. Alsdann schmückten sie die Stirn, die Magengegend, die Arme und Beine mit Streifen aus weißen Dunen unter Benutzung von Menschenblut als Klebemittel. Inzwischen hätten einige der älteren Purula und Kumara eine besondere Buschhütte in geringer Entfernung vom Hauptlager errichtet und vor derselben einen gegen 30 Ellen langen Graben ausgeworfen. Die Darsteller marschierten jetzt schweigend im Gänsemarsch nach dieser Hütte. Die jüngeren Männer legten sich, mit dem Gesicht nach unten, auf den mit Blättern bestreuten Boden derselben. In dieser Lage mußten sie mit kurzen Unterbrechungen bis zum Schluß der Zeremonie verharren. Die älteren Leute blieben draußen, und einige von ihnen putzten den Vorsteher für den Hauptteil der Zeremonie heraus: um den Kopf wickelten sie mit weißen Dunen beklebte Haargürtel, Backen und Gesicht beschmierten sie mit weißer Farbe, auf der Stirn und unter den Augen brächten sie mit Hülfe von Blut je ein Querband aus Dunen an, auf die Brust malten sie mit weißer Farbe einen breiten Streifen und umsäumten denselben mit Dunen, die Arme umgaben sie mit Ringen, die sie wie das Brustband herstellten. Sei die Herausputzung beendet, so stelle sich der Vorsteher in der Hütte nahe dem Eingange auf, und die älteren Leute sängen, vor der Hütte auf dem Boden sitzend, wiederholt den Gesang:

„*Illunga ilartwina unalla
Illunga kau-wu lungalla
Partini yert arnuri elt artnuri
Yerra alt nartnura allı
Partinia yarraa alt nartnurai
Yerra alla partinia atnartnurai
Yokaa wau wai.*“

Sei der Gesang zu Ende, so komme der Vorsteher aus der Hütte und gehe zweimal langsam in dem Graben auf und nieder und mache auffallend starke Zitterbewegungen mit dem Rumpfe und den Beinen. Währenddessen erhöben sich die in der Hütte liegenden jüngeren Männer und sängen gemeinsam mit den old men:

„*Purloorau kurlaa
Rumpaa arri
Umpaakunla karla
Rumpaa arri
Paakur tai.*“

Hierauf begeben sich der Vorsteher wieder in die Hütte, und die jüngeren Männer legen sich sogleich auf den Boden. Auf diese Weise werde mit Unterbrechungen die ganze Nacht verbracht. Gegen Sonnenaufgang beende der Vorsteher die Zeremonie mit einem langandauernden Zittern, das ihn in einen Zustand völliger Erschöpfung zu versetzen scheine. Die jüngeren Männer eilten nun, häufig den durchdringenden Ruf des Spornkiebitzes ausstoßend, ins Freie. Dieser Ruf werde im Hauptlager gehört und von den Weibern wiederholt. Sei der Vorsteher von seinem Putze befreit worden, so führe derselbe seine Leute zu einem Platze, den ein altes Purula- oder Kumara-Weib kurz zuvor mit Gummibaumblättern bestreut habe. Hier ruhten sich die Darsteller eine Weile aus und marschierten dann zum Hauptlager, wo Speise und Trank für sie bereit stehe. Manchmal nehme die ganze Zeremonie achtundvierzig Stunden in Anspruch. In diesem Falle werde in der zweiten Nacht ein gewöhnlicher „rain-dance“ aufgeführt.

Regenwetter suchen die Arünta ferner dadurch zu bekommen, daß einer ihrer Ältesten einen Corroboreestock oder ein Stück Kalkspat in der Hohlhand reibt, die er vorher mit Wasser angefeuchtet hat. Der Spat wird nach dieser zeremoniellen Handlung weggeworfen.

Wie wir oben gesehen haben, verwenden auch die Diäri bei ihrem Regenmachen ein wasserhelles Mineral, nämlich Gipsspat oder Marienglas. Beiläufig mag an dieser Stelle erwähnt werden, daß afrikanische Stämme sich bei ihrem Wetterzauber als Hilfsmittel „Regensteine“ bedienen, die aus Bergkristall bestehen. Offenbar rührt die Verwendung von Kalkspat, Gipsspat und Bergkristall daher, daß diese Mineralien hinsichtlich ihres Aussehens eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Wasser haben.

Auch durch Selbstpeinigung suchen binnenländische Stämme ihrem Lande Regenwetter zu verschaffen. In dem Kapitel über die von Menschenhand herührenden Verunstaltungen des Körpers habe ich bereits angeführt, daß Kaititje und andere Eingeborene irgend einer Person, sei es Mann oder Weib, einen der oberen Schneidezähne ausschlagen, wenn sie der herrschenden Dürre ein Ende machen wollen, und den Zahn hoch in einem Baume aufhängen.

Auffallender Weise ist die Zahl der Regenmacher in dem regenreichen Gebiet zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste nicht gering. Daß dieselben zu der Zunft der „doctors“ gehören, habe ich schon erwähnt.

Ein Wulwanga (Awarai) erzählte mir, die „doctors“ seiner Heimat vermöchten auf zweierlei Weise Regen zu machen, und zwar einmal vermittelt einer kleinen Schlange, und dann vermittelt eines Vogels, der sich in „Baumlöchern“ aufzuhalten pflege. Die Schlange steckten sie, nachdem dieselbe einige Zeit ausgeweidet in der Sonne gelegen habe, in einen Termitenhügel. Dem Vogel zerbrächen sie die Spitze der Flügel und schenkten ihm alsdann die Freiheit. Dieser werde sogleich in den Himmel zu dem obersten der guten Geister fliegen und denselben bitten, seine Wasserbehälter zu öffnen, da die Menschen auf der Erde des Regens bedürftig seien.

An dieser Stelle will ich ein paar Worte über die Beschaffenheit und den Gebrauch einer Zaubergerätschaft sagen, die ich von dem schon wiederholt erwähnten „doctor“ der Diäri eingehandelt habe.

Diese Gerätschaft bilden drei Stäbe, zu denen ein mit großer Geschicklichkeit hergestelltes Futteral aus Emufedern (Taf. XXX Fig. 2) gehört. Sie sind aus dem sehr harten braunen Kernholze des needle bush (*Hakea leucoptera*) geschnitzt und haben ungefähr die Form eines kleinen Schwirrhölzchens. Das eine Exemplar ist an dem einen Ende mit einem Harzklümpchen versehen und hat eine Länge von 31,5 cm. Die beiden anderen Exemplare sind gegen 9 cm kürzer und besitzen keine knopfförmige Verdickung. Längere Zeit blieb ich über die Verwendung dieser Zauberstäbe im unklaren, da der „doctor“ der

englischen Sprache nicht mächtig war, und sich keiner der jüngeren Diäri, mit denen ich in Berührung kam, getraute, mir Auskunft über dieselben zu geben. Schließlich erfuhr ich von E. Tjerkilina, einem der intelligentesten und zuverlässigsten Zöglinge der Missionare von Kilalpanina, daß man die drei Stäbe in den Sand von Cooper's Creek stecke, wenn dieser zu fließen beginne, damit das Wasser sich stau und infolgedessen so hoch steige, daß die Seen Kopperamana, Kilalpanina usw. gefüllt würden. Als ich mich auf der genannten Station aufhielt — es war zur Zeit einer jahrelangen Dürre — glaubten die Diäri, daß Cooper's Creek deshalb lange nicht geflossen sei, weil nordostwärts wohnende Eingeborene allen aus Queensland kommenden Fluten mit Hilfe ihrer Zauberstäbe den Weg versperrt hätten.

Nebenbei bemerkt, befinden sich im Hamburger naturhistorischen Museum zwei „Medizinstäbe“, die vom Fortescue River in Westaustralien stammen. Sie sehen dem im vorhergehenden Absatze beschriebenen größeren Stabe ungemein ähnlich. Das eine Exemplar ist gegen eine Spanne und das andere gegen zwei Spannen lang. Beide sind ebenfalls an dem einen Ende zugespitzt und an dem anderen mit einem Klümpchen Harz versehen.

Ähnliche geheime Zeremonien, wie die besprochenen, werden im Binnenlande auch veranstaltet, um Schwerkranken Genesung zu verschaffen. In der Gegend von Renner's Springs wurde ein alter Waramunga zu mir gebracht, der an einer ausgedehnten Hautkrankheit litt. Diesen Mann hatten seine Genossen durch eine „große Corrobboree“ von seinem Leiden zu befreien gesucht. Die Heilung sollte deswegen nicht zustande gekommen sein, weil ein Gegenzauber zu stark gewesen sei.

Die Eingeborenen suchen sich noch auf eine etwas andere Art und Weise als die besprochene durch Zauberei Gutes zu verschaffen: sie fügen sich oder anderen Personen Verletzungen zu, die zu einer mehr oder minder hochgradigen Verunstaltung führen, oder sie nehmen Handlungen vor, die wir notgedrungen als unschädlichen Hokuspokus bezeichnen müssen, um sich oder andere zu bestimmten Alltagsverrichtungen, die entweder große Kraft, oder Geschicklichkeit erfordern, geeigneter zu machen.

Das was mir über die Quälereien bekannt ist, welche der Eingeborene an sich selbst oder anderen Personen zu dem genannten Zwecke ausübt, habe ich bereits in dem Kapitel IV mitgeteilt. Der Übersichtlichkeit halber wiederhole ich hier aber, daß bei den Arünta und Kaititje sich die Männer und Weiber mit einem glimmenden Stöckchen kleine runde Wunden am Arme beibringen, um die nötige Fertigkeit im Feuerreiben oder die Kraft zum Tragen schwerer Holzlasten zu erlangen, und daß ferner die Wagatsch, Waramunga usw. manchem Mädchen das zweite und dritte Glied des Zeigefingers der einen Hand amputieren, um es geschickt im Aufsuchen von „yam“ zu machen.

Magische Handlungen, die ganz ohne Quälereien verlaufen, die also, wenn ich so sagen darf, weiter nichts sind, als ein gewöhnlicher unschädlicher Hokuspokus, scheinen verhältnismäßig selten vorgenommen zu werden, wenn es sich darum handelt, einer Person irgend welche außergewöhnliche Kräfte oder Fähigkeiten zu verleihen.

Mr. Scott, der frühere stationmaster der Telegraphenstation an Tennant's Creek, erzählte mir, er sei einst Zeuge gewesen, wie ein alter Zauberer der Waramunga einen jungen Burschen dadurch zu einem guten Jäger zu machen gesucht habe, daß er ihm mit einem großen kugelförmigen Zaubersteine die Brust und mit einem ebenso gestalteten, aber kleineren Exemplare die Beine gerieben habe.

Diese runden, Kängeruhoden genannten steinernen Fetische dienen vielleicht zu verschiedenen Zwecken. Von einem West-Arünta hörte ich nämlich, old men seiner Heimat glaubten, mit ihrer Hilfe bewirken zu können, daß die Kängeruh „fett“ würden.

Bevor ich auf die Besprechung der zweiten Hauptgattung von Fetischen eingehe, will ich noch anführen, daß die zentralen Stämme und vielleicht auch andere binnenländische Eingeborene in dem Wahne leben, ein Mann könne durch Zauberei bewirken, daß ein bestimmtes Weib, oder überhaupt irgend ein Weib, in sinnlicher Liebe zu ihm entbrenne. Zu diesem Liebeszauber bedienen sie sich wohl am häufigsten des kleinen Corrobboreesticks, des Bullroarers. Die geheimnisvolle Wirkung soll lediglich durch das summende Geräusch zustande kommen, das entsteht, wenn der Stab an einer Schnur im Kreise geschwungen wird. Will sich ein Eingeborener auf diese Weise ein fremdes Weib für eine Nacht verschaffen, so läßt er unter dem Schutze der Dunkelheit seinen Bullroarer in der Nähe des Lagers ertönen, und eines der Weiber, welche das Summen hören, soll dann der Aufforderung Folge leisten. Ein West-Arünta, den ich fragte, ob man wirklich eine Lubra mit Hülfe des Bullroarers zu sich locken könne, gab mir lachend zur Antwort, daß man sich oft umsonst bemühe, da sich eine Lubra aus Furcht vor ihrem Ehemanne nicht sehr leicht berücken lasse.

Nach Spencer und Gillen¹⁾ suchten Männer der zentralen Stämme den Liebeszauber auch durch das Tragen eines mit Farben geschmückten Kopfbandes oder eines Muschelplättchens oder durch das Blasen einer gewöhnlichen Holztrompete auszuüben. Um diesen Gegenständen die nötige magische Kraft zu verleihen, sprächen sie vorher Zaubersprüche über dieselben aus.

Der Eingeborene sucht aber nicht allein Naturkräfte oder Menschen durch Fetische, Beschwörungen usw. zu seinen Gunsten zu beeinflussen, sondern er treibt auch sehr häufig Zauberei, um die Menschen zu vernichten oder zu schädigen, die er fürchtet, haßt oder beneidet. Bei dieser Art Zauberei pflegt er mit einem Fetische ganz bestimmte, von magisch wirkenden Worten begleitete Verrichtungen vorzunehmen, und zwar so viel ich weiß, in der Mehrzahl der Fälle fern vom Hauptlager, in aller Heimlichkeit und selbst ohne Mitwissen der Personen, die ihm am nächsten stehen.

Die Fetische, welche hier in Frage kommen, zeichnen sich im Durchschnitt durch eine größere Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Form und des Stoffes aus, als die, welche wir schon kennen gelernt haben.

Wir wollen diese Zaubermittel in zwei Gruppen teilen.

Die überwiegende Mehrzahl von ihnen besteht aus unscheinbaren kleineren Gegenständen, die mit wenigen Ausnahmen Kunstprodukte aus Stein, Holz oder Knochen sind, die eine Zauberkraft besitzen sollen, welche unterschiedslos jedem Menschen Unheil zu bringen vermag, und die nur angefertigt oder gewonnen worden sind, um beim Zaubern Verwendung zu finden.

Zu dem gleichen Zwecke dienen ferner Gegenstände, die ihre natürliche Beschaffenheit behalten haben, die zu einer bestimmten Person in Beziehung stehen, und die nur gegen diese Person in wirksamer Weise als Zaubermittel benutzt werden können.

Alle diese Zaubermittel stehen dem Anschein nach nicht im Zusammenhang mit Dämonen oder übersinnlichen Kräften, die räumlich von ihnen getrennt sind. Was die Beschwörungen anbetrifft, so wendet sich der betreffende Eingeborene in der Regel nicht an eine Gottheit oder irgend eine unbekanntere höhere Macht; es handelt sich also, streng genommen, nicht um eine Verfluchung, sondern nur um eine einfache Verwünschung. Diese Zaubermittel werden stets auf eine ganz bestimmte Art und Weise verwendet. Viele von ihnen sollen so zauberkräftig sein, daß selbst die größte Entfernung keinen Schutz vor ihnen gewähre.

Ich gehe jetzt zu der Besprechung der Zaubegeräte über, die sich der Eingeborene mit mehr oder minder großer Mühe und Geschicklichkeit selbst anfertigt, und denen er eine Zauberkraft beimißt, welche auf sein Zutun gegen

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 542 et seq.

jedermann in Wirksamkeit treten könne. Wie schon gesagt, bestehen diese Geräte in der Regel aus Stein, Holz oder Knochen. Die steinernen pflegen scheibenförmig oder oval zu sein; viele von ihnen gleichen auffallend den Corrobboreestones. Die hölzernen sind stabförmig, 10—30 cm lang und selten dicker als ein Finger. Das eine Ende ist zugespitzt und das andere in vielen Fällen mit einem Klümpchen Triodiarz versehen. In dem Besitze eines Telegraphenbeamten des Innern sah ich ein paar Exemplare, die an dem stumpfen Ende einen einfachen Haken hatten; sie waren von Arünta angefertigt worden. Einige der Stäbchen sind mit weißen Dunen oder eingebrannten oder gemalten Figuren geschmückt. Die dritte Art der in Rede stehenden Zaubergeräte bilden menschliche und tierische Knochen. Auch sie pflegen ein zugespitztes Ende zu haben, als seien sie, wenn ich so sagen darf, dazu bestimmt, wie eine mechanisch wirkende Waffe Verwendung zu finden. Vom menschlichen Skelette werden mit Vorliebe lange dünne Röhrenknochen, wie Tibia, Radius und Ulna, benutzt. Ihre Zauberkräfte erhalten alle diese Fetische oder Zaubergeräte, so viel ich weiß, durch „Besprechen“, d. h. durch das Aussprechen von Zauberformeln über sie, oder durch irgend einen anderen „Hokuspokus“. Das Böse, welches man mit ihrer Hilfe über einen Menschen verhängt, ist wohl in der Regel der Tod; mir sind aber auch Fälle bekannt, in denen nur eine dauernde Schädigung der Gesundheit des auserwählten Opfers beabsichtigt war.

Die Diäri haben meines Wissens hölzerne und knöchernen Zaubergeräte dieser Art, die sie einfach *mokku*, Knochen, zu nennen pflegen.

Über die Herkunft der knöchernen Geräte erzählte mir ein Zögling der Missionsstation Kilalpanina folgende Legende: Vor vielen, vielen Jahren traf ein jagender Mann einen roten Knaben. Derselbe redete ihn freundlich an und sorgte auch dafür, daß er mit leichter Mühe eine große, fette Schlange erbeutete. Jedesmal, wenn er zu dem betreffenden Platze zurückkehrte, fand er dort den Knaben vor, der ihm stets zu einer gleichen Beute verhalf, wie das erste Mal. Einst schlichen ihm einige seiner Genossen nach, deren Neid er durch sein Jagdglück wachgerufen hatte, und auch sie sahen den Knaben. Als dieser aber aus Versehen einen ihrer Wasserschläuche umstieß, ergrimten sie so sehr, daß sie ihn erschlugen. Der Mann, dem so manche fette Schlange zur Beute gefallen war, wurde durch den Tod seines kleinen Freundes in große Trauer versetzt. Das Fleisch der Leiche begrub er, das Skelett dagegen bewahrte er auf. Alle Zaubergeräte der Diäri sollen nun von diesem Knaben stammen.

Gewöhnlich werden diese Knochen im Osten des Lake Eyre nur von einzelnen Männern in aller Heimlichkeit zum Zaubern benutzt. Es soll aber auch vorkommen, daß eine größere Zahl von Leuten sich zusammentun und an einem abgelegenen Orte den Todeszauber mit Menschenknochen auszuüben suchen, indem sie mit diesen unter Verwünschungen nach der Gegend zeigen, wo sich der Verfehnte ihrer Vermutung nach aufhält.

Ein im Lande der Diäri häufig vorkommendes Zaubergerät der in Rede stehenden Art ist ein 10—15 cm langes, abgerundetes Stäbchen, das an dem einen Ende zugespitzt und an dem anderen mit einem Klümpchen Triodiarz versehen ist. Will man mit ihm einen Menschen aus dem Wege räumen, so steckt man es zwischen den Zeigefinger und den Mittelfinger und richtet seine Spitze zweimal auf das auserkorene Opfer. Innerhalb dreier Jahre (*kilpawoldra parkulu*) soll dieses alsdann eine Beute des Todes werden. Auf diese oder eine ähnliche Art und Weise sollen übrigens im Osten des Lake Eyre die meisten knöchernen und hölzernen Zaubergeräte bei der Ausübung des unheilbringenden Zaubers gehandhabt werden.

Meine ethnographische Sammlung enthält ein Zauberstäbchen (Taf. XXX, Fig. 5), das gegen 10 cm lang ist und in der Mitte einen Umfang von 1,5 cm besitzt. Es besteht aus einem harten braunen Holze. Das eine Ende ist zu-

gespitzt und das andere mit einem taubeneigroßen, abgerundeten Harzklümpchen versehen. Unterhalb dieser Verdickung befindet sich eine etwa 1 cm breite Umwicklung aus einem grauen Tierhaarfaden. Ich habe diesen nagelförmigen Fetisch von dem mehrmalig erwähnten, weit und breit gefürchteten Zauberer erworben, der während meines Aufenthaltes im Lande der Diäri mit einem Genossen einsam am nördlichen Ende des Lake Kilalpanina wohnte.

Von einem anderen Zauberer, dessen Bekanntschaft ich auf einem Lagerplatze an Cooper's Creek machte, erhielt ich ein angebranntes, rotgefärbtes Stäbchen, das eine Länge von 7,5 cm und einen Umfang von 3,8 cm besitzt (Taf. XXX, Fig. 7). Wie ich später von Zöglingen der Missionare hörte, wurde es für ein Zaubergerät gehalten, mit dem man Leute umzubringen vermöchte, weil der frühere Besitzer es durch Zauberei aus dem Körper einer seiner Frauen entfernt haben wollte.

Die zentralen Stämme, wie Arünta, Lurritji und Kaititje haben ähnliche Zauberstäbe, die auf die gleiche Weise zur Tötung von Menschen verwandt werden.

Von einem alten Lurritji aus dem westlich von den Mac Donnell Ranges gelegenen wüstenartigen Steppengebiet erwarb ich fünf dieser Stäbchen oder „pointing-sticks“, wie Spencer und Gillen sie nennen (Taf. XXX, Fig. 4). Alle haben ungefähr eine Länge von 16 cm und sind an dem einen Ende zugespitzt und an dem anderen mit einem Klümpchen Triodiarz versehen. Ihre Oberfläche ist mit einer aus Ketten-, Schlangen- und Spirallinien bestehenden Brandmalerei bedeckt.

Diese eben beschriebene Zaubergerätform kommt auch bei den Arünta und Kaititje vor. Ihr Verbreitungsgebiet scheint sich übrigens nicht auf das Innere des Kontinentes zu beschränken. Im Hamburger naturhistorischen Museum befinden sich nämlich unter den von einem Herrn Clement zwischen dem Fortescue und dem Ashburton River in Westaustralien gesammelten ethnographischen Gegenständen drei kleine „Medizinstäbe“, von denen der eine sich der Hauptsache nach von dem auf der Tafel XXX, (Fig. 4) abgebildeten Stäbchen nur durch eine größere Länge unterscheidet.

Nicht alle Stäbchen weisen aber eine Brandmalerei auf. Einige haben keinen Schmuck irgend welcher Art, andere sind mit weißen Dunen vom Keilschwanzadler beklebt, und wieder andere besitzen einen farbigen Anstrich. Hin und wieder kommen auch Exemplare vor, in deren knopfförmiger Verdickung ein langer Haarfaden befestigt ist, der bei der Ausübung des Zaubers eine gewisse Rolle spielen soll.

Knöcherne Zaubergeräte dieser Art scheinen selten zu sein. So viel ich weiß, sind die meisten pfiemenförmig und haben an dem stumpfen Ende eine abgerundete Verdickung aus Triodiarz. Auch sie pflegen gegen eine Spanne lang zu sein. Auffallender Weise gleichen sie einer Nasenstabform der Waramunga (s. Taf. XXV, Fig. 6) in hohem Grade.

Diese beiden Zaubergerätformen aus Holz und Knochen werden in einer Hülle aus Bast oder Emufedern aufbewahrt und sorgfältig vor den Blicken der Lubra, Kinder und uneingeweihten Burschen verborgen gehalten.

So viel ich in Erfahrung zu bringen vermocht habe, wird bei den genannten Stämmen ziemlich oft Gebrauch von diesen beiden Zauberstabformen gemacht, wenn auch nicht so oft, wie manche Hasenfüße unter den Eingeborenen annehmen.

Auf die gleiche hinterlistige Weise suchen sich oft auch die Bewohner des nördlichen Binnenlandteiles ihrer Feinde zu entledigen. Ihre todbringenden Zaubergeräte bestehen, so viel ich weiß, meistens in langen menschlichen Röhrenknochen und in flachen Steinen und Brettchen.

Die Knochen stammen aus dem Vorderarme und sind Bestattungsplätzen

auf Bäumen entnommen worden. Zu ihrem Schutze pflegt eine Hülle aus Bast zu dienen.

Die andere Zaubergerätförmigkeit besitzt in vielen Fällen eine so große Ähnlichkeit mit den dort vorkommenden Corroboreestones, daß sie leicht mit denselben verwechselt werden könnte. Sehr oft ist sie eirund und mit Gravierungen versehen. Zu ihrer Aufbewahrung und ihrem Schutze dient ebenfalls eine Hülle aus Bast oder ein Filz aus Emufedern.

Ich will jetzt ein paar dieser steinernen Zaubermittel beschreiben.

Im Norden des Landes der Waramunga erwarb ich zwei derartige Steine, die beide aus Tonschiefer angefertigt sind und ein eirundes Plättchen bilden.

Das eine Exemplar (Taf. XXX, Fig. 8) scheint recht alt zu sein. Auf beiden Seiten ist es mit eingekratzten konzentrischen Kreisen, ineinandergeschachtelten Bogen und reihenförmig angeordneten Strichen bedeckt. Reste von rotem Ocker in den Kratzlinien dieser Verzierung deuten darauf hin, daß es früher mit einem farbigen Anstrich versehen gewesen ist. Seine Länge beträgt 6,7 cm, seine größte Breite 4,9 und seine Dicke 4 mm. Wie man mir sagte, müsse jede Person sterben, die von einer anderen, welche ihr den Tod wünsche, mit ihm berührt werde. Ich glaube, daß dieser Stein für äußerst zauberkräftig galt, da er mir in feierlicher Weise, im Kreise aller ältesten der Horde, von einem alten „doctor“ überreicht wurde. Daß man in der Tat an die ihm zugeschriebene Wirkungskraft glaubte, sah ich, als ich ihn, wie zufällig, dem Gesichte eines neben mir sitzenden Waramunga bis auf einige Zentimeter näherte.

Das andere Exemplar übertrifft das eben beschriebene ein wenig an Größe. Das spitze Ende ist durchbohrt und mit einer dünnen Schnur versehen. Die Seitenflächen sind geglättet und mit einem schwarzen Farbstoffe bestrichen; Gravierungen irgend welcher Art weisen sie aber nicht auf. Wie ich hörte, schleudere man diesen Zauberstein mit der rechten Hand auf das auserlesene Opfer, wobei die Linke die an ihm befestigte Schnur halte.

Im Süden des Landes der Waramunga wurde mir ein 9 cm langer und 4,5 cm breiter eirunder Stein dieser Art gezeigt. Jede Seite war mit einem System konzentrischer Kreise und paarig angeordneten Strichen verziert. Das spitze Ende bedeckte eine Kappe aus Triodiaharz, die einer armlangen Schnur zur Befestigung diente. Der Stein selbst hatte einen schwarzen und die Harzmasse einen roten Anstrich erhalten. Der Besitzer bewahrte dieses kleine Zaubergerät in einem Filze aus Emufedern auf.

Von einem Tjüngale erhandelte ich einen flachen, länglich-elliptischen Stein (Taf. XXXII, Fig. 4), der eine Länge von 9 cm, eine Breite von 3,9 cm und eine Dicke von 6 mm besitzt. Er ist sorgfältig geglättet und mit schwarzer und roter Farbe angestrichen. Sein früherer Besitzer behauptete, daß er mit ihm weit entfernte Leute zu töten vermöchte. Zu seinem Schutze dienen zwei gleichgroße Baststreifen, die durch eine Fadenumschnürung auf den Seitenflächen festgehalten werden. Ein Kaititje, dem ich dieses Zaubergerät zeigte, sagte mir, seine Stammesgenossen besäßen ähnliche Steine, mit denen sie die Leute, welchen sie das Leben nehmen wollten, in der Nacht heimlich unter dem Ohre berührten. Wie er hinzufügte, erfolge der Tod ziemlich rasch.

Außer diesen steinernen, hölzernen und knöchernen Geräten verwendet der binnenländische Eingeborene auch bezauberte Waffen, um eine Person, die ihm verhaßt ist, auf unerklärliche, geheimnisvolle Weise für immer aus dem Wege zu räumen. Die Waffen — in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich wohl um Speere — erhalten die Zauberkräft dadurch, daß der Eigentümer eine Zauberformel über sie ausspricht, daß er sie verhext. Wird mit einer solchen Waffe einem Menschen auch nur eine ganz leichte, unbedeutende Wunde beigebracht, so ist er nach dem Glauben der Eingeborenen doch rettungslos verloren, wenn nicht ein mächtiger „doctor“ durch Gegenzauber den Tod von ihm fernhalte.

Zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste scheinen Menschenknochen eine Hauptrolle unter den todbringenden Zaubergeräten zu spielen. Sie werden aber auch bei einigen der dortigen Stämmen als ein Heilmittel benutzt. Die Plinara und ihre Nachbarn befestigen sie nämlich auf Wunden, die sich schnell schließen sollen.

Auch an der Südküste, bei den Narryngeri, gibt es hölzerne und knöcherne Stäbchen, mit denen man Menschen auf geheimnisvolle Weise in den Tod zu schicken sucht.

Von einem Narryngeri aus dem Seengebiet habe ich ein Stäbchen dieser Art, *neilgeri*¹⁾ genannt, erworben. Es ist aus einem harten braunen Holze geschnitzt. Die Länge beträgt 15,3 cm und der Umfang (Mitte) 4,5 cm. Es ist abgerundet und an dem einen Ende breit zugespitzt. An vielen Stellen weist es schwarze Brandflecke auf.

Um ein solches Stäbchen für seinen Zweck geeignet zu machen, bohrt der Narryngeri es in die Weichteile einer menschlichen Leiche und läßt es so lange in denselben stecken, bis es eine schwärzliche Färbung angenommen hat. Dann hüllt er es in einen Filz aus Federn oder ein Haarfadenbündel, die mit dem Fette durchtränkt sind, welches einem in Verwesung befindlichen Leichnam entnommen ist, und bewahrt es sorgfältig auf einem versteckten Platze auf.

Will er mit dem *neilgeri* einen Meuchelmord ausführen, so schleicht er sich in der Nacht zu dem Lager der betreffenden Person und sucht ihr unbemerkt mit diesem dolchförmigen Stäbchen eine winzige Stichwunde an einem Fuße oder sonstwo beizubringen. Hat er seinen hinterlistigen Plan ausgeführt, so entfernt er sich ebenso verstohlen, wie er gekommen ist. Der dem Tode Geweihte soll bald darauf unter großen Qualen sein Leben aushauchen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgt der Tod durch Blutvergiftung. Wir dürfen also nicht annehmen, daß es sich um eine Art Todeszauber handle. Ich habe das *neilgeri* und seine Verwendung aber an dieser Stelle beschrieben, weil der Eingeborene von Leichengift nichts weiß, und die Wirkung desselben auf den lebenden menschlichen Körper ohne weiteres einem Zauber zuschreibt.

Es scheint, daß das *neilgeri* aber auch auf die gleiche Weise wie die „pointing-sticks“ und andere todbringende Zaubergeräte der binnenländischen Stämme benutzt werde. Ein Zögling der Missionsstation Point Macleay teilte mir nämlich brieflich Folgendes über die Verwendung desselben mit: „ . . . And with Neilgeri that bit of wood made sharp soaked in dead bodys fat untill it gets black they use it for pointing at a man in the dark, it must be just about evening.“

Der Narryngeri sucht sich seiner persönlichen Feinde aber auch durch echte Zauberei zu entledigen, und zwar auf zweierlei Weise. Das eine Verfahren, *millin*, wird mit einer bestimmten Keulenform und das andere, *ngadhungi*, mit Speiseabfällen ausgeführt. Von diesem letzteren Verfahren wird später die Rede sein, da es nur gegen die Person in Anwendung kommt, zu der das Zaubergerät in Beziehung steht.

Über das *millin* genannte Verfahren teilt uns Taplin²⁾ folgendes mit. Wolle ein Mann durch dasselbe eine Person in den Tod schicken, so bemale er seinen ganzen Körper in dem Grade mit weißen Streifen, daß er nicht erkannt werden könne. Dann versehe er sich mit einer *plongi*³⁾ (Taf. XIX, Fig. 6), sowie einigen anderen Keulen und begeben sich, gewöhnlich in Begleitung eines anderen Mannes, der sich auf die gleiche Weise bemalt und bewaffnet habe, auf die Suche nach der betreffenden Person. Würden sie — angenommen es handle sich um zwei Leute — des Gesuchten ansichtig, so versteckten sie sich in seiner

¹⁾ Bei den Narryngeri am Nordwestufer des Lake Alexandrina heißt es *Nilgarri*.

²⁾ The Narrinyeri. Pag. 26 et seq.

³⁾ Diese Schlagkeule findet bei der Vollstreckung von Strafen häufig Verwendung.

Nähe und fielen in einem günstigen Augenblicke über ihn her. Nachdem sie ihn durch einen wuchtigen Hieb auf den Kopf betäubt hätten, versetzten sie ihm mit der *plongi* einige leichte Schläge ins Genick, auf die Brust und auf die Gliedmaßen und reckten ihm vor ihrem Weggange die Ohren so stark, daß dieselben knackten, damit er sie nicht als die Übeltäter anzugeben vermöge, wenn er das Bewußtsein wieder erlangt habe. Nach dem Glauben der Narryngeri befinde sich der mißhandelte Mann von Stund' an in der Gewalt eines bösen Dämonen namens Nalkaru. Überall sei dieses Wesen an seiner Seite, um ihn bei günstiger Gelegenheit auf recht teuflische Weise ins Verderben zu stürzen: stehe er im Kampfe, so suche es ihn durch Zuflüsterungen unachtsam in der Handhabung des Schildes zu machen, damit er eine tödliche Wunde erhalte; befinde er sich auf der Wanderung, so bemühe es sich, ihn vom Wege abzubringen, damit er auf eine giftige Schlange trete, und von derselben gebissen werde. Übrigens solle das *millin* auch Krankheiten zur Folge haben können. Häufig werde es auch auf eine etwas andere Art und Weise ausgeführt, und zwar von einer Person allein. In diesem Falle erhebe sich der Mann, welcher damit umgehe, das *millin* auszuüben, in der Nacht, wenn alle im tiefsten Schlafe lägen, von seinem Lager und berühre die Person, welcher er den Tod geben wolle, vorsichtig mit einer *plongi*, die er vorher ein wenig erwärmt habe, am Genick, an der Brust und an den Gliedmaßen — eine leichte Berührung genüge schon, den Zauber wirksam zu machen. Unser Gewährsmann fügt der Beschreibung des *millin* die Bemerkung hinzu, daß Bluträcher den Übeltäter umbrächten, wenn sie seine bösen Künste erführen.

Ich gehe jetzt zu der Besprechung der Zauberkünste über, die Eingeborene mit Gegenständen ausüben, welche zu den Personen, die bezaubert werden, in irgend einem Zusammenhange stehen. Als Zaubermittel kommen, so viel ich weiß, nur Speiseabfälle und menschliche Exkrete in Frage. Im ganzen Binnenlandteil des Northern Territory sind diese Zauberkünste so gut wie unbekannt. Im nördlichen Küstengebiete kommen sie dem Anschein nach nicht häufig in Anwendung. Im südlichen Drittel der Kolonie, und zwar besonders an der Küste sollen sie ehemals eine große Rolle gespielt haben und der Schrecken aller gewesen sein; heutzutage sind sie dort infolge des Einflusses der Weißen fast ganz in Vergessenheit geraten.

Der schon oben erwähnte Todeszauber der Narryngeri, *ngadhungi* ¹⁾ genannt, gehört hierher.

Hat ein Narryngeri ein Stück Wild verspeist, so verbrennt er alle Knochen desselben, da er in dem Wahne lebt, daß ihn ein Feind mit Hilfe dieser Knochen auf leichte Weise durch Zauberei zu töten vermöge. Dieser Aberglaube ist wohl der Grund, weswegen ich auf meiner Wanderung am Coorong entlang nie Überreste von höheren Tieren in den dortigen aus Muscheln und Holzkohle bestehenden Kjökkenmöddinger gefunden habe. Gelingt es einem Narryngeri, sich einen Knochen zu verschaffen, der ein Überbleibsel einer Mahlzeit seines Feindes ist, so schnitzt er sich aus demselben ein pfriemenförmiges Stäbchen und klebt an dessen stumpfes Ende einen kleinen Klumpen einer knetbaren Masse, die aus rotem Ocker, Fett, Menschenfleisch und dem Auge eines Murray-cod besteht, und steckt es dann auf einige Zeit, wie das *neilgeri*, in eine menschliche Leiche. Würde er nun dieses Zaubergeßt, *ngadhungi*, so dacht neben einem Feuer in den Boden stecken, daß die Hitze die fettige Masse löse, so wäre seiner Überzeugung nach die betreffende Person rettungslos dem Tode verfallen.

Die Narryngeri fertigen *ngadhungi* übrigens auch aus Holz an. Ein der-

¹⁾ Ein Zögling der Missionare am Lake Alexandrina, der mir brieflich einige Mitteilungen über dieses Zaubergeßt gemacht hat, schrieb den Namen desselben „*nga-dhun-ga*.“

artiges Exemplar (Taf. XXX, Fig. 6), das in meinem Besitze ist, hat eine Länge von 10 cm und einen Umfang von 2 cm. An dem oberen Ende befindet sich ein walnußgroßer Harzklumpen, den eine dicke Kruste aus rotem Ocker und Menschenhaar bedeckt. Die Spitze ist ein wenig angebrannt.

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß es sich hier um ein Zaubermittel handelt, an dem nicht das Holz, sondern das Haar die geheimnisvolle Wirkung ausüben soll. Wäre dies der Fall, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach, auch die Narryngeri, wie viele Naturvölker, in dem Wahne leben, daß ein Mensch durch Stoffe auf übernatürliche Weise geschädigt oder getötet werden könnte, die früher mit ihm in innigem Zusammenhange gestanden haben, die ein Erzeugnis seines Körpers sind.

Der Gründer der Missionsstation Point Macleay, Rev. Taplin,¹⁾ berichtet, daß die Narryngeri die meisten Krankheiten und Todesfälle der Wirkung von *ngadhungi* zuzuschreiben pflegten. Glaube ein Kranker, daß ihm sein Leiden von einem anderen angehängt worden sei, so suche er mit Hilfe dieser Zaubergefäßform Wiedervergeltung zu üben. Taplin fügt diesem hinzu, daß er einst in dem Korbe eines Mannes ein Dutzend *ngadhungi* gesehen habe, die für Mann und Weib, Jung und Alt bestimmt gewesen seien. Der Mann hätte den Auftrag gegeben, daß, wenn er sterben sollte, seine Angehörigen veranlaßt würden, alle *ngadhungi* an ein Feuer zu stecken, da sich unter den Leuten, die dann geopfert würden, ja auch der Urheber seines Todes befinden könnte.

Auch im Süden und Osten des Lake Eyre soll der Knochenzauber noch vor einigen Jahrzehnten ausgeübt worden sein. Heutzutage scheint dort schon die Erinnerung an ihn verblaßt zu sein; denn unter den Diäri habe ich so gut wie nichts über ihn in Erfahrung zu bringen vermocht.

In dem weiten Gebiete zwischen dem 15. und 27. Breitengrade ist mir, wie schon erwähnt, über Zaubereien, die mit Hilfe von Speiseabfällen, Exkreten, Haaren usw. ausgeübt werden, nichts zu Ohren gekommen.

Den Eingeborenen, die den Norden der Kolonie bewohnen, ist eine derartige Zauberei bekannt. Über die Häufigkeit ihres Vorkommens vermag ich aber keine Auskunft zu geben.

Die „doctors“ der Larakia z. B. geben vor, daß sie den Todeszauber leicht dadurch auszuüben vermöchten, daß sie eine Mischung von dem Kote eines Menschen und dem Harze der Wurzeln des ironwood (*Erythrophlaeum Labouchei*) in einer faustgroßen Grube verbrennten. Komme nämlich der Mensch, von dem der Kot stamme, zufällig zu der betreffenden Stelle, so müsse er über kurz oder lang eine Beute des Todes werden.

Unter allen Stämmen der Kolonie finden sich wohl Leute, die gelegentlich auf eine Weise zu zaubern suchen, die nicht landesüblich ist, wenn ich so sagen darf, die einer Laune, einer augenblicklichen Eingebung entsprungen ist. Dasselbe ist ja überall auf der Erde, bei allen Natur- und Kulturvölkern, der Fall. Im Lande der West-Arünta lernte ich Leute kennen, von denen es hieß, daß sie Krankheiten, Unfälle oder irgend welche andere unglückliche Geschehnisse, die über sie gekommen seien, auffälligen Geberden oder Handlungen (Streuen von Asche oder Sand auf besondere Weise) der Personen beimaßen, die sie in Verdacht hatten, daß sie ihnen feindlich gesinnt seien und jede sich bietende Gelegenheit wahrzunehmen suchten, sie zu schädigen. Natürlich sollen Zaubereien dieses Art, wie alle übrigen, viel häufiger vorkommen, als sie in Wirklichkeit ausgeübt werden, was wohl zum Teil daher rührt, daß ein absonderliches Benehmen eines übelberüchtigten Mannes in Gegenwart einer ängstlichen, abergläubischen Person leicht dann von dieser als Zauberei aufgefaßt wird, wenn ihr bald darauf ein Unglück zustößt.

¹⁾ The Narrinyeri. Pag. 25.

Bei allen Stämmen der Kolonie habe ich den Aberglauben vorgefunden. gewisse Leute vermöchten auf geheimnisvolle Weise, ohne einen blutigen Eingriff, ihren Mitmenschen das Nieren- oder Eingeweidefett aus der Leibeshöhle zu entfernen. Ob Zaubereien dieser Art vorgenommen werden, muß ich dahin gestellt sein lassen. Unwahrscheinlich ist es keineswegs, denn der Eingeborene verfällt ja auf die seltsamsten Mittel, um auf eine möglichst gefahrlose Weise die zugrunde zu richten, welche er fürchtet, beneidet oder haßt. So viel steht aber fest, daß vielerorten Leute andere überfallen und ihnen in der Tat das Fett von dem Eingeweide reißen, und zwar durchaus nicht immer aus Haß und Rachsucht, sondern oft nur, um sich einen köstlichen Leckerbissen zu verschaffen. Ein Larakia, der an mehr als einem Kannibalenschmause teilgenommen haben wollte und gebratenes Menschenfleisch für die wohlschmeckendste Speise hielt, sagte mir, daß dem Opfer bei lebendigem Leibe der Bauch in der Mitte gespalten würde.

Die Furcht, des Bauchfettes beraubt zu werden oder beraubt worden zu sein, wirkt auf manchen Eingeborenen geradezu lähmend.

Als ich im Lande der Wulna, an Knuckey's Lagoon, mein Lager aufgeschlagen hatte, fand sich eines Morgens ein junger Plinara bei mir ein. Als er sich ausgeruht, durch eine reichliche Mahlzeit gestärkt und manchen paffenden Zug aus seinem Tabakpfeifchen getan hatte, verließ er mich voll kindlichen Übermutes und zufrieden mit sich und aller Welt. Aber schon nach einigen Stunden kam er wie umgewandelt zurück. Ohne ein Wort zu äußern, hockte er an meinem Feuer nieder und starrte, wie geistesabwesend, in die Glut. Erst auf wiederholtes Zureden erfuhr ich, was ihm widerfahren war. Gegen vier englische Meilen von meinem Lager hätten sich ein Mann und eine Lubra zu ihm gesellt und so auffallend benommen, daß er nicht daran zweifelte, sie wären mit dem Plane umgegangen, ihm das Fett aus dem Leibe zu nehmen. Nur einer schleunigen Flucht hätte er es zu verdanken, daß er noch gesund und am Leben wäre. Um ausfindig zu machen, wie tief diese abergläubische Furcht in ihm wurzelte, gab ich mir alle erdenkliche Mühe, ihn zur Fortsetzung seiner Reise zu bewegen. Unter anderem sagte ich ihm, daß sein Verdacht schon deswegen grundlos sein müsse, weil kein Mensch wegen seiner auffallenden Magerkeit auf den Gedanken kommen würde, daß auch nur eine Spur von Fett in seinem Körper vorhanden sei. Nichts wollte verfangen, alle meine Überredungskünste waren vergeblich, und es blieb mir schließlich weiter nichts übrig, als ihn bei mir zu behalten. Als er mich am folgenden Tage notgedrungen verlassen mußte, waren Frohsinn und Lebensmut noch nicht zurückgekehrt, und ich glaube, daß er noch lange Zeit unter der Nachwirkung des ausgestandenen Schreckens zu leiden gehabt hat.

Das Zaubern ist überall fast ausschließlich eine Angelegenheit des Mannes.

Spencer und Gillen¹⁾ berichten, daß die Arünta glaubten, ihre Weiber vermöchten ihnen Geschlechtskrankheiten anzuhexen. Das Weib soll bei dem Hokuspokus auf folgende Weisen verfahren. Entweder sammle sie den speerförmigen Samen eines langen Grasses und werfe ihn, nachdem sie ihn durch „Singen“ zauberkräftig gemacht habe, in der Richtung auf den Mann, und dieser bekomme alsdann eine recht schmerzhaft Anschwellung der Geschlechtsteile; oder sie streue bezauberten Staub oder Samen auf dem Platze aus, wo der Mann zu urinieren pflege, und die Folge sei, wenn er den Platz zu dem Zwecke benutze, daß er an einer schmerzhaften Harnröhrentzündung erkrankte; oder endlich sie stecke einen ihrer Finger, den sie vorher bezaubert habe, in die Scheide, und der Mann werde sich durch den Beischlaf mit ihr eine Krankheit zuziehen, die zum Verluste der Geschlechtsorgane führen könne.

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 547 et 548.

Mancher meiner Leser wird vielleicht denken, daß durch die mittelbaren und unmittelbaren Zaubereien, von denen oben die Rede gewesen ist, keiner dieser nervenstarken Naturmenschen um seine Gesundheit, geschweige denn um sein Leben gebracht werden könne. Während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in der Kolonie teilte auch ich diese Ansicht, nach und nach gewann ich aber die Überzeugung, daß in der Tat Eingeborene durch Zaubereien ein vorzeitiges Ende finden. Der Glaube an die vermeintliche Kraft der Fetische oder der betreffenden Handlungen ist nämlich so groß, daß sowohl Männer, als auch Frauen stets langsam dahinsiechen, sobald sie gesehen oder gehört haben, daß jemand in der Absicht Zaubereien vorgenommen hat, ihnen das Leben zu nehmen. Wir haben es hier also mit einer Tötung durch Fremdsuggestion zu tun. Suggestionen, die eine so gewaltige Wirkung auf die Psyche ausüben, daß der Lebensfaden zerrissen wird, kommen bekanntlich auf dem ganzen Erdenrund vor. So z. B. kannte ich in meiner Jugend eine Person, die durch Angst und Schrecken innerhalb weniger Monate zugrunde ging, nachdem ihr von einer alten Zigeunerin geweissagt worden war, daß ihr Tod nahe bevorstände. So weit ich es heute zu beurteilen vermag, war zwar die Person geistig beschränkt, aber nicht gerade schwachsinnig; vor der Weissagung erfruchte sie sich einer guten Gesundheit. Man sollte annehmen, daß der Eingeborene während der Wirkung der Schrecksuggestion sich durch lautes Klagen und Jammern, oder durch sinnloses Toben und Wüten, so zu sagen eine gewisse Erleichterung zu verschaffen suchte, wie es z. B. mancher Feigling der weißen Rasse in der gleichen oder einer ähnlichen Lage tun würde. Nichts von alledem pflegt der Fall zu sein. Gewöhnlich fällt der Todeskandidat dem Weißen nur durch scheues Wesen, Unruhe und große Niedergeschlagenheit auf, die sich auch in dem Gesichte ausspricht. Einige Zeit vor dem Tode soll er in einen Zustand völliger Apathie geraten.

Versuche, Verborgenes, Unbekanntes zu erraten, Vergangenes, Zukünftiges zu enträtseln, macht der Eingeborene trotz seiner Hinneigung zur Mystik nicht oft. Es ist dies um so auffallender, als im Leben der Völker, die tief im finstersten Aberglauben stecken, die Mantik, die Kunst der Weissagung und der Wahrsagung, eine große Rolle zu spielen pflegt. Von der Wahrsagung macht der Eingeborene am häufigsten Gebrauch, um bei dem Ableben einer Person den zu entdecken, welcher seiner Meinung nach den Tod auf geheimnisvolle, übernatürliche Weise verursacht habe.

Auf Träume geben manche Stämme unter Umständen recht viel.

Eine Heidenchristin der Missionsstation Hermannsburg erzählte mir, daß die Lubra der Arünta das Geschlecht des Kindes, mit dem sie schwanger seien, durch einen Traum erfahren, wenn sie sich vor dem Schlafengehen mit Kängeruhfleisch vollstopften.

Die Narryngeri suchen den vermeintlichen Mörder eines an einer Krankheit gestorbenen Genossen dadurch ausfindig zu machen, daß sie einen Mann neben der Leiche schlafen lassen. Sie glauben nämlich, daß diesem Manne alsdann die gesuchte Person im Traume erscheine.

Bewohner des Nordens, wie die Wulwanga und Tjingale, glauben, daß lebhaftere Bewegungen ihrer Därme ihnen die Ankunft von Menschen, eingeborenen sowohl, als auch eingewanderten, recht stürmische Bewegungen dagegen die Ankunft von Weißen mit vielen Rindern oder Pferden anzeigen.

Der Eingeborene bedient sich aber auch zauberkräftiger Gegenstände, um in Dunkel Gehültes zu erfahren.

Den vermeintlichen Mörder verstorbener Genossen suchen die Narryngeri außer durch ein Traumorakel durch das *ngadhungi* ausfindig zu machen. Dieses Zaubegerät soll die „Größe“ desselben auf eine mir nicht bekannte Weise angeben.

Auch bei unsern Südaustraliern treffen wir, wie bei vielen hoch und niedrig stehenden Völkern, den Spiritismus an.

Beschwörungen von Abwesenden und Geistern Verstorbener werden bei allen Stämmen zwischen der Nordküste und dem Lake Eyre vorgenommen. Da die Eingeborenen nur sehr ungern und mit dem größten Widerstreben Auskunft über sie erteilen, so habe ich der Hauptsache nach weiter nichts festzustellen vermocht, als daß bei bestimmten geheimen Zeremonien Personen erscheinen, die für bekannte Tote oder Abwesende ausgegeben werden, die aber völlig unkenntlich sind, da das ganze Gesicht mit Farbe beschmiert und mit Dunen klebt ist. Ein Tjiras sagte mir, daß die Zitierten nicht aus dem Scrub kämen, sondern erst dicht vor den Augen der Zuschauer sichtbar würden und ausnahmsweise auch sprächen. Auffallend ist, daß die Eingeborenen behaupten, auch einzelne Teile von toten oder lebenden Menschen zur Erscheinung bringen zu können. Im Norden begleiten die Zuschauer die Beschwörungen mit Gesang und einem lauten Geklapper, das sie mit einem Paar kurzer Stäbchen aus ironwood (Taf. XXIV, Fig. 6) machen. Sie sitzen entweder auf dem Boden, oder stehen und haben die Arme halb erhoben und im Ellbogengelenk rechtwinklig gekrümmt. Der erwähnte Tjiras erzählte mir, daß sich unter den Zitierten auch Dämonen in Menschengestalt befänden. Sie seien auffallend groß und hielten einen Speer in den Händen. Erwähnen will ich noch, daß Stämme des Nordens (zwischen dem Daly River und dem Victoria River) auf dem Beschwörungsplatze einen „Baumstamm“ bemalen und mit Corrobboreestones behängen.

Die Fähigkeit, Dämonen, lebende und tote Menschen erscheinen zu lassen, maßen sich selbstverständlich nur die Ältesten an. Durch diese „spiritistischen Sitzungen“ bezwecken sie wohl, ihr Ansehen unter den Weibern und den jüngeren Männern zu erhöhen und dieselben zum Gehorsam gegen sich selbst und die Stammesgesetze zu zwingen. Die Möglichkeit liegt natürlich auch nahe, daß wir es hier nicht mit einer planmäßigen Einschüchterung, sondern mit einer geheimen Zeremonie zu tun haben, durch die übersinnliche Wesen oder Naturkräfte veranlaßt werden sollen, Tiere oder Pflanzenstoffe, die zur Nahrung dienen, in überreicher Menge hervorzubringen.

Ob es sich um eine ganz gewöhnliche Gaukelei oder um suggestive Sinnes-täuschungen handle, vermag ich nicht zu entscheiden. Das Wahrscheinlichste ist meines Erachtens, daß einer der Ältesten den Geist oder den Menschen darstelle, der vorgeblich auf ein Zauberwort oder dergl. erschienen sei. Eine derartige Täuschung ließe sich ohne große Schwierigkeit durchführen, da es ja heißt, die Zitierten seien in dem Grade mit Farbe und Dunen geschmückt, daß ihre Gesichtszüge nicht erkannt werden könnten. Mancher meiner Leser wird sich vielleicht für die Annahme einer weit weniger plumpen Täuschung entscheiden. Wie bekannt, sind Schamanen nordasiatischer Völker imstande, bei ihrem Publikum durch Verbalsuggestion usw. Sinnes-täuschungen hervorzurufen, die in der Wahrnehmung von Gestalten usw. bestehen. Was nun diese Schamanen leisten, müßten natürlich auch die Zauberpriester der Australier leisten können.

Die Eingeborenen verfügen über Amulette, d. h. über Gegenstände, die zum Schutze gegen besondere oder allgemeine üble Einflüsse usw. am Körper getragen werden. Die Zahl dieser Fetische ist aber nur gering.

Bei den meisten Stämmen zwischen dem Daly River und dem Lake Eyre gelten die Corrobboreestones für ein Schutzmittel gegen Verwundungen oder für ein Mittel, das außergewöhnlich große Kräfte verleihe. Die Tjiras, Waramunga und andere Eingeborene glauben z. B., daß sie unverletzt als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen, in welchem sie einen derartigen Fetisch unter einem Arme trügen.

In dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers ist eines kleinen Netzbeutels Erwähnung getan, der von Männern nördlicher Stämme um den Hals getragen wird und eine Zeit lang zur Aufbewahrung der Vorhaut dient. Dieser Beutel soll den Träger ebenfalls vor

Verwundungen schützen. Wie man mir sagte, werde er im Kampfe zwischen den Zähnen gehalten.

Die gleiche Wirkung soll nach dem Glauben der Eingeborenen des Innern auch ein Gürtel besitzen, der aus dem Haar eines toten Stammesgenossen angefertigt worden ist.

Bis jetzt ist in diesem Kapitel nur die Rede von kleineren Fetischen gewesen, die fast ausnahmslos tragbar sind. Eine große Verehrung zollt der Eingeborene auch Bäumen, Felsen und Orten mit Wasserstellen. Ich glaube aber, daß wir nur wenige dieser Heiligtümer als wahre Fetische betrachten dürfen. So viel steht jedenfalls fest, daß manche der Bäume und Felsen nur verehrt werden, weil sie für die Wohnsitze von Geistern gelten.

Auf der Missionsstation St. Catharina hörte ich, am linken Ufer des Daly River befinde sich ein Felsen, der von den Malack-Malack hoch verehrt werde. Als ich den Wunsch äußerte, ihn zu sehen, stellten mir die Missionare einen ihrer jüngeren Zöglinge freundlichst als Führer zur Verfügung. Leider getraute sich der Bursche nicht, seinen Auftrag vollständig auszuführen, und zwar aus Furcht vor den old men. Nachdem wir in einem Einbaum über den Fluß gesetzt und einen halben Tag in dem Jungle und dem Scrub umhergelaufen waren, brachte er mich zu einem kleinen, klippenförmig aus dem Boden ragenden Felsen. Aus seinem Verhalten ging aber deutlich hervor, daß der Felsen nicht der war, welchen er mir zeigen sollte. Nach den Mitteilungen, die ich den Missionaren verdanke, ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß in diesem Falle der Felsen selbst fetischistische Verehrung genieße.

Auch die binnenländischen rockholes, die für die Weiber, Kinder und ungeweihten Burschen tabuiert sind, erscheinen dem Eingeborenen wohl nicht nur deswegen ehrwürdig und heilig, weil ihre Umgebung den Wohnsitz von Geistern bildet oder zur Abhaltung von geheimen Zeremonien benutzt wird, sondern auch, weil er sie, kurz gesagt, für eine Art Fetisch hält.

Zu den Fetischen des südaustralischen Urbewohners gehören auch Tiere. Die Zahl dieser Tiere scheint aber recht klein zu sein.

Der christliche Weiße, der sich in maßloser Selbstüberhebung und Eitelkeit die Krone der Schöpfung nennt, ist gewohnt, in dem Tiere ein Wesen zu erblicken, das unendlich tief unter ihm stehe und lediglich zu seinem Nutzen geschaffen sei. Von manchen Naturvölkern dagegen heißt es, daß ihnen die ganze Natur für lebendig gelte, daß sie Tiere und Pflanzen anthropopathisch auffaßten, d. h. als Geschöpfe betrachten, die menschliche Empfindungen hätten, eine Seele besäßen und ihnen zum Teil neben — ja sogar übergeordnet seien. Was nun in dieser Hinsicht die südaustralische Bevölkerung betrifft, so wissen wir, daß ihre Stämme in eine Anzahl totemistischer Gruppen zerfallen, und das Totem in der Mehrzahl der Fälle ein Tier ist. Hieraus können wir schon ohne weiteres schließen, daß die Kluft zwischen Mensch und Tier nicht so weit sein kann als bei uns. Die Ansicht, die Tierwelt stehe auf der gleichen oder gar auf einer höheren Stufe als die Menschheit, teilt der Südaustralier im großen und ganzen aber nicht. So weit ich es zu beurteilen vermag, nimmt er nur an, daß viele Tierarten in einem geheimnisvollen Zusammenhange mit bestimmten Stammesgruppen ständen, und daß einige wenige Tierarten eng begrenzte übernatürliche Kräfte besäßen, wie die unter seinen selbstgemachten Fetischen, welche er nicht für besonders zauberkräftig hält.

Auf die Totemtiere will ich hier nicht näher eingehen; von ihnen ist in vorhergehenden Kapiteln ausführlich die Rede gewesen.

Im Binnenlande sind Eingeborene der Meinung, daß gewisse Tiere das Wachstum von Nährpflanzen in günstiger Weise zu beeinflussen vermögen.

Als ich mich einst an Barrow's Creek in einem Lager von Kaititje aufhielt, kam ein Mann von einem Jagdausfluge mit einer lebenden Schlange zurück, die

eine Länge von 20 cm hatte, schwach bräunlichrot gefärbt war und sich durch fünf bis sechs schwarze Leibesringe auszeichnete. Von dieser Schlange hieß es, daß sie von den Eingeborenen nicht getötet werde, weil diese glaubten, daß sie, wie alle ihre Artgenossinnen, das Wachstum des „yam“ bewirke.

Auf manch einer Seite dieses Kapitels ist die Rede von Totemvorstehern und „doctors“ gewesen, Männern, die dazu berufen sind, Zaubereien auszuüben.

Die Totemvorsteher sind die Bewahrer und Hüter der Bräuche und Sprüche, durch welche Geister oder mehr oder minder anthropopathisch aufgefaßte Naturkräfte veranlaßt werden sollen, die Eingeborenen in reicher Menge mit Nahrungsmitteln oder anderen erfreulichen Dingen zu beglücken. Zauberpriester wäre wohl die beste Bezeichnung für sie; ich habe sie Totemvorsteher genannt, um einer Verwechslung mit den „doctors“ vorzubeugen. Wenn ich recht unterrichtet bin, ist ihr Amt in gewissem Sinne erblich. Im Innern sind an die Übernahme desselben die Bedingungen geknüpft, daß der Mann zu der betreffenden Totemgruppe gehöre und in deren Land geboren sei.

Ebenso angesehen, aber oft weit mehr gefürchtet als diese dunkelhäutigen Würdenträger, diese „Beschwörer und Besieger der Natur“ sind durchschnittlich die Leute, welche von den Buschleuten und den englisch sprechenden Eingeborenen schlechtweg „doctors“ genannt werden. Meines Erachtens würde man sie am treffendsten als Zaubерärzte bezeichnen. Da nicht nur vielen ihrer Geräte, sondern auch ihnen selbst übernatürliche, geheimnisvolle Kräfte beigemessen werden, so können wir sie mit vollem Rechte als Fetische bezeichnen. Göttliche Verehrung, wie manche menschliche Fetische afrikanischer Stämme pflegt allerdings keiner von ihnen zu genießen. Die Würde ist, so viel ich weiß, nirgends erblich. Bei vielen, wenn nicht bei allen Stämmen, kann sie nur durch Erduldung großer körperlicher Schmerzen und starker seelischer Erregung erlangt werden. Näheres hierüber habe ich schon in dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers mitgeteilt. Beiläufig gesagt, scheinen nur die als Novizen zugelassen zu werden, die sich der Gönnerschaft der „old men“ erfreuen. Zu Ansehen gelangen diese Zaubерärzte hauptsächlich dadurch, daß sie glückliche Kuren verrichten oder den Glauben erwecken, sie ständen mit mächtigen Dämonen in Verkehr. Viele von ihnen sind übelberüchtigt und zwar besonders bei den Eingeborenen, die einer anderen Horde oder einem anderen Stamme angehören. Von ihnen pflegt es zu heißen, daß sie mit Hilfe böser Geister oder recht zauberkräftiger Fetische Tod und Verderben über allzuviel der Leute verhängten, die ihnen nicht genehm sind. Zu diesem üblen Ruf tragen die Zaubерärzte oft dadurch bei, daß sie in dem Bestreben, ihre Macht und ihr Ansehen zu erhöhen und die Genossen auf die schamloseste Weise auszunutzen, viel von grauerregenden Erlebnissen, verrichteten Zaubertaten usw. erzählen. So z. B. wollte der alte, schon wiederholt erwähnte „doctor“ der Diäri — seine Photographie befindet sich auf der Tafel IV (Ab. 2) tagelang am Grunde des Lake Kilalpanina in der Gesellschaft von Fischen gelebt haben. Wegen seiner gemeinen, hinterlistigen Gesinnungsart wurde er von den meisten Hordengenossen gemieden und für einen wahren „devil-devil“ gehalten.

Die Hauptverrichtungen, die den Zaubерärzten obliegen, bestehen in der Heilung von Krankheiten, der Aufhebung von Verhexungen und dem Bannen böser Geister, oder kurz gesagt, in der Ausübung von Zaubereien. Ihre Kuren nehmen sie auf ähnliche Weise vor, wie die Zaubерärzte anderer Naturvölker, indem sie zunächst die Körperstelle, welche sie für den Sitz des Leidens halten, drücken, reiben und anblasen, und schließlich, nachdem sie an derselben gesogen haben, ein Stückchen oder Steinchen vorzeigen, das sie aus dem Körper des Patienten entfernt haben wollen und als den Erreger der Krankheit bezeichnen. Die Befreiung von Bezauberung und das Bannen böser Geister

nehmen sie auf die gleiche oder eine ähnliche Weise vor. Es darf uns dies nicht wundernehmen, denn der Eingeborene ist ja gewohnt, die meisten Krankheiten übernatürlichen Ursachen, der Wirkung verderbenbringender Fetische in der Hand von Zauberern zuzuschreiben. Außerdem wird ihre Hilfe bei einigen Stämmen dann in Anspruch genommen, wenn es gilt, den vermeintlichen Mörder einer Person, die an irgend einer Krankheit oder an Altersschwäche gestorben ist, ausfindig zu machen. Wie schon wiederholt angedeutet, befassen sich viele auch mit Zaubereien, die den Zweck haben, die eigenen Feinde oder die anderer Leute zu verderben.

Damit der Leser sich eine Vorstellung von der Größe der Fähigkeiten und Kenntnisse machen kann, die der Eingeborene seinen Zauberärzten beizumessen pflegt, so führe ich im Nachstehenden einige diesbezügliche Mitteilungen an, die ich einem Larakia verdanke. Mein Gewährsmann sagte: Die „doctors“ sähen die Toten umherwandeln, und die Sterbestunde eines jeden Menschen sei ihnen bekannt. Zuweilen nähmen sie eine Totenerweckung vor, indem sie die Seele durch den After in den Leichnam steckten. Dieses Wunder vermöchten sie aber nur solange zu verrichten, als die Seele noch auf Erden weile, und nicht von dem höchsten der guten Geister in den Himmel geholt worden sei. Jeden Mörder machten sie ausfindig; auch könnten sie die von Weißen in Gefangenschaft gehaltenen Eingeborenen befreien. Ferner sei es ihnen ein leichtes, einen Menschen durch Zauberei zu töten, so z. B. brauchten sie nur in einer faustgroßen Grube eine Mischung aus Harz von den Wurzeln des ironwood und dem Kote des auserkorenen Opfers zu verbrennen; komme dieses alsdann zufällig zu der betreffenden Stelle, so müsse es über kurz oder lang sterben.

Der Zauberarzt ist sich der hohen Stellung im Gesellschaftsleben seiner Rassengenossen wohl bewußt. Jüngeren Leuten gegenüber tritt er hart und fest auf, und im Verkehr mit älteren Genossen und Europäern trägt er ein gemessenes, würdevolles Benehmen zur Schau. Im allgemeinen besitzt er eine vortrefflich geschulte Beobachtungsgabe und gründliche Menschenkenntnis. Daß er zu den tatkräftigsten und mutigsten Leuten seines Stammes gehört, liegt auf der Hand, da ein Schwächling die körperlichen und geistigen Torturen, durch welche die Würde erlangt wird, nicht freiwillig erdulden würde. Auch ergibt es sich von selbst, daß die Ältesten für die Würde nur Leute aussuchen, die ein verschlossenes Wesen haben, also voraussichtlich anvertraute Geheimnisse zu bewahren wissen. In den düstern Mienen mancher dieser Zauberärzte ist tiefes Mißtrauen, große Arglist und menschenfeindliche Härte deutlich ausgeprägt. Von ihnen kann man mit Recht sagen, es steht ihnen auf der Stirn geschrieben, daß sie keine Seel' mögen lieben.

Glauben die Zauberärzte und die Zauberpriester an ihren Hokuspokus, oder sind sie weiter nichts als gewöhnliche Betrüger, die sich die Leichtgläubigkeit und Dummheit ihrer Stammesgenossen zunutze machen, um Ansehen und Macht zu gewinnen. Diese Frage vermag ich nicht in genügender Weise zu beantworten. Jedenfalls kommen die meisten von ihnen gar bald zu der Überzeugung, daß sie selbst sehr schlechte Zauberer sind. Vielleicht wird der eine oder der andere über kurz oder lang auch an der Kunst aller seiner Kollegen irre. So viel steht aber meines Erachtens fest, daß manche Handlungen und Verrichtungen im Zauber- und Ritualwesen der Südaustralier nur in der Absicht ausgeführt werden, die gewöhnlichen Leute zu täuschen. So z. B. liegt es ja auf der Hand, daß der Zauberarzt, welcher einem Kranken durch Zauber ein Stöckchen oder Steinchen aus dem Körper entfernt haben will, ein Betrüger sein muß.

Betonen möchte ich noch, daß diese beiden Würdenträger, der Zauberpriester und der Zauberarzt, bei der Ausführung ihres Hokuspokus nie in Ekstase oder wirkliche Raserei geraten, wie ihre Kollegen bei manchen Völkern anderer Erdteile, und daß sie ihr Äußeres in der Regel nur bei geheimen Zeremonien

durch künstliche Mittel verändern, aber nicht in dem Grade, daß ihr bloßer Anblick schon Furcht und Entsetzen hervorrufft.

Um einen Irrtum zu vermeiden, will ich noch kurz erwähnen, daß sich in vielen Gegenden der Kolonie auch die anderen „old men“ mit Zaubereien befassen, und zwar gewöhnlich mit solchen, die den Zweck haben, Unheil über Personen zu bringen, die ihnen verhaßt sind.

Wie bekannt, sind Religion und Sittlichkeit bei hochstehenden Kulturvölkern innig miteinander vereint. In Südastralien ist aber zwischen beiden kein Bindeglied vorhanden. Die sittlichen Vorstellungen scheinen dort einen ganz anderen Ursprung genommen zu haben, als die religiösen.

Ob diese „Naturreligion“ einen veredelnden Einfluß auf ihre Bekenner ausübt, ist wohl fraglich. Ohne Zweifel werden Willenskraft und Selbstbeherrschung durch Speiseverbote, die Obliegenheit, über anvertraute Geheimnisse gegen Uneingeweihte Stillschweigen zu bewahren usw. gestärkt werden. Da aber das Zauberesen durchaus nicht frei von Täuschungen aller Art ist — eine Lüge pflegt ja viele andere zu gebären, wenn sie aufrecht erhalten werden soll — und nur allzuoft dazu dient, den niedrigsten Leidenschaften Befriedigung zu verschaffen, so muß es geradezu entsittlichend auf die älteren Männer einwirken. Daß diese üble Wirkung sich auch auf die Lubra, die Kinder und die uneingeweihten Burschen erstreckt, liegt natürlich sehr nahe.

Kapitel VIII.

Die Totenbestattung.

Die meisten Ereignisse im Kreise der Familie, wie Geburten, Eheschließungen usw. vermögen den Eingeborenen nicht einmal auf Stunden aus seinem Gleichmüthe aufzurütteln; sie geben daher keine Veranlassung zu Festlichkeiten oder Zeremonien irgend welcher Art. Ein Todesfall hingegen macht eine Ausnahme von dieser Regel. Stirbt eine erwachsene Person, so scheint nicht nur die Verwandtschaft, sondern auch die ganze Horde in eine tiefe Trauer versetzt zu werden, die sich bei den nächsten Angehörigen hauptsächlich in Wehklagen und oft auch in Selbstpeinigung äußert. Wer das Gemüthsleben des Eingeborenen kennt, weiß, daß derselbe bei diesen Kundgebungen der Trauer oder des Beileids wenig Aufrichtigkeit zeigt; in dieser Hinsicht versteht der australische Wilde noch besser zu heucheln, als der Kulturmensch. Wie bei uns, so üben auch in Australien Sitte und Herkommen einen sehr großen Zwang auf den Menschen aus. Der Hauptgrund, weswegen der Eingeborene seinen Pflichten als Leidtragender in vollem Maße nachzukommen sucht, ist aber wohl in manchen Fällen die Besorgnis, durch seine Teilnahmslosigkeit das Ubelwollen des Verstorbenen hervorzurufen, dessen Rachsucht er weit mehr fürchtet, als einen lebenden Feind. Weiter unten werden wir sehen, daß diese lächerliche Furcht auch die Veranlassung zu manchen Maßnahmen bei der Bestattung gegeben hat.

Der Eingeborene entledigt sich des Leichnams durch Begräbnis, Beisetzung auf oder in Bäumen, Verspeisung und Verbrennung. Ob er denselben auch ins Wasser wirft oder den Tieren zum Fraß überläßt, ist mir nicht bekannt. Bei sehr vielen Stämmen kommt eine zweifache Bestattung in Anwendung, und zwar in einer verschiedenen Bedeutung des Wortes zweifach: entweder wird in bezug auf Rang oder Altersstufe ein Unterschied in der Beiseiteschaffung des Toten gemacht, oder das Skelett erhält später, nachdem es auf irgend eine Weise von den Weichteilen befreit worden ist, noch eine besondere Beisetzung, die mehr oder minder erheblich von der der frischen Leiche abzuweichen pflegt.

Daß die Bestattungsweisen so mannigfaltig sind, müssen wir wohl der Hauptsache nach der Verschiedenartigkeit des Bodens und der Unvollkommenheit der Grabwerkzeuge zuschreiben. Die uranfänglichen unter ihnen sind wahrscheinlich das Begräbnis und die Verspeisung.

Was das Begräbnis betrifft, so ist es in allen Landesteilen bekannt, ausschließlich kommt es aber nur in der südlichen Hälfte des Binnenlandes in Anwendung. Meines Erachtens ist es das beste Verfahren für die südaustralischen Stämme, die nicht an schnellfließenden Flüssen oder am Meere wohnen, denen nicht stets bedeutende Mengen von Brennholz zur Verfügung stehen, und deren Land außer dem Dingo und ein paar größeren Vögeln keine aassfressenden Tiere

aufweist, sich seiner unheimlichsten Gäste, der Toten, gründlich und für immer zu entledigen, wenn er sie nicht wirtschaftlich ausnutzen, d. h. verspeisen will.

Durch Aussetzen in Flüsse und ins Meer könnten viele der Südaustralier, welche die Küstengebiete bewohnen, sich mühelos der Toten entledigen, warum sie von diesem Verfahren aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Gebrauch machen, vermag natürlich niemand zu sagen.

Am gründlichsten gelingt die Beseitigung der Leichen, wie wir wissen, mit Hilfe des Feuers. Wie ich hier vorausschieken will, kommt die Feuerbestattung in Südaustralien nur auf einem kleinen Gebiete im Norden des 15. Breitengrades vor, und zwar nur ausnahmsweise. Es darf uns dies nicht wundernehmen. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, erfordert der menschliche Körper zu seiner vollständigen Verbrennung eine sehr große Hitze. Legt man ihn auf einen Holzstoß, der aus ein paar Dutzend Trachten trockener Knüppel besteht, und zündet diese an, so wird durch das Feuer nur die Außenseite der Weichteile zerstört, während das Innere nur eine geringe Veränderung erleidet. Im ganzen Binnenlande würde die Bestattungsform mit recht großen Schwierigkeiten verknüpft sein, denn in der Umgebung der wenigen Wasserstellen, wo notgedrungen die Lager aufgeschlagen werden müssen, ist aus naheliegenden Gründen selbst in scrubreichen Gegenden gewöhnlich Mangel an gutem Brennholz. Wollte also eine Horde ihre Toten verbrennen, so müßte sie in der Mehrzahl der Fälle entweder das Holz unter einem großen Aufwande von Zeit und Mühe zusammenschleppen, oder die Leichen nach einem Orte tragen, an dem leicht ein Scheiterhaufen errichtet werden könnte. Daß aber in einem Lande, wo es so gut wie keine Schattenbäume gibt, wo der Sand um die Mitte des Tages oft so heiß wird, daß ihn ein nackter Fuß nicht betreten kann, und wo die Fliegenplage ganz außerordentlich groß ist, ein weiter Leichentransport mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft sein würde, liegt auf der Hand.

Die Beisetzung auf Bäumen läßt sich überall in den Küstengebieten und an den meisten Orten des Binnenlandes ermöglichen. Erfolgt sie auf eine sorgfältige, pietätvolle Weise, d. h. stellt man eine gute Unterlage her, die lange Zeit selbst Stürmen Trotz zu bieten vermag, und gibt man der Decke eine derartige Dichtigkeit und Festigkeit, daß die Leiche nicht nur den Blicken vollkommen entzogen, sondern auch vor aassressenden Vögeln geschützt ist, so verursacht sie jedenfalls weit mehr Arbeit, als das Auswerfen einer mehrere Fuß tiefen Grube in einem lockeren Erdreich.

Was die einfache Aussetzung anbetrifft, so ist sie vom Standpunkte der Gesundheitspflege natürlich das allerschlechteste Verfahren zur Beiseiteschaffung der Leichen. Der Australier macht wohl deshalb keinen Gebrauch von ihr, weil seine Scheu vor den Geistern der Verstorbenen sehr groß ist, und weil er, wie sämtliche andere Menschen, einen instinktiven Widerwillen vor allen in Zersetzung begriffenen menschlichen und tierischen Körpern besitzt. Kämen in seinem Lande große reißende Tiere vor, so würde er sich in dieser Hinsicht vielleicht ganz anders verhalten.

Aus dem Obigen ergibt sich, daß unter allen Beisetzungsformen, die dem Südaustralier bekannt sind, das Begräbnis wohl das beste ist, und zwar weil es bei einem verhältnismäßig geringen Aufwand an Zeit und Mühe zu einer gründlichen und dauernden Beseitigung der Leichen führt. Woher rührt es nun, daß es nicht überall in der Kolonie ausschließlich in Anwendung kommt? In der großen Lake Eyre-Senke zwischen den Mac Donnell Ranges und Flinder's Range besteht der Boden an den allermeisten Stellen bis zu einer beträchtlichen Tiefe aus Sand, sandigem Lehm oder einer Art Löß. Hier werden alle Toten begraben. Auch einige hundert Miles weiter nördlich, wo der Boden eine ähnliche Beschaffenheit hat, ist dies noch der Fall. Zwischen dem 22. Breitengrade und der Nordküste jedoch kommt neben dem Begräbnis gleichhäufig eine oberirdische Be-

stattung vor. In diesem Gebiete tritt, wo ich gewesen bin, vielerorten das feste Gestein zutage und der lockere Boden hat oft nur eine ganz geringe Mächtigkeit oder ist stark mit Schotter durchsetzt. Das Graben einer Grube würde hier also oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft oder ganz undurchführbar sein. Im Südküstengebiet findet sich neben der Erdbestattung ebenfalls eine oberirdische Bestattung vor. Auf meinen Wanderungen in der Heimat der Narryngeri und anderen Landesteilen zwischen dem Spencer Golf und der Kolonie Victoria fand ich, daß das feste Gestein an vielen Orten nur von einer dünnen Schicht aus losem Materiale bedeckt ist.

Manche meiner Leser, welche die Kolonie aus eigener Anschauung kennen, werden vielleicht einwenden, daß es in der nördlichen Hälfte des Northern Territory mehr als ein Stammesgebiet gebe, wo sich die Erdbestattung fast überall mit Leichtigkeit bewerkstelligen lasse. Auf eine derartige Einwendung kann ich nur erwidern, daß Sitten und Bräuche, die in einem Lande unter dem Zwange besonderer Umstände entstanden sind, sehr oft von anderen Ländern übernommen werden, und zwar auch von solchen, die durchaus kein Bedürfnis für sie haben.

Um nicht falsch verstanden zu werden, füge ich noch hinzu, daß ich mir nicht einbilde, durch diese etwas weitschweifigen Erörterungen den Beweis erbracht zu haben, daß die Entstehung der oberirdischen Bestattungsformen — ausgenommen die Leichenverspeisung — einzig und allein auf die für das Graben einer Grube ungeeignete Bodenbeschaffenheit zurückzuführen sei. Mein Bestreben war nur, anzudeuten, daß das Zustandekommen zweier grundverschiedener Bestattungsformen bei ein und demselben Stamm auf eine sehr einfache, natürliche Weise ohne Zurhilfenahme von religiösen oder anderen mehr oder minder fernliegenden Beweggründen erklärt werden kann.

Hat der Sterbende den letzten Atemzug getan, so beginnt das Klagegeheul der Weiber, und die Männer treffen alsbald in sichtlich erregter Weise die nötigen Vorbereitungen zur Bestattung der Leiche. Bevor diese aber ihre Ruhestätte findet, muß bei vielen Stämmen erst die Frage beantwortet werden: Wer ist der Mörder, oder wo ist derselbe zu suchen? Es scheint nämlich, daß man nirgends in der Kolonie an einen natürlichen Abschluß des Lebens glaubt; denn jeden Todesfall, den man sich nicht erklären kann, schreiben die Ältesten ohne weiteres der Zauberkraft übelwollender Geister oder Menschen zu.

Ist ein Narryngeri gestorben, so schläft sein nächster Verwandter in der ersten Nacht neben der Leiche, wobei er den Kopf auf dieser ruhen läßt. In seinen Träumen glaubt er alsdann den Mörder zu sehen. Am nächsten Morgen heben Männer den Toten auf ihre Schultern, und Freunde desselben rufen Namen von Leuten ihrer Bekanntschaft aus. Schließlich nennt der Verwandte die Person, welche er im Schlafe gesehen haben will. Die Leiche, welche früher bewegungslos dagelegen hat, soll jetzt durch Zuckungen verraten, daß der Mörder genannt worden sei. Von einem Eingeborenen aus der Gegend des Reedy Point hörte ich, alte Leute vermöchten den Mörder auch mit Hilfe des ngadhungi zu entdecken, da ihnen dieser Zauberstab die Größe desselben angebe.

Die Narryngeri bestatten ihre Toten, wie schon gesagt, auf zweierlei Weise: sie begraben sie oder bereiten ihnen die letzte Ruhestätte in den Kronen von Bäumen.

Viele Leichen räuchern und trocknen sie vor der Beisetzung. Bei diesem Mumifizierungsvorgang sitzt die Leiche in einer Art Hütte, von Stricken gehalten, mit untergeschlagenen Beinen und ausgebreiteten Armen auf einem gegen 2 m hohen rostartigen Knüppelgestell, unter dem ein schwaches, aber stark rauchendes Feuer längere Zeit unterhalten wird. Damit sie kein gar zu abschreckendes Aussehen bekomme, bestreichen alte Männer sie vermittels eines Federbüschels, der an einen langen Stab gebunden ist, von Zeit zu Zeit mit einer Mischung

aus Fett und rotem Ocker. Eine vollständige Mumifizierung der Weichteile wird durch dieses Verfahren keineswegs erreicht, denn die Leichen sollen einen fast unerträglichen Gestank verbreiten.

Nach Taplin wird die Leiche vor dem eigentlichen Konservierungsverfahren auf folgende Weise behandelt: „The deceased, still lying on the ngaratta, is then placed over a slow fire for a day or two, untill the outer skin blisters. This is removed with the hair, and all the apertures of the body are sewed up.“

Ist das Räuchern und Trocknen beendet, so wird die Leiche entweder begraben, oder auf Bäumen (gewöhnlich Casuarina) bestattet.

Wie ich von einem Zöglinge der Missionsstation Point Macleay hörte, ruhten die Toten in „ausgestreckter Lage“ mit westwärts gerichtetem Kopfe in ihrem Grabe. Diese Angabe ist aber nicht ganz genau. Auf meinen Reisen im South-East sah ich nämlich zwischen dem Lake Alexandrina und dem Coorong auf Dünenhügeln vom Winde bloßgelegte Gerippe (an einer Stelle sechs), die erkennen ließen, daß die Leichen in der Stellung „liegender Hocker“, d. h. mit emporgezogenen Knien, bestattet worden waren. In einem Falle — es war am östlichen Ufer des ebengenannten Sees — steckten die Beinknochen jedes Gerippes nebeneinander aufrecht im Sande, und zwar so, daß die Enden nach oben gerichtet waren, welche das Kniegelenk bilden helfen. Hinsichtlich der äußeren Beschaffenheit des Grabes vermag ich nur mitzuteilen, daß über demselben auf gegabelten Knüppeln ein Schutzdach errichtet wird.

Es ergibt sich nun die Frage: Welchen Personen gräbt man ein Grab, und welchen bereitet man die letzte Ruhestätte im Geiße von Bäumen? Zu meinem Bedauern vermag ich diese Frage nicht zu beantworten, da mir meine diesbezüglichen Erkundigungen keinen sichern Aufschluß verschafften. Die meisten Narryngeri sind ja „Christen“ geworden und geben daher ihren Toten ein christliches Begräbnis, und die paar Leute, welche nicht bekehrt sind, beobachten die althergebrachten Sitten nicht mehr streng. Ich will jedoch nicht unerwähnt lassen, daß mir ein Narryngeri vom westlichen Ufer des Lake Alexandrina mitteilte, man stelle für die Mehrzahl aller Toten in Baumkronen aus Knüppeln und Zweigen einen Ruheplatz her, und daß ein „unverbesserlicher Heide“ aus der Nachbarschaft der Missionsstation Point Macleay behauptete, diese Bestattungsweise würde auf Geheiß Ngurrunduris nur bei den Führern (nöröggi) angewandt.

Einige Tote kommen selbst dann nicht sogleich zur Ruhe, wenn sie geräuchert und getrocknet sind. Von ihren Angehörigen, denen die Trennung sehr schwer fällt, werden sie nämlich in eine Decke aus Bast vom Mallee, Tulongi genannt, und „as soft as a blanket“, gehüllt und ein bis vier Wochen, an zwei langen, im Boden steckenden Stäben hängend, auf dem Lagerplatze gelassen, bevor sie ihren endgültigen Ruheplatz finden. Zuweilen schleppt die Verwandtschaft sie sogar auf ihren Wanderungen mit.

Ein interessanter und recht ausführlicher Bericht von H. E. Meyer über die Bestattungsweisen des „Encounter Bay tribe“ ist in dem Werke Brough Smith's, *The Aborigines of Victoria*¹⁾ enthalten. Nach ihm haben bei diesem Stamme im wesentlichen die gleichen Bräuche in bezug auf die Behandlung und Beisetzung der Toten geherrscht, wie bei den Narryngeri. Die Leichen von Personen im jugendlichen und mittleren Alter setzte man auf Gerüsten bei, nachdem man sie auf die zuvor geschilderte Weise mumifiziert und mehrere Monate lang von Lager zu Lager geschleppt hatte. Die der alten Leute hüllte man ohne weiteres in Matten und setzte sie dann ebenfalls auf Gerüsten bei; ihre Knochen verbrannte man später. Die sehr hoch betagten Leute begrub man sogleich nach ihrem Tode. Die Leichen der Kinder behielten die

¹⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*. Vol. I., pag. 113 u. 114.

Mütter oder Großmütter mehrere Monate und länger bei sich; dann bestattete man sie auf Bäumen. Die Gerippe begrub man sobald dieselben von allen Weichteilen befreit waren. Eine Ausnahme bildeten jedoch die Leichen getöteter Kinder: sie verbrannte man einfach.

Der Name „Encounter Bay tribe“ ist natürlich willkürlich gewählt. Mit ihm hat Meyer die Eingeborenen bezeichnet, die an der gleichnamigen Bucht, im Westen des Verbindungskanals zwischen dem Lake Alexandrina und dem Meere gewohnt haben. Ohne Zweifel sind sie sehr nahe Stammesverwandte der Narryngeri gewesen.

Über die Beisetzung der Eingeborenen in der Gegend von Port Lincoln auf der Südspitze der Eyre Peninsula berichtet Wilhelmi¹⁾ folgendes: „Bei Beerdigung der Verstorbenen gräbt man ein etwa 16 Decm. tiefes und 13 Decm. langes Grab, streut über den Boden ein wenig trockenes Gras und legt auf dieses den Leichnam mit aufwärts gebogenen Beinen, da die Gruft nicht lang genug ist, sie auszustrecken. Der Kopf wird nach Westen gelegt, eine Eigentümlichkeit, die sich auf ihren Glauben gründet, daß die Seele nach einer Insel im Osten geht. Der Körper wird mit einem Kängeruhfell zugedeckt, und über die Öffnung des Grabes, unmittelbar über dem Körper, werden der Länge nach starke Stöcke in die Wände der Gruft eingestoßen, so daß ein leerer Raum zwischen dem Leichnam und den Stöcken bleibt, und dann wird das Grab mit Erde ausgefüllt.“

Über die Eingeborenen, welche am Ausfluß des Murray in den Lake Alexandrina wohnten — sie gehörten zu den Narryngeri — berichtet Th. Worsnop folgendes²⁾: „Amongst the aboriginal tribes bordering the outlet of the River Murray the body is wrapped in the garments worn during life and placed upon an oblong platform about 6 ft. or 7 ft. above the surface of the ground, where it is left to decay.“ Die Erdbestattung ist aber auch hier üblich gewesen, denn zwischen Mannum und Wellington habe ich im Sande an verschiedenen Stellen Skelette gefunden, die der Wind bloßgelegt hatte.

Die Stämme zwischen dem 21. und 30. Breitengrade begraben ihre sämtlichen Leichen, natürlich die der Kinder ausgenommen, die verzehrt werden sollen.

Hat ein Angehöriger der Stämme im Osten des Lake Eyre das Zeitliche gesegnet, so werden in aller Eile die nötigen Vorbereitungen zu der Beerdigung getroffen. Sogleich, oft ehe die Lebenswärme völlig entwichen ist, binden ihm einige Männer die großen Zehen und hinter dem Rücken die Daumen zusammen und hüllen ihn in ein großes Netz. Alsdann tragen sie ihn zu dem Grabe, das inzwischen gegen ½ km vom Lager an einer sandigen Stelle ausgeworfen worden ist, und legen ihn neben der Öffnung desselben ausgestreckt auf den Boden. Jetzt beginnt ein sehr wichtiger Akt, nämlich die Ausfindigmachung des vermeintlichen Mörders. Während der größte Teil des Gefolges ringsum auf dem Boden Platz nimmt, knien ein paar Männer nieder und heben die Leiche mit Hilfe anderer auf ihren Kopf, und ein Mann, gewöhnlich einer der Hauptleidtragenden, tritt, mit zwei Stäben ein klapperndes Geräusch machend, an ihr Kopfende und fordert sie auf, den anzugeben, welcher den Mord begangen hat. Ist die Aufforderung mehrere Male wiederholt worden, so nennen die Herumsitzenden in der Regel irgend einen erfundenen Namen; zuweilen soll es aber vorkommen, daß sie eine mißliebige Person der Tat bezichtigen. Unter dem Wehklagen aller wird nun die Leiche sogleich ins Grab gelegt. Hatte sie einen zauberkräftigen Knochen (*mokku*) bei sich, so wird dieser vorher in einem kleinen „Backofen“ aus Lehm verbrannt. Gleich nach der Grablegung steigt ein Mann

¹⁾ „Aus allen Weltteilen.“ Jahrg. I, S. 152.

²⁾ Th. Worsnop, The Prehistoric Arts, Manufactures, Works, Weapons, etc. of the Aborigines of Australia. Pag. 62.

zu ihr hinab, schneidet aus ihrem Körper ein wenig Fett und reicht dies verschiedenen der Anwesenden zum Verspeisen. Genau Angaben über die Personen, welche mit dem Fette bedacht werden, macht S. Gason mit folgenden Worten: „The order in which they partake of their dead relatives is this: — The mother eats of her children; the children eat of their mother. Brothers-in-law and sisters-in-law eat of each other. Uncles, aunts, nephews, nieces, grandchildren, grandfathers, and grandmothers eat of each other. But the father does not eat of his offspring, or the offspring of the sire.“¹⁾ Nach der Ausübung dieses seltsamen Brauches wird das Grab mit feinen Zweigen und Erde geschlossen und über demselben ein länglicher Hügel aufgeworfen, der zum Schutze gegen Dingo stets eine Decke aus Buschwerk und Knüppeln bekommt.

Das Grab befindet sich stets in der Nord-Süd-Richtung. Damit der Leser eine gute Vorstellung von der Beschaffenheit desselben gewinnt, schalte ich hier zwei Tagebuchnotizen über die Öffnung von Diärigrabern ein.

„Kilalpanina, 17. Juli 1900. — Am Morgen ließen Herr X. und ich auf einer der benachbarten Dünen das Skelett eines Eingeborenen ausgraben. Es befinden sich dort mehrere Gräber, aber nur das einer Frau ist durch einen kleinen Hügel, auf dem einige morsche Knüppel parallel nebeneinander liegen, kenntlich. Leider durften wir dieses Grab, das jünger als die übrigen sein soll, nicht öffnen, da noch Verwandte der Toten auf der Station wohnen. Die Eingeborenen hatten uns nur die Erlaubnis gegeben, das Grab eines Mannes zu öffnen, der vor fünfzehn bis zwanzig Jahren gestorben ist, und dessen Angehörige diese Gegend verlassen haben. Nach langem Suchen stießen wir schließlich in einer Tiefe von fünf Fuß neben dem Grabe der Frau auf ein Skelett. Es lag in einer Schicht von halbverfaulten Zweigen von *Hakea leucoptera* — die Früchte waren noch gut erhalten — und zwar so, daß der Schädel nach Süden gerichtet war. Dem Anschein nach hatte die Leiche auf der linken Seite geruht, und die Beine waren schwach gekrümmt gewesen.“

„Kilalpanina, 1. Aug. 1900. — Mit Hilfe einiger Eingeborenen öffnete ich das Grab eines Diäri, der vor etwa fünfzehn Jahren von Stammesgenossen erschlagen worden sein soll. Es befand sich am anderen Ufer des Sees, an einer sandigen Stelle. Zuerst mußten wir eine dichte Lage Knüppel entfernen, die das Grab in der Längsrichtung deckten, dann stießen wir auf eine Schicht dünner Knüppel und feinen Buschwerkes und schließlich mußten wir eine fünf Fuß mächtige Sandschicht entfernen, um zum Skelette zu gelangen. Auf diesem lag eine etwa 10 cm dicke Decke aus vertorften Blättern und Zweigen von *Akazien* (Büsche der betreffenden Arten befinden sich überall auf dem Platze). Mit Hilfe eines Kompasses konnte ich genau feststellen, daß das Grab sich in der Nord-Süd-Richtung befunden hatte. Aus der Lage des Skelettes ging hervor, daß man den Leichnam so in halber linker Seitenlage gebettet hatte, daß der Kopf nach Süden gerichtet war, und die Beine im Hüft- und Kniegelenke eine schwache Krümmung aufwiesen.“

Das Zusammenbinden der Zehen und der Daumen, und das Einhüllen des Körpers in ein Netz geschieht nach der Angabe der Eingeborenen, damit die Toten nicht das Grab verlassen, und den Lebenden Schaden zufügen. Auffallend ist, daß eine ähnliche Sitte auf Inseln der Torres Straße vorkommt: bevor man dort den Toten ins Grab senkt, bindet man die großen Zehen fest zusammen und wickelt den Körper in eine Matte.

Was die an Menschenfresserei erinnernde Sitte anbelangt, so glauben die Eingeborenen, wie uns S. Gason²⁾ berichtet, daß der Schmerz um den Verlust eines Angehörigen bedeutend nachlasse, wenn etwas von diesem Fett genossen werde.

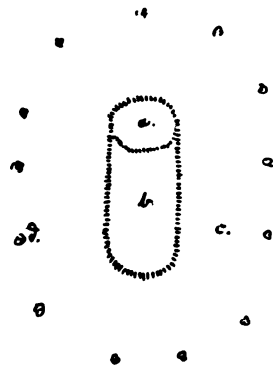
¹⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*. Vol. I, pag. 120.

²⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*. Vol. I, pag. 120.

In Brough Smith's Werk, Die Eingeborenen Victorias, ist ein Bericht von Senior Constable James über die Bestattungsweise der Diäri enthalten. Nach ihm wird das Grab nicht mit Erde, sondern ganz mit Buschwerk gefüllt. Der Wortlaut der betreffenden Stelle ist folgender: „ . . . then getting out of the grave, aided those present in bringing and laying lengthwise on the body a large quantity of dead wood, filling up the grave, and piling it above to the height of about four feet and around the ends and sides of the grave, forming thus a pile of about twelve feet in diameter, being round on the top. They said that wood was used instead of earth to prevent Kintala (native dog or dingo) from scratching into the grave and eating the body.“¹⁾ Als ich mich auf der Missionsstation Kilalpanina aufhielt, behauptete Missionar Wettengel mir gegenüber das Gleiche, ohne Kenntnis von James' Angaben zu haben. Mir sind gegen fünfzehn Gräber im Lande der Diäri zu Gesicht gekommen. Alle hatten aber dem Aussehen nach die gleiche Beschaffenheit wie das Grab, von dem die zweite Tagebuchnotiz handelt. Übrigens stimmen auch diesbezügliche Angaben, die ich Zöglingen der Missionare verdanke, mit meinem Befund überein. Ferner sagt Gason in dem genannten Bericht: „The grave is covered in with earth . . .“ Mir liegt fern, behaupten zu wollen, die beiden Herren hätten sich geirrt. Ich möchte aber den Leser darauf aufmerksam machen, daß ein Irrtum in dieser Hinsicht leicht entstehen kann. In der zweiten Tagebuchnotiz ist gesagt, daß auf dem Gerippe eine gegen 10 cm dicke Schicht vertorfter Blätter und Zweige gelagert habe. Ich bin überzeugt, daß, als man die Leiche mit Zweigen bedeckt hatte, diese, lose aufeinander liegend, die ganze Höhlung ausgefüllt haben; denn sonst wäre nach etwa fünfzehn Jahren nicht so viel von ihnen übrig geblieben. Nähme ein Fremder an einer Beerdigung teil, entfernte er sich aber sobald das Grab mit Zweigen angefüllt wäre, so könnte er, wenn er später dasselbe mit Buschwerk und Knüppeln belegt sähe, leicht auf die Vermutung kommen, Erde wäre überhaupt nicht zur Füllung desselben benutzt worden. Schlösse man ein Grab nur mit Zweigen, so würden die häufigen Stürme in ein bis zwei Jahren sämtliche Zwischenräume desselben mit Sand und Staub ausfüllen. Dieser Vorgang kann sich aber nicht an den beiden von mir geöffneten Gräbern abgespielt haben, da die mehrere Fuß mächtige Sandschicht, welche auf den Gerippen lag, keine Reste von Holz und Blättern enthielt.

In den beiden Gräbern fand ich keine Beigaben. Dagegen lagen auf einigen Gräbern unfern der Missionsstation halbvermoderte Männer- und Frauenkleider; auf dem einen derselben nahm ich auch ein aus Binsen geflochtenes Fischnetz wahr.

Gegen 200 km nordwestlich vom Lake Eyre, in dem Talkessel, wo sich die Dalhousie-Quellen befinden, stieß ich auf zwei Artinta-Gräber, deren Äußeres sich wesentlich von dem der eben beschriebenen Gräber unterschied. Es deckten sie je zwei miteinander verbundene Hügel. Der eine derselben, welcher eine Höhe von 0,5 m und eine Länge von 1 m besaß, hatte die Gestalt unserer Grabhügel, der andere, welcher ein wenig höher war, bildete einen Kegel. Wahrscheinlich war die Leiche in ausgestreckter Lage begraben worden, und der kegelförmige Hügel bezeichnete die Stelle, wo sich der Schädel befand. Die Gräber umgaben kleine Haufen beblätterter Zweige in einem Abstände von 1,5 m und die ganze Stätte war sorgfältig geebnet und von Steinen und losem Sand gereinigt (s. nebenstehende Skizze).



a. und b. Grabhügel,
c. gefogter Platz,
d. Haufen beblätterter Zweige.

¹⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 118 u. 119.

Die Arünta, Lurritji, Süd-Kaititje und einige andere zentrale Stämme bestatten ihre Toten in engen röhrenförmigen Gruben, wobei sie ihnen ungefähr die hockende Stellung geben, in der die Eingeborenen oft am Lagerfeuer gesehen werden. In den Mac Donnell Ranges stieß ich auf ein Grab, welches durch einen Erdsturz geöffnet worden war, und ich konnte unschwer feststellen, daß die Kniee sich in der Nähe des Kinnes befunden hatten, und die Arme im Ellbogengelenk stark gekrümmt und an die Brust gedrückt gewesen waren. Ferner fand ich an Barrow's Creek das Grab eines zehn- bis zwölfjährigen Kindes auf, aus dem ein Dingo den Schädel gekratzt hatte. Die Stellung der Halswirbelsäule und der oberen Rippen ließ deutlich erkennen, daß der Rumpf aufrecht im Sande steckte. Die Grube mußte übrigens eine geringe Tiefe besessen haben, da die Schlüsselbeine keinen halben Meter von der Oberfläche des Bodens entfernt waren. Den Scheitel hatte eine Lage feiner Gummibaumzweige bedeckt gehabt. Über dem Grabe werfen die Eingeborenen einen kleinen Hügel auf, der sich von unserm Grabhügel nur durch eine geringere Länge unterscheidet. Die Beerdigung findet gleich nach Eintritt des Todes statt: zuweilen sollen die Leichen schon zur letzten Ruhestätte getragen werden, bevor die Lebenswärme völlig entwichen ist. In den ersten Wochen wird, wenn ich nicht irre, die Umgebung des Grabes sorgfältig mit stark beblätterten Zweigen gefegt. Nebenbei mag erwähnt werden, daß mir ein Polizist, der gut über die Sitten und Gewohnheiten der Arünta unterrichtet ist, erzählte, die Männer in der Gegend der Krichauff Range pflegten einen grünen Zweig auf die frischen Gräber zu legen, wenn sie auf der Wanderung an denselben vorüberkämen.

Die eigentümliche, ich möchte sagen zusammengedrückte Stellung erhält die Leiche wohl deshalb, weil der Boden an vielen Stellen mit Schotter durchsetzt ist oder aus Löß oder Lehm besteht, die Eisenoxydhydrat gehärtet hat, so daß das Graben mit den primitiven Werkzeugen, Mulde und Grabstock, nicht selten ziemlich viel Mühe macht. Daß das Grab mit einem Hügel bedeckt wird, geschieht wohl nicht, um den Toten am Umherschweifen zu hindern, sondern um ihn mit dem zur Hand liegenden lockeren Erdreich ein wenig besser vor der Bloßlegung durch Tiere oder den Wind zu schützen, und um Vorbeugungsmaßregel gegen die Bildung einer trichterförmigen Senkung zu treffen.

Manche Horden der zentralen, sowie der östlich vom Lake Eyre wohnenden Stämme pflegen ihre Toten an bestimmten, von altersher benutzten Plätzen zu begraben. Solche Begräbnisplätze enthalten aber in der Regel nicht viel, was auf ihre Bestimmung hindeutet, da der Grabhügel noch schneller durch Wind und Wetter abgetragen wird, als die Erinnerung an den Toten erlischt, der unter ihm ruht.

Ich habe Lurritji, West-Arünta und Kaititje gefragt, ob es in ihrer Heimat Sitte sei, mit den Leichen irgend welche Gegenstände zu begraben. Alle gaben mir zur Antwort, daß ihnen hierüber nichts bekannt sei. Nach der Angabe von Spencer und Gillen¹⁾ erhalten bei den Arünta Männer, die zu einer bestimmten Gruppe („Udnirringita people“) gehören, Grabbeigaben in Gestalt kleiner runder Zaubersteine. Auch berichten sie, daß es ihnen zu Ohren gekommen sei, im Lande der Ost-Arünta würde zu der männlichen Leiche zuweilen eine kleine Mulde ins Grab gestellt.

Die zwischen der Crawford Range und dem Roper River wohnenden Eingeborenen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, bestatten die Toten auf zweierlei Weise. Die im hohen Greisenalter verstorbenen Männer und Frauen setzen sie in röhrenförmigen Gruben bei. Für die Leichen der anderen Personen stellen sie eine Ruhestätte im Geäst von Bäumen her. Später sammeln sie die Überreste dieser letzteren und scharren sie ein. Hiermit scheinen sie sich aber

¹⁾ Spencer and Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*. Pag. 497 et 498.

nicht zu beeilen, da unter manchen der Bäume völlig gebleichte und halbmorsche Knochen liegen.

Die Leichen, welche auf Bäumen beigesetzt sind, gehen infolge der großen Trockenheit der Luft nicht immer in eine vollständige Verwesung über. Einige von ihnen erhalten im Laufe der Zeit ganz das Aussehen einer gut erhaltenen ägyptischen Mumie. Die Eintrocknung erstreckt sich aber nie auf das Eingeweide. Die Leichen verbreiten daher in den ersten Wochen einen schier unerträglichen Gestank, und eine schwarzbraune jauchenartige Flüssigkeit tropft dann beständig auf den Boden.

Was die Ruhestätte selbst anbetrifft, so ist sie in der Regel in den größeren Bäumen des Scrub, in einer Höhe von 3—4 Meter vom Erdboden angebracht und besteht aus einer kleinen Zahl dicker Knüppel, die mehr oder minder gleichgerichtet und wagrecht auf Ästen des Baumes ruhen und als Träger dienen, aus einem länglichen Haufen Buschwerk, der die Unterlage und die Decke bildet, und aus einigen Holzstücken oder Knüppeln, die durch ihre Schwere verhindern sollen, daß der Wind die Leiche bloßlegt (Taf. XI, Abbild. 1 u. 2).

Wie Mac Douall Stuart, so sah auch ich in der Ashburton Range eine mit Rinde (paperbark) bedeckte Pitji, die die Leiche eines Kindes enthielt und in dem Astwerk eines Baumes stand. Auf der Rindendecke lagen einige mehr als faustgroße Steine, die dem Ganzen einen guten Halt verleihen sollten. Die Pitji dient also bei den Tjingale nicht nur als Wassergefäß und „Wiege“, sondern auch als Kindersarg.

Einen sehr interessanten Platz für Baumbestattung sah ich im Lande der Waramunga. Er liegt an Tennant's Creek, gegen 5 Miles von der Mac Douall Range. Das Gelände ist hügelig und mit einem ganz lichten Scrub bedeckt, den der Hauptsache nach niedrige, baumförmige Eucalypten zusammensetzen.

Damit der Leser eine gute Vorstellung von der Beschaffenheit der auf Bäumen angebrachten Ruhestätten für Tote gewinnt, gebe ich hier im Wortlaut das wieder, was ich über diesen Bestattungsplatz in mein Tagebuch geschrieben habe.

„Lager an Tennant's Creek, 5. April 1897. — Am Morgen gelangte ich zu einem kleinen Gummibaume, auf welchem ein Toter gebettet ist. Das Gebilde, welches diesen birgt, gleicht dem Horste eines gewaltigen Raubvogels. Es ist etwa 2 m vom Erdboden entfernt und besteht der Hauptsache nach aus Gummibaum- und Akazienzweigen. Als Unterlage dienen eine Anzahl wagrecht gelegter Stäbe, und das Ganze ist mit einigen dicken Knüppeln beschwert. Von menschlichen Resten konnte ich nichts wahrnehmen. Dunkle Streifen am Stamme und an Ästen deuten aber darauf hin, daß eine bräunliche Flüssigkeit von einer in Zersetzung begriffenen Leiche herabgetropft ist.“

„Lager an Tennant's Creek, 7. April 1897. — . . . Eine halbe Stunde von meinem Lagerplatze ist auf einem Baume ein Hund beigesetzt. Die Leiche oder, besser gesagt, das Gerippe steckt in einem Buschhaufen. Einige kleine Knochen liegen am Boden, und der Schädel ist von den Blättern und Zweigen entblößt.“

„Lager an Tennant's Creek, 8. April 1897. — . . . Unterwegs stieß ich auf ein Versteck für Werkzeuge, Geräte, Schmucksachen usw. und auf die Beisetzungsstätte eines Eingeborenen. Beide sind aus Zweigen hergestellt und befinden sich in einem Baume. Die Beisetzungsstätte gleicht ganz der, welche ich auf einer der vorhergehenden Seiten beschrieben habe, und ist gegen 3 m vom Boden entfernt. Den Schädel hat der Wind bloßgelegt. Das eine Bein und das Gesäß sind ebenfalls sichtbar; beide umschließt eine dunkle, rissige und völlig eingetrocknete Haut. Unter dem Baume fand ich zwei Vorderarmknochen, die am proximalen Ende eine spongiöse Wucherung aufweisen.“

„Lager an Tennant's Creek, 9. April 1897. — Bevor ich am Abend zum Lagerplatze zurückkehrte, ritt ich in der Entfernung von 1½ km um denselben

herum. Ich kam dabei an acht Beisetzungsstätten vorüber, die auf Bäumen angebracht sind. Sechs enthalten die Reste von Menschen und die anderen die von Hunden. Aus einem der Buschhaufen ragen zwei mumienartig eingetrocknete menschliche Füße hervor. Eine Leiche, die der Wind ihrer Decke beraubt hat, und deren Baum leicht zu besteigen ist, habe ich mir genau angesehen. Sie ist die einer jungen Lubra. Der Körper liegt auf dem Rücken mit ausgestreckten Armen und Beinen. Die Weichteile des Rumpfes und der Gliedmaßen sind völlig eingetrocknet und gleichen ganz denen einer Mumie; nur der Schädel ist von der Haut und der Muskulatur entblößt. Der Unterkiefer fehlt. Vögel haben die Beine angefressen und in die linke Brustseite ein großes Loch gehackt. Unter einer Beisetzungsstätte, die sich durch geringe Größe auszeichnet und höchst wahrscheinlich die Reste eines Kindes enthält, ist der Boden geebnet und von Steinen, Zweigen usw. gereinigt. Am Fuße des Baumes und an einigen anderen Stellen befinden sich Feuerstellen mit Asche und angebrannten Holzstücken.“

Jetzt noch einige Worte über die Erdbestattung der Reste dieser Leichen, die auf Bäumen verwest sind. Während ihres Aufenthaltes auf der Telegraphenstation an Tennant's Creek sind Spencer und Gillen zugegen gewesen, als Waramunga die Knochen einer Lubra von einem Baume geholt und begraben haben. Den Vorgang schildern sie uns mit folgenden Worten: „ . . . The tree was about a mile and a half away from the camp, and on reaching the spot the Tjambin cut a bark dish from a gum-tree close by and then climbed up on to the platform. With the aid of a stick, so as to avoid actually touching the bones, he raked them all out on to the ground underneath and then clambered down. First of all one of the arm-bones (radius) was placed by itself on some paper bark and put on one side. The rest of the bones were raked into the bark dish by means again of sticks, as they must not be handled. Then with a few smart blows of a tomahawk the skull was smashed to bits by the Tjambin man — that is, the tribal son, while the two Thapungarti men stood by watching silently. When this was over the former carried the dish with its contents to an ant-hill two or three hundred yards away. Here one of the Thapungarti men took hold of the dish and, breaking off the top of the mound, slid the bones down into a hollow cavity in the centre, put the dish above them, and then replaced the top of the ant hill . . . “¹⁾

Zwischen dem Roper River und der Nordküste werden die hochbetagten Leute nach ihrem Ableben begraben; die Leichen der übrigen Erwachsenen beiderlei Geschlechts finden ihre Ruhestätte auf Bäumen. In betreff der Kinder hingegen ist die Bestattungsweise nicht überall gleich der im nördlichen Teile des Binnenlandes; denn bei einigen Stämmen werden viele derselben zur Erde bestattet, wie die im hohen Greisenalter Verstorbenen. Daß auch ein gut Teil aller Säuglinge verzehrt wird, ist bereits in einem der vorhergehenden Kapitel gesagt worden.

In diesem nördlichsten Teile der Kolonie sind mir keine Gräber und nur zwei der auf Bäumen angebrachten Beisetzungsstätten zu Gesicht gekommen, trotzdem ich manche Gebiete nach allen Richtungen hin zu Pferde und zu Fuß durchstreift habe. Ich schreibe dies dem Umstande zu, daß fast das ganze Land mit Wald bedeckt ist. In betreff näherer Angaben muß ich mich also auf die Wiedergabe von Aussagen beschränken, die mir Eingeborene gemacht haben.

Die beiden genannten Beisetzungsstätten unterscheiden sich von denen der Waramunga und anderer binnenländischen Stämme hauptsächlich dadurch, daß sie zum großen Teil aus Rinde von *Melaleuca leucadendron* (paper-bark) hergestellt waren. Die eine muß eine in Zersetzung begriffene Leiche enthalten

¹⁾ Spencer and Gillen, *The Northern Tribes of Central Australia*. Pag. 531 et 532.

haben, wie aus dem kleinen Erlebnis hervorgeht, das ich hier mit wenigen Worten erzählen will.

Auf meinem Ritt nach der Missionsstation am Daly River gelangte ich eines Tages nach Anbruch der Dunkelheit zu einem Fließchen. Da dessen Ufergelände meinen Pferden eine gute Weide boten, und es überdies zu regnen begann, so sattelte ich ab und schlug mein Lager in aller Eile unter dem nächsten Baume auf, der das dichteste Gezweig und Laubwerk zu haben schien; denn ein Zelt, unter dem ich Schutz vor dem Regen hätte suchen können, stand mir nicht zur Verfügung. Als ich am nächsten Morgen erwachte, nahm ich einen durchdringenden Aasgeruch wahr, und als ich dann über mir im Astwerk ein Gebilde stecken sah, das einem riesigen Bündel glich, wußte ich, daß ich die Nacht unter der Ruhestätte eines Toten verbracht hatte. Zu meinem Leidwesen befanden sich in meiner Decke mehrere große Flecke, die von einer bräunlichen, stinkenden Flüssigkeit herrührten, welche von oben herabgetröpfelt war.

Wohl bei allen Stämmen wickelt man die Leichen vor der Beisetzung in große Rindenstreifen vom Sandelholzbaum (*Melaleuca leucadendron*).

Die Erdbestattung scheint nicht überall auf die gleiche Weise zu erfolgen. Bei den Malack-Malack, Pongo-Pongo und anderen Stämmen am Unterlaufe des Daly River wird die Leiche so in ein enges, schachtförmiges Grab gesetzt, daß die Kniee sich in der Nähe des Kinnes befinden. Die Wulwanga sollen die Toten auf den Rücken ins Grab legen und sie mit großen Rindenstücken und einer Lage Knüppel bedecken, bevor sie Erde auf sie häufen. Wie mir ein recht zuverlässiger Mann dieses Stammes mitteilte, pflegten seine Landsleute die Leichen hochbetagter Personen dort in hohlen Bäumen beizusetzen, wo der Boden so felsig ist, daß er das Graben einer Grube nicht gestattet.

Die auf Bäumen beigesetzten Leichen werden wohl in allen Fällen ausgestreckt in ihrer Hülle ruhen, wie die im Lande der Waramunga, Tjingale usw. Nach der Angabe, die ich einem Wulwanga verdanke, legten seine Stammesgenossen sie so in das Geäst, daß das Gesicht nach Osten gerichtet sei.

Bei den Wulna und Wulwanga sah ich hin und wieder rot angestrichene Menschenknochen in den Tragkörben der Lubra. Wie man mir mitteilte, würden dieselben später beigesetzt. Der Anstrich diene lediglich zur Beseitigung des Gestankes. Ob diese Knochen von Leichen stammten, die auf Bäumen oder im Erdboden verwest waren, vermag ich nicht zu sagen. An diesbezüglichen Erkundigungen habe ich es nicht fehlen lassen, wie ich aber erst jetzt zu meinem Bedauern aus meinen Aufzeichnungen ersehe, widersprechen sich die Angaben, welche mir gemacht worden sind. Beiläufig gesagt, scheinen diese Reste toter Angehöriger, Freunde oder Bekannter in den Herzen der Weiber weder schmerzliche Erinnerungen noch trübe Todesgedanken wach zu rufen; denn wenn ich sie mir besah, pflegten sich alle Weiber, welche zugegen waren, vor Lachen zu schütteln.

Stirbt ein Larakia, Wulna oder Wulwanga auf fremdem Stammesgebiet, so begraben ihn die Genossen an Ort und Stelle; die Gebeine holen sie aber später nach der Heimat.

Auf der Missionsstation am Daly River hörte ich, bei den Malack-Malack, Pongo-Pongo und anderen Stämmen am Unterlaufe des Daly River käme als dritte Bestattungsform die Feuerbestattung vor.

Die Wulna sollen mit den Leichen alter Leute einen „bemalten Stock“ begraben. Weiter ist mir über Grabgeschenke nichts zu Ohren gekommen.

Sehr wahrscheinlich werden bei vielen Stämmen nicht allein Leichen von Kindern, sondern auch von Erwachsenen zum Teil oder ganz verzehrt. In einem späteren Kapitel über den Kindesmord, die Menschenfresserei und das Menschenopfer komme ich hierauf noch zurück.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß mir eine Lubra vom Victoria River erzählte, am Unterlaufe dieses Flusses äße man die Leichen aller Leute;

die Knochen wickle man in paperbark und stecke sie in das Geäst von Bäumen.

Über die Bestattungsweisen der Eingeborenen zwischen dem 134. Längengrade und dem südwestlichen Gestade des Golfes von Carpentaria berichten uns Spencer und Gillen nachstehendes¹⁾.

Die im Osten der Tjingale wohnenden Umbaia begräben sämtliche Tote, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Grunde, weil ein großer Teil ihres Landes völlig baumlos sei.

Die Gnanji, welche ebenfalls im Osten der Tjingale ihre Heimat haben, verfahren im großen und ganzen wie viele andere Stämme des nördlichen Binnenlandes. Die Leichen hochbetagter Leute bestatteten sie zur Erde. Die der übrigen Erwachsenen setzten sie auf Bäumen bei, und die Knochen begräben sie später.

Die Binbinga, Anula, Mara, Allaura, Willingara und Karawa, deren Gebiete zwischen dem Oberlaufe des Birdum Creek und dem Golfe von Carpentaria gelegen sind, hätten im wesentlichen gleiche Bestattungsbräuche. Die Toten machten sie in Erdgruben mit Hilfe heißer Steine gar und verzehrten hierauf ihr Fleisch. Die Knochen wickelten sie in paperbark und steckten dieselben nach Veranstaltung einer Reihe seltsamer Zeremonien in einen „log-coffin“. Dieser würde alsdann in dem Gezweig eines Astes beigesetzt, der über ein Wasserloch hänge.

Unter dem „log-coffin“ haben wir wohl der beigegebenen Photographie nach ein hohles Aststück von mäßigem Umfang zu verstehen. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß sich im Adelaidenaturhistorischen Museum ein als Sarg bezeichneter ausgehöhlter Baumstamm befindet, der, wenn ich nicht irre, aus der Nähe des Golfes von Carpentaria stammen soll.

Sitte und Herkommen verlangen nicht nur vom Kulturmenschen, sondern auch vom australischen Wilden, daß die Trauer über den Tod eines Angehörigen auf bestimmte Weise geäußert werde. Die Anforderungen, die in dieser Hinsicht mit Unerbittlichkeit an unsern Australier gestellt werden, zeigen uns zur Genüge, wie gering die persönliche Freiheit desselben in mancher Beziehung ist.

Die Trauerbräuche sind gar mannigfaltig und haben der Hauptsache nach überall das gleiche Gepräge.

Wie schon in einem der vorhergehenden Kapitel gesagt ist, bestehen einige derselben darin, daß dem eigenen Körper oder dem anderer Personen in bestimmter Weise und an bestimmten Stellen Verletzungen beigebracht werden. Die meisten Sitten und Bräuche, die wir in allen Erdteilen vorfinden, mögen die betreffenden Völker auf einer hohen oder niedrigen Kulturstufe stehen, befördern das Gemeinwohl. Diese blutigen Trauerbräuche müssen uns aber auf den Gedanken bringen, daß sie gerade das Gegenteil bewirkten, wenn wir nicht annehmen, sie dienten vornehmlich dazu, das Leben Erwachsener vor Angehörigen der Familie zu schützen. Dieser Annahme nach hätte z. B. ein „blackfellow“ so leicht nicht zu befürchten, von einer treulosen Gattin aus dem Wege geräumt zu werden, da diese sich stets daran erinnern wird, welch hartes Los ihr bevorsteht, wenn ihr Ehemann das Zeitliche segnet.

Ein pflichtgemäßes Bejammern des Toten erfolgt bei allen Stämmen. Es hebt an, wenn der Sterbende den letzten Atemzug getan hat, und es kommt ganz oder vorläufig zum Abschluß, wenn die Leiche beigesetzt ist. Daß das plärrende Geschrei und das sinnlose leidenschaftliche Toben durchaus nicht immer eine Äußerung wahren seelischen Schmerzes ist, habe ich mehr als einmal beobachten können. Ich bin zu Lagerplätzen gekommen, wo alle Anwesende in tiefe Trauer versenkt zu sein schienen und von Zeit zu Zeit in lautes Klagen ausbrachen. Ließ ich mich mit ihnen in Handelsgeschäfte ein, so fielen die meisten sofort aus der Rolle: Weiber und auch Männer, die ich eben noch

¹⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 545 et seq.

ihrem Gebahren nach zu den Hauptleidtragenden gezählt hatte, begannen mit völlig veränderter Miene und in fröhlicher Stimmung sich mit mir zu unterhalten.

Das Abschneiden des Haares gilt in den meisten Landesteilen als eine Kundgebung der Trauer. Bei vielen der in Frage kommenden Stämme ist es nur das weibliche Geschlecht, das diese Sitte zu beobachten hat.

Eine Trauertracht ist allen Stämmen eigentümlich. Der Hauptsache nach besteht sie in einem farbigen Anstrich. Im ganzen Binnenland bildet nur Weiß die Trauerfarbe. In den Küstengebieten findet auch Schwarz Verwendung. Daß weiß gewählt worden ist, darf uns nicht wundernehmen. Wie wir wissen, stehen dem Südaustralier nur rote, gelbe, weiße und schwarze Farbstoffe zur Verfügung. Als Trauerfarbe pflegt der Mensch aus naheliegenden Gründen eine „kalte“ Farbe zu verwenden. In unserm Falle mußte also die Wahl auf Weiß fallen, da Schwarz sich nicht in genügender Weise von der dunklen Haut abheben würde. Es ist behauptet worden, die als Zeichen der Trauer dienende Bemalung habe den Zweck, den Leidtragenden unkenntlich zu machen, damit er vor den Nachstellungen des Toten geschützt sei, wenn dieser aus irgend einem Grunde ihm Böses zufügen wolle. Wie mich dünkt, liegt ein derartiger Gedanke der Entstehung der Sitte bei unserm Australier nicht zugrunde.

So viel ich weiß, vermeidet man überall, den Namen einer nahestehenden Person nach deren Tode auszusprechen, weil man glaubt, Tote wünschten, nicht genannt zu werden.

Bei vielen, wenn nicht bei allen Stämmen des Binnenlandes, ist es Sitte, die Hütte niederzubrennen, in der eine Person gestorben ist; auch pflegt bei einem Todesfalle das Lager verlegt zu werden. In der südlichen Hälfte dieses Gebietes geht überdies aller Wahrscheinlichkeit nach ein gut Teil der Habseligkeiten des Toten nicht in den Besitz anderer über. Ich schließe dies aus eigenen Beobachtungen und aus Angaben von Weißen und Eingeborenen. Wie schon angeführt, sah ich unweit der Missionsstation Kilalpanina auf Diärigrabern halbvermoderte Männer- und Frauenkleider, sowie die Reste eines Fischnetzes. Ferner teilten mir Weiße mit, vor vielen Jahren sei es unter den Eingeborenen in der Gegend von Coward Springs Sitte gewesen, bei einem Todesfalle das Lager sofort zu verlegen und das Eigentum des Toten zurückzulassen; Buschleute, die „hard up“ gewesen seien, hätten auf solchen verlassenen Plätzen zuweilen nach Pfeifen gesucht. Ähnliches hörte ich von Eingeborenen in betreff anderer Stämme. — Um nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich ausdrücklich, daß ich das Niederbrennen der Hütte und das Verlassen des Lagerplatzes nicht für eine Kundgebung der Trauer halte. Ich führe diesen Brauch hier nur an, weil er mir in einem sehr nahen Zusammenhange mit den eigentlichen Trauerbräuchen zu stehen scheint.

Wie sind diese Trauerbräuche entstanden?

Die Entstehung der meisten müssen wir wohl auf halb unwillkürliche und halb unbewußte Gefühlsäußerungen zurückführen, die durch übermäßigen Seelenschmerz hervorgerufen werden. Wer ist nicht schon Zeuge gewesen, als geistig ganz gesunde Menschen durch den Verlust einer teuren Person oder eines wertvollen Sachgutes in eine Art Raserei gerieten, in der sie sich die Haare raufen, den Kopf mit den Fäusten bearbeiten und selbst in das eigene Fleisch bissen? Wem ist es ferner nicht bekannt, daß tiefes Leid dem Menschen nicht allein die Freude am Schmuck vergällt, sondern geradezu das Bestreben wachruft, das Äußere möglichst in Einklang mit dem Inneren zu bringen? Auch weiß wohl jeder, daß der Mensch nicht gern allein in „Sack und Asche“ trauert: hat ihn ein Schicksalsschlag schwer getroffen, so lassen Selbstsucht und Neid nur allzu oft in seinem Herzen den Wunsch entstehen, andere möchten den Kummer und das Leid mit ihm teilen. Daß solche sich stets wiederholende Gefühlsäußerungen in Sitte und Herkommen übergegangen sind, die mit Unerbittlichkeit selbst den

Gleichmütigsten und Gleichgültigsten zu tollen, sinnlosen Handlungen zwingen, ist ja im Wesen aller primitiven Völker begründet.

Auch Furcht und Schrecken haben einen großen Anteil an der Entstehung mancher dieser Bräuche gehabt.

Zwischen Victoria und dem Spencer Golf sind unter den wenigen Eingeborenen, die ihre Heimat noch als freie Leute durchschweiften, die alt-hergebrachten Trauerbräuche fast ganz in Vergessenheit geraten. Nach Mitteilungen, die ich Narryngeri vom Nordwestufer des Lake Alexandrina verdanke, versetzte ein Trauerfall die ganze Horde in die größte Aufregung. Die Verwandten der toten Person stimmten ein lautes Klagegeheul an und brachten sich mit scharfen Steinsplintern oder Grabstöcken so viele Verletzungen bei, daß sie schließlich im wahren Sinne des Wortes von Blut triefen. Überdies opferten sie ihr Haar und bemalten sich mit weißer oder schwarzer Farbe. Die Frauen leisteten in der Bezeigung ihrer Trauer noch ein wenig, oder besser gesagt, viel mehr, denn sie beschmierten ihren Kopf dick mit Menschenkot.

Über die Trauerbemalung sind mir nähere Angaben nicht gemacht worden. Vielleicht galt von ihr das was Wilhelmi¹⁾ über sie in bezug auf die Weiber der „Port Lincoln-Eingeborenen“ sagt, nämlich, daß diese Weiber beim Tode eines Blutsverwandten mit weißer Farbe die Stirn bestrichen und um die Augen einen Kreis und in der Magengegend einen senkrechten Strich anbrachten, daß sie aber statt eines weißen Farbstoffes einen schwarzen verwandten, wenn es sich um „verschwärgerte Verwandte“ handelte.

Die nördlichen Nachbarn dieser Stämme werden wohl ähnliche Trauerbräuche gehabt haben. Von Eingeborenen und Weißen vermochte ich nur in Erfahrung zu bringen, daß die Lubra anlässlich eines Todesfalles in der Familie Gesicht und Brust weiß anstrichen und den behaarten Teil des Kopfes dick mit einem Kalk- oder Gipsbrei beschmierten. Das Adelaides naturhistorische Museum besitzt einige mehrere Zentimeter dicke napfförmige Gebilde, die aus Kalk bestehen, in welchem dunkle Haare stecken. Der Etiquette zufolge stammen dieselben vom Unterlaufe des Murray und wurden von Lubra anlässlich eines Todesfalles auf dem Kopfe getragen. Th. Worsnop sagt folgendes über die Kalknäpfe dieser Art: „ On the banks of the Murray river the female relatives plaster the head of the widow almost daily with this kind of clay for three months after the death of her mate, and in time the covering assumes, by these daily additions, the form of a round helmet. When the days of mourning are over this covering is removed by cutting the hair close to the head, when it comes off in one hard and compact mass; it is then placed on the grave, which has been sheltered from the weather by the erection of a kind of hut of boughs so closely interwoven together as to be almost impervious to the weather.“²⁾

Auf ähnliche Weise, wie die Eingeborenen zwischen Victoria und dem Spencer Golf, bezeugen die Stämme im Osten des Lake Eyre ihre Trauer. Auch hier müssen Tränen und Blut fließen, sobald ein Mensch die ewige Ruhe gefunden hat. Zum Zeichen der Trauer sengen beide Geschlechter das Haar ab (die Männer auch den Bart) und beschmieren den Kopf mit einem Brei aus Kalk oder Asche. Daß die Männer gezwungen sind, sich beim Tode bestimmter Angehörigen eine tiefe Wunde im Oberschenkel beizubringen, ist in dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen angeführt. Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß sich alle Leute, die bei der Grablegung von dem Fett der Leiche gegessen haben, mit roter Farbe³⁾ einen Kreis um den Mund malen.

¹⁾ Aus allen Weltteilen. Jahrg. I.

²⁾ Th. Worsnop, *The Prehistoric Arts, Manufactures, Works, Weapons, etc., of the Aborigines of Australia*. Pag. 62 et 63.

³⁾ Nach Gason (*Brough Smith, the Aborigines of Victoria*. Vol. I, pag. 120) wird der Kreis mit schwarzer Farbe gemacht.



Missionszöglinge aus dem Süden der Kolonie.

a

b

c



Mädchen von der Station Hermannsburg.

- a. Mischling, 14 Jahre alt, Vater ein irländischer Buschmann. b. Vollbluteingeborene.
c. Mischling, 13 Jahre alt, Vater ein Deutscher.

Die zentralen Stämme haben im großen und ganzen gleiche Trauerbräuche. Unter Wehklagen und Selbstpeinigung wird der Leichnam ins Grab gelegt. Ist der Tote ein Mann, so bringen sich, wie schon gesagt, Männer, die in einem bestimmten verwandschaftlichen Verhältnisse zu ihm stehen, eine tiefe Schnittwunde im Oberschenkel bei, und schneiden seine Weiber das Haar ab und beschmieren den Kopf, die Brust und die Vorderseite der Oberarme mit Kalkbrei. Die Trauerzeit dauert für die Witwe etwa ein Jahr. Während derselben meidet sie den Geschlechtsverkehr und erneuert von Zeit zu Zeit den weißen Anstrich. Soll die Trauer zum Abschluß gebracht werden, so begibt sie sich mit Angehörigen beiderlei Geschlechts zu dem Grabe und verscharrt in den Grabhügel eine große Menge kleiner Tierknochen und reibt die Kalkkrusten von ihrer Haut. Eingeleitet wird diese Zeremonie dadurch, daß die Begleitung einen „Tanz“ aufführt, und einige Weiber derselben ihrem Kummer in der üblichen Weise durch Klagen und Selbstquälereien Luft machen. Die Knochen (Taf. XXV, Fig. 5) stammen vom Kusu und anderen kleinen Beuteltieren und waren zu einer Art Trauerschmuck mit Menschenhaarsträhnen und Triodiaharz an der kranzförmigen Haarschnur befestigt. Ihre Zahl pflegt recht groß zu sein. Einmal sah ich aber eine Lubra (West-Arünta), die nur ein Bündel Knochen vor dem einen Ohre hängen hatte. Leider wollte sie mir nicht Rede und Antwort stehen. Da sie Gesicht, Brust und Haar mit Kalkbrei beschmiert hatte, so befand sie sich jedenfalls in Trauer, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Knochen einen gewöhnlichen Schmuck bildeten. Unauslöschlich ist meinem Gedächtnis das erste Zusammentreffen mit einem Weibe eingepägt, welches die volle Trauertracht angelegt hatte. Es war auf einem Ritt in der Hart Range, die Dämmerung hatte sich schon auf die in tiefem Frieden ruhende Landschaft herabgesenkt, als plötzlich vor mir eine dürre, nackte Gestalt auftauchte, die wahrlich einem Gespenste ähnlicher sah, als einem Menschen: Gesicht, Brust und Arme waren weiß getüncht, und rings um den Kopf hingen eine große Menge gebleichter Knochen, die bei jeder Bewegung leise raschelten. Die Knochen werden übrigens in vielen Fällen so oberflächlich verscharrt, daß Ameisen oder der Wind sie alsbald bloßlegen.

Die Bewohner des nördlichen Binnenlandteiles, wie die Nord-Kaititje, Waramunga und Tjingale, weichen nicht nur in der Totenbestattung, sondern auch in den Trauerbräuchen ein wenig von den zentralen Stämmen ab. Wir wissen bereits, daß bei einem Todesfalle Personen beiderlei Geschlechts, die in einem bestimmten Verwandschaftsverhältnis zu dem Toten stehen, gezwungen sind, sich eine tiefe Wunde beizubringen, und zwar die Männer im Oberschenkel und die Weiber in der Kopfhaut. Andere Zeichen der Trauer sind für beide Geschlechter das Abschneiden oder Absengen des Haares, sowie das Beschmieren mit Kalkbrei. Der Tod eines Mannes hat für dessen nächste weibliche Angehörige außer der Pflicht, sich eine schwere Verletzung beizubringen, noch ein anderes, fast unerträgliches Übel im Gefolge. Die Mutter, die Weiber, die Schwestern und die Töchter des Toten sind nämlich gezwungen, für längere Zeit sich des Sprechens ganz zu enthalten. Der Zeichensprache dürfen sie sich aber bedienen. Wie mir glaubwürdige Engländer der Barrow Creek Telegraphenstation versicherten, hätten in Trauer befindliche Lubra ihrer Bekanntschaft mindestens ein Jahr kein Wort gesprochen. Wie groß die Anforderungen sind, die in dieser Hinsicht gestellt werden, kam mir recht zum Bewußtsein, als mir an Tennant's Creek drei alte gebrechliche Lubra, die sich die Kopfhaut in der Länge eines halben Fußes gespalten hatten, mit schmerzverzerrter Miene zu verstehen gaben, daß sie zum Schweigen verdammt wären. Über sie habe ich folgendes in meinem Tagebuch vermerkt:

„Lager an Tennant's Creek, 16. April 1896. . . . Am Creek sah ich drei alte in Trauer befindliche Lubra. Auf der Mitte des Scheitels zieht sich eine 13 bis 15 cm lange Wunde in sagittaler Richtung hin. Zu den Seiten der-

selben sind zwei oder drei Narben vorhanden, die verraten, daß die Lubra schon mehr als einmal einen Verwandten durch den Tod verloren haben. Das Haupthaar ist kurz abgesengt. Zwei der Lubra haben mit einem weißen Farbstoffe auf die Stirn einen langen breiten Strich, auf die Vorderseite der Arme fünf bis sechs breite Striche und auf die Brust und die Vorderseite der Oberschenkel eine Anzahl großer Punkte gemalt. Diese Lubra und die meisten übrigen auf dem Lagerplatze sind nicht zum Sprechen zu bewegen. Untereinander verständigen sie sich nur durch die Zeichensprache und einige Zisch- und Brummlaute. Die Zischlaute erzeugen sie durch hastiges Einsaugen der Luft bei gespitztem Munde.“

Die Eingeborenen zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste haben ebenfalls einige bemerkenswerte Eigenheiten in ihren Trauerbräuchen. Die Kundgebungen der Trauer an der Leiche bestehen, wie in den anderen Landesteilen, hauptsächlich in Selbstquälereien und lauten Klagen. Daß sich bei vielen Stämmen die Weiber zahlreiche Wunden auf dem Rücken beibringen lassen, wenn ein naher Angehöriger gestorben ist, habe ich schon angegeben. Aber auch hier bleibt der Kopf nicht verschont. Am Unterlaufe des Daly River traf ich eine Lubra, deren behaarte Kopfhaut in hohem Grade blutrünstig war. Wie man mir sagte, hätte sie bei einem Begräbnis einen zu ausgiebigen Gebrauch von ihrem Grabstocke gemacht. Die Sitte, zum Zeichen der Trauer das Haar abzuschneiden oder abzusengen, kommt ebenfalls vor. Bei den Wagatsch und ihren Nachbarn zünden sich die Weiber, wenn sie das Haar absengen wollen, paperbark auf ihrem Kopfe an. Natürlich wird hierbei die Haut verbrannt; die Verbrennung soll jedoch nicht so bedeutend sein, daß Narben hinterbleiben. Eine Trauerbemalung habe ich auffallender Weise während meines achtmonatigen Aufenthaltes im nördlichen Küstengebiete an keinem Eingeborenen wahrgenommen. Sie soll aber nicht fehlen. Ein Wulna sagte mir, seine Stammesgenossen strichen die Baumstämme in der Nähe der Leiche rot an und bemalten sich selbst mit weißer und roter Farbe, um ihre Trauer kund zu geben. Ferner sagte Paul Foelsche in seinem „Notes on the Aborigines of North-Australia“: „ After the body is buried all natives in camp blacken themselves with charcoal“¹⁾.

Oben ist gesagt, die Eingeborenen schrieben jeden Todesfall, den sie sich nicht erklären könnten, übelwollenden Geistern oder Menschen zu. In der Regel wird von den Ältesten irgend eine Person, die einem anderen Stamme oder einer anderen Horde angehört, als den Mörder bezeichnet. Dem Herkommen gemäß sollte nun jeder Mord gerächt werden. Meiner Überzeugung nach geschieht dies nur in den allerseltensten Fällen, da man gewöhnlich davor zurückschreckt, sich die Feindschaft der Sippe des angeblichen Mörders zuzuziehen. Der Schein muß allerdings bewahrt bleiben. Man schickt daher mehrere Leute mit dem Auftrage fort, Wiedervergeltung zu üben. Vorher veranstaltet man aber einige nichtssagende Zeremonien, die den Zweck haben sollen, diesen Bluträchern die Eigenschaften zu verleihen, welche für das Unternehmen als notwendig erachtet werden. Kehren nun die ausgesandten Helden zurück, ohne irgend einem Menschen ein Haar gekrümmt zu haben, so muß sich der Verstorbene zufrieden geben, haben doch seine Freunde ihrer Ansicht nach das Menschenmögliche versucht, um seinen Tod zu sühnen. Die Weiber und jüngeren Männer erfahren wohl nie die volle Wahrheit über den Verlauf eines solchen Unternehmens. Bei dieser Gelegenheit zeigt der Eingeborene, wie mich dünkt, nur zu deutlich, welche Geschicklichkeit er im Ersinnen von Ausflüchten besitzt, und wie meisterhaft er versteht, seine Umgebung und auch sich selbst zu täuschen.

Wenn ich nicht irre, machen übrigens einige Stämme nicht immer den Versuch, den vermeintlichen Mörder zu töten, sondern beschränken sich einfach

¹⁾ Transact. and Proceed. of the Royal Soc. of South-Australia. Vol. V. 1881—1882.

darauf, Krankheiten und den Tod aus der Ferne durch einen Schamanen über ihn verhängen zu lassen.

Den Beweis für diese Behauptung, daß durch den vermeintlichen Mord nur ganz ausnahmsweise ein wirklicher Mord veranlaßt werde, kann ich natürlich nicht erbringen. Zöglinge von Missionsstationen und boys, die im Dienste von Buschleuten standen, also Eingeborene, die gelernt hatten, freier zu urteilen, als ihre Genossen im Busch, haben mir mit einem vielsagenden Lächeln zu verstehen gegeben, daß die Bluträcher oft unverrichteter Sache zurückkehrten. Ferner habe ich viele Buschleute gefragt, ob ihnen ein gutverbürgter Fall bekannt sei, daß Eingeborene das Leben eines Menschen dem fraglichen Wahne zum Opfer gebracht hätten; alle haben mir aber mit nein geantwortet. Einmal traf ich im Lande der Kaititje eine Schar Krieger, die ausgezogen waren, den Tod eines Genossen an einem Manne im Gebiete des Hanson Creek zu rächen. Alle waren mit Speeren, Bumerang und Schilden bewaffnet, sowie durch Malereien und Schmucksachen herausgeputzt. Drei Wochen später hörte ich von einem boy, daß sie, ohne ihre Absicht ausgeführt zu haben, zurückgekehrt wären, da es ihnen an dem nötigen Mute gefehlt hätte.

Daß die Todesfälle Erwachsener nicht immer eine Blutrache veranlassen, ergibt sich übrigens ganz von selbst. Würde doch die kinderarme Urbevölkerung gar bald fast ganz ausgerottet sein, wenn ein vermeintlicher Mord einen wirklichen Mord, dieser wieder einen wirklichen Mord usf. zur Folge hätte. Morde kommen zwar häufig vor, wenn auch nicht so häufig, wie mancher Weiße im Lande annimmt. Die Mehrzahl derselben haben wir aber, wie leicht durch Erkundigungen festgestellt werden kann, als eine Art Todesstrafe aufzufassen, die über Gesetzesübertreter verhängt worden ist.

Hegt man in der Tat die feste Absicht, die Todesstrafe zu vollziehen, so trifft man die nötigen Vorbereitungen zu dem Rachezuge mit großer Vorsicht, damit der vermeintliche Übeltäter und auch seine Horde völlig überrascht werde.

Wollen die Ältesten der Diäri einen Menschen wegen eines Todesfalles opfern, so schicken sie eine größere Schar gut bewaffneter Leute (*pingna*) aus, die den Verurteilten auf jeden Fall töten muß, selbst, wenn er sich inmitten seiner Angehörigen befinden sollte. Die Bluträcher, kenntlich an einem weißen Stirnbande, begeben sich zunächst in die Nachbarschaft des Lagers, in dem sie die betreffende Person vermuten, und suchen dann durch Kundschafter zu erfahren, ob sich dieselbe dort aufhalte. Ist dies der Fall, so beschmieren sie ihren Körper mit einem weißen Farbstoffe, um sich unkenntlich zu machen, und dringen hierauf um Mitternacht in das Lager. Widerstand wagt keiner der Überfallenen zu leisten. Die Weiber sind so eingeschüchtert, daß sie nicht einmal zu keifen wagen. Sobald der dem Tode geweihte Mann gefunden ist, muß er seine Hütte verlassen und wird alsdann durch Hiebe und Speerwürfe getötet. Damit der Mut und die Kraft des Erschlagenen auf sie übergehe, trinken die jüngeren Leute der *pingna* auf Geheiß ihrer älteren Genossen Wasser, in das man Blutklumpen und Fleischstückchen der Leiche geworfen hat. Bei Tagesanbruch tritt die Schar ihren Heimweg an.

Die Arünta, Lurritji, Urabunna und vielleicht auch andere Stämme der südlichen Binnenlandshälfte schicken entweder eine größere Schar Krieger, oder einen Schamanen in Begleitung eines gewöhnlichen Mannes zur Vollziehung der Blutrache aus. Im letzteren Falle beschleichen die beiden Personen das auserwählte Opfer in Schuhen, um ihre Fährten unkenntlich zu machen. Über die Art und Weise wie die Tötung ausgeführt wird, sind bei den gewöhnlichen Leuten Wahrheit und Dichtung in hohem Grade miteinander verwebt, da das Bestreben der Ältesten stets darauf gerichtet ist, ihre Ängstlichkeit und Unfähigkeit vor den jüngeren Männern und den Weibern zu verbergen.

Nach den Angaben, die ich Eingeborenen verdanke, glaube ich annehmen zu müssen, daß auf einem solchen Rachezuge zu Zweien durchaus nicht immer der angebliche Mörder umgebracht wird, sondern daß der Schamane durch Verwünschungen und bestimmte Verrichtungen mit zauberkräftigen Gegenständen nur Tod und Verderben über ihn zu verhängen sucht.

Die erwähnten Schuhe sind dem Weißen der nördlichen Binnenlandshälfte unter dem Namen „Kurdaitja-shoes“ bekannt. Der Eingeborene am Unterlaufe des Finke River nennt sie Inturthurta¹⁾ und der in den Mac Donnell Ranges Interlinia²⁾. Das Wort Kurdaitja dient den Arünta als Bezeichnung für den Mann, der den Mord mit der Waffe ausführt; es soll böses Wesen bedeuten. Die Schuhe dürfen den Kindern, den Lubra und den jungen Burschen, die noch nicht in den Bund der Männer aufgenommen sind, nicht gezeigt werden. Roher Schätzung nach beträgt ihre Länge gegen 20 cm und ihre Breite gegen 10 cm. Sie bestehen aus Emufedern und einem taschenförmigen Netze und bilden eine Art ovales Polster oder Kissen von ziemlich beträchtlicher Dehnbarkeit. Die Federn sind auf recht geschickte Weise verfilzt, was mit Hilfe von Menschenblut bewerkstelligt sein soll. Das Netz ist aus Menschenhaarfäden geknotet und steckt in dem Filze. Die Öffnung befindet sich in der Mitte der einen Seite und ist von einer dicken Schnur überspannt. Die Enden gleichen einander; doch soll nach Spencer und Gillen in dem einen eine Öffnung für die große Zehe angebracht sein. Jeder, der nicht weiß, wozu diese unförmlichen Gebilde dienen, wird wohl schwerlich auf den Gedanken kommen, daß sie ein Fußzeug darstellen, da sie eine geringe Widerstandsfähigkeit zu haben scheinen und der Form des Fußes nur in geringem Grade angepaßt sind.

Der Kurdaitja wird von den Ältesten ernannt. Im Lande der West-Arünta traf ich einen Mann, der dazu auserlesen war, den Tod eines Genossen zu rächen. Am Halse trug er einen auffallenden Gegenstand (Taf. XXX, Fig. 1), durch den er, wie man mir sagte, als Bluträcher gekennzeichnet wäre. Dieses Schmuckstück, möge der Ausdruck erlaubt sein, befindet sich jetzt in meinem Besitze. Anfangs wollte sein Träger sich nicht von ihm trennen. Auf Zureden seiner Gefährten erwarb ich es aber schließlich für drei Stangen Tabak. Es sieht einer halbmondförmigen Blutwurst ungemein ähnlich. Seine Länge beträgt 38 cm und sein Umfang in der Mitte 10 cm. Der Angabe nach besteht es aus dem Bart haar der Person, deren Tod gerächt werden sollte. Da es eine dicke Kruste aus rotem Ocker bedeckt, kann man nicht erkennen, auf welche Art und Weise es hergestellt ist. So viel vermochte ich aber festzustellen, daß sich unter der Kruste Menschenhaar befindet.

Über die Vollziehung der Blutrache durch die beiden mit Kurdaitja-Schuhen ausgerüsteten Leute ist schon mehrere Male eingehend berichtet worden. Mr. Byrne, Vorsteher der Telegraphenstation Charlotte Waters, teilt uns über dieselbe folgendes mit:

Im Lande der Süd-Arünta wandere der Schamane und sein Begleiter, der Kurdaitja, in aller Heimlichkeit nach dem Orte, wo sich der vermeintliche Mörder aufhalte. An den Füßen trügen sie Schuhe, den Leib umschließe eine Art Zaubergürtel aus dem Haar eines toten Kriegers, die Brust und das Gesicht seien bemalt, die Stirn schmückten Federn und das Hinterhaupt Blätter. Das auserkorene Opfer werde im Dunkel der Nacht durch einen Speerwurf des Kurdaitja getötet. Bevor sie sich auf den Heimweg begäben, stecke der Schamane den Kopf einer kleinen Eidechse in die Wunde, wodurch diese spurlos verschwinde. Hätten nun die Angehörigen des Toten in Erfahrung gebracht, wer den Meuchelmord begangen habe, so schickten sie ihrerseits einen Schamanen

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia. Part. IV, pag. 110.

²⁾ Spencer and Gillen, The Native Tribes of Central Australia. Pag. 477.

und einen Kurdaitja aus, um Wiedervergeltung zu üben. Finde man die Fährten von Leuten in Kurdaitja-Schuhen, so folge man denselben nicht; sehe man aber die Leute selbst, so suche man sie zu töten.¹⁾

Die Angaben von Spencer und Gillen über die Art und Weise, wie die Blutrache durch Leute in Kurdaitja-Schuhen unter den Nord-Arünta vollzogen wird, weichen in einigen Punkten von denen Byrne's ab.

Nach diesen beiden Forschern töte der Kurdaitja ebenfalls den aus-
erkorenen Mann durch einen Speerwurf. Der Schamane rufe den Toten aber durch Zauberei wieder in das Leben zurück und schließe auch die Wunde. Während sich nun die beiden Bluträcher auf den Heimweg begäben, kehre der von den Toten Auferstandene zu den Seinen zurück, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was mit ihm geschehen sei. Bald darauf werde er aber krank und sterbe. Seine Genossen wüßten zwar, daß er eines unnatürlichen Todes gestorben sei, es sei ihnen aber nicht möglich, den Fährten der beiden Bluträcher nachzugehen. In der Mehrzahl der Fälle werde die Blutrache übrigens vom Kurdaitja allein vollzogen, und zwar auf die gleiche Weise; denn auch er vermöge durch Zauberei den Getöteten ins Leben zurückzurufen²⁾.

Hierzu will ich noch bemerken, daß Spencer und Gillen angeben, den beiden Bluträchern würden vor ihrer Aussendung die großen Zehen verrenkt.

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia. Part. IV. pag. 109 et seq.

²⁾ Spencer and Gillen, The Native Tribes of Central Australia. Pag. 476 et seq.

Kapitel IX.

Die Jünglingsweihen.

Wie ich bereits erwähnt habe, bilden alle Männer einen Geheimbund, der wohl der Hauptsache nach zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Genossenschaftsleben dient. Um nun die jungen Burschen, die ziemlich zwanglos in der Gesellschaft der Weiber aufgewachsen sind, bei der Mannbarkeitserklärung mit einem Schlage zu willenslosen Sklaven von Sitte und Herkommen zu machen, wenn ich mich so ausdrücken darf, unterwirft man sie einer Reihe sehr harter „Prüfungen“, durch die sie mit eiserner Strenge zu blindem Gehorsam gezwungen werden sollen. Diese „Prüfungen“, die, wie ich gleich bemerken will, noch andere, oft ebenso wichtige Zwecke haben, sind stets mit einem religiösen Nimbus umgeben und bestehen bei fast allen Stämmen der Hauptsache nach in Quälereien mannigfacher Art. Ein Haupterfordernis ist bei den meisten Stämmen, daß die Burschen während der oft Monate lang dauernden „Prüfungszeit“ den Anblick der Lubra meiden und bestimmte Speisen nicht genießen. In vielen Fällen muß das Speiseverbot mehr oder minder vollständig von frühester Jugend bis zu dem Tage befolgt werden, wo die letzte Schranke fällt, die den Jüngling noch von den Rechten des Mannes trennt. In dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers ist schon ausführlich auseinandergesetzt worden, daß sich die Jünglinge vor der Aufnahme in den Kreis der Männer im nördlichen Teile des Entwässerungsgebietes vom Daly River und Roper River der Circumcision und im ganzen Binnenlande der Circumcision und der Subincision unterziehen müssen. An der Nordküste, wo, wie an der Südküste, keinerlei Operationen am Geschlechtsgliede vorgenommen werden, scheinen die „Prüfungen“ ein wenig milder zu sein, als in den übrigen Gebietsteilen der Kolonie.

Pubertätsweihen kommen bei vielen Naturvölkern vor. Gewöhnlich sind sie, durch welche die Jünglinge für mannbar erklärt werden und Aufnahme in den Bund der Männer finden, nicht allein mit geheimnisvollen Feierlichkeiten, sondern auch mit mannigfachen Quälereien verknüpft. Diese Quälereien bilden gemeinlich die Hauptsache. Meistens wird nun angenommen, sie seien einzig und allein dazu bestimmt, den Mut und die Standhaftigkeit des Novizen zu prüfen. Bei unsern Australiern haben sie aber jedenfalls einen anderen Zweck, denn jeder junge Bursche muß sich ihnen unterziehen, wenn er ein bestimmtes Alter erreicht hat, und kein Feigling oder Schwächling wird zurückgewiesen oder gar getötet, mag er die „Proben“ auch so schlecht wie möglich bestehen.

Oben habe ich gesagt, daß die Quälereien im wesentlichen dazu bestimmt seien, Achtung und Gehorsam vor Sitte und Herkommen zu erzwingen. Ich

will nun versuchen, diese meine Ansicht über die Bedeutung der Pubertätsweihen bei unsern südaustralischen Stämmen in möglichster Kürze zu begründen.

Auch in einer Horde müssen die Rechte der einzelnen Personen und der Gesamtheit vor Übergriffen geschützt werden, wenn diese kleine Gesellschaftsgruppe ihren Zweck, den Mitgliedern den Kampf ums Dasein zu erleichtern, voll und ganz erfüllen soll. Die Führung liegt, wie wir wissen, der Hauptsache nach in den Händen der Ältesten. Selbstverständlich suchen diese Mittel und Wege zu finden, die anderen Leute in Abhängigkeit zu halten. Durch eine Erziehung der Jugend in unserem Sinne würden sie wohl schwerlich ihre Autorität zur Anerkennung zu bringen und ein „Gefühl“ der Achtung vor Sitte und Herkommen zu entwickeln vermögen. Strenge Bestrafungen Erwachsener könnten, wenn sie häufig vorkämen, leicht zu unheilvollen Auflehnungen und zum Umsturz der bestehenden Ordnung führen, da die Ältesten in der Mehrzahl der Fälle wohl nicht imstande wären, mit Waffengewalt ihren Willen gegenüber einer jungen unbotmäßigen Männerwelt durchzusetzen. Ein mildes, nachsichtiges Regiment wäre ebenfalls nicht angebracht. Wie überall, so läge auch hier vor allen Dingen die Gefahr nahe, daß kleinere Gesellschaftsverbände, wie die Familien, durch ihr Bestreben, sich Sonderrechte zu verschaffen, den Fortbestand der gesellschaftlichen Vereinigung in Frage stellen könnten.

Wie bringen es die Ältesten nun zuwege, daß alle übrigen in Furcht und Abhängigkeit gehalten werden und sich nur ausnahmsweise grobe Vorstöße gegen die Stammesgesetze oder, wenn wir lieber wollen, gegen Sitte und Brauch zuschulden kommen lassen? Meiner Meinung nach sind es hauptsächlich die Jünglingsweihen, durch die sie ihr Ziel erreichen. Unfraglich üben die Weihen eine mächtige Wirkung auf das Seelenleben des jungen Burschen aus, dessen Gemüt ja noch recht empfänglich sein muß, da es nur wenige tiefgehende Eindrücke bekommen haben kann. Diese Wirkung halte ich für hochgradig suggestiv, und ihr messe ich es bei, daß aus den jungen, ungebändigten Burschen brauchbare Mitglieder des Gesellschaftsbundes werden. Warum ich die Wirkung für suggestiv halte, werde ich gleich sagen; ich halte es aber für angezeigt, zuvor mit ein paar Worten auseinanderzusetzen, was wir unter Suggestion zu verstehen haben.

Suggestion bedeutet die Erweckung einer Vorstellung durch Befehle, Einflüsterungen, Eingebungen, Sinneseindrücke usw. In der Mehrzahl der Fälle regen diese Vorstellungen den Geist zu weiterer Tätigkeit, zum Denken, an. Soll die Gedankenwelt eines Menschen in gründlicher, nachhaltiger Weise beeinflußt werden, so ist es notwendig, daß diese Fremdsuggestion zu einer Autosuggestion werde, d. h., daß die betreffende Vorstellung unter besonderen Umständen ganz unabhängig von der Außenwelt im Menschen entstehe. Am leichtesten geschieht dies, wenn die allen Menschen innewohnende Gläubigkeit (Suggestibilität) gestärkt und erhöht und für die Beseitigung der Seelenzustände, welche Widerstand leisten, nach Möglichkeit gesorgt wird.

Die Suggestion ist eine allbekannte Erscheinung; wir begegnen ihr auf Schritt und Tritt im Leben. Nicht nur der Geschäftsreisende, der Arzt, der Prediger, der Redner, der Erzieher üben sie häufig aus, sondern auch alle anderen Leute, denn bei jeder Unterhaltung machen wir bewußt oder unbewußt einen ausgiebigen Gebrauch von ihr. Ja, wir können wohl behaupten, daß fast unser gesamtes Denken, Handeln und Fühlen durch sie bestimmt wird. Sie ist es, die im Verein mit ererbten geistigen und körperlichen Eigenschaften, mit der Nahrung, mit dem Klima usw. uns nicht ein bißchen persönliche Freiheit auf unserem Lebenswege gestattet.

Die Wirkungen der Suggestion sind aber nicht immer unauffällig; zuweilen weichen sie ganz erheblich von den gewöhnlich wahrgenommenen ab, und erscheinen uns höchst fremdartig, ja wunderbar. Es gibt nämlich Leute, und

ihre Zahl ist nicht gering, die der Suggestion in so hohem Grade zugänglich sind, daß man nicht nur ihre Gedanken beeinflussen, sondern auch ihren Geist und ihren Körper auf bloßes Geheiß in ganz regelwidrige Zustände versetzen kann.

Außer dieser gewöhnlichen oder Wach-Suggestion gibt es noch eine andere, die in einem Schlafzustand, welchen man als Hypnose bezeichnet, erfolgt. Dieser Zustand wird durch eine einfache Aufforderung mit und ohne Anwendung von Hilfsmitteln, also durch eine Wachsuggestion hervorgerufen. In ihm können der Wille, die Denkrichtung, die Empfindungen, die Tätigkeiten usw. am hochgradigsten beeinflußt werden, da vor allen Dingen das Kritikvermögen herabgesetzt und damit die Gläubigkeit erhöht ist. Daß sich an Menschen, die in diesen hypnotischen Schlaf versenkt sind, staunenerregende Erscheinungen, wie Lähmungen, Starre, Sinnestäuschungen, Aufhebung oder Änderung der Sinnesempfindungen hervorrufen lassen, ist ja allgemein bekannt.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meiner Aufgabe zurück. Wie noch weiter unten ausführlich auseinandergesetzt werden soll, wird der Geist durch allerlei Mittel so beeinflußt, daß er äußerst empfänglich für jede Suggestion wird. Alle störenden Außerlichkeiten hält man von den Novizen fern, indem man sie wochenlang in der Einsamkeit des Busches verweilen läßt. Ihre Phantasie sucht man durch geheimnisvolle Zeremonien, seltsame Töne, auffallendes Gebaren auf das höchste zu erregen. Durch Hunger, Durst oder körperliche Schmerzen engt man ihr Bewußtsein mehr oder minder ein und erfüllt ihre Herzen mit Angst und Schrecken. Daß auf diese Weise alle Widerstände des Geistes gebrochen werden, und eine völlige Willenshemmung entsteht, wird der Leser begreiflich finden. An all diese Maßnahmen knüpft man Verbote und Gebote, und jedem, der dieselben übertreten würde, droht man die schwersten Strafen an. Auch läßt man es nicht daran fehlen, Furcht und Schrecken vor unheimlichen Gewalten wachzurufen. Durch alles dies ist schließlich das Gemüt in dem Sinne beeinflußt worden, daß eine grobe Verletzung der von den Vorfahren überkommenen Sitten und Bräuche und eine offene Auflehnung gegen die Ältesten, zumal auf alle diese Vergehen die Todesstrafe gesetzt ist, nur selten vorkommen. Obwohl nun in der Regel die in den Tagen der Jugend empfangenen Eindrücke unauslöschlich dem Gemüte eingeprägt sind, so müssen die Suggestionen doch von Zeit zu Zeit wiederholt werden, da sie in dem harten Lebenskampfe nur zu leicht an Kraft und Wirkung verlieren. Es geschieht dies wohl der Hauptsache nach durch die geheimen Zeremonien und die strengen Bestrafungen, welche die Verstöße gegen die Stammessatzungen nach sich ziehen.

Wie wir aus dem Gesagten schon zur Genüge entnehmen können, handelt es sich hier um planmäßige Einschüchterungen, und nicht um Maßnahmen, durch die der Mut erprobt oder gar erhöht werden soll. Man hat nämlich nicht nur behauptet, die Quälereien usw. dienten dazu, den Novizen zu prüfen, ob er würdig sei, in den Bund der Männer aufgenommen zu werden, sondern auch die Meinung ausgesprochen, sie hätten den Zweck, ihn die standhafte Erduldung und die Verachtung der Schmerzen zu lehren. Ob ein Mensch durch Jünglingsweihen, wie sie unter unsern Südaustraliern im Schwange sind, zur Tapferkeit und Todesverachtung erzogen werden könne, ist wohl sehr fraglich. Hat er Leid und Schmerz bis zum Übermaß erduldet, so wird er in der Mehrzahl der Fälle nur mit Grauen an die Tage zurückdenken, die sie ihm gebracht haben, und, sozusagen, alle Hebel in Bewegung setzen, ihnen für die Zukunft zu entgehen. Hierdurch soll natürlich keineswegs in Abrede gestellt werden, daß eine Gewöhnung an Gefahren oft schnell erfolgt.

Die Pupertätsweihen dienen aber noch zu anderen Zwecken, die zum Teil auf das persönliche und zum Teil auf das allgemeine Wohl gerichtet sind. Bei manchen Stämmen sind sie vornehmlich dazu bestimmt, den Jünglingen ein gewisses Maß von Fertigkeiten und Kenntnissen beizubringen, und ihnen Gelegenheit

zu geben, sich in Selbstzucht zu üben. Über die beabsichtigte oder unbeabsichtigte Wirkung der Subincision, den schmerzvollsten aller zu den Weihebräuchen gehörenden blutigen Eingriffe, habe ich bereits in einem der vorhergehenden Kapiteln gesprochen.

Ein paar Worte möchte ich noch über den Ursprung der Jünglingsweihen sagen. Offenbar hat zu der Entstehung der Weihen das Bestreben der Männer, sich möglichst zur Geltung zu bringen, viel beigetragen; muß doch in den Augen der Lubra und Uneingeweihten der Männerbund als recht bedeutsam erscheinen, da die Aufnahme in ihn mit so vielen geheimnisvollen Bräuchen, mit Erduldung von großem Ungemach usw. verknüpft ist. Was die Verunstaltungen des Körpers durch blutige Eingriffe betrifft, so scheint es mir nicht ganz ausgeschlossen zu sein, daß die eine oder die andere derselben nebenbei als eine Art Kennzeichen für die Manneswürde dient, oder bei der Ausübung des Beischlafes das Wollustgefühl der einen oder der beiden Personen erhöhen soll.¹⁾

Ich gehe jetzt dazu über, die Jünglingsweihen einer größeren Zahl von Stämmen zu beschreiben.

Bei den Narryngeri ist den Knaben und Jünglingen, welche die Weihe noch nicht empfangen haben, der Genuß bestimmter Nahrungsmittel verboten. So z. B. dürfen sie eine größere Zahl von Fischen, wie pomeri (catfish), scheri, pillulki und den hinteren Teil aller oder der meisten größeren Landtiere nicht essen, weil er „touched“ sei. Haben sie ein Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren erreicht, so holt man sie, nachdem sie sich durch einen „good sleep“ gestärkt haben, mitten in der Nacht mit Gewalt aus den Hütten und bringt sie zu einem versteckten Platze, der gegen einen halben Kilometer vom Lager entfernt ist. Hier kämmt man ihnen das Haar mit der Spitze eines Speeres. Da sie es seit Jahr und Tag nicht haben schneiden dürfen, und es zu einem wahren Weichselzopf verfilzt ist, so werden sie ohne Zweifel bei diesem Weiheakte Folterqualen zu erdulden haben. Sodann rupft man ihnen den Bart aus und beschmiert sie von Kopf bis zu Fuß mit einem Gemisch aus Fett und rotem Ocker. Die drei folgenden Tage und Nächte müssen sie ohne Nahrung und Schlaf verbringen. Längere Zeit (ein bis mehrere Monate) darf keine weibliche Person in ihren Gesichtskreis kommen²⁾; auch ist es ihnen nicht gestattet, anders als durch ein langes Rohr zu trinken, weil, wie man mir sagte, Lubra aus allen Gewässern getrunken hätten. Das Ausrupfen findet noch zweimal statt.

Nach Wilhelmi sind an den jungen Burschen der „Port-Lincoln-Eingeborenen“ drei Weihen vor der Aufnahme in den Bund der Männer vollzogen worden. Die erste ist ziemlich unschuldiger Natur gewesen. Den Anfang habe man damit gemacht, den im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren befindlichen Novizen die Augen zuzuhalten und dabei Zauberformeln herzusagen, seltsame Töne auszustößen und Corrobboreesticks surren zu lassen. Zwei oder drei Monate später hätten sich die Novizen das Gesicht geschwärzt, und von dieser Zeit an sei ihnen nicht gestattet gewesen, ihre Wünsche laut zu äußern. — Die zweite Weihe habe ein paar Jahre nach der ersten stattgefunden. Auch sie ist leicht zu überstehen gewesen. Dem Novizen habe man nur die Hüften mit einem

¹⁾ Geile Männer sollen in China die Fahne einer Feder und auf Celebes den mit Wimperhaaren besetzten Lidrand eines Bockes in der Penisfurche (Sulcus coronarius) befestigen, um während der Ausübung des Beischlafes das Wollustgefühl bei der Frau möglichst zu erhöhen. Ferner heißt es von Sudanesen und Javanen, sie bänden zu dem gleichen Zwecke einen Streifen Ziegenfell um den Schaft des Penis. Vielleicht tragen die mit Narbengewebe bedeckten Reste der Vorhaut oder die äußeren Ränder der Penisspalte unserer Australier, wie die genannten Gegenstände, bei dem Geschlechtsakte zur Erhöhung des Wollustgefühles der Frau bei.

²⁾ Nach Taplin (The Narryngeri. Pag. 18.) ist den „young men (narumbe)“ selbst der Geschlechtsverkehr erlaubt. Die diesbezügliche Stelle lautet: „They are not allowed to take a wife until the time during which they are narumbe has expired; but they are allowed the abominable privilege of promiscuous intercourse with the younger portion of the other sex.“

fransenförmigen Schurze umgürtet und das zu einem Knäuel zusammengelegte Haupthaar mit einem Netze bedeckt. Das Haar sei übrigens lange Zeit vorher nicht geschnitten worden. — Die dritte Weihe dagegen hat den Novizen ein vollgerütteltes Maß von Qualen gebracht. Hieraus werden wir wohl mit Recht entnehmen können, daß sie die wichtigste von allen gewesen ist. Unser Gewährsmann teilt die Beschreibung mit, welche Pastor Schürmann als Augenzeuge von derselben gemacht hat. Eines Tages seien die im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren befindlichen Burschen unter dem Klagegeheul der Weiber aus dem Kreise ihrer Angehörigen geholt und zu einem fern vom Lager gelegenen Platze gebracht worden. Nach einigen unwesentlichen Zeremonien habe man ihnen hier einen neuen Namen gegeben und eine größere Zahl von Wunden auf dem Rücken beigebracht. Die Namengebung sei den Männern nicht leicht gefallen, denn das erwählte Wort hätte wohl lautend und ganz neu sein müssen. Meistens sei es durch Anhängung von *alta*, *ilti*, *neta* an Wurzeln von Zeitwörtern gebildet worden. Vor der Operation hätten sich einige Männer am Ellbogengelenk zur Ader gelassen. Mit dem Blute seien die Jünglinge ganz besprengt worden; die ersten Tropfen hätten sie aber verschlucken müssen. Sobald das Blut geronnen gewesen sei, habe man in ihm mit dem Daumen Striche als Vorzeichnung für die Schnitte dienend, gezogen, und zwar einen „geraden“ Strich in der Mitte des Nackens und eine Anzahl gegen 3 cm langer Striche, in zwei Reihen geordnet, zwischen den Schulterblättern und den Hüften. Die Schmerzen seien von den Jünglingen mit großer Standhaftigkeit ertragen worden; ihre Angehörigen dagegen hätten ihr Mitgefühl durch lautes Klagen geäußert. Die Wunden habe man mit einem Steinsplitter gemacht und durch Auseinanderzerren ihrer Ränder erweitert. Während der Operation hätten viele der Zuschauer dichtgedrängt die Novizen und ihre Operateure im Kreise umstanden und folgenden Spruch geplappert:

„*Kannaka kanya, marra marra,*
Karndo kanya, marra marra,
Pilberri kanya, marra marra“.

Dieser Spruch habe dazu dienen sollen, die Schmerzen zu lindern und eine gute Heilung herbeizuführen. Nach der Operation habe man die Jünglinge aufstehen lassen, und es seien zwei Männer, stampfend und den Bart zwischen den Zähnen haltend, auf sie zugeeilt und hätten wie toll ein Schwirrholz geschwungen. Bei ihnen angelangt, hätten die beiden ihnen allen der Reihe nach die Schnur des Werkzeuges um den Hals gelegt. Zum Andenken an diese Weihen habe man sie mit einigen Schmucksachen beschenkt, wie: einem Gürtel aus Menschenhaar, einer Armbinde, einer langen Halsschnur aus Opossumhaar, sowie einem Büschel grünen Laubes. Sodann habe man ihnen das Gesicht, die Arme und die Brust schwarz gefärbt und ihnen anbefohlen, leise zu sprechen, die Weiber zu meiden und sich vor Zank und Kampf zu hüten. Die Weihe sei dadurch zum Abschluß gebracht worden, daß man sie von diesen Verpflichtungen entbunden, ihnen die Halsschnur, das „Symbol des Schweigens“, abgerissen und sie mit Menschenblut besprengt habe.

Nach der ersten Weihe seien die Burschen Warrara, nach der zweiten Pandnapa und nach der dritten Wilyalkinyi genannt worden. Die von den Einschnitten auf dem Rücken herrührenden Narben hätten für „heilig“ gegolten, und es sei nie in Gegenwart von Weibern und Kindern über sie gesprochen worden. Bei den Weihen hätten nur Männer zugegen sein dürfen; ungehörige Neugierde der übrigen sei mit dem Tode bestraft worden.¹⁾

Im Jahre 1839 war Brough Smith Augenzeuge eines Weiheaktes, der an einem Jüngling der Eingeborenen in der Gegend von Adelaide vollzogen wurde.

¹⁾ Aus allen Weltteilen. 1870. Pag. 123.

Da die Beschreibung, welche er uns von diesem Akte gibt, in mehrfacher Hinsicht recht interessant ist, so teile ich sie hier ausführlich mit.

Eines Abends, nach Anbruch der Dunkelheit, wurde unser Gewährsmann von einem befreundeten Eingeborenen zu einem freien Platze geführt, der hart am Rande eines dichten Waldes gelegen war. Hier saß ein Knabe, der Novize, mit ausgestreckten Beinen und hängenden Armen auf dem Boden und bei ihm standen Männer in zwei Reihen geordnet, welche einen Winkel bildeten, dessen Öffnung nach dem Walde gerichtet war, und dessen Spitze der Knabe einnahm. Im Halbkreis um die Winkelspitze hockten Gruppen von Weibern an Feuer. Als alles bereit war, und jedermann in tiefem Schweigen der Dinge harrete, die da kommen sollten, stürzten plötzlich, gellende Schreie ausstoßend, drei mit weißen Strichen bemalte Männer aus dem Walde hervor und näherten sich springend und tanzend allmählich der Spitze des Winkels. Hier angelangt, strich einer der Männer mit einem kleinen Büschel Emufedern, den er beständig zwischen den Fingern hin und her rollte, dem Knaben von der Schulter bis zu den Fingerspitzen wiederholt sanft über die Arme, wobei er mit dem Munde ein zirpendes Geräusch machte. Dann rannten alle drei zurück in den Wald. Inzwischen waren die Feuer völlig niedergebrannt und tiefes Schweigen herrschte jetzt ringsum. Nach zehn Minuten kamen die Männer wieder zum Vorschein, und der eine von ihnen begann seine Manipulationen mit den Federn von neuem; dieses Mal aber an den Beinen des Burschen. Nachdem die Drei eine geraume Zeit hindurch bald auf dem freien Platze ihr Wesen getrieben und sich bald im Walde aufgehalten hatten, war der Bursche allgemach in eine tiefe Betäubung versunken. Jetzt nahm der Mann mit den Emufedern einen Steinsplitter und brachte mit ihm dem Knaben auf der Brust eine Anzahl Querschnitte bei. Nach jedem Schnitt wiederholte er aber seine Manipulationen mit dem Federbüschel. Sodann verschwanden die Drei im Walde, und damit hatte die Weihe ihren Abschluß gefunden. Der Führer unseres Gewährsmannes behauptete, sie hätten sich in den gerade aufgehenden Mond gestürzt. — Am nächsten Morgen begab sich Brough Smith zu dem Lager der Eingeborenen und wurde Zeuge, wie ein alter Mann dem Novizen einige weise Ratschläge erteilte.¹⁾

Brough Smith ist der Meinung, der Knabe sei durch das Streicheln, die zirpenden Töne usw. in einen hypnotischen Schlaf versenkt worden; da das ganze Verhalten desselben während der Beibringung der Wunden darauf hingedeutet habe, daß die Schmerzempfindung aufgehoben gewesen sei. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß es wahrscheinlich zuweilen auch im Binnenlande zu einer mehr oder minder hochgradigen Hypnotisierung von Knaben und Jünglingen komme. Ich schließe dies aus den Angaben, die mir Eingeborene über das Verhalten der Novizen bei manchen Weiheakten gemacht haben.

Von großem Interesse ist dieser Bericht auch insofern, als durch ihn festgestellt ist, daß es einst einen südaustralischen Stamm gegeben hat, bei dem die Beibringung der Wunden für die Narbentätowierung der Brust das Wesentliche eines Weiheaktes gewesen ist. Bei den Eingeborenen, mit welchen ich in Berührung gekommen bin, stehen diese blutigen Eingriffe in keinem ersichtlichen Zusammenhange mit den Jünglingsweihen; nach dem Obigen ist es aber nicht unwahrscheinlich, daß dies vor Zeiten der Fall gewesen sei.

Bei den Diäri zerfällt die Jünglingsweihe in vier Grade. Der erste Grad wird *karowalli wonkana*, der zweite *biltjarru*, der dritte *minderi* und der vierte *kulpi ankänd* genannt.

Hat ein Knabe der Diäri das mannbare Alter erreicht, so beschließen die Ältesten ohne Wissen seiner Angehörigen, ihn zu beschneiden. Sobald der Beschluß bekannt geworden ist, erhebt sich im Lager ein großes Geschrei, durch

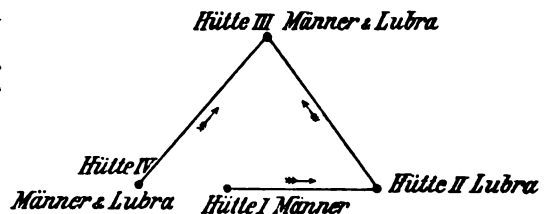
¹⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. II, pag. 271 et 272.

das man Unwillen über denselben zu heucheln sucht. Am nächsten Tage tritt der Jüngling (*karowalli*) in Begleitung von jungen Männern seiner Verwandtschaft eine Wanderung zu den Lagern benachbarter Horden an, um die Männer derselben zu den bevorstehenden Feierlichkeiten einzuladen. Nach der Rückkehr wird er, bevor die Eltern und Geschwister ihn haben begrüßen können, von jungen Männern gepackt und zu einem nahegelegenen versteckten Platze getragen, was ebenfalls zu Schreien und Toben Veranlassung gibt. Am nächsten Morgen müssen sich alle Weiber und Ueingeweihte aus dem Lager entfernen, damit sie nicht Zeuge des Weiheaktes werden. Die Männer begeben sich zu dem Jünglinge, der während der Nacht, mit einem Felle zugedeckt, auf dem Platze gelegen hat, wohin er am vorhergehenden Abend gebracht worden ist, und nachdem sie ihn umringt haben, trennt ein älterer Mann mit einem Stein splitter (Taf. XXIII, Fig. 3) die Vorhaut ab. Gleich nach dieser Operation gibt der Vater oder ein anderer naher Verwandter ihm einen neuen Namen. Wird er später bei dem alten Namen genannt, so fühlt er sich sehr beleidigt.

Ist die Wunde vollständig geheilt, so vollzieht man die zweite Weihe, die Biltjarru. Zu dem Zwecke bindet man den Jüngling an einen älteren Mann, öffnet diesem alsdann eine Vene an einem Ellbogengelenk und läßt das Blut solange über den jugendlichen Körper strömen, bis derselbe ganz benetzt ist. Missionare von Kilalpanina sprachen mir gegenüber die Meinung aus, dieses Verfahren solle dazu dienen, die angehenden Krieger an den Anblick fließenden Menschenblutes zu gewöhnen, damit ihnen im Kampfe der Mut nicht sinke, wenn sie verwundet würden. Hierauf findet noch ein anderer Weiheakt statt. Während der Jüngling auf der Vorderseite des Körpers liegt, macht man ihm auf dem Rücken zu beiden Seiten der Wirbelsäule zehn bis fünfzehn einige Zentimeter lange schräge Schnitte. Solange diese nicht geheilt sind, darf er keine Lubra sehen. Die entstehenden Narben pflegen stark gewulstet zu sein und werden als ein Zeichen der Manneswürde betrachtet. Als Geschenk überreicht man dem Jünglinge ein gegen eine Spanne langes Schwirrholtz, *junta* genannt, dessen Summen ihm zu einer reichen Jagdbeute verhelfen soll. Den Schluß bildet eine große Corroboree. Bei einigen Diäri-Horden, z. B. bei denen in der Gegend der Missionsstation Kilalpanina, wird diese Weihe nicht vollzogen.

Einige Zeit vor der Subincision wird eine große Festlichkeit, *minderi*, veranstaltet, an der auch auswärtige Gäste teilzunehmen pflegen. Die Belustigungen bestehen, wie fast immer, der Hauptsache nach in Tanzereien. Der Tanz, welcher bei dieser Gelegenheit eine hervorragende Rolle spielt, wird auf folgende Weise aufgeführt: Eine Anzahl Männer tanzt von einer Hütte nach einer anderen, in der annähernd eine gleiche Zahl Lubra versammelt ist. Alle tanzen alsdann gemeinsam zu einer dritten Hütte, wo sie sich mit einer kleinen Gesellschaft von Männern und Weibern vereinigen, die kurz vorher auf die gleiche Weise von einer vierten Hütte angelangt ist. Die Hütten werden ausschließlich zu diesem Zweck errichtet. Ihre gegenseitige Lage ergibt sich aus der nebenstehenden Skizze. Während des Tanzes halten sich die Burschen in einer besonderen Hütte auf. Ist die Tanzerei, welche am Abend zu beginnen und bis zum nächsten Morgen anzuhalten pflegt, zum Abschluß gelangt, so stürzen die Männer das Dach der Hütte auf sie, nachdem sie sich auf Geheiß derselben platt auf den Boden gelegt haben. In dieser Lage müssen sie bis zum nächsten Abend ohne Speise und Trank ausharren.

Die Subincision, *kulpi ankänä*, ist die letzte Quälerei. Einer der Ältesten führt sie an einem abgelegenen Platze in Gegenwart aller Eingeweihten mit einem



Steinsplitter (Taf. XXIII, Fig. 3) aus. Der Novize wird dabei von fünf kräftigen Männern gehalten. Während der Heilung der Wunde wachen die Ältesten mit großer Sorgfalt darüber, daß ihn keine Lubra sieht. Nach dieser vierten Weihe kann er auf alle Rechte der jüngeren Krieger Anspruch machen.

Die Jünglingsweihen der übrigen Stämme im Osten des Lake Eyre sind im großen und ganzen die gleichen, wie die der Diäri. Bei den Eingeborenen im Westen dieses Sees kommen, wie wir bereits in einem der vorhergehenden Kapitel gesehen haben, die Circumcision, die Subincision und die Beibringung von Wunden auf dem Rücken ebenfalls vor. Außerdem soll noch eine Art Feuerzeremonie stattfinden, die eine große Ähnlichkeit mit derjenigen zu haben scheint, die wir bei der Besprechung der Weihen der Arünta unter dem Namen Ingwurra kennen lernen werden.

Bei den Arünta finden drei Pubertätsweihen statt, die durch längere Zeiträume voneinander geschieden sind. Später muß sich der Mann noch einer harten „Prüfung“ im Alter von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren unterziehen.

Kurz vor der Pubertät, gewöhnlich im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren, werden die Knaben eines Tages auf einem freien Platze in der Nähe des Lagers von älteren Männern der Reihe nach mehrere Male in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen und sodann mit bumerangförmigen Figuren auf Brust und Rücken bemalt. Diese Weihe findet im Beisein der Lubra statt und gibt Veranlassung zu einer kleinen Festlichkeit. Nach derselben schlafen die Knaben auf dem für die jungen unverheirateten Männer bestimmten Platze; auch begleiten sie manchmal die älteren Männer auf der Jagd. Den vertraulichen Verkehr mit den jüngeren Lubra müssen sie möglichst meiden. Nach Spencer und Gillen¹⁾ soll durch diese Weihe das Wachstum der Knaben befördert werden.

Die Beschneidung findet einige Jahre später statt. Kurz vor derselben veranstalten die älteren Männer eine Reihe geheimer Zeremonien. Ferner machen sie den betreffenden Knaben mit einigen Geheimnissen ihres Zauberesens bekannt und fordern ihn unter Androhung schwerer Strafen auf, über alles, was er während dieser Zeit sieht und hört, das tiefste Stillschweigen zu bewahren. Ist der Tag der Operation gekommen, so wird er, mit farbigen Figuren geschmückt, auf einen Schild gelegt, den ein knieender Mann auf seinem Kopfe trägt, und während er von einigen Leuten gehalten wird, und die Umstehenden mit großem Eifer ein Schwirrholtz schwingen, zieht ein Mann die Vorhaut straff, und ein anderer schneidet sie dicht vor der Eichel mit einem steinernen Messer ab. Nach der Operation darf er bis zur Heilung der Wunde nicht in die Nähe einer Lubra kommen. Die abgetrennte Vorhaut wird von dem jüngeren Bruder des Operierten verschluckt.

An diese Quälerei schließt sich nach Spencer und Gillen²⁾ eine andere, die vielleicht noch größer ist. Sie berichten, daß der Beschnittene, wenn er die Heilung der Wunde in der Einsamkeit des Busches abwarten müsse, gelegentlich von Männern aufgesucht werde. Bei diesen Besuchen lege man ihn auf die Vorderseite des Körpers; und während Männer aller Klassen um ihn im Kreise saßen und einen Corroboreegesang erschallen ließen, bissen ihn zwei bis drei von einem nahen Verwandten ausgewählte Männer ein- bis dreimal so stark in die Kopfschwarte, daß Blut flösse, und er vor Schmerzen laut aufschreie. Durch dieses Beißen solle der Haarwuchs befördert werden.

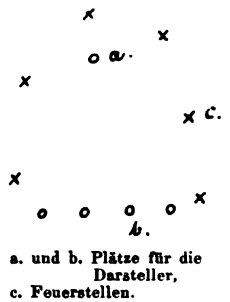
Die Subincision erfolgt gegen sechs Wochen nach der Circumcision, also gleich nach der Heilung der Wunde. Auch vor dieser Operation werden viele geheime Zeremonien veranstaltet. Damit der Leser sich eine Vorstellung von denselben machen kann, teile ich aus einem meiner Tagebücher vom Jahre 1898

¹⁾ Spencer and Gillen, The Native Tribes of Central Australia. Pag. 215.

²⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 251.

die Beschreibung zweier derartigen Zeremonien der West-Arünta zwischen den Mac Donnell Ranges und der Krichauff Range mit.

„Lager am Finke River, 17. Juli 1898. — Am Nachmittage führte mich ein Eingeborener zu einem versteckten Platze im Bette des Finke River, wo neun ältere Männer in dichtem Titree-Gebüsch um ein Feuer lagerten und sich vermittle der Zeichensprache oder im Flüstertone unterhielten. Kurze Zeit nach meiner Ankunft fand sich ein junger Mann ein. Ohne ein Wort zu äußern, hockte er am Feuer nieder, und einige der Anwesenden begannen sofort, ihn herauszuputzen. Zunächst fertigten sie ihm einen kegelförmigen Hut aus 40 bis 50 cm langen Titree-Zweigen an und befestigten sodann einen 1,5 m langen, zwei Finger dicken Strick so auf der Hutspitze, daß die Enden, welche ein Bündel Federn schmückte, in gleicher Länge herabgingen. Schließlich beklebten sie die Vorderseite des Hutes, das Gesicht und den Bart mit weißen Dunen, und, nachdem sie die Brust mit einem weißen Pulver eingerieben hatten, stellten sie auf derselben aus Dunen drei Bänder her, von denen das obere Band im Bogen von einem Ohre über das untere Ende des Sternums zum anderen Ohre lief; ferner brachten sie je zwei Querbänder aus dem gleichen Materiale auf den Oberarmen und den Oberschenkeln an. Als Klebemittel diente ihnen Menschenblut. Inzwischen hatten einige der Männer sechs Feuer angezündet, die in ihrer Gesamtheit eine hufeisenförmige Figur (s. nebenstehende Skizze) darstellten. Der „boss“ von Running Waters, ein wohlbeleibter Alter, dem stets eine Prieme aus dem Munde herausragt, begab sich nun, in jeder Hand einen Zweig vom redgum (*E. rostrata*) haltend, zu dem Feuer, das auf der Skizze zu oberst angebracht ist, und steckte in hockender Stellung die Zweige neben sich in den Sand. Hierauf nahm der mit Dunen herausgeputzte Mann in der gleichen Stellung den Platz desselben ein, und die vier ältesten Männer setzten sich zwischen den beiden Feuern, die sich auf der Skizze zu unterst befinden, in einer Reihe, mit dem Gesichte nach a gerichtet, auf den Boden und stimmten einen Corrobboreegesang an, wozu der alte „boss“ mit seinem Schilde den Takt schlug. Als der Gesang begann, schien der Mann auf dem Platze a in eine starke Aufregung zu geraten. Wie rasend hieb er mit den Zweigen auf das Feuer, wobei er allmählich auf die vier vor ihm sitzenden Männer zuhüpfte und Töne ausstieß, die wie ein wieherndes Geräuscher klangen. Als er die Feuer bis auf zwei ausgelöscht hatte und bei den Vier angelangt war, wurde er von zweien derselben umarmt. Jetzt kamen fünfzehn Jünglinge, unter diesen die beiden Burschen, die kürzlich beschnitten sind, herbeigelaufen und stießen, während sie sich im Kreise aufstellten, wiederholt ein lautes Wäh aus. Die Zeremonie fand damit ihren Abschluß, daß die alten Männer mehreren Jünglingen einige Male mit einem an einen kurzen Stock gebundenen Federbüschel über die Backen und den Bart fuhren. Als die Gesellschaft auseinanderging, ließ sie ein durchdringendes, langgezogenes Warr erschallen. Wie mir mein Führer sagte, stehe diese „Corrobboree“ in Beziehung zu der demnächst erfolgenden Spaltung des Geschlechtsliedes der beiden Burschen, die kürzlich beschnitten worden sind.“



„Lager am Finke River, 24. Juli 1898. — Wie am letzten Sonntage, so wurde auch heute aus demselben Anlaß eine geheime Zeremonie veranstaltet. Der Platz, wo sie stattfand, liegt etwa 1 km westlich von meinem Lager, auf einer sandigen, mit *Triodia* bewachsenen Ebene. Bei meiner Ankunft begann man sogleich mit dem Herausputzen zweier älterer Männer, von denen der eine der „Eigentümer“ der Zeremonie ist. Zunächst machte man diesen Leuten einen turbanförmigen Kopfputz, indem man ihr Haar mit einer dicken Schicht feiner Zweige bedeckte und diese mit Fäden umwickelte. Alsdann, nachdem man die Haut bis auf die der

Hände, des Gesäßes, der Füße und der Hinterseite der Beine mit gelbem Ocker eingerieben hatte, zeichnete man mit Blut einige wagerechte Striche auf die Vorderseite der Oberschenkel und umgab den Rumpf, die Arme und den Kopf (einschl. Kopfputz) mit ebensolchen Kreisen. Diese Striche und Kreise beklebte man mit weißen Dunen. Das Blut stammte aus dem Penis von vier Eingeborenen. Bei dem Aderlaß stachen sie mit einem zugespitzten, im Feuer gehärteten Stückchen Holz von der Dicke einer Stricknadel unmittelbar hinter der Eichel in die Wandung der Harnröhre, wobei sie das Glied mit der Linken an der Wurzel zusammenpreßten und es so hielten, daß die Spalte klappte und nach oben gerichtet war. Obwohl sie die Hölzchen etwa einen halben Zentimeter tief einstießen, so bemerkte ich doch an keinem von ihnen irgend eine Äußerung des Schmerzes. Das Blut, gegen $\frac{1}{4}$ l., fingen sie in der Höhlung eines Wurfbrettes auf und strichen es mit einem aus feinen Zweigspitzen und Fäden hergestellten Pinsel auf die Haut. Als die Schmückung mit Dunen beendet war, krochen die beiden Männer gegen zehn Schritt von den übrigen fort. Nachdem man in ihren Kopfputz einen $\frac{1}{2}$ m langen Stock gesteckt hatte, der mit einem Büschel dunkler Federfahnen gekrönt war, rutschten sie unter dem Gesänge aller Anwesenden denselben Weg auf den Knien zurück. Gewöhnlich hielt sich dabei der Mann, der nicht der „Eigentümer“ der Zeremonie war, so dicht wie möglich hinter seinem Gefährten. Zweimal nahmen sie eine derartige Stellung ein, daß ihre Gesichter einander zugewendet waren. Inzwischen waren die Jünglinge, fünfzehn an der Zahl, herbeigerufen worden und hatten sich, in den Gesang einfallend, in Kreise um die Gesellschaft aufgestellt. Der Gesang wurde hin und wieder durch ein wiederholt ausgestoßenes Wäh, oder durch Laute unterbrochen, die wie ein wieherndes Gelächter klangen. Als die beiden herausgeputzten Männer ihre auf dem Boden hockenden Genossen erreicht hatten, umarmten sie die drei ältesten Männer unter ihnen. Die Zeremonie war damit zu Ende.“

Über die Operation selbst habe ich das Wissenwerteste bereits im vorhergehenden Kapitel mitgeteilt. Während derselben liegt der Bursche mit dem Rücken auf zwei aufeinanderliegenden Männern und wird von mehreren Männern, von denen einer ihm rittlings auf der Brust sitzt, gehalten. Zu Häupten des Burschen pflegt ein „ceremonial pole“ errichtet zu sein. Derselbe ist ein 2,5 bis 3 m langer, sorgfältig geglätteter, speerförmiger Stab, der in einer Hülle aus feinen Zweigen oder dgl. steckt und auf der Spitze einen Büschel Federfahnen vom Keilschwanzadler trägt. Die Hülle, die dicht mit Fäden aus Menschenhaar umwickelt ist, zieren von oben bis unten rote und weiße ring- oder spiralförmige Streifen, die aus weißen Dunen mit Blut als Klebemittel hergestellt sind. Dieser Stab dient als Träger einer Anzahl großer Schwirrhölzer; den Lubra darf er daher beileibe nicht zu Gesicht kommen.

Aus dem, was ich über das Verhalten der Burschen vor und bei den Operationen in Erfahrung zu bringen vermocht habe, scheint mir hervorzugehen, daß dieselben durch die schmale Kost, die vielen neuen Eindrücke, die Tage, ja Wochen dauernden Beängstigungen schließlich in einen Zustand geraten, in dem die Seele äußerst empfänglich für Fremdsuggestionen ist, und körperliche Schmerzen mit einer gewissen Apathie erduldet werden.

Für die Circumcision und die Subincision pflegen die Arünta einen bestimmten Platz zu haben. Am Palm Creek zeigte mir ein West-Arünta den Platz, wo die Bewohner der Krichauff-Ränge vor der Ansiedelung der Weißen im Lande von alters her die beiden Operationen am Geschlechtsgliede vorgenommen haben. Hart an dem von kahlen Felsenhöhen umgebenen Creek war an drei etwas erhöht liegenden Stellen eine etwa 3 qm große Fläche des Bodens geebnet und in dem einen Falle von einem 2 Fuß hohen Wall aus Kalksteinen eingeschlossen.

Die letzte aller Weihen ist, wie schon angeführt, keine eigentliche Jünglingsweihe, da sie an Männern vollzogen wird, die im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren stehen. Ich will sie die Feuerprobe nennen; die Arünta heißen sie Ingwurra.

Nach einer Reihe geheimer Zeremonien und gewöhnlicher Tanzcorrobbores zwingen die Ältesten die Novizen, sich auf ein niedergebranntes Feuer zu legen, das dicht mit frischen Gummibaumzweigen zugedeckt ist. Obwohl die „Prüflinge“ nur fünf bis zehn Minuten in dieser Lage ausharren müssen, so leiden sie doch schwer unter der Hitze und dem Qualm. Alle, welche diese Quälereien überstanden haben, werden, wie auch vor und nach den vorhergehenden Weihen, mit bestimmten Geheimnissen, vielleicht den letzten, bekannt gemacht und gehören zu der Gruppe von Männern, die ich als die Ältesten, *old men*, zu bezeichnen pflege.

Es hat sich mir keine Gelegenheit geboten, dieser Feuerprobe und den ihr vorangehenden Zeremonien usw. beizuwohnen; ich teile deshalb den sehr eingehenden Bericht von Spencer und Gillen¹⁾ über diese vierte Weihe im Auszuge mit. Dieser Bericht ist von hohem Werte, da die beiden Forscher während ihres Aufenthaltes auf der Telegraphenstation Alice Springs an allen Akten einer solchen Weihe als Zuschauer teilgenommen haben.

Phase I. Durch Boten, denen eine „Churinga“ mitgegeben ist, werden alle Horden des Stammes eingeladen. Die Gäste und ihre Gastgeber schlagen ihr Lager an zwei Plätzen auf, die durch einen kleinen Nebencreek des Todd voneinander getrennt sind, und zwar die Purula und Kumara auf dem einen und die Panunga und Bultara auf dem anderen. Für die heiligen Gegenstände, wie Corroboreestones und Corroboreesticks, wählt jede der beiden Gruppen ein besonderes Versteck. Die Festlichkeiten nehmen ihren Anfang mit zwei Tanzcorroboree, an denen Lubra teilnehmen. Der Führer oder Leiter, ein alter Mann, der mit allen Sitten und Bräuchen seines Stammes wohl vertraut ist, errichtet einen gegen 30 ft. langen, 2 ft. breiten und 1 ft. hohen Hügel, *parra* genannt, der mit einer Reihe kleiner Gummibaumzweige geschmückt wird.

Phase II. Die Männer trennen sich von den Frauen bis gegen Ende der ganzen Veranstaltung und schlagen ihr Lager auf dem Ingwurra-Platze auf. Hier veranstalten sie sechs Wochen lang, bei Tag und bei Nacht, geheime Zeremonien. Zum Schluß stellt der Führer je vier oder fünf der jungen Männer, welche die Feuerprobe bestehen sollen, unter die Aufsicht eines Ältesten. Von jetzt an bis zum Ende der Ingwurra werden dieselben als Illpongwurra bezeichnet.

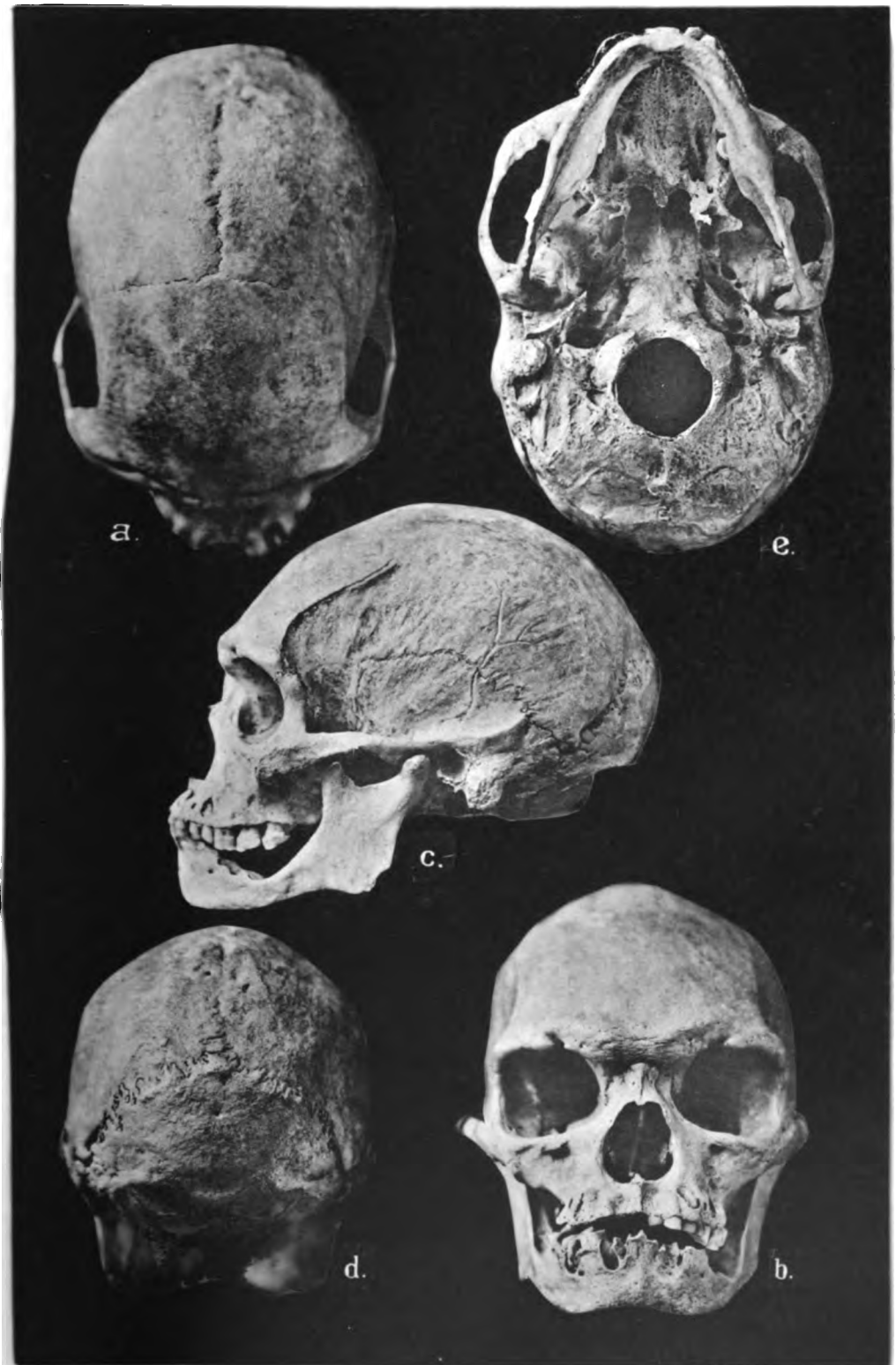
Phase III. Die geheimen Zeremonien werden fortgesetzt. Die Novizen tragen als Auszeichnung Zweige von einem bestimmten Strauche, und dürfen nicht mit den Ältesten sprechen, denen sie zur Aufsicht übergeben sind. Die Phase schließt nach mehr als einer Woche mit einer zum Froschtotem in Beziehung stehenden Zeremonie. Um die Novizen zu Augenzeugen dieser Zeremonie zu machen, bringt man sie unter dem lauten Gesumm von Schwirrhölzern zum Ingwurra-Platze.

Phase IV. Diese Phase dauert länger als zwei Wochen. Sie ist die wichtigste von allen, da in ihrem Verlaufe die Feuerprobe stattfindet. Nach der Endzeremonie heißen die Novizen Urliara.

Phase V. Die Urliara verweilen im Busch. Gewöhnliche Tanzcorrobbores, an denen Lubra teilnehmen, wechseln mit geheimen Zeremonien. Die Novizen werden der Verpflichtung, nicht mit den Männern zu sprechen, welche als ihre Hüter bestellt sind, entbunden. Gegen Ende der Phase verlassen alle den Ingwurra-Platz und die Fremden kehren in ihre Heimat zurück.

Die Jünglingsweihen der Lurritji und Kaititje weichen, so weit ich es zu beurteilen vermag, nur ganz unwesentlich von denen der Arünta ab. Nicht un-

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 274 et 275.



Schädel eines Diäri

- a. Norma verticalis. b. Norma facialis. c. Norma lateralis.
d. Norma occipitalis. e. Norma basilaris.

erwähnt will ich lassen, daß nach der Angabe von Spencer und Gillen¹⁾ der Beschnittene bei den Kaititje seine Vorhaut in einen hohlen Baum stecke.

Die Stämme des nördlichen Binnenlandteiles, wie die Waramunga, Tjingale und Goarango führen die Circumcision und die Subincision ebenfalls aus, wie wir bereits in dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers gesehen haben. Bei beiden Operationen liegt der Novize ausgestreckt auf dem Rücken mehrerer Männer, und in seinem Munde steckt ein Schamschurz, der ihn am Schreien verhindern soll. Daß an diese Weiheakte eine Reihe von Förmlichkeiten, geheimen Zeremonien, gewöhnlichen Tanzcorroborees usw. geknüpft ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Als ich mich auf meiner zweiten Überlandreise einst auf einem Lagerplatze von Tjingale aufhielt, langte eine größere Anzahl von Eingeborenen aus einer gegen 200 km südwärts gelegenen Gegend an. Unter diesen Leuten befand sich ein älterer Mann, den ein vierzehnjähriger Knabe auf die Weise begrüßte, daß er ihn umarmte und dabei die Schultern beständig hin und her bewegte. Wie man mir sagte, sei der Mann nur gekommen, um den Knaben zu beschneiden.

Die erste und die letzte Weihe der Arunta, Lurritji und Kaititje, das Indiehöhewerfen und Auffangen der Knaben und die Feuerprobe an den jungen Männern, kommen nicht vor.

Bei einer der Zeremonien, die in Beziehung zu der letzten Jünglingsweihe der Waramunga stehen, bin ich zugegen gewesen. Was ich über dieselbe niedergeschrieben habe, ist folgendes:

„An Tennant's Creek gelangte ich gestern auf einem nächtlichen Ritt zufällig zu einer aus Männern und Weibern bestehenden Gesellschaft, die eine merkwürdige Zeremonie aufführten. Über den Zweck dieser Zeremonie konnte ich anfangs keine Auskunft bekommen: man beantwortete meine Fragen stets widerwillig und ausweichend; heute morgen brachte ich jedoch in Erfahrung, daß diese Eingeborenen augenblicklich die letzte Weihe an einigen Jünglingen vollziehen. Die Zeremonie dauerte von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Während meiner mehrstündigen Anwesenheit auf dem Platze bestand sie ausschließlich darin, daß sechs Männer, glimmende oder brennende Stäbe schwingend, von einer Hütte aus, vor der ein Feuer unterhalten wurde, zu den auf dem Boden sitzenden übrigen Leuten liefen, sich geberdeten, als wollten sie die Lubra verbrennen, und dann zu ihrer Hütte zurückkehrten. Dies Spiel wiederholten sie ununterbrochen. Die Vorderseite ihres Körpers war schmucklos, ihren Rücken hingegen hatten sie mit roter und schwarzer Farbe bemalt. Außer dem Stabe trug einer einen Bumerang und ein anderer einen Schild. Was die auf dem Boden Sitzenden anbetrifft, so bildeten sie vier nach dem Geschlechte geordnete Reihen. Alle sangen. Die Männer begleiteten den Gesang mit dem Klappern zweier Bumerang und die Weiber mit Klatschen, indem sie mit der Rechten auf die zusammengepreßten Oberschenkel schlugen. Eine Lubra, welche in der Mitte der letzten Reihe, mit dem Rücken nach der Hütte gewendet, saß und mehr als ihre Genossinnen von den sechs Männern belästigt wurde, war auf der Brust mit weißen Tupfen geschmückt und hielt in den Händen ein großes Stück Rinde, mit dem sie die Feuerbrände abwehrte. Die älteste Lubra der Gesellschaft war weiß angestrichen und gab den Takt durch leichte Handbewegungen an.

Die unter dem 15. Breitengrade am Elsey Creek wohnenden Jöngmän beschneiden alle Knaben. Die Subincision führen sie jedoch nur an denjenigen aus, die von zwei alten Männern dazu gezwungen werden können. Da nun der Beischlaf der Männer mit einer ausgeprägten Hypospadië nicht oft zur Befruchtung führt, so liegt es auf der Hand, daß durch die letzte Operation in

¹⁾ The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 341.

Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südastralien.

beschränktem Grade eine Art Auslese kräftiger Personen für die Erzeugung der Nachkommenschaft zustande kommt.

Die Beschneidung spielt am Daly River und Catherine River, wo sie die einzige Operation ist, die am Geschlechtsgliede vorgenommen wird, die Hauptrolle bei den Jünglingsweihen. Auch hier gibt sie die Veranlassung zur Veranstaltung einer Reihe geheimer Zeremonien. Die Vorhaut bewahrt der Bursche längere Zeit in einem um den Hals gehängten Beutelchen auf. Später wird sie verbrannt oder verscharrt. Ferner genießt die Mutter ein wenig von dem durch die Wunde freigelegten „Fette“, damit ihr Sohn nicht eines frühen Todes sterbe. Auf der Missionsstation St. Catharina am Unterlaufe des Daly River erzählte mir ein Missionar, bei den Malack-Malack, Pongo-Pongo und deren Nachbarn käme es zuweilen vor, daß sich Burschen der Beschneidung entzögen. Von ihren Genossen würden sie Larakia genannt und mit Verachtung behandelt.

Was die Wulwanga betrifft, so stecken sie dem Burschen vor der Operation einen Schamschurz oder das für die Vorhaut bestimmte Beutelchen in den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern. Die Zahl der vorangehenden Zeremonien ist groß. Bei einigen finden Schwirrhölzer und Klapperstäbe (Taf. XXIV, Fig. 6) eine ausgedehnte Verwendung. Die benutzten Stäbe werden nach vollzogener Weihe weggeworfen. In der Gegend von Rum Jungle wird unter anderen eine Zeremonie veranstaltet, bei der die Akteure eigentümliche Bewegungen mit den Beinen machen, und der Gesang der Zuschauer nur aus den beiden Worten „pitjerro bādējo“ besteht. Lubra und Kinder dürfen bei der Zeremonie nicht zugegen sein. Hat ein Knabe dieselbe gesehen, so läßt man ihn unbeschnitten. Kurz vor der Aufnahme wird der Bursche von Ältesten in der Einsamkeit des Waldes mit den Gesetzen, Sitten und Bräuchen des Stammes bekannt gemacht und im Erbauen von Hütten, Erzeugen von Feuer mit Hilfe zweier Stäbe usw. unterrichtet. Auf meiner zweiten Reise durch das Land der Süd-Wulwanga sah ich nur Kinder und Lubra. Als ich einen boy nach dem Verbleib der Männer fragte, sagte mir derselbe, alle Männer seien im Busch und hielten Schule. Was Schule halten bedeutet, wußte dieser Bursche, da er als Knabe ein Zögling der jesuitischen Missionare am Daly River gewesen war.

Wie schon wiederholt gesagt, nehmen die nördlichen Küstenstämme, die ich kennen gelernt habe, keinen operativen Eingriff am Geschlechtsgliede vor. Ob sie ihre Jünglinge anderen Quälereien unterwerfen, vermag ich nicht anzugeben. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß sie in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen, denn wie ich hörte, sei die Kost recht knapp und das Benehmen der Ältesten sehr „rough“. Nicht unerwähnt will ich auch an dieser Stelle lassen, daß, soweit ich mich erinnere, alle Burschen, die ich gleich nach der Erklärung ihrer Mündigkeit gesehen habe, frische Wunden aufwiesen, die zum Zwecke der Narbentätowierung gemacht worden waren.

So viel ich in Erfahrung gebracht habe, werden die Jünglinge der Wulwa auf folgende Weise zu „young men“ gemacht. Nach einer größeren „Corroboree“ nehmen Altersgenossen, die aber bereits zu den Männern gehören, die betreffenden Burschen mit sich in den Busch und kehren erst nach längerer Zeit mit denselben zurück. Inzwischen haben sich zahlreiche fremde Gäste eingefunden, und die Ältesten veranstalten zunächst eine Zeremonie und lehren dann die Burschen Hütten bauen, Feuer machen usw., mit einem Worte alles, was ein Familienvater der Meinung der Eingeborenen nach wissen muß. Schließlich findet eines Nachts eine andere Zeremonie statt, die bis zum Morgengrauen andauert. Am nächsten Tage erhalten die Burschen, nachdem ihr ganzer Körper mit rotem Ocker angestrichen ist, auf ihre Vorderarme und ihre Beine mit weißer Farbe Figuren gemalt sind, sämtliche Zieraten, die ein Mann zu tragen pflegt, sowie einen Schamschurz, einen Netzbeutel (dillybağ) und ein Wurfholz, aber keinen Speer. Hiermit ist der Hauptsache nach die Aufnahme beendet.

Bei den Larakia findet die Jünglingsweihe im großen und ganzen auf die gleiche Weise statt.

Bei den Eingeborenen an den Alligator Rivers bringt man die Burschen, bevor man sie als mannbar erklärt, auf längere Zeit in den Busch, um sie dem Anblick der Lubra zu entziehen. Hier bleiben sie aber nicht ununterbrochen bis zu dem Tage, an welchem sie die Manneswürde erhalten, sondern man holt sie zweimal für eine Weile zum Lagerplatz zurück. Das erste Mal bemalt man sie mit weißen Figuren, und die Lubra versehen sie mit Nahrungsmitteln, und das zweite Mal stattet man sie mit einem Schamschurz, den gebräuchlichen Schmuckstücken und einem Wurfholz aus. Ist die „Prüfungszeit“ zu Ende, so veranstaltet man eine große Zeremonie und verbrennt in Gegenwart der Lubra den Schamschurz und die Schmuckstücke, welche man ihnen früher gegeben hatte.

In bezug auf seine erste bedeutende Jagdbeute muß der Eingeweihte in einigen Teilen des Landes bestimmte Förmlichkeiten beobachten.

Hat ein eingeweihter Awarai sein erstes Kängeruh erlegt, so verzehren er und die Männer der Horde dasselbe; den Lubra und Kindern ist der Genuß des Fleisches nicht gestattet. Nach der Mahlzeit vergräbt er die Knochen und häuft Steine auf die betreffende Stelle. Im Lande der Agiqwolla, am Pine Creek, traf ich einen jungen Burschen, der in einem Netzbeutel eine größere Zahl von Kängeruh-Knochen mit sich führte. Auf meine Frage, was er mit den Knochen machen wolle, teilte er mir mit, jeder junge Mann seiner Heimat bewahre die Knochen des ersten Kängeruh eine Zeitlang auf und verstecke sie dann in einem Felsenloche. Nach vielen Jahren, wenn sie morsch geworden seien, „like paper“, suche er das Versteck wieder auf und zerbräche sie. Auf die gleiche Weise verführe er mit den Knochen des ersten Emu, mit ihnen verstecke er aber ein mehrere Hände großes Stück Haut von der Brust. Über die Bedeutung dieser Sitte konnte mir mein Gewährsmann keine Auskunft geben.

Wie bei den Narryngeri, so müssen auch bei allen übrigen Stämmen, mit denen ich den Leser bekannt gemacht habe, die Knaben und uneingeweihten Jünglinge sich des Genusses bestimmter Nahrungsmittel enthalten. Diese Nahrungsmittel stammen meines Wissens ausnahmslos aus dem Tierreich.

Von frühester Jugend an dürfen die Knaben der Artinta eine größere Zahl von Nahrungsmitteln aus dem Tierreiche nicht genießen. Übertretungen der Speiseverbote sollen Krankheiten, Entartung von Trieben, Entstellungen, die durch eine zu starke oder zu geringe Entwicklung von Körperteilen herbeigeführt werden usw., nach sich ziehen. Zu verbotenen Nahrungsmitteln gehören unter anderen das Fleisch des Beutelmarders (*Dasyurus*), des Keilschwanzadlers, der Trappe (*Otis australis*), einiger größerer Eidechsen, das Fett des Emu, die Eier mancher Vogelarten usw. Nach der Beschneidung wird das Speiseverbot noch erweitert; mit der Erlangung der vollen Manneswürde kommt es jedoch fast vollständig zum Wegfall.

Bei den Stämmen des nördlichen Binnenlandteiles wird den Knaben und uneingeweihten Jünglingen eingeredet, sie zögen sich Krankheiten oder Entstellungen zu, wenn sie das Fleisch der Trappe, der großen Warneidechse (*Varanus giganteus*), gewisser Schlangen usw. äßen.

Die jungen Wulna dürfen das Fleisch der Kängeruh und Fische nicht essen, wenn sie mannbar werden. Eine Übertretung dieses Verbotes soll eine Erkrankung der Beine zur Folge haben. An Knuckey's Lagoon sah ich einen jungen Burschen, der an einem Beinübel darniederlag. Nach der Behauptung seiner Genossen sei er dadurch krank geworden, daß er kurz vor der Aufnahme in den Bund der Männer Fischfleisch gegessen habe.

Diese Speiseverbote zwingen die Knaben und Jünglinge sich in Selbstbeherrschung zu üben; durch sie wird also die Willenskraft derselben in vortrefflicher Weise geschult. Daß dies aber nicht ihr alleiniger Zweck ist, liegt

auf der Hand, denn manches Stück Wild, das von halbwüchsigen Burschen erlegt wird, gelangt durch sie in den Besitz der selbsttichtigen Ältesten, der Hüter aller althergebrachten Sitten und Gebräuche und der Urheber mancher Gebote und Verbote.

Jungfrauweihen treffen wir bei vielen Stämmen an; sie haben aber nicht im entferntesten die Bedeutung der Jünglingsweihen. Gewöhnlich wird mit dem Mädchen irgend eine zeremonielle Handlung oder dergl. vorgenommen, wenn sie die erste monatliche Reinigung haben, oder wenn die Erweiterung der Scheide vorgenommen werden soll. Die durch blutige Eingriffe verursachten Verunstaltungen werden, wie wir wissen, aus Zweckmäßigkeitgründen, wie die Scheidenerweiterung, oder zur Verschönerung des Körpers, wie die Narbentätowierung, oder zur Anbringung von Schmucksachen, wie die Durchbohrung der Nasenscheidewand, vorgenommen; als eine Art Weiheabzeichen, möge der Ausdruck erlaubt sein, dürfen wir sie nicht ansehen.

Nach Spencer und Gillen¹⁾ herrscht bei den Arunta und Ilpira folgender Brauch: Hat ein Mädchen die erste monatliche Reinigung bekommen, so bringt man sie nach einem Platze, der sich in der Nähe des Weiberlagers befindet. Nachdem hier die Mutter eine Hütte erbaut hat, und ein Feuer angezündet ist, gräbt das Mädchen ein Loch, das gegen einen Fuß oder achtzehn Zoll tief ist. Über demselben sitzt sie ununterbrochen zwei Tage lang. Zur Gesellschaft sind ihr zwei Personen, ihre eigene Mutter und eine andere ältere Lubra, beigegeben, die sie auch mit Nahrung zu versorgen haben. Nach dieser Zeit ist ihr gestattet, mit den beiden Weibern auf die Suche nach kleinen Tieren und Vegetabilien zu gehen. Hat der Blutfluß aufgehört, so füllt sie die Grube mit Erde und kehrt zum Weiberlager zurück. Bald darauf wird sie dem Manne übergeben, dem sie als Ehefrau zugesprochen ist. Der betreffende Platz darf von den Kindern nicht betreten werden, solange sich das Mädchen auf ihm aufhält.

Bei den Wulwanga wird jedes Mädchen, wenn es zum ersten Male die monatliche Reinigung bekommen hat, von einer Lubra so dicht an ein loderndes Feuer geführt, daß die Haut des Bauches und der Vorderseite der Beine leicht verbrannt wird. Sodann muß es ein Bad nehmen.

Manche Stämme haben auch Speiseverbote für die jungen Mädchen. So z. B. ißt eine junge Eingeborene in der Gegend des Frew River nicht das Fleisch der Trappe, aus Furcht, daß die Entwicklung der Brüste ausbleibe und ihr ein Bart wachse.

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia. Pag. 460 et 461.

Kapitel X.

Der Kindesmord, die Menschenfresserei und das Menschenopfer.

Wie sehr die Vorstellungen des Eingeborenen von gut und böse von den unserigen abweichen, geht daraus zur Genüge hervor, daß er weder den Kindesmord, noch die Menschenfresserei, noch das Menschenopfer für ein Verbrechen hält.

Bei allen Stämmen ist der Mord neugeborener Kinder, die noch nicht die Mutterbrust bekommen haben, kein seltenes Vorkommnis. In der Regel wird er aber nur dann begangen, wenn die Eltern einen harten Kampf ums Dasein führen müssen, oder wenn die Mutter ein älteres Kind zu säugen hat. Was den ersten Fall anbetrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß ein Familienzuwachs für die Mutter zu den Zeiten leicht verhängnisvolle Folgen haben könnte, wo die Eingeborenen schwerer um die Existenz zu ringen haben, als die Ärmsten unserer Armen. Hinsichtlich des zweiten Falles will ich bemerken, daß die Kinder erst im dritten oder vierten Jahre entwöhnt werden; und da die Lubra durchgängig recht schlecht genährt sind, so werden sie selten genug Milch für zwei Kinder haben. Dieser Umstand ist wohl auch die Ursache, daß von Zwillingen nur ein Kind aufgezogen wird. Daß die Entwöhnung so spät stattfindet, beruht auf dem großen Mangel an leicht verdaulichen Vegetabilien. Außerdem ist noch von ausschlaggebender Bedeutung, daß eine Lubra auf der Wanderung nicht gleichzeitig zwei ihrer Sprößlinge tragen könnte. Gewöhnlich erstickt man die dem Tode geweihten Kinder, indem man ihnen Erde in den Mund stopft. Eine Lubra, die zur Sterling Station gehörte, erzählte mir lachenden Mundes, sie habe ihre drei Kinder (eins von einem weißen und zwei von einem eingeborenen Manne) durch Einflößen von kochendem Wasser ums Leben gebracht.

Die Menschenfresserei herrscht ebenfalls unter allen Stämmen. Merkwürdigerweise beschränkt man sich fast überall im weiten Innern auf den Genuß des Fleisches von Kindern. Dies ist um so auffallender, als sonst die Völker, welche zu den Menschenfressern gehören, vor allen Dingen die getöteten Feinde als Nahrung verwenden. Selbstverständlich ißt man die Neugeborenen, die aus den oben angeführten Gründen ihr Leben lassen mußten; außerdem verschmäht man die Leichen der Kinder nicht, welche in einem guten Ernährungszustande eines natürlichen Todes gestorben sind. Wenn Schmalhans Küchenmeister ist, so

kommt es dann und wann auch wohl vor, daß ein Säugling allein deswegen umgebracht wird, weil die Horde ein großes Verlangen nach einem guten Braten hat.

Bei den Bewohnern des Nordens ist die Menschenfresserei weit mehr im Schwange, als bei denen der übrigen Gebietsteile Südaustraliens. Vielerorten gilt nicht allein das Fleisch der Kinder, sondern auch das der Erwachsenen für einen Leckerbissen. Einige Stämme sollen sogar alle ihre Leichen verspeisen, andere begnügen sich damit, etwas von dem Fette oder dem Fleische der erwachsenen Personen zu genießen, die kein langes Krankenlager durchgemacht haben und nicht zu stark abgemagert sind. Daß diese Kannibalenschmäuse in der Regel nicht ohne schamanistische Handlungen verlaufen, wird der Leser begreiflich finden. So z. B. erzählte mir auf der Missionsstation am Daly River ein junger Mann, dessen Mutter nach ihrem natürlichen Tode zum Teil von Hordengenossen aufgegessen worden war, daß die Ältesten die Brüste der toten Weiber ins Wasser zu werfen pfl egten.

Nach dem Berichte Taplins habe es an der Südküste einen Stamm, „Mer-kani“ genannt, gegeben, der von den Narryngeri besonders deswegen gehaßt worden sei, weil er gern fette Leute geraubt habe, um sie aufzuzehren. Die Menschenfresserei ist aber auch wohl bei allen anderen ausgestorbenen Stämmen im Schwange gewesen. Zwei ältere Eingeborene vom Westufer des Lake Alexandrina erzählten mir nämlich, sie hätten in ihrer Jugend oft gehört, daß an der ganzen Südküste der Kolonie Menschen gegessen worden seien.

Wie uns Gason berichtet, äßen die Diäri beim Begräbnis von dem Fette des Toten. Die Eingeborenen auf der Missionsstation Kilalpanina wollten mir hierüber keine Auskunft geben. Richtete ich Fragen an sie in bezug auf die Anthropophagie der Diäri und ihrer Nachbarn, so gaben sie, die sehr wohl wissen, daß der Europäer einen tiefen Abscheu vor Kannibalen zu haben pfl egt, stets eine ausweichende Antwort. Ein Ngnaminni, den ich in der Nähe von Kopperamanna traf, teilte mir jedoch mit, daß die älteren Leute seiner Heimat ein wenig von den Leichen genossen und sich dann mit roter Farbe einen Kreis um den Mund malten.

Man hat das Rachegefühl, den Aberglauben, den Hunger oder die Leckerei als die Ursache der Anthropophagie angegeben.

Der Eingeborene martert die Feinde, die in seine Gewalt geraten sind, nie langsam zu Tode, wie der nordamerikanische Indianer und andere Völkerschaften; es ist daher unwahrscheinlich, daß eine maßlose Rachsucht ihn zum Kannibalen gemacht habe.

Viele suchen die anthropophagen Gewohnheiten des Australiers auf den Wahn zurückzuführen, daß der, welcher einen Menschen verzehre, die Stärke und Klugheit desselben bekäme. Ich habe trotz eifriger Bemühungen nicht festzustellen vermocht, daß der Südaustralier diese Vorstellung beim Genuß des Menschenfleisches hat. Sollte dieser Aberglaube bei unserm Australier in allen Fällen der Beweggrund zum Menschenfraße sein, so können wir wohl mit Recht fragen: Warum wählt der Bewohner des Innern zum Verzehren nur Kinder, und nicht Männer in der Blüte ihrer Jahre?

Überall und zu allen Zeiten sind Menschen durch den Hunger zur Anthropophagie getrieben worden. Ohne Zweifel steigt in Hungerjahren die Not unter den Urbewohnern Australiens zuweilen so hoch, daß sich selbst ganze Horden von Menschenfleisch ernähren müssen, wenn sie nicht völlig zugrunde gehen wollen. Hin und wieder kommt die Anthropophagie auch wohl unter den Eingeborenen zum Ausbruch, die zwar ihren Hunger zu stillen vermögen, bei denen sich aber infolge einer Nahrung, die aus schlecht schmeckenden und schwer verdaulichen Vegetabilien besteht, ein fast krankhaftes Verlangen nach Fleisch oder Fett eingestellt hat.

Die Hauptursache des Kannibalismus ist aber in Australien die Leckerei. Es steht wohl fest, daß das Menschenfleisch sich durch Wohlgeschmack auszeichnet. Juvenal behauptet, es schmecke wie Schweinefleisch, und der, welcher es einmal gekostet habe, halte es für die beste Speise. Die Australier scheinen derselben Ansicht zu sein. Als ich einen Larakia fragte, der an manchen Kannibalenschmäusen teilgenommen haben wollte, wie Menschenfleisch schmecke, gab er mir zur Antwort: „My word, good fellow tucker! All the same as pig.“ Der Geschmack scheint aber nicht gerade bei allen in bezug auf Menschenfleisch der gleiche zu sein, denn mehr als ein Eingeborener meiner Bekanntschaft hielt das Fleisch von Tieren für viel schmackhafter als das von Menschen. Im allgemeinen wird der Braten von einem Kinde dem von einem Erwachsenen vorgezogen. Ich traf aber auch Leute, die meinten, daß das Kinderfleisch nicht viel taue. So z. B. sagte mir ein Plinara, daß seine Genossen „pickaninnies“ nicht gern äßen, weil diese „too much milk inside“ hätten. Bemerken will ich noch, daß das Menschenfett hoch geschätzt wird, und daß, wie mir Malack-Malack mitteilten, von manchen Leichen nur dieses gegessen werde.

Die Zurichtung der Leichen besteht in der Herausnahme des Eingeweidcs. Handelt es sich um eine erwachsene Person, so wird der Körper außerdem zerstückelt. Vielleicht findet in einigen Fällen auch eine Abhäutung statt.

Die Zubereitung der Leichen geschieht allenthalben auf die gleiche Weise wie die der Känguruh und Wallaby.

Menschenopfer kommen meines Wissens nur unter Stämmen des Nordens vor. Welche Vorstellung ihnen zugrunde liegt, vermag ich nicht anzugeben, da man mir aus Furcht vor den bösen Geistern und den „old men“ keine näheren Angaben über sie zu machen wagte.

In der Nähe der jesuitischen Missionsstation am Daly River wurde einst ein Mann während eines mehrere Monate in Anspruch nehmenden Festes, Tjaboi genannt, geopfert. Einer der Herren Missionare teilte mir über dieses Ereignis folgendes mit: Eines Tages kam ein junger Mann, der sich durch eine kräftige, wohlgebildete Gestalt vor seinen Stammesgenossen auszeichnete, mit der Bitte zu den Missionaren, ihn sofort zu taufen. Als man ihm sagte, er müsse zuerst längere Zeit am Unterrichte in der Glaubenslehre teilnehmen, entfernte er sich sehr niedergeschlagen. Einige Tage darauf war er erdrosselt. Den Kopf, das Herz und andere Teile der Leiche verscharrten die Festgenossen. Mit dem Fleische befriedigten sie ihre Eßlust, und den Rest desselben verbrannten sie. Die Knochen warfen sie in eine kleine Grube, die von einem ringförmigen Walle mit einem Eingange umgeben war, und einige Männer besprengten dieselben mit dem Blute, das sie durch einen Aderlaß ihrem Körper entnommen hatten. Nachdem die Grube zugeworfen worden war, versammelte sich eine Anzahl Weiber innerhalb des Ringwalles, und alle Männer der Gesellschaft übten mit ihnen den Beischlaf über den Gebeinen des Toten aus.

Kapitel XI.

Das Feuermachen.

Schreibt man einen Aufsatz über das Feuermachen von „Wilden“, so pflegt man wohl mit der Beantwortung der Fragen zu beginnen: Wie erfuhr der Mensch, daß das Feuer auf künstliche Weise erzeugt werden kann, und wie wurde er mit den für ihn nutzbringenden Eigenschaften desselben bekannt? Es ist unmöglich, derartige Fragen befriedigend zu lösen; da wahrscheinlich alle Völker der Erde sich schon seit undenklichen Zeiten im Besitze des Feuers befinden. In dieser Hinsicht sind wir nur auf Vermutungen angewiesen.

Wahrscheinlich trat der australische Eingeborene vor der Einwanderung der Engländer nur mit seinen nördlichen oder nordöstlichen Nachbarn in Verkehr, wenn diese auf ihren Fahrten flüchtig die Küste berührten. Er blieb also wohl Jahrtausende lang fast ganz unbeeinflußt durch Fremde. Hatte er noch keine Kenntnis von der Erzeugung und Anwendung des Feuers, als er in seine jetzige Heimat kam, so erwarb er sie entweder durch eigenes Nachdenken, ohne die Hilfe anderer, oder er erlangte sie von seinen malayischen oder papuanischen Besuchern.

Da in Anbetracht der langen Isolierung und der physischen Beschaffenheit Australiens die Möglichkeit nicht sehr fern liegt, daß dort der Mensch ohne das Zutun anderer das Feuer zu seinem Gehülfen gemacht habe, so will ich kurz darauf eingehen, wie wir uns in diesem Falle das Zustandekommen dieser ältesten aller epochemachenden Errungenschaften vorzustellen haben.

Wir müssen notgedrungen annehmen, daß der Eingeborene schon mit den Eigenschaften des Feuers vertraut war, als er dazu schritt, dasselbe künstlich zu erzeugen. Wie kam nun die Bekanntschaft mit dem Feuer zustande? Vor ungezählten Zeitläuften, als der Eingeborene sich noch völlig im Naturzustande befand, waren — vorausgesetzt, daß die klimatischen Verhältnisse sich inzwischen nicht geändert haben — Busch- und Grasfeuer aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich häufig, wenn auch nicht so häufig wie heutzutage, wo z. B. in der Kolonie Südaustralien zwei Drittel aller Bäume die Spuren von überstandenen Bränden an sich tragen. Diese Annahme liegt in der eigentümlichen Beschaffenheit des Klimas und der Vegetation begründet. Zündet man während der regenlosen Jahreszeit das Gras irgendwo im weiten Innern der Kolonie an, so greift das Feuer in der Regel rasch um sich und wütet so lange fort, bis ihm durch Creeks, kahle Höhen usw. eine Schranke gesetzt wird. Auf diese Weise räumt man allerorten Jahr aus, Jahr ein mit den abgestorbenen Pflanzen auf.

Versetzen wir uns in die Zeit, wo der Eingeborene die Erzeugung des Feuers noch nicht kannte. Ein Blitzstrahl hat einen dünnen Baum getroffen. Hochauf lodern die Flammen und setzen alsbald den dichten Filz von *Triodia*, der sich im Laufe vieler Jahre gebildet hat, und das tote Geäst, das überall den Weg versperrt, in Brand. Menschen und Tiere müssen vor dem entfesselten Element die Flucht ergreifen. Eine Horde Eingeborener hat sich auf einer vegetationslosen Felsenhöhe in Sicherheit gebracht. Sobald die Flammenlinien vorübergeeilt sind, wagt sie sich auf die mit qualmenden Ästen übersäte Fläche, gierig nach den kleinen Beuteltieren und Reptilien suchend, die der Rauch und das Prasseln aus ihrem unterirdischen Versteck getrieben hat, und die auf der Flucht von den Flammen ereilt worden sind. Diese Eingeborenen betrachten das Feuer nicht als eine verderbenbringende Macht. Für sie ist es ein Wohltäter, der ihnen stets einen reichlichen Schmaus verschafft und ihre unzugänglich gewordenen Jagdgründe von abgestorbenen Bäumen und Büschen und stacheligen Gräsern säubert.

Der vertraute Verkehr mit dem Feuer reicht jedenfalls weit in die graue Vorzeit zurück. Begeben sich doch selbst Vögel furchtlos in die Nähe von Grasbränden, um nach toten oder flüchtenden Tieren zu spähen.

Schon früh wird in den Eingeborenen zu den Zeiten der Not der Wunsch rege geworden sein, einen Steppenbrand willkürlich hervorrufen zu können, um sich durch denselben eine reiche Beute zu verschaffen.

Wie ist der Eingeborene nun auf die künstliche Erzeugung des Feuers gekommen? Ist diese Entdeckung, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Ergebnis mühevollen Forschens und angestregten Beobachtens, oder wurde dieselbe durch Zufall gemacht? Ich glaube, die Antwort hierauf ist nicht schwierig; da die Annahme zu fern liegt, ein australischer „Wilder“ sei bei der Beobachtung der Reibungswärme durch die Schärfe seines Verstandes auf die Vermutung gekommen, daß diese Wärme durch andauerndes Reiben zweier Stäbe aneinander auf die Entzündungs-Temperatur des Holzes gebracht werden könne. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat also der Eingeborene durch Zufall gefunden, daß das Feuer auf die angegebene Weise hergestellt werden kann. Nur zwei Möglichkeiten boten sich ihm, diese bedeutungsvolle Entdeckung zu machen. Entweder nahm ein intelligenter Mann wahr, daß zwei welke, vom Winde bewegte Äste durch gegenseitige Reibung in Brand gerieten, oder unter der Hand eines Glücklichen entstand ein schwaches Glimmen, als er zwei Hölzer andauernd aneinander rieb.

Gehen wir jetzt etwas näher auf die zuerst genannte Möglichkeit ein. O. Peschel ist der Meinung, daß Waldbrände auf die angegebene Weise nicht entstehen könnten. Auch ich glaube, daß eine derartige Selbstentzündung in Deutschland wohl nie vorkommen wird. Wer aber im Innern Australiens dem Ächzen und Stöhnen gelauscht hat, das der Wind in einem Mulgascrub verursacht, welcher aus einem dichten Gewirr lebender und toter Bäume besteht, der wird nicht daran zweifeln, daß einige der unzähligen, von der Rinde entblößten und in den glühenden Strahlen der Sonne erhitzten Stämme oder Äste durch Reibung in Brand geraten könnten, wenn der Wind zum Sturm anwüchse.

Wollen wir nicht gelten lassen, daß die Natur selbst die Anweisung zur Erzeugung des Feuers gegeben habe, so sind wir zu der Annahme gezwungen, daß die Entdeckung zufällig von einem Eingeborenen bei der Bearbeitung eines Stückes Holz gemacht worden sei. Gegen diese zweite Hypothese wird man vielleicht einzuwenden haben, es sei unwahrscheinlich, daß ein Eingeborener, in der Absicht, irgend ein Gerät oder dergl. anzufertigen, ein Stück Holz so lange ununterbrochen mit einem hölzernen Werkzeuge durch Reiben oder Bohren bearbeitet habe, bis es zur Feuererscheinung gekommen sei. Dieser Einwand ist nur scheinbar wohl begründet. Könnte die Entdeckung z. B. im Innern der

Kolonie nicht auf folgende Weise zustande gekommen sein? Ein Eingeborener, der sich auf der Suche nach Nahrungsmitteln befindet, gelangt zu einem abgestorbenen bean tree (*Erythrina vespertilio*). Sein geübtes Auge erkennt sofort, daß der Stamm desselben leckere Larven beherbergt. Jetzt gilt es, der Tiere habhaft zu werden. Mit einem scharfkantigen Stücke Mulgaholz (*Acacia aneura*), das er in der Nähe aufgelesen hat, versucht er eine tiefe Furche in das weiche, korkartige Holz zu reiben, um die Larvengänge bequem durch das Herausbrechen großer Splitter bloßlegen zu können. Während er in der Gier nach dem Leckerbissen sein Werkzeug unermüdlich wie sägend in der sich bildenden Furche hin und her reibt, sieht er plötzlich Rauch aus dieser aufsteigen. Hierdurch neugierig gemacht, setzt er seine Arbeit ununterbrochen fort, bis ein schwaches Glimmen entsteht. Voll Staunen teilt er dieses seinen Gefährten mit. Nachdem man den Versuch mehrfach mit demselben Erfolge wiederholt hat, kommt man darauf, mit den glimmenden Spänen weich geriebenes Gras oder dergl. durch Blasen in Brand zu setzen.

Von den Eingeborenen können wir natürlich keine befriedigende Auskunft über die Entdeckung der künstlichen Feuererzeugung bekommen, da ihre Traditionen aus längst vergangenen Zeiten höchst unvollkommen sind. Ich will es aber nicht unterlassen, eine schöne Legende der Narryngeri mitzuteilen, die berichtet, auf welche Weise die Vorfahren dieser Eingeborenen zuerst in den Besitz des Feuers gelangt seien. Im nachstehenden erzähle ich sie, wie ich sie aus dem Munde eines der ältesten Männer des Stammes gehört habe.

Lange, bevor das Feuer der Gehülfe des Eingeborenen geworden war, trachteten die Narryngeri darnach, sich dasselbe dienstbar zu machen. Da dieses Verlangen immer dringender wurde, berief man eine Versammlung, um Mittel und Wege zu finden, wie man am besten in den Besitz des Feuers gelangen könnte. Auffallend viel Leute leisteten dem Rufe Folge; denn die meisten Narryngeri empfanden lebhaft das Bedürfnis nach einer Besserung ihrer Lebenslage. Ehe die Beratungen ihren Anfang nahmen, veranstaltete man eine große Corroboree. Unter den Tanzenden war ein Mann von gewaltiger Größe, der jedesmal urinierte, wenn er die Beine auseinanderbog. Sein Körper mußte Feuer beherbergen, da zum Erstaunen aller mit dem Urine stets Funken auf den Boden fielen. Jetzt wußte man, wie man das Feuer auf leichte Weise erhalten könnte. Sogleich bildete sich eine Verschwörung gegen das Leben des Mannes. Ein kleiner, aber äußerst schlauer Bursche wurde dazu bestimmt, den Mord auszuführen. Derselbe lockte den Riesen zunächst aus der Schar seiner Getreuen und warf ihm dann einen Speer in den Hinterkopf. Aus dem Körper des Opfers sprühten sofort zahllose Funken. Zwei Leute zündeten mit denselben trockene Zweige an; da sie aber die verderbenbringenden Eigenschaften des Feuers nicht hinlänglich kannten, verursachten sie in ihrer Sorglosigkeit ausgedehnte Wald- und Grasbrände. Der totwunde Riese stürzte sich in das Meer und wurde in einen Walfisch verwandelt, dem die Speerwunde zum Herausschleudern des Wassers diente, das in die Mundhöhle geriet. Aus seinen Gefährten wurden Fische, damit sie ihn auch fernerhin begleiten könnten. Ein ähnliches Schicksal traf aber alle, die bei dem verräterischen Überfall zugegen waren. Die beiden Leute, welche die verheerenden Brände veranlaßt hatten, flogen als „robin-red-breast“ (*Petroica multicolor* oder *P. Goodenovii*) davon, und die übrigen wurden in Tiere oder Pflanzen verwandelt.

Als ich den Eingeborenen fragte, wie die künstliche Gewinnung des Feuers ausfindig gemacht worden sei, gab er mir zur Antwort, bei den genannten Wald- und Grasbränden seien Steine entstanden, mit denen man in der ersten Zeit nach dem Ereignisse Feuer erzeugt habe. Da aber weder die Narryngeri, noch andere Stämme der Kolonie Feuersteine zu diesem Zwecke verwenden, so liegt die Vermutung nahe, daß der Alte, der vielleicht in seiner Jugend aus Stahl

und Stein bestehende Feuerzeuge in den Händen der Engländer sah, diese Aussage ersann, um nicht unwissend zu erscheinen.

Die künstliche Gewinnung des Feuers geschieht bei den Eingeborenen der Kolonie auf zweierlei Weise: durch Bohren und Reiben. Von der ersten Methode machen hauptsächlich die Stämme an der Nord- und der Südküste Gebrauch. Ob ihnen auch die zweite bekannt ist, vermag ich nicht zu sagen. Im Innern hingegen pflegt man das Feuer durch Reiben zu bereiten.

Im Grunde genommen sind natürlich beide Methoden die gleichen: der Unterschied beruht nur auf dem Verfahren, das man zur Erzeugung der Reibungswärme einschlägt.

Das Bohr-Feuerzeug besteht überall aus zwei gleichartigen Stäben, die durchschnittlich die Dicke eines kleinen Fingers und die Länge eines halben Meters besitzen. Der eine Stab, der als Unterlage (Eschara) dient, erhält in der Mitte (bei den Narryngeri) oder an dem einen Ende (bei den nördlichen Stämmen) eine grubige Vertiefung und häufig auch eine kurze, von dieser auslaufende Rinne. Das Holz oder die holzigen Pflanzenteile, die zu diesem Zwecke Verwendung finden, sind, soweit meine Erfahrung reicht, recht weich. Einige nördliche Stämme, wie die Malack-Malack, Pongo-Pongo usw., schnitzen die Stäbe aus den Zweigen einer Malvacea mit gelben Blüten und großen herzförmigen Blättern. Bei den Narryngeri dagegen bilden zwei Blütenschäfte von Grasbäumen (*Xanthorrhoea semiplana* und *X. quadrangulata*) das Feuerzeug.

Bei der Gewinnung des Feuers durch Bohren verfahren die Eingeborenen im großen und ganzen auf die bekannte Weise. Sie stellen den Bohrstab (trypanon) aufrecht in die Vertiefung der auf dem Boden ruhenden Unterlage und rollen denselben anhaltend zwischen den flachen Händen hin und her. Von Zeit zu Zeit bringen sie die Hände, die ohne ihren Willen eine langsame Bewegung nach unten machen, mit einem Ruck nach oben, damit der Stab nicht aus der Vertiefung gehoben werde. Sobald Rauch aufzusteigen beginnt, tun sie etwas „Fett“ und Sand in die Vertiefung und setzen dann das Quirlen so lange ohne Unterbrechung fort, bis sie imstande sind, mit den glimmenden Holzteilchen, die sich losgelöst haben, ein Feuer anzufachen. Das „Fett“ stammt aus den auffallend großen Talgdrüsen der Nasenspitze. Sie erhalten es dadurch, daß sie die Nase stark mit dem Daumen pressen. Die Unterlage muß natürlich bei der Bohrarbeit einen festen Halt auf dem Boden haben. Die nördlichen Stämme legen das mit der Vertiefung versehene Ende des Stabes auf einen flachen Stein oder ein Stück Rinde, damit die abspringenden Funken nicht verloren gehen, und drücken das andere mit dem linken Fuße nieder. Die Narryngeri dagegen hocken beim Bohren auf dem Boden und haben die Füße so auf die Unterlage gestellt, daß die grubige Vertiefung sich zwischen denselben befindet.

Die Feuerzeugung durch Reiben wird besonders von den Arünta und ihren Nachbarn ausgeübt; doch wenden auch die übrigen Stämme zwischen dem Lake Eyre und dem Roper River diese Methode an. Die Unterlage ist groß im Vergleich mit der zuvor genannten und besteht ebenfalls aus einem weichen Holze. In der Regel benutzt man den Schild als solche, der im Innern des Landes aus dem auffallend weichen und porösen Holze des bean tree angefertigt wird. Hin und wieder findet auch ein trockener Ast einer bestimmten Baumart als Unterlage Verwendung. Zum Reiben dient ein Bumerang oder das kurze schaufelförmige Wurf Brett. Beide werden aus dem sehr harten Mulgaholze (*Acacia aneura*) geschnitzt.

Das Feuermachen durch Reiben ist eine umständliche Arbeit. Gewöhnlich wird es von zwei Leuten ausgeführt. Benutzt man einen Schild als Unterlage, so reibt man mit der Kante eines Bumerang oder eines Wurfbrettes so lange ununterbrochen quer über einer Kerbe, die man in den Rücken der Waffe geschnitten hat, hin und her, bis der Zweck erreicht ist, d. h. bis man eine ge-

nügende Menge von glimmenden Spänchen erhalten hat. Bildet ein Stück eines Astes die Unterlage, so ist das Verfahren dasselbe; nur tritt eine Spalte, die durch einen Pflock klaffend gehalten wird und mit Gras ausgefüllt ist, an die Stelle der Kerbe.

Die Eingeborenen gewähren einen seltsamen Anblick bei ihren Bemühungen, Feuer durch Reiben zu erhalten. Die beiden betreffenden Leute sitzen auf dem Boden, und im Schweiß ihres Angesichtes lassen sie einen Bumerang oder ein Wurfbrett rastlos auf einem Schilde hin und her gleiten, der zwischen ihnen liegt; und damit dieser nicht aus seiner Lage gebracht werde, stemmen sie einen Fuß gegen die Seiten desselben (Taf. XII, Abbild. 2).

Wie oft ein Schild zum Feuermachen benutzt worden ist, geht aus der Zahl der geschwärzten Querfurchen an dem einen oder auch den beiden Enden desselben hervor. Alle Furchen dieser Art, die eine Gruppe bilden, schneidet eine ähnliche, aber hellere Vertiefung mehr oder minder rechtwinklig (Taf. XXXIII, Fig. 1). Dieselbe hat zur Ansammlung der Funken gedient und ist durch wiederholte Verlängerung der Kerbe entstanden, von der vorhin die Rede war.

Um flammendes Feuer zu bekommen, bedecken die Eingeborenen die glimmenden Spänchen mit trockenem, weich geriebenem Grase und suchen dasselbe dann durch Blasen in Brand zu setzen.

Das Feuermachen ist besonders in dem Falle etwas ermüdend, wenn die dazu verwandten Hölzer für den Zweck wenig geeignet sind. Rauch steigt in der Regel schon nach 40—50 Sekunden auf; zur Feuererscheinung dagegen kommt es erst nach Verlauf mehrerer Minuten.

An der Nordküste kostet es während der Regenzeit selbst dann beträchtliche Mühe, ein gutes Feuer zu bekommen, wenn man über glimmende Späne verfügt, da alles Holz von Nässe trieft. Ähnliche Schwierigkeiten bieten sich in den Morgenstunden der Wintertage wegen des starken nächtlichen Taufalles. Aus diesem Grunde benutzen die dortigen Eingeborenen einen Fächer zum Anfachen eines lodernnden Feuers. Derselbe besteht aus den zusammengebundenen Vorderarmteilen zweier großer, schwarzer Flügel (gewöhnlich von *Anseranas melanoleuca*).

Im großen und ganzen macht der Eingeborene verhältnismäßig selten Feuer, da er das Lagerfeuer nicht gern ganz erlöschen läßt und auf der Wanderung zu einem neuen Lagerplatze glimmende Holz- und Baststücke mit sich zu schleppen pflegt.

Am Feuer hat der Eingeborene einen treuen Bundesgenossen im Kampf ums Dasein: es leuchtet ihm auf seinen nächtlichen Wanderungen, es treibt das Wild in den Bereich seiner Waffen, es macht seine Nahrung schmackhafter und leichter verdaulich, und es wärmt ihn im Winter und an den kalten, regnerischen Sommertagen. Büßte er die Kenntnis der Feuererzeugung plötzlich ein, so würde sein armseliges Leben natürlich noch armseliger werden; aber keineswegs wäre ihm dadurch eine Existenzbedingung entzogen. Die Stämme, welche die Gebiete bewohnen, wo die Temperatur in den klaren Winternächten unter den Gefrierpunkt sinkt, müßten sich dann allerdings durch eine warme Kleidung vor den Unbilden der Witterung zu schützen suchen.

Kapitel XII.

Die Jagd und der Fischfang.

Als Jäger findet der Australier wohl in keinem anderen Volke seinen Meister. Es darf uns dies nicht wundernehmen, da jedenfalls oft von der Natur während anhaltender Dürren viele von den Leuten ausgemerzt worden sind, die keine Anlage zum Erjagen des Wildes besessen haben.

Hauptsächlich erregt seine unübertreffliche Beobachtungsgabe, seine große Ausdauer und seine Geschicklichkeit im Aufspüren und Überlisten des Wildes unsere Bewunderung. Daß er seine Erfolge auf der Jagd nicht allein der Sinneschärfe zu verdanken hat, die ja im Grunde genommen nicht größer ist als die eines Europäers, geht daraus hervor, daß Männer, deren Sehschärfe durch frühere Bindehautentzündungen herabgesetzt ist, nicht selten vortreffliche Jäger sind. Seine Tüchtigkeit als Jäger beruht zum größten Teil auf der genauen Kenntnis der Lebensweise seines Wildes und der beständigen Schulung im Wahrnehmen und Erkennen geringer, von Menschen oder Tieren verursachter Veränderungen der Bodenoberfläche.

Eine seiner Hauptjagdmethoden besteht darin, daß er wie ein Raubtier an das Wild schleicht und dann dasselbe aus unmittelbarer Nähe mit einer Wurfwaŕfe erlegt. Ganz ausgezeichnete Dienste leistet ihm dabei die Kenntnis der Spuren, welche die Tiere im Boden zurücklassen. Schon als Kind sucht er unter Anleitung der Mutter Eidechsen, „rats“ usw. zu fangen, indem er ihren Fährten nachgeht. Später bringt er es durch fortgesetzte Übung so weit, daß er die Fußspuren aller Leute seiner Horde und aller Tiere, die ihm zur Nahrung dienen, genau kennen lernt. Auch das Alter einer Fährte vermag ein guter „tracker“ in vielen Fällen mit großer Sicherheit anzugeben.

Ich will hier kurz zwei Erlebnisse mitteilen, aus denen zur Genüge hervorgeht, wie weit es der Eingeborene in der Fährtenkunde gebracht hat.

Auf meiner Reise im Süd-Westen des Central Mount Stuart war ein Kaititje gegen eine Woche lang mein ständiger Begleiter. Eines Tages, als wir gerade die Grenze seiner Heimat überschreiten wollten, blieb er plötzlich mit einem Ausrufe des Erstaunens stehen und betrachtete aufmerksam die Abdrücke eines menschlichen Fußes im Sande: er hatte die Fährte einer Lubra gefunden, die zwei Jahre vorher seiner Horde von einem fremden Stamme geraubt worden war und sich jetzt auf der Flucht zu ihren Angehörigen befand. Wir folgten dann den Spuren, die seiner Angabe nach gegen drei Stunden alt wären, und trafen die Lubra nach Anbruch der Dunkelheit an einem fünfzehn Kilometer entfernten waterhole an. Hierzu bemerke ich ausdrücklich, daß die Fußspuren

keine in die Augen springende Merkmale aufwiesen und sich meiner Ansicht nach nur ganz unwesentlich von denen anderer Lubra unterscheiden konnten.

Der Eingeborene hat also ein ausgezeichnetes Gedächtnis für die „Kennzeichen“. Er vermag sich diese aber auch mit überraschender Leichtigkeit einzuprägen, wie aus dem Folgenden erhellt.

Als ich einst in Stuart-Town ankam, beauftragte ich einen Arünta, meine beiden Pferde am Morgen in drei Tagen zum Lagerplatze zurückzubringen. Da sie schon so weit gegangen waren, daß ich sie nicht mehr sehen konnte, so zeigte ich ihm nur ihre Fährten. Genau zu der festgesetzten Zeit fand er sich mit ihnen ein. Er hatte sie ohne jede Schwierigkeit sechzehn Kilometer vom Lagerplatze gefunden. Rings um die Ortschaft war der Boden von Kamelen, Pferden, Rindern und Ziegen, die allabendlich in die yards getrieben wurden, so zertreten, daß er völlig einer Sandwüste glich. Aus diesem Grunde war er den Fährten nicht einfach von ihrem Ausgangspunkte aus nachgegangen, sondern er hatte sie in weiter Entfernung vom Lagerplatze aufgesucht, wo er sicher war, daß sie nicht durch die Tritte anderer Tiere unkenntlich gemacht sein würden.

Unter den Buschleuten ist die Meinung allgemein verbreitet, ein Weißer könne es selbst durch fortgesetzte Übung nicht annähernd so weit in der Fährtenkunde bringen, wie ein Eingeborener. Ich muß ihnen vollkommen beipflichten, wenn es sich um Erwachsene handelt, die sich diese Meisterschaft des Eingeborenen im Auffinden und Erkennen von Fährten aneignen wollen, obwohl mir bekannt ist, daß unsere „fährtenberechtigten“ Jäger das Alter, das Geschlecht und die Stärke mancher Wildarten lediglich aus der Beschaffenheit der Fährten festzustellen vermögen. Erhielte aber ein Weißer von Kindesbeinen an in dieser Hinsicht dieselbe Schulung wie ein Eingeborener, so zweifle ich nicht, daß auch er die Fähigkeit erwerben würde, an einer Fußspur die unbedeutendsten Einzelheiten wahrzunehmen, unter denen allein ja in der Mehrzahl der Fälle sich die Merkmale und Kennzeichen befinden, die eine Unterscheidung von anderen, gleichartigen Spuren ermöglichen.

Die Stämme des Nordens vermögen es in der Fährtenkunde nicht mit denen des Binnenlandes aufzunehmen. Dies ist augenscheinlich in den verschiedenen klimatischen Verhältnissen der beiden Gebiete begründet. Im Norden, wo infolge der starken Regenfälle während des Sommers der Boden gewöhnlich mit einem hohen, dichten Grase bedeckt ist, haben die Kenntnisse in der Fährtenkunde natürlich nicht den großen Wert wie zwischen dem 15. und 30. Breitengrade, wo es nur ausnahmsweise zur Bildung einer dichten Grasnarbe kommt, und die Abdrücke der Füße lange Zeit erhalten bleiben, da das Wetter dort selten stürmisch und regnerisch ist. Die besten „tracker“ sollen übrigens nach dem Urteile der Buschleute am Finke River wohnen.

Auf die charakteristischen Merkmale der Fährten des australischen Wildes kann ich hier natürlich nicht näher eingehen. Ein paar Worte möchte ich aber über die „Kennzeichen“ einschalten, die es dem Australier ermöglichen, die Fährten der Menschen voneinander zu unterscheiden. Hat eine Person eine größere Narbe an der Fußsohle, oder ist eine ihrer Zehen verkrüppelt, so würden selbst wir die Eigentümlichkeit der Fährte ohne Schwierigkeit auffinden. Sind die Füße dagegen völlig normal, so vermöchten wir ihre Abdrücke in vielen Fällen sicher nicht von denen der Füße vieler anderer Leute zu unterscheiden, selbst wenn wir die Weite der Schritte und die Größenverhältnisse der Tritte genau ausmessen würden, wie es unsere Jäger zuweilen zu tun pflegen, wenn sie eine Wildart nach der Beschaffenheit der Fährte auf ihr Geschlecht, ihr Alter und ihre Stärke richtig „ansprechen“ wollen.

Jedenfalls kommen zwei Arten von Unterscheidungsmerkmalen für den Eingeborenen in Frage, wenn es sich um die Abdrücke ganz unveränderter Füße handelt. Wie wir wissen, gibt es keine zwei Menschen, die eine völlig

gleiche Leibesgestalt besitzen. Wir können also mit Recht annehmen, daß die Fährte jedes barfuß gehenden Menschen Abweichungen aufweist, die lediglich durch den Bau des Fußes bedingt werden. Meistens sind sie im Abdruck aber wohl so wenig deutlich ausgeprägt, daß sie selbst dem scharfen, sicheren Blick des geübtesten „tracker“ entgehen. Deutlicher dagegen treten viele der Unterschiede hervor, welche auf eine Besonderheit im Gange zurückzuführen sind. Daß diese Unterschiede aber nicht allein durch die Stellung der Füße oder die Länge der Schritte erzeugt werden, verraten uns schon die Sohlen abgetragenen Schuhwerks. „Kennzeichen“ dieser Art, die leicht von jedermann wahrgenommen werden können, sind unter anderen folgende: eine kurze, flache Furche, die von der Spur aus nach vorn oder hinten läuft, und ein besonders tiefer Abdruck der Ferse oder der großen Zehe. Wie diese Merkmale zustande kommen, brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen. Betonen muß ich aber noch, daß ganz unveränderte Füße unter den erwachsenen Eingeborenen keineswegs so häufig angetroffen werden, wie man erwarten sollte. Die Zehen weisen sehr oft durch Verletzungen oder Märsche auf steinigem Boden erworbene Veränderungen in ihrer Gestalt oder ihrer Stellung auf. Natürlich sind diese Veränderungen im Durchschnitt nicht so augenfällig wie bei Leuten, welche schweres oder enges Schuhwerk tragen.

Worin bestehen nun die Merkmale, aus denen der Eingeborene auf das Alter einer Fährte schließt? Auf meinen Reisen in der Kolonie war ich, wie schon erwähnt, gezwungen, jeden Morgen meine Pferde selbst aufzusuchen, die sich gar manches Mal 10—12 Kilometer vom Lagerplatze entfernt hatten. Konnte ich das Läuten ihrer Schelle nicht hören, so ging ich ihren Spuren nach, was mir im Anfang meiner Reise in der Nähe von Stationen und in der Umgebung von viel besuchten Wasserstellen beträchtliche Schwierigkeiten bereitete, weil der Boden dort stets zahlreiche frische und alte Fährten von Pferden aufweist. Schließlich brachte ich es aber so weit, daß ich nicht nur die Hufspuren meiner Pferde von denen anderer unterscheiden lernte, sondern auch genau angeben konnte, ob eine Fährte ein oder zwei Tage alt sei. Vor allen Dingen zog ich bei diesen meinen Bestimmungen die Stärke des Windes und die Zusammensetzung des Bodens in Betracht. Ausgezeichnete Fingerzeige lieferte mir aber auch die Farbe des von den Hufen aufgewühlten Erdreiches. Der Boden ist nämlich an der Oberfläche stets heller als unterhalb derselben. Wodurch dieser Unterschied in der Färbung bedingt wird, will ich hier nicht näher erörtern. Wird das dunkle Erdreich ein oder zwei Tage lang dem Sonnenlichte ausgesetzt, so unterscheidet es sich in betreff der Färbung nur noch ganz unwesentlich von dem an der Oberfläche. Zuweilen vermochte ich selbst mit ziemlicher Sicherheit anzugeben, wo sich meine Pferde in der ersten oder der letzten Hälfte der Nacht aufgehalten hatten. Lagen nämlich verhältnismäßig viel Halme und Blätter auf den Hufspuren, oder hatten hin und wieder kleine Tiere ihren Weg über diese genommen, so waren die Fährten mindestens mehrere Stunden alt. Aus den angeführten Merkzeichen pflegt, so viel ich weiß, auch der Eingeborene seine Schlüsse über das Alter einer Fährte zu ziehen.

Beim „Spüren“ achtet der Eingeborene selbstverständlich ebenfalls auf die Losung, auf zertretene oder abgerissene Zweige oder Grashalme, mit einem Worte, auf alle die Zeichen, welche ihm über sein Wild Aufschluß zu geben vermögen. Da das Gras im Innern nur einige Wochen grün zu sein pflegt, so ist die Beschaffenheit des Knickes in den Blättern und Halmen desselben dort wohl meistens wertlos für die Altersbestimmung einer Fährte.

Ich habe oben gesagt, daß der Eingeborene auf der Jagd Wild wie ein Raubtier zu beschleichen pflege. In diesem Falle handelt es sich gewöhnlich um die größeren Säugetiere und die Vögel. Kleinere Tiere, die unterirdische Schlupfwinkel haben, treibt er durch Grasbrände an die Oberfläche und erlegt sie dann mit einem Bumerang oder dergl., oder er gräbt sie mit einem Grabstock

aus. Des Feuers bedient er sich auch, um auf einer Art Treibjagd größeres Wild nach den Plätzen zu scheuchen, wo er es leicht von einem Verstecke aus durch Speerwürfe töten kann. Wie häufig übrigens im Binnenlande mit Hilfe des Feuers gejagt wird, geht daraus hervor, daß man zu bestimmten Zeiten des Jahres tagein tagaus mindestens an irgend einer Stelle des Horizontes Rauchwolken aufsteigen sieht. Beim Inbrandsetzen des weichen Grasses oder der stacheligen *Triodia* wendet der Eingeborene keinerlei Schutzmaßregeln für sich und seinesgleichen an, da in Südaustralien selbst die Buschfeuer für den Menschen nie gefährlich werden. Auch auf dem Anstande neben den Trinkplätzen erlegt er in der Morgen-, besonders aber in der Abenddämmerung manches Stück Wild. Von Gift machen nur einige Stämme Gebrauch. Wildgruben sollen zuweilen im Innern angelegt werden¹⁾; über Fallen anderer Art habe ich nichts in Erfahrung gebracht.

Ist auf der Jagd die Windrichtung ungünstig, so beschmieren sich die Bewohner des Nordens zuweilen über und über mit Schlamm, um zu verhindern, daß sie von ihrem Wilde leicht gewittert werden. Ferner pflegen sie beim Anpürschen einen stark belätterten Zweig vor ihren Körper zu halten, wenn keine Deckung vorhanden ist. Schwimmende Vögel fangen sie manchmal auf die Weise mit der Hand, daß sie ihren Kopf mit Schilf bedecken, und langsam, Schritt vor Schritt, bis zum Halse im Wasser, sich denselben nähern.

Auch in den übrigen Teilen der Kolonie bedienen sich die Eingeborenen nicht selten eines eigentümlichen Verfahrens, um ihr Wild zu überlisten. Mr. Cowle, ein trooper des Innern, erzählte mir, er sei einst Zeuge gewesen, wie ein Knabe der *Lurritji rock pigeons* (*Lophophaps leucogaster*) mit den Händen gefangen habe. Der jugendliche Jäger hätte sich in einer kleinen Höhle versteckt gehalten, die neben einem winzigen Wasserloche in den Sand gegraben, und deren enger Eingang lose mit *porcupine grass* verstopft gewesen wäre. Hätte sich eine Taube dem Eingange bis auf Handbreite genähert, so wäre sie blitzschnell ergriffen worden. Auf welche merkwürdige Weise die *Narryngeri* manchmal Federwild fangen, berichtet uns *Taplin* mit folgenden Worten: „Wild fowl are caught by means of a long wand with a noose at the end. A native lurks silently amongst the reeds with this in his hand. It looks like a reed. It is slipped over the head of the first unsuspecting duck or other water fowl which comes near enough, and it is dragged to its captor.“²⁾

Ein waidgerechtes Jagen kennt der Australier natürlich nicht; bei Überfluß an Wild wird er jedoch nie zu einem Aasjäger.

Viele Tiere, wie die Känguruh und die jagdbaren Vögel, legen eine große Scheu vor dem Eingeborenen an den Tag. Es darf uns dies nicht wundernehmen, da ja ihr Haupt-Todfeind in seiner Jagdgier weder Rast noch Ruhe kennt. Als ich mich gegen das Ende des Jahres 1897 mehrere Monate an *Knuckey's Lagoon* aufhielt, konnte ich oft die Beobachtung machen, daß jedesmal die nach

¹⁾ Einem ziemlich zuverlässigen Buschmanne, der ein guter Kenner der Sitten und Gebräuche vieler Stämme ist, verdanke ich folgende Mitteilung: Die Eingeborenen im Innern Südaustraliens töteten das Emu nicht nur mit einer Wurfwanne, sondern fingen es auch in Fallen. Diese würden in der Nähe von Wasserlöchern angelegt, und beständen in einer gegen fünf Fuß tiefen Grube, in deren Mitte ein Speer aufrecht im Boden befestigt sei, und zwar so, daß die Spitze sich etwa fünfzehn Zentimeter unter dem Niveau der umgebenden Bodenoberfläche befände. Die Öffnung bedeckten geknickte Stäbe, die man zunächst mit Gras belegt und dann mit Erde überschüttet habe. Zwei niedrige Hecken aus aufeinandergelegten Zweigen seien so angebracht, daß der Vogel seinen Weg über die Falle nehmen müsse, wenn er zum Wasser gelangen wolle. Um möglichst zu verhindern, daß die Falle gewittert würde, pflege man sowohl auf ihr, als auch in ihrer Umgebung *porcupine grass* zu verbrennen.

Ich zweifle nicht daran, daß Eingeborene Australiens Emu auf diese Weise fangen, doch halte ich es nicht für ganz ausgeschlossen, daß mein Gewährsmann seine Beobachtung nicht im Innern Südaustraliens, sondern in irgend einer anderen Kolonie gemacht habe.

²⁾ G. *Taplin*, *The Narryngeri*, pag 42.

Hundertern zählenden Schwimm- und Sumpfvögel, die die dortigen Wasserbecken belebten, erschreckt auf und davonflogen, wenn ein Eingeborener in Sicht kam, während ich mich ihnen ohne Schwierigkeit auf Schußweite nähern konnte. Es war mir dies um so auffälliger, als dort mehr Europäer und Chinesen denn Eingeborene jagten, und diese in der Regel nur mit ihren lautlos mordenden Speeren ausgerüstet waren.

Im nachstehenden gehe ich etwas näher darauf ein, wie der Eingeborene das Wild jagt, welches ihm am häufigsten zur Nahrung dient.

Unter den jagdbaren Tieren Südaustraliens nehmen die Beuteltiere den Hauptrang ein. Die größten derselben, das Rote Känguruh (*Macropus rufus*), das Riesen-Känguruh (*M. giganteus*) und das Antilopen-Känguruh (*M. antilopinus*) erlegt der Eingeborene gewöhnlich mit einem Speere aus dem Hinterhalte. Außerdem hetzt er sie aber auch mit einer größeren Zahl Hunde. Natürlich dürfen sich diese nicht in einem allzu schlechten Ernährungszustande befinden, wenn die Jagd erfolgreich sein soll. Das Euro (*M. robustus*), welches regelmäßige Wechsel auf den von ihm bewohnten Höhen hat, fällt ihm oft auf dem Anstande zur Beute; auch jagt er es gern mit Hilfe von Grasbränden (*Triodia*) auf die oben angegebene Weise. Das Felsen-Wallaby (*Petrogale lateralis*) wird in manchen Gegenden mindestens ebenso häufig ein Opfer des Menschen als die zuvor genannten Känguruharten; da es seinen Standort, der sich stets auf einer zerklüfteten Felswand unfern eines größeren Wasserloches befindet, leicht durch seine Lebensgewohnheiten verrät. Der Eingeborene lauert ihm in der Abenddämmerung auf, wo es seinen Hunger und Durst zu stillen pflegt, oder treibt es durch Rauch aus seinem Versteck. Das Fuchskusu (*Trichosurus vulpecula*) können wir mit vollem Recht zu den Tieren zählen, die als Wild für die meisten Stämme eine sehr große Bedeutung haben. Es lebt vorzugsweise in den Höhlungen der Gummibäume (*Eucalyptus rostrata*), die die Creeks umsäumen, und kommt erst beim Anbruch der Dunkelheit zum Vorschein. Hat ein Eingeborener an den frischen, in die helle, glatte Rinde gekratzten Nägelspuren festgestellt, daß ein Baum ein „Opossum“ — so nennen, wie schon gesagt, die Buschleute das Fuchskusu — beherbergt, so sucht er zunächst ausfindig zu machen, in welcher Höhlung sich das Tier befinde. Zu diesem Zweck schiebt er eine lange, schlanke Gerte so tief in alle Astlöcher, bis er auf Widerstand stößt und macht dann einige drehende Bewegungen mit derselben. Bleiben an der Spitze dieser seiner Sonde Haare hängen, so weiß er, daß das Jagdglück ihm hold war. Durch Beilhiebe legt er nun den Grund der Höhlung, deren Tiefe er mit der Gerte ausgemessen hat, bloß, und zieht das wehrlose, zum Tode erschrockene Tier aus seinem Schlupfwinkel. Um beim Klettern einen Halt für seine großen Zehen zu gewinnen, schlägt er in einem Abstand von etwa einem Meter Kerben in die Rinde. Derartig gekennzeichnete Bäume trifft man im ganzen Binnenlande an. Übrigens verfährt der Eingeborene auf ähnliche Weise beim Einsammeln von Witchetties. Am Pine Creek beobachtete ich einst einige Lubra vom Wulwangastamme, die beim Fang des „Opossum“ auf etwas andere Weise zu Werke gingen. Um festzustellen, ob eine Höhlung das Tier enthalte, bedienten sie sich keiner Gerte, sondern eines ihrer Köter, indem sie dessen Schnauze in das betreffende Astloch steckten. Verhielt der Köter sich ganz ruhig, so wandten sie sich ohne weiteres einem anderen Loche zu; zeigte er jedoch durch seine Unruhe, daß er ein Tier witterte, so öffneten sie augenblicklich die Höhlung in der Nähe des Grundes. Ein anderes Wild, das ebenfalls eine hervorragende Bedeutung für den Südaustralier hat, ist das Bandicoot (*Perameles*). Man treibt es durch Grasbrände aus seinem unterirdischen Bau und erschlägt es mit einem Bumerang, einem Grabstock oder einem gewöhnlichen Knüttel. Auf dieser Jagd sind wohl die Hunde unter Umständen von großem Nutzen. Die Jagd auf die „rats“, die Schlangen und die größeren

Eidechsen wird auf ähnliche Weise betrieben. Der Eingeborene gräbt dieses sein Kleinwild aber auch mit dem Grabstocke aus, oder sucht es zu überraschen, wenn es der Nahrung nachgeht. Hierbei kommen ihm seine großen Kenntnisse in der Fährtenkunde sehr zustatten, da er selbst aus den Fußspuren in der nächsten Umgebung eines Baues leicht festzustellen vermag, ob dieser seinen Bewohner enthalte. Unter dem Federwild spielt das Emu überall eine bedeutende Rolle. Seine Jagd bereitet dem Eingeborenen keine großen Schwierigkeiten, da es infolge seiner Neugierde ziemlich leicht überlistet werden kann. Der Bewohner der nördlichen Hälfte der Kolonie erlegt es mit seiner Hauptwaffe, dem Speere, aus dem Hinterhalte. Die südlicher wohnenden Stämme dagegen bedienen sich auf dieser Jagd häufig nur der Wurfkeulen. Wie ich von einem Diäri hörte, pflege man im Osten des Lake Eyre das Emu auf einer Art Treibjagd zu umzingeln und dann mit Bumerang zu töten. Im Gebiete der Mac Donnell Ranges und vielleicht auch sonstwo versetzt der Eingeborene den Vogel gern durch Vergiftung mit Pitcheri (*Duboisia Hopwoodi*) in einen Zustand halber Betäubung, bevor er auf denselben Jagd macht. Er verfährt dabei auf die Weise, daß er in der Nähe eines waterhole, das vielen Tieren der Umgebung als Tränke dient, eine soakage gräbt und in diese ein Bündel beblätterter Zweige des Strauches legt. Damit nun der Vogel seinen Durst nicht aus dem großen, sondern aus dem kleinen Wasserbecken stille, bedeckt er jenes dicht mit Zweigen. Unter dem übrigen Federwild gibt es viele Arten, denen er ebenfalls eifrigst nachstellt, wie wir in dem Kapitel über die Nahrungsmittel und die Kochkunst sehen werden. Für diese Jagd rüstet er sich gewöhnlich nur mit einer Wurfkeule, einem Grabstocke (Norden) oder einem einfachen Knüttel aus. Trappen und größere Vögel, die dicht geschart ihrer Nahrung nachzugehen pflegen, wie viele Schwimmvögel, sucht der Eingeborene, besonders der der Küstengebiete, aber auch mit seinen leichten Speeren zu erlegen. Was die Enten anbetrifft, so werden sie, wie mir der Vorsteher der Missionsstation Point Macleay mitteilte, im Süden dann leicht gefangen, wenn sie während der schnell vonstatten gehenden Mauser nicht fliegen können. Nach dem Berichte von Taplin¹⁾ bedienen sich die Narryngeri bei diesem Fange eines Netzes. Sie stellen dasselbe rings um ein kleines Rohrdickicht und scheuchen dann die Enten durch Schlagen auf die Wasserfläche und das Rohr aus ihren Schlupfwinkeln auf.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, das Wissenswerteste über die Jagdhunde der Südaustralier mitzuteilen. Wie bekannt, ist der Eingeborene des ganzen australischen Festlandes gewohnt, junge Dingo aufzuziehen und sie als Gehülfen auf der Jagd zu benutzen. Ohne Zweifel vermag ihm dieses intelligente, mit scharfen Sinnen begabte Tier ausgezeichnete Dienste bei der Aufspürung und der Ergreifung des Wildes zu leisten, wenn es von Jugend an gut gepflegt wird, so daß es seine volle Entwicklung erreicht. In unserer Kolonie befinden sich die gezähmten Dingo aber stets in einem recht schlechten Ernährungszustande und stehen an Größe und Kraft gewöhnlich weit hinter den in der Freiheit lebenden zurück. Wird der Dingo in frühester Jugend eingefangen, so pflegt ihn eine Lubra zuweilen so lange zu säugen, bis er der Milch nicht mehr bedarf; später erhält er jedoch eine ganz ungenügende, oft aus schwer verdaulichen Pflanzenstoffen bestehende Nahrung. Er pflanzt sich leicht als Haustier fort. Wie mir Eingeborene aus den verschiedensten Gegenden der Kolonie versichert haben, paare sich der gezähmte und auch der wilde Dingo ohne Zutun des Menschen nicht selten mit dem Haushunde. Ich habe oft Bastarde dieser beiden Hundarten gesehen; alle waren aber aus Mangel an Nahrung in der Entwicklung sehr zurückgeblieben. Der gezähmte Dingo ist recht zutraulich und durchaus nicht bissig. In der Treue und Anhänglichkeit steht er dagegen hinter unserm Hunde

¹⁾ Taplin, The Narrinyeri.

zurück. Ist bei seinem Herren Schmalhans Küchenmeister, so geht er oft auf und davon und führt entweder ein ganz freies Leben, oder begibt sich zu einer Horde, die ein wenig besser für ihn sorgt. Im Innern habe ich hin und wieder Dingo angetroffen, die allem Anscheine nach Eingeborenen entlaufen waren. Als ich mich am Frew River aufhielt, war ein großes, schönes Exemplar, das sich freiwillig zu mir gesellt hatte, wochenlang mein ständiger Begleiter. Nachts schlief es auf einem Zipfel meiner Decke, und am Tage, wenn ich mich auf der Reise befand, blieb es stets in meiner Nähe. Ritt ich im Schritt, so trabte es vor meinem Pferde her, und da es dann in derselben Zeit eine weit größere Strecke Weges zurücklegte, als ich, so ruhte es sich jedesmal, wenn die Entfernung zwischen uns beiden etwa $\frac{1}{4}$ Kilometer erreicht hatte, solange im Schatten eines Busches aus, bis ich zu ihm gelangte. Eines Tages, als es ein totes Känguruh gefunden hatte, blieb es zurück, und ließ sich nicht wieder bei mir blicken.

Die meisten Eingeborenen befinden sich heutzutage auch im Besitze europäischer Hunde. Auf den Lagerplätzen aller Stämme, die mit den Weißen in rührung kommen, treibt sich stets eine große Zahl halbverhungerner, oft an Hautkrankheiten leidender Köter umher, die in der Regel Bastarde des großen Windhundes (in Australien kangeroo-dog genannt) und irgend einer anderen Hunderrasse sind. An meinem Lagerplatze unweit Knuckey's Lagoon zogen eines Tages etwa zwanzig „Aligator Rivers Blackfellows“, Männer, Weiber und Kinder, im Gänsemarsch vorüber, die von siebzehn elenden, hautkranken Kötern begleitet waren. Fände nicht beständig eine „Blutauffrischung“ durch die Hunde der Stationsbesitzer statt, so würde dieser Hundebestand der Eingeborenen sehr bald einer völligen Degeneration anheimfallen.

Der Eingeborene hängt mit großer Liebe an seinen Hunden (*Canis dingo* et *C. familiaris*), und nicht selten sind sie ihm ebenso teuer, wie seine nächsten Angehörigen: er wird wohl wissen, daß sie an Aufrichtigkeit und Treue selbst seine besten Freunde übertreffen. Auf einem Lagerplatze von Wulna traf ich einen alten Mann, der wie ein Kind über seinen Hund jammerte, welcher sich ein Bein gebrochen hatte. Es ist dies das einzige Mal, daß ich einen erwachsenen männlichen Eingeborenen habe Tränen vergießen sehen. Noch ein anderes Beispiel von dem innigen Verhältnis zwischen Mensch und Hund in Australien will ich hier mitteilen. Als ich mich im Spätsommer des Jahres 1898 zu Rum Jungle aufhielt, regnete es einmal drei Tage und Nächte ununterbrochen in Strömen, und da das Gelände ringsum durch die starken Regenfälle der vorhergehenden Monate fast in einen Sumpf verwandelt war, so scheuten sich die Eingeborenen während dieses Unwetters die schutzbietenden Hütten zu verlassen. Infolge dessen herrschte große Not unter ihnen, und einer alten Lubra verhungerte ihr einziger Hund. Auf die Frau wurde ich erst aufmerksam, als sie laut klagend, mit schwankenden Schritten den Leichnam auf den Armen forttrug, um ihn zu begraben. Wie ich später hörte, habe man geglaubt, daß auch sie dem Hungertode erliegen würde. So viel ich weiß, tötet der Eingeborene nie einen seiner Hunde. Kann und will er einen Wurf nicht behalten, so verschenkt er die Hündchen oder benutzt sie als Tauschware, und ist ein Hund tödlich erkrankt, so läßt er ihn ruhig in einem Winkel seiner Hütte sterben, ohne sein Ende durch einen wohlgezielten Knüttelhieb zu beschleunigen. Erschießt man eines der unheimlich diebischen Tiere, vor denen selbst das Sattelzeug in Sicherheit gebracht werden muß, so zieht man sich die bittere Feindschaft des Eigentümers, wenn nicht gar der ganzen Horde zu. Die Hütte und das Lager teilt der Eingeborene stets mit seinen Hunden, nicht aber seine Lebensmittel, dazu ist seine Selbstsucht doch zu groß. In der Regel müssen sich die armen Tiere mit den Abfällen begnügen. Daß sie durch diese nur vor dem Verhungern geschützt werden, liegt auf der Hand, da ihr Herr und seine Familie vom Wilde nur den Magen-

und Darminhalt, die Haare, beziehungsweise die Federn, und die Knochen übrig zu lassen pflegen. Was sie selbst auf ihren kleinen Streifereien ringsum den Lagerplatz an Tieren erbeuten, ist nicht der Rede wert. Die Waramunga bestatten die Leichen der Hunde im Geäst von Bäumen, wie die der jüngeren Personen, und zwar ebenfalls in einem Knüppel- und Reisighaufen, der einem Raubvogelhorste gleicht. Einige Male sah ich aber auch auf den Bestattungspätzen dieses Stammes Hundekadaver, die von einem Aste herabhingen, und nicht mit Buschwerk bedeckt gewesen waren. Daß Hunde, die eines natürlichen Todes gestorben sind, nicht gegessen werden, werde ich in dem Kapitel über die Nahrungsmittel und die Kochkunst mitteilen. So viel ich weiß, bekommen die Hunde vielerorten, wenn nicht überall, einen Namen. Auch scheint es, daß man einen Lockruf für sie hat. Als ich mich nämlich eines Nachts in Begleitung mehrerer Arünta und Kaititje beiderlei Geschlechtes auf dem Marsche nach dem westlichen Ende der Reynold Range befand, suchten die Lubra ihre Hunde, die uns verlassen hatten, um Jagd auf ein paar Kängeruh zu machen, dadurch zurückzurufen, daß sie häufig ein lautes Auh ausstießen. Außerdem zündeten sie porcupine grass an, damit dieselben den Rückweg leichter finden könnten.

Worin bestehen nun die Dienste, welche die Hunde dem Eingeborenen leisten? Diese Frage ist in ihrem vollen Umfange schwer zu beantworten. Meiner Ansicht nach haben die Hunde der Südaustralier wegen ihres schlechten Ernährungszustandes als Jagdgehülfen nicht den Wert, den die unserigen haben. Ich will hiermit aber keineswegs behaupten, daß ihr Nutzen sehr geringfügig sei. Nach der Aussage von Eingeborenen würden mit ihrer Hülfe hauptsächlich Schlangen, Eidechsen und „rats“ gefangen. Daß diese in chronischem Hungerzustande befindlichen Hunde, sowohl die gezähmten Dingo, als auch die europäischen Haushunde, im großen und ganzen zur Jagd auf das größere, schnellfüßige Wild wenig brauchbar sind, wird jedem einleuchten, der sie näher kennen gelernt hat. Gar oft war ich Zeuge, wie ein Rudel derselben mit Gekläff und Geheul ein Kängeruh oder ein Emu hetzte; aber jedesmal endete die Jagd erfolglos, und die Köter kehrten nacheinander schon in kurzer Zeit völlig erschöpft zu ihren Herren zurück. Hinwiederum sah ich aber auch manches getötete größere Stück Wild, das nach der Aussage von Eingeborenen Hunde gefangen hätten. Bei einer lange dauernden Hetze laufen sich viele Hunde auf heißem, steinigem Boden die Füße wund oder verletzen sich mehr oder minder schwer an dem umherliegenden harten Astwerk. Wie ich hörte, würden Hunde von den in die Enge getriebenen Kängeruh und Emu nicht selten durch Schläge mit den Füßen getötet oder schwer verwundet.

Das Wissenswerteste über den Fischfang ist bald gesagt.

Wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, spielen die Fische im Innern unter den Nahrungsmitteln eine nebensächliche Rolle, weil sie gewöhnlich nur in den bedeutenderen der spärlich vorhandenen Wasserlöcher vorkommen, und außerdem die Arten klein sind, welche in größerer Individuenzahl auftreten. Beim Fange der kleineren Fische verfährt man höchst einfach: man ergreift sie entweder mit den Händen, oder schleudert sie mit einer Mulde, einem Schilde oder einem reichbeblätterten Zweige aufs Trockene. Ist das Wasserbecken ziemlich tief, so pflegt man sie vorher an eine seichte Stelle zu treiben und dort durch Reisig oder einen Damm aus Erde abzusperren. Im Gebiete der Mac Donnell Ranges bedient man sich beim Fange der größeren Arten auch kleiner Speere. Am Frew River traf ich eine Anzahl Eingeborener, die sich das Fangen mit den Händen auf die Weise erleichterten, daß sie die Fische von der Mitte des waterhole aus unter Zweige scheuchten, welche sie überall hart am Rande des Beckens ins Wasser gelegt hatten.

Im Norden, d. h. zwischen der Küste und der Ashburton Range, fängt man die Fische mit Netzen oder speert sie. Sterben die Bewohner der Becken mit

stehendem Wasser ab, wenn diese im Winter und Frühlinge austrocknen, so kann eine reiche Beute ohne jedes Gerät gemacht werden. Beim Fischen mit dem kleinen bootförmigen Handnetze (s. Kap. XIX) watet man im Wasser und hält die durch die oberen Randmaschen gesteckten Stäbe in der Mitte mit beiden Händen, und zwar so, daß sie annähernd ein Oval bilden. Beim Speeren bedient man sich des mit mehreren Spitzen versehenen Speeres (s. Kap. XVIII) oder, in Ermangelung desselben, eines Jagd- oder Kriegsspeeres.

Das Haupt-Fischereigerät der Diäri und ihrer Nachbarn ist das lange Stellnetz aus Binsen (s. Kap. XIX). Man spannt es zwischen zwei in den Grund gesteckten Stäben aus, und zwar gewöhnlich am Abend; in der Nacht sollen nämlich die Fische leicht mit dem Kopfe in die Maschen geraten und hängen bleiben. Zuweilen verwendet man es aber auch als eine Art Schleppnetz, wie ich an Cooper's Creek gesehen habe. In stark strömendem Wasser fischt man mit Reusen.

Die Narryngeri habe ich nie beim Fischfange beobachtet. Kleinere, in Schwärmen auftretende Fische fangen sie in seichten Wasserbecken mit stark beblätterten Zweigen, ungefähr auf dieselbe Weise, wie die Bewohner des Innern es zu tun pflegen. Nach der Aussage eines älteren Zöglings der Missionsstation Point Macleay werde das große, mit vielen Querhölzern versehene Netz (s. Kap. XIX) beim Fischen von zwei Leuten straff gespannt gehalten, und suchten zwei oder drei Leute die Fische durch Waten im Wasser und Lärm machen in die Maschen zu scheuchen¹⁾. Die auf Taf. XXXIV wiedergegebene, mit Fig. 3 bezeichnete Skizze soll diese Treibfischerei darstellen; sie rührt von dem eben genannten Eingeborenen her. Früher speerten die Narryngeri auch größere Fische von ihren Rindenböten aus, und zwar nicht selten in der Nacht bei Scheine von Feuerbränden.

Den Stämmen, mit welchen ich in Berührung gekommen bin, sind, wie schon früher erwähnt, Fischangeln unbekannt; nach Spencer und Gillen²⁾ benutzen aber die südaustralischen Eingeborenen längs der Flüsse, die in den Golf von Carpentaria münden, aus Knochen oder Holz geschnitzte Angeln.

¹⁾ The Narryngeri.

²⁾ The Northern Tribes of Central Australia.

Kapitel XIII.

Die Nahrungsmittel und die Kochkunst.

Der Eingeborene ist in seiner Ernährung vorzugsweise auf das Tierreich angewiesen. Die Pflanzenkost spielt deshalb eine untergeordnete Rolle, weil viele der vegetabilischen Stoffe, die als Nahrungsmittel dienen, winzig sind und spärlich vorkommen, oder der Gesundheit schaden, wenn sie in größerer Menge genossen werden.

Während der häufigen Dürren, wo genießbare Vegetabilien zu den Seltenheiten gehören, und es an fettem Wilde mangelt, lebt der Eingeborene des Innern von einer Kost, die reich an Eiweiß, aber arm an Fetten und Kohlehydraten ist. Er verliert dann leicht an Körpergewicht, selbst wenn keine Hungersnot herrscht; da er aus naheliegenden Gründen nicht oft seiner Leidenschaft im Essen fröhnen kann, und infolgedessen das Gleichgewicht des Stoffwechsels nicht durch den Genuß großer Quantitäten der betreffenden Nahrungsmittel aufrecht erhalten wird. Daß auch zu anderen Zeiten die Nahrung durchschnittlich wenig stickstofffreie Bestandteile enthält, geht aus seiner immer regen Begierde nach Fetten und Kohlehydraten hervor.

Die Ernährungsweise der Viehtreiber, die im Innern ohne Arbeit umherreisen, leidet übrigens zum Teil an denselben Mängeln. Diese Leute erbetteln ihren Bedarf an Fleisch auf den Stationen; das Mehl für ihre Damper dagegen müssen sie meistens in den stores um hohen Preis kaufen. Viele derselben haben eine so große Vorliebe für Süßigkeiten aller Art, daß sie wie Kinder naschen.

In betreff der animalischen Nahrung ist der Eingeborene wenig wählerisch. Alle Säugetiere, Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische sind für ihn eßbar; auch die größeren Mollusken verzehrt er. Von den Insekten hingegen scheinen ihm nicht viele zu munden. Sogar die Heuschrecken verschmäht er, die ja bekanntlich ein Nahrungsmittel zahlreicher Völkerschaften bilden, welche auf einer höheren Kulturstufe stehen und zum Teil in gesegneten Erdstrichen leben, als unsere Australier.¹⁾ Diese Orthopteren treten allerdings niemals in so bedeutender Individuenzahl auf, wie in manchen Teilen Afrikas und Asiens — ich sah nur einmal einen größeren Schwarm an der Nordküste — doch kommen manche großen Arten zu gewissen Zeiten des Jahres so häufig vor, daß selbst ein Kind in einer Stunde so viele der Tiere sammeln könnte, als zu einer Mahlzeit für eine Person nötig wären.

¹⁾ Nach Spencer und Gillen werden sie von den am Golfe von Carpentaria wohnenden Mara gegessen (The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 771).

Die Pflanzenkost besteht im Innern der Hauptsache nach in Sämereien, fleischigen Fruchthüllen, Rhizomen und Wurzeln; andere Pflanzenteile finden als Nahrungsmittel weit weniger häufig Verwendung. Die Gerichte, welche aus den Sämereien hergestellt werden, haben, mit einigen Ausnahmen, einen widerwärtigen Geschmack, auch würden die meisten derselben einem Europäer Verdauungsstörungen verursachen.

An der Nordküste bilden Vegetabilien einen wesentlicheren Faktor in der Ernährung des Eingeborenen, als in den weiten regenarmen Gebieten. Dies liegt darin begründet, daß besonders die Flußniederungen eine große Zahl von eßbaren Früchten und Wurzeln hervorbringen.

Ich habe bereits gesagt, daß der Eingeborene das Fleisch von allen Wirbeltieren seiner Heimat genießt. Er ist also durchaus kein Kostverächter, trotzdem weiß er einen saftigen, wohlschmeckenden Braten nach Gebühr zu schätzen. Wir sind aber nicht zu der Annahme berechtigt, daß besonders die Wildarten seinen Nachstellungen ausgesetzt seien, deren Fleisch er für einen Leckerbissen hält. Da er sehr selten im Überfluß schwelgen kann, und Schmalhans gar oft Küchenmeister in seiner Familie ist, so richtet er beim Jagen vor allen Dingen sein Sinnen und Trachten darauf, irgend ein größeres Stück Wild zu erlegen, um in erster Linie seinen Hunger und dann den seiner Frauen und Kinder stillen zu können. Seine Beute besteht daher in der Mehrzahl der Fälle aus den Tieren, die entweder häufig vorkommen, oder leicht zu erjagen sind.

Von den Fledermäusen kommt hier nur eine Art in Frage, nämlich *Pteropus Gouldi*, der große Flughund im Gebiete der Nordküste. Trotz des penetranten Geruches wird dieses Tier selbst nicht von den Feinschmeckern unter den Eingeborenen verschmäht.

Den Dingo essen wohl alle Stämme. Sein Fleisch gilt aber nirgends für eine Delikatesse. Gezähmte Dingo pflegt man nicht zu schlachten.

Hapalotisarten liefern dann den Eingeborenen zwischen den Mac Donnell Ranges und dem Lake Eyre manchen Braten, wenn sie in ungezählten Scharen die Steppen dieses Gebietes zu einem kurzen Aufenthalte gewählt haben.

Auf die Känguruh und Wallaby macht der Eingeborene gern Jagd, da dieselben leicht überlistet werden, sich durch ihre Körpergröße und die Güte ihres Fleisches auszeichnen und überdies in den meisten Teilen der Kolonie ziemlich häufig vorkommen.

Im Innern nehmen die beiden *Macropus*-arten (*M. robustus* und *M. rufus*) den ersten Rang unter dem Wilde ein. Eine Horde wird jedesmal in große Aufregung versetzt, wenn ein glücklicher Jäger mit einem Euro oder einem roten Känguruh heimkommt; hofft doch jeder mindestens eines Bissen von der Beute zu erhalten. Selbst die Hunde äußern ihre Freude, obwohl ihr Anteil nur in den stark abgenagten Knochen besteht. Auch bei den Stämmen an der Südküste bilden die größten Känguruharten der Gegend (*M. rufus* und *M. giganteus*) das Hauptwild. An der Nordküste übertreffen die Krokodile das bedeutendste der dortigen Beuteltiere (*M. antilopinus*) beträchtlich an Größe; doch wird dieses ungleich häufiger erlegt als jene.

Die Wallaby haben für viele Stämme dieselbe Wichtigkeit wie die Känguruh. Sie sind allerdings kleiner, entgehen aber im allgemeinen weniger leicht den Nachstellungen des Menschen; außerdem treten manche Arten stellenweise recht häufig auf. In Frage kommen unter anderen folgende: *Macropus Greyi* (Südküste), *Petrogale lateralis* (Inneres der Kolonie), *Macropus unguifer* s. *Onychogale unguifera* und *Macropus agilis* (Nordküste).

Die im Innern weit verbreitete Känguruhratte (*Bettongia Lesueuri*) wird jedenfalls von den Eingeborenen eifrigst gejagt, da sie sich besonders auf den unwirtlichen Porcupinesteppen in großer Individuenzahl vorfindet, wo andere größere Beuteltiere in der Regel nicht gesehen werden.

Trichosurus vulpecula ist das gewöhnlichste Wild aller Stämme der Kolonie. Dieser schlechtweg „Opossum“ genannte Phalanger fällt sehr leicht in die Hände des Menschen; infolgedessen ist er stets selten in der Umgebung der Missionsstationen und der alten Lagerplätze von Eingeborenen. Von den Buschleuten wird sein Fleisch für ungenießbar gehalten, weil es einen starken Beigeschmack nach Gummibaumblättern habe.

Die Beuteldachse oder Bandicoots (*Peramelidae*) spielen als Kleinwild eine Hauptrolle. Zu der Zeit, wo kleinere Bandicoots im Innern so zahlreich vorkommen, wie bei uns die Feldmäuse in den sog. Mäusejahren, kann der dortige Eingeborene sich ohne große Mühe eine reichliche Mahlzeit wohlschmeckenden Fleisches verschaffen. Als ich mich im August des Jahres 1896 zwischen Tennant's Creek und Barrow's Creek aufhielt, lebten die Kaitische fast ausschließlich von *Perameles castanotis*. Auch bei den Stämmen, die einst den Süden bevölkerten, sollen gebratene Bandicoots zu den gewohnten Gerichten gehört haben. Ein anderer Beuteldachs, das rabbitbandicoot (*Peragale lagotis*), welcher das Innere und den Süden der Kolonie bewohnt, wird zwischen Tennant's Creek und dem Lake Eyre häufig eine Beute des Menschen, wie aus den Schmuckstücken hervorgeht, zu denen die weißen Schwanzspitzen der Tiere verarbeitet werden.

Was die kleinen rattenartigen Beuteltiere anbetrifft, so fallen gar manche derselben den mit Grabstöcken bewaffneten Lubra in die Hände.

Das Fleisch des Wombat hielten die südlichen Stämme für zart und wohlschmeckend. Sie scheuten deshalb nicht die Mühe, das Tier aus seinen tief unter dem Boden befindlichen Höhlen zu graben. Heutzutage kommt es als Nahrungsmittel für die Eingeborenen der Kolonie nicht mehr in Betracht.

Daß ein großer Teil der animalischen Nahrung des Eingeborenen der gefiederten Welt entstammt, wird jeder begreiflich finden, der die Kolonie und ihre Fauna aus eigener Anschauung kennt. Von den Küstenstämmen können wir ohne Übertreibung behaupten, daß sie ebensoviel Vögel als Säugetiere erlegen. Dasselbe gilt zu der Zeit anhaltender Dürren von den Bewohnern des Binnenlandes, deren Heimat an einen der größeren Seen grenzt, oder reich an sog. permanent rockholes oder waterholes ist. Während der Lege- und Brutzeit der Vögel leben die Eingeborenen mancher Küstendistrikte fast ausschließlich von Eiern. Bebrütete Eier werden beinahe ebenso gern gegessen wie frisch gelegte. Haben die Vögel ihr Brutgeschäft beendet, dann kommen die Nestlinge an die Reihe; natürlich begnügt man sich nicht mit denen, die fast flügge sind.

In betreff der Vögel scheinen die Eingeborenen unsern Geschmack zu teilen. So z. B. wird das Fleisch von Tauben, Trappen, Gänsen und Enten sehr geschätzt, während das von den Raubvögeln, Raben und Möven nicht für einen Leckerbissen gilt.

Im folgenden führe ich die Arten an, welche als Wild für den Eingeborenen von Wichtigkeit sind. In bezug auf einige der Vögel des Innern und der Nordküste schalte ich ein paar Bemerkungen ein über die Güte des Fleisches derselben. Auf meinen Reisen in Süd-Australien war ich oft genötigt, wochenlang von Vögeln aller Art zu leben. Ich hatte also eine vortreffliche Gelegenheit, den Geschmack des Flugwildbretes der Eingeborenen zu studieren.

Von den Tagraubvögeln kommen hier besonders *Aquila audax*, *Haliastur sphenurus* und *Milvus affinis* in Betracht. Sie sind in der ganzen Kolonie verbreitet und gehören im Innern zu den größten Arten ihrer Familie.

Aquila audax wird hauptsächlich wegen seines Gefieders getötet, von dem ein Teil bei geheimen Zeremonien Verwendung findet.

Haliastur sphenurus und *Milvus affinis* fallen meistens dann in die Hände der Eingeborenen, wenn sie sich auf der Suche nach Fleischabfällen allzu kühn in Gefahr begeben.

Von den Nachtraubvögeln nenne ich nur *Ninox boobook*. Diese Eule muß jedenfalls gar oft ihr Leben unter den Händen des Eingeborenen lassen, da sie überall häufig auftritt und sich am Tage leicht in ihrem Schlupfwinkel überraschen läßt.

Die Arten unter den Papageien, welche dicht geschart ihre Nahrung auf dem Boden suchen oder in großen Flügen zu den Trinkplätzen kommen, sind natürlich den Nachstellungen sehr ausgesetzt, da das Jagdglück oft dem schon hold ist, der auf Geratewohl einen Knüttel in den Schwarm schleudert

Das Fleisch aller Papageien schmeckt fade und ist auffallend trocken. Das der Kakadu muß gegen vier Stunden gekocht werden, bevor es so mürbe wird, daß es ein Weißer genießbar findet.

Im Innern der Kolonie ist ein gebratener Rosenfarbiger Kakadu (*Psittacus roseicapillus*) kein seltenes Gericht des Eingeborenen, wie aus den schieferfarbigen und rosa Federn hervorgeht, die gewöhnlich auf alten Lagerplätzen zerstreut sind. Die kleinen weißen Kakadu (*Cacatua gymnopsis* u. *C. sanguinea*) hingegen werden wegen ihres scheuen Wesens weit weniger leicht eine Beute des Menschen. Außerdem kommen sie nur in gut bewässerten Gegenden zahlreich vor, und dort ist meistens kein Mangel an besserem Wild.

Von den Kukuken erwähne ich *Centropus phasianus* (Nordküste) und von den Eisvögeln *Dacelo gigas* (Südküste) und *Dacelo cervina* (Nordküste).

Kragenlaubenvögel sind wohl als Wild für einige Stämme von Bedeutung. Dies gilt besonders von *Chlamydodera nuchalis*, die im Dschungel der nördlichen Flüsse zuweilen in großer Zahl auftritt. In der Gegend von Rum Jungle lebte ich oft tagelang von dem wohlschmeckenden Fleische dieses Vogels.

Von den Rabenvögeln muß ich hier vor allen Dingen *Corvus coronoides* nennen. Diese Krähe liefert durchaus keinen schmackhaften Braten, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Wenn sie unbekümmert um die Anwesenheit von Menschen auf den Lagerplätzen nach tierischen Abfällen sucht und dabei selbst in die Hütten dringt, so schwebt sie stets in Gefahr, von einem aus dem Hinterhalte geschleuderten Wurfgeschloß irgend welcher Art getroffen zu werden.

Im Innern nehmen die Tauben unter dem Federwild eine hervorragende Stellung ein, da ihr Fleisch das aller anderen Vögel, die dort heimisch sind, an Feinheit des Geschmackes übertrifft. Überdies lassen sie sich leicht erlegen, wenn sie morgens und abends ihre Trinkplätze aufsuchen. Es kommen hauptsächlich *Ocyphaps lophotes*, *Lophophaps leucogaster* und *Phaps chalcoptera* in Betracht. Von den nördlichen Arten führe ich *Geophaps Smithii* an.

Das Emu wird vom Eingeborenen mit dem Blutdurste eines Raubtieres verfolgt. Der Grund hierfür liegt wohl in der Güte seines Fleisches und der Größe seines Körpers. Daß dieser Vogel eine bedeutende Rolle im Leben des Eingeborenen spielt, geht schon zur Genüge aus den geheimen Zeremonien hervor, die seinetwegen veranstaltet werden. Sein Fleisch ähnelt im Geschmacke dem Rindfleische. An den Beinen ist es grobfaserig. Der Eingeborene hat eine ausgesprochene Vorliebe für dasselbe, während der Buschmann es nicht gern ißt. Das Ei des Emu habe ich nicht gekostet; ein Squatter behauptete mir gegenüber, daß es wohlschmeckend sei.

Leipoa ocellata, ein überaus scheuer Vogel, weiß sich in der Regel den Nachstellungen zu entziehen. Ihre Eier dagegen bilden zu gewissen Zeiten des Jahres für manche Horden eine geschätzte Leckerei.

Die Trappe (*Otis australasianus*) ist von größerer Wichtigkeit für den Eingeborenen als die *Leipoa*; erstreckt sich doch ihr Verbreitungsgebiet über die ganze Kolonie. Obwohl sie ziemlich scheu ist, fällt sie doch gar oft infolge ihrer unbezwinglichen Neugierde in die Hände des Menschen. Der Europäer schätzt ihr Fleisch höher, als das der meisten anderen Wildarten.

Von den Erd- und Sumpfläufnern haben *Oedinemus grillarius*, *Lobivanellus*

lobatus und *Sarciophorus pectoralis*, *Grus australasiana*, *Gallinula tenebrosa*, *Tribonyx spec. etc.* als Wild eine gewisse Bedeutung für den Eingeborenen.

Den Reihern wird natürlich wegen ihrer Größe eifrig nachgestellt; doch glaube ich, daß die Jagd auf diese überaus vorsichtigen Vögel gewöhnlich erfolglos ist. Ibissee dagegen werden häufiger erlegt, namentlich in dem Küstengebiet des Nordens, wo sie oft in ansehnlichen Scharen die Ufer der Gewässer beleben. In Frage könnten hier folgende Arten kommen: *Threskiornis strictipennis*, *Geronticus spinicollis*, *Ardea pacifica*, *Ardea Novae-Hollandiae*, *Herodias symmatophorus*, *Platalea flavipes* und *Platalea regia*. Die genannten Reiher beobachtete ich sowohl an den Küsten, als auch im Innern.

Die Schwimmvögel sind für alle Bewohner der Küstengebiete und der Gegenden des Innern, in denen sich größere Wasserbecken befinden, von unschätzbarem Werte: zu bestimmten Zeiten des Jahres besteht die tägliche Nahrung mancher Stämme oder Horden der Hauptsache nach in Vögeln dieser Art oder deren Eiern.

Den ersten Rang unter diesem Flugwild nehmen im Norden die Gänse und Enten, im Innern die Enten und Pelikane und im Süden die Schwäne, Gänse, Enten und Pelikane ein. Auch Cormorane werden oft erlegt. Möven, Taucher usw. sind selbstverständlich weit weniger häufig der Gegenstand einer eifrigen Jagd.

Im folgenden führe ich einige Arten an, die unter den Schwimmvögeln in Betracht kommen. Ich will aber gleich hinzufügen, daß die Zahl der Arten die genannt werden müßten, jedenfalls größer ist.

| Süden: | Inneres: | Norden: |
|-------------------------------------|--------------------------------------|-------------------------------------|
| <i>Cereopsis Novae-Hollandiae</i> , | <i>Casarca tadornoides</i> , | <i>Nettapus pulchellus</i> , |
| <i>Bernicla jubata</i> , | <i>Malacorhynchus membranaceus</i> , | <i>Anseranas melanoleuca</i> , |
| <i>Cygnus atratus</i> , | <i>Anas punctata</i> , | <i>Tadorna radjah</i> , |
| <i>Anas superciliosa</i> , | <i>Anas superciliosa</i> , | <i>Dendrocygna arcuata</i> , |
| <i>Anas punctata</i> , | <i>Nyroca australis</i> , | <i>Anas superciliosa</i> , |
| <i>Spatula rhynchotis</i> , | <i>Pelecanus conspicillatus</i> , | <i>Malacorynchus membranaceus</i> , |
| <i>Bizura lobata</i> , | <i>Phalacrocorax melanoleucus</i> , | <i>Pelecanus conspicillatus</i> , |
| <i>Pelecanus conspicillatus</i> , | <i>Phalacrocorax sulcirostris</i> . | <i>Phalacrocorax melanoleucus</i> , |
| <i>Phalacrocorax melanoleucus</i> , | | <i>Phalacrocorax sulcirostris</i> . |
| <i>Phalacrocorax sulcirostris</i> . | | |

Das Fleisch der Cormorane schmeckt so stark nach Tran, daß es für einen Europäer ekelregend sein würde; das des Pelikanes hingegen ist bedeutend besser.

Was die Reptilien betrifft, so rechnet man außer den Wasserechsen alle größeren Schlangen und Eidechsen zum Wilde; im Notfalle ißt man aber auch die kleinsten Arten.

Hinsichtlich der Größe wären in erster Linie die Krokodile (*Crocodylus porcatus* und *Phyllas Johnsonii*) zu nennen. Da ihr Vorkommen auf den äußersten Norden der Kolonie beschränkt ist, so haben sie für die meisten Stämme keine Bedeutung. Wie mir ein Pater der jesuitischen Missionsstation sagte, würden sie nicht oft von Eingeborenen getötet. In offenem Wasser befänden sie sich in völliger Sicherheit. Gelangten sie dagegen mit dem Wasser der aus den Ufern getretenen Flüsse in seeartige Becken, so könnten sie leicht gespeert werden, wenn diese am Ende der trockenen Jahreszeit sehr seicht geworden seien.

Am Unterlaufe des Daly River traf ich einst einen Malack-Malack, der mit großer Gier an einem Stück gebratenen Krokodilfleisches kaute. Ich war schon im Begriff mir ein bißchen von dem Braten zum Kosten geben zu lassen, als

ein Blick auf das Gesicht des Mannes mir den Appetit gründlich verdarb: die Umgebung des Mundes war nicht nur mit dem Fett und dem Saft des Fleisches, sondern auch mit Nasensekret in ekelregender Weise besudelt.

Die Schildkröte, welche die Gewässer des nördlichen Küstendistriktes bewohnt, wird von den Eingeborenen gern gegessen. Als ich an Knuckey's Lagoon mein Lager aufgeschlagen hatte, beobachtete ich eines Tages, wie ein dunkles Ehepaar innerhalb zweier Stunden drei gegen 20 cm lange Tiere dieser Art mit den Händen fing. In betreff der See- und Süßwasserschildkröten des Südens vermag ich keine Auskunft zu geben; jedenfalls wird auch ihr Fleisch den Eingeborenen gut schmecken.

Die größeren Schlangen und Eidechsen sind für sämtliche Stämme eine Delikatesse. Mancher meiner Leser, dem schon in seiner frühesten Jugend ein unüberwindlicher Abscheu gegen alles, was „Reptil“ heißt, eingefloßt worden ist, wird der Meinung sein, es handle sich hier um eine „Geschmacksverirrung“. Bevor ich mich vom Gegenteil überzeugt hatte, glaubte auch ich, daß diese Tiere nur einen notdürftigen Ersatz für das Haar- und Federwild bildeten. Da ich es mir auf meinen Reisen in Süd-Australien zum Grundsatz gemacht hatte, die Güte der Nahrungsmittel des Eingeborenen so weit wie möglich festzustellen, so fand ich gar bald, daß viele Arten der beiden genannten Reptilienordnungen keinen schlechten Braten liefern. Jedenfalls sind dieselben nicht unappetitlicher, als unsere geschätzten Hummern, die größtenteils von tierischen Stoffen leben, welche in Zersetzung begriffen sind.

Unter den Eidechsen ist es vornehmlich die Gattung *Varanus*, auf die der Eingeborene Jagd macht; weist sie doch die größten und schmackhaftesten Arten auf. Das Fleisch der Warneidechsen ist weiß und zart. Ich möchte es mit dem von jungem Geflügel vergleichen. Ein Buschmann meiner Bekanntschaft aß es so gern, daß er „iguanas“ (die allgemein übliche Benennung für alle Warneidechsen) gegen Salzfleisch von seinen boys und Lubra eintauschte. Die bedeutendste der Varaniden, *Varanus giganteus*, wird wohl selten eine Beute des Eingeborenen. Ein Missionar des Innern sagte mir, daß sich diese Rieseneidechse tapfer gegen den Menschen wehre, wenn sie in die Enge getrieben würde. Für die Wahrheit dieser Behauptung will ich mich nicht verbürgen. Von den Arten anderer Gattungen erwähne ich *Amphibolurus barbatus* (jew lizard), *Chlamydosaurus Kingii* (frilled lizard) und *Trachydosaurus rugosus* (stump tailed lizard).

Den Schlangen wird hauptsächlich deshalb eifrig nachgestellt, weil sie gewöhnlich fett sind, was bei vielen anderen jagdbaren Tieren meistens nicht der Fall ist. Außerdem zeichnet sich ihr Fleisch nach der Ansicht der Eingeborenen durch Wohlgeschmack aus. Giftige Arten ißt man ebenfalls; doch entfernt man den Kopf vor der Zubereitung. Einer besonderen Wertschätzung scheinen sich die großen, nicht giftigen „carpet snakes“ (*Python spec.*) zu erfreuen.

Die Amphibien haben als fleischliefernde Tiere für den Eingeborenen eine geringe Bedeutung. Im Innern sind die Frösche nur leicht nach sehr starken Regenfällen zu erlangen, da sie die übrige Zeit schlafend in selbst gegrabenen Verstecken verbringen. Auch an der Nordküste trifft man sie, so viel ich weiß, während der regenarmen Monate nicht an. Im Süden ist mir nicht ein einziger Frosch zu Gesicht gekommen.

Die Fische hingegen sind dem Eingeborenen von wesentlich größerem Nutzen. An den Küsten spielen dieselben selbstverständlich eine Hauptrolle unter den Nahrungsmitteln; aber auch im Binnenlande wird mancher Fisch gefangen, obwohl dort die Fischerei der Jagd gegenüber ganz in den Hintergrund tritt. Viele Horden nördlicher Stämme sind immer dann wochenlang Ichthyophagen im strengsten Sinne des Wortes, wenn gegen Ende der Trockenheit die Fische abzusterben beginnen, welche die Altwässer längs des Unterlaufes einiger Flüsse bevölkern. Auch im Süden kann der Eingeborene zuweilen mühelos

eine reiche Beute an Fischen machen. Als ich im Februar des Jahres 1900 am Coorong entlang von Adelaide nach Victoria wanderte, war das Ufer am südöstlichen Ende dieser Lagune mit Hunderten von großen toten Stachel-flossern bedeckt.

Daß die Fische eine vorzügliche Nahrung für unsere Australier bilden, brauche ich ja nicht besonders zu betonen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nur darauf aufmerksam machen, daß im Durchschnitt gerade unter den Stämmen die begabtesten und kräftigsten Leute angetroffen werden, die sich am eingehendsten mit dem Fischfange beschäftigten.

Von den Fischen des Innern kommen hier hauptsächlich zwei kleine Stachelflosser, *Therapon truttaceus* und *Th. percoides*, in Betracht. In den Flüssen des Südens und des Nordens werden große und wohlschmeckende Arten gefangen. Auch das Meer soll in der Nähe der Küsten reich an Fischen sein. Nähere Angaben kann ich leider nicht machen.

Wie schon gesagt, zählt der Eingeborene nur wenige Insekten zu seinen Nahrungsmitteln. Dies liegt zum Teil darin begründet, daß die Insekten welt überhaupt arm an Arten ist, die als menschliche Nahrung Verwendung finden können.

Obwohl auch bei unserm Eingeborenen nicht selten ein gewisser Widerwille gegen Insekten zum Vorschein kommt — mehr als einmal sah ich, daß Fleisch vor der Zubereitung gründlich von Maden gereinigt wurde — so rechnet er doch bestimmte, in Bäumen lebende Larven zu seinen größten Leckereien: ich meine die im Innern allbekannteren Witchetties. Merkwürdiger Weise ist noch nicht genau festgestellt, welche geschlechtsreifen Tiere sich aus diesen Jugendformen entwickeln. Die Art, welche am häufigsten auftritt und von den Eingeborenen in der Gegend der Sterling Station Nematt genannt wird, besitzt eine Länge von 8—10 cm und hat einen Umfang von 4—5 cm. Die beiden Körperenden sind gelblich bis bräunlich. Die übrigen Glieder haben vorn eine lila und hinten eine schmutzig-weiße Färbung. Diese Larve lebt im Holze von Gummibäumen, und zwar zwischen dem 19. und 27.^o gewöhnlich in redgum (*Eucalyptus rostrata*). An anderen Orten des Innern, wo der genannte Baum selten ist, z. B. östlich vom Lake Eyre, kommt sie im boxwood (*Eucalyptus microtheca*) vor. Nach der Behauptung Herrn Rüdigers, eines intelligenten Deutschen der Missionsstation Kilalpanina, entwickle sich ein großer Nachschmetterling aus ihr. Eine andere Art, die von der West-Arunta schabba und den Lurritje impita genannt wird, übertrifft die eben beschriebene an Größe. Das größte Exemplar, welches ich sah, hatte eine Länge von 11,5 cm und einen Umfang von 5,5 cm. Diese Larve ist bläulichweiß; im Sonnenlichte nimmt sie aber bald eine dunkle, graublaue Färbung an. Hinsichtlich ihres Aufenthaltes vermag ich nur anzugeben, daß die Eingeborenen sie in der Nähe von redgums aus dem Sande der Creeks graben, wo sie in langen, röhrenförmigen Gespinsten angetroffen wird, die senkrecht in die Tiefe gehen. Eine dritte, gelblichweiße Art findet man nördlich der Mac Donnell Ranges in den Wurzeln von Akazien.

Die Eingeborenen der Südküste essen ebenfalls Larven, die im Holze leben. Ob dasselbe auch von denen der Nordküste gilt, vermag ich nicht zu sagen.

Die Witchetties machen einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nahrung vieler Stämme aus. Man kann sie sich zwar nicht mühelos verschaffen — um ihrer habhaft zu werden, müssen in der Regel die Gänge im Holze oder das Gespinst im Erdboden bloßgelegt werden, was immerhin ein wenig Arbeit mit dem Beile oder der Schaufel und dem Grabstocke erfordert — doch ist es für einen Mann nicht schwierig, in größeren mit Gummibäumen bestandenen Creeks so viel Larven der zuerstgenannten Art innerhalb eines halben Tages zu sammeln, als für eine reichliche Mahlzeit nötig sind. So z. B. traf ich einst bei dem woolshed der Missionsstation Kilalpanina eine Gesellschaft von sechs Diäri, die auf einem Marsche quer durch Cooper's Creek — das Bett desselben ist in

der betreffenden Gegend acht englische Meilen breit und dicht mit *E. microtheca* bestanden — gegen 700 weiß und lila *Witchetties* erbeutet hatten. Eine *Lubra* verfuhr beim Einsammeln dieser Larve in der Gegend des westlichen Endes der *Reynold Range* auf folgende Weise: Zunächst legte sie mit einem Beile den nach außen mündenden Gang teilweise bloß und holte dann das Tier mit einem harten Grashalme hervor. Befanden sich die Gänge hoch oben in den Ästen, und war der Stamm dick und glatt, so machte sie mit ihrem Beile Kerben in den Baum, um beim Erklettern desselben einen Halt für die großen Zehen zu gewinnen.

Wir dürfen die *Witchetties* nicht als ein ekelhaftes Nahrungsmittel von geringem Werte betrachten. Schwach geröstet, schmecken sie wie gekochte Eier. Sie sättigen leicht, da ihr Körper ölhaltig ist. Mancher Buschmann meiner Bekanntschaft fand sie recht schmackhaft. Wie ich hörte, habe eine „*lady*“, die sich vor Jahren auf einer der Viehstationen des Innern aufhielt und *Witchetties* leidenschaftlich gern aß, ihre *boys* und *Lubra* so eifrig zum Sammeln dieser Larve angehalten, daß das betreffende Insekt schließlich ganz in der Umgegend der Station ausgerottet worden sei.

Im Innern kommt eine große Cicade vor. Nach der Aussage von Weißen der Missionsstation *Hermannsburg* wird sie von den Eingeborenen gegessen.

Die Termiten oder ihre Larven rechnet man zwar zu den Nahrungsmitteln; doch scheint es, daß sie nur wenigen munden. Gewöhnlich dienen sie wohl zur Aushülfe, wenn eine bessere Kost nicht zu bekommen ist. Mehr als einmal kam ich zu einem Lagerplatze, wo bittere Not herrschte; die Termitenhügel, die kaum einen Steinwurf weit entfernt waren, hatte man aber ganz unangetastet gelassen. Eine Frau vom *Pine Creek* sagte mir, die Larven der Termiten würden nur zuweilen von *Lubra* gegessen. Wie wenig Geschmack man diesen Insekten oder ihren Larven abzugewinnen vermag, ist schon daraus ersichtlich, daß der Reisende nur selten Termitenbaue zu Gesicht bekommt, die von Menschenhand geöffnet sind.

Auch die Larven von Ameisen werden ausnahmsweise von Angehörigen einiger Stämme gegessen.

Ein beliebteres Nahrungsmittel aus dem Reiche der Insekten und der Pflanzen zugleich ist dagegen der Inhalt von walnußgroßen Gallen, die sich an den Zweigen von *Eucalypten* vorfinden.

Im Anschluß hieran bespreche ich die von Insekten stammenden Süßigkeiten des Eingeborenen. Es handelt sich um Bienenhonig, eine syrupartige Flüssigkeit von *Camponotus*arten und ein Sekret von Pflanzenläusen. Obwohl diese Stoffe gewöhnlich nur in kleinen Quantitäten gesammelt werden können, so sind sie doch insofern von Wichtigkeit für unsern Australier, als sie zu der geringen Zahl seiner leicht verdaulichen Nahrungsmittel gehören, die reich an Kohlehydraten sind.

Was zunächst den Honig betrifft, so müssen wir ihn zu den wenigen Leckereien des Eingeborenen rechnen, die auch der Weiße zu schätzen weiß. Nach Missionar *Schulze* gibt es zwei verschiedene Bienen im Entwässerungsgebiet des *Finke River*. Ich habe in der Gegend der Missionsstation *Hermannsburg*, wie auch sonstwo, nur eine kleine Art beobachtet, die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit unserer Stubenfliege hat und in hohlen Bäumen nistet. Sie kommt ziemlich häufig vor, und ihr Nest läßt sich im Scrubgebiet des Innern leicht auffinden, da es dort keinen tiefen Waldesschatten gibt, und die Baumvegetation in der Regel zwerghaft ist. Die Plünderung des Nestes, bei einigen Stämmen ein Vorrecht des Mannes, läßt sich ohne Schwierigkeit bewerkstelligen; ist doch die Biene beinahe so harmlos wie die ihr ähnliche Fliege. Den Honig pflegt man vor dem Genusse nicht gründlich von den anhaftenden Waben, Larven usw. zu reinigen. Am *Birdum Creek* stieß ich auf ein Lager von

Goarango, wo ein junger Mann ein Gemisch aus Honig und Wasser mit Hilfe eines Grasbüschels verzehrte, indem er diesen wechselweise in die Flüssigkeit tauchte und aussog.

Eine andere beliebte Leckerei bildet der syrup- oder honigartige Stoff, der in einigen Arbeitern von *Componotus*-arten aufgespeichert ist. Der als Reservoir dienende Kropf (im Hinterleib) solcher Individuen übertrifft allerdings eine Erbse nur wenig an Größe; da die Honigameisen aber nicht allein eine weite Verbreitung haben, sondern stellenweise auch zahlreich auftreten, so können sich jedoch viele Horden des Innern die Süßigkeit in so großer Menge sammeln, daß dieselbe als Nahrungsmittel eine nennenswerte Rolle spielt. Honigameisen finden sich übrigens auch in Mexiko, Neu-Mexiko und Colorado vor, und der aufgeschwollene Hinterleib der Honigträger findet ebenfalls als Nahrungsmittel des Menschen Verwendung. Nach Dr. Wetherell ist die süße Flüssigkeit dieser Ameisen eine Auflösung von reinem unkrystallisierten Traubenzucker in Wasser. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß in den hannöverschen Marschen der Unterelbe Kinder Hummeln fangen, um den gefüllten Honigmagen zu verzehren.

Das Absonderungsprodukt von Pflanzenläusen findet man im Innern auf den Zweigen und Blättern von Gummibäumen (*Eucalyptus rostrata* und *E. microtheca*). Es ist napfförmig gestaltet wie die Schale einer Patella und gleicht in bezug auf die Farbe und den Geschmack dem Zucker. Daß die Leckerei mindestens zum Teil ein tierisches Sekret ist, läßt sich leicht mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Entfernen wir nämlich eines der napfförmigen Gebilde von seiner Unterlage, auf die es festgeklebt ist, so kommt ein orangefarbiges, gegen 1,5 mm langes Insekt zum Vorschein, das lebhaft umherzukriechen beginnt und auf starken Reiz einen zarten weißen Faden hervortreten läßt, der völlig den Fäden gleicht, die wirr verschlungen die Außenseite der Näpfechen decken.

Über das Insekt selbst vermag ich keine näheren Angaben zu machen. Brough Smith berichtet in seinem Werke „The Aborigines of Victoria“, daß im Südosten des Continentes ein Blattfloh (Larve) auf den Blättern von Eucalypten kleine schalenförmige Gebilde erzeuge, die weiß von Farbe seien und süß wie Zucker schmeckten. Von einem Dr. Th. Dobson aus Hobart Town sei dieselbe *Psylla eucalypti* genannt worden. Ich weiß nicht, ob dieses Insekt mit dem identisch ist, welchem unsere Eingeborenen ihre Süßigkeit verdanken; aller Wahrscheinlichkeit nach sind aber beide Tiere nahe verwandt.

Es ist erstaunlich, in welcher Menge das Sekret sich oft auf dem redgum und dem boxwood vorfindet. Ich habe Bäume der zuletzt genannten Art gesehen, unter deren Blättern es nur wenige gab, die nicht mit demselben behaftet waren. Der Eingeborene des Binnenlandes, der ein Gebiet, welches mit vielen der erwähnten Gummibäume bestanden ist, seine Heimat nennt, ist also zu bestimmten Zeiten des Jahres in der Lage, sein Bedürfnis nach einer Süßigkeit vollauf befriedigen zu können. Die betreffenden Näpfechen sind allerdings sehr klein — im Durchschnitt haben sie eine Höhe von 1,5—2 mm und einen Durchmesser von 4—5 mm. — doch lassen sie sich leicht mit den Zähnen und der Zunge von den lederartigen Blättern entfernen. Als ich mich im Juli und August des Jahres 1900 auf der Missionsstation Kilalpanina aufhielt, machten die jugendlichen Zöglinge der Missionare oft Ausflüge in Cooper's Creek, um von dem „Manna der Wüste“ zu naschen. Beiläufig gesagt, zog sich ein achtjähriger Knabe bei dieser Gelegenheit einen schweren Magendarmkatarrh zu.

Wahrscheinlich vermögen nicht allein die Bewohner des Binnenlandes, sondern auch die der Südküste sich eine derartige Süßigkeit zu verschaffen. Taplin berichtet uns nämlich, daß die Narryngeri „the manna which falls from the peppermint gum (*Eucalyptus*)“, in Wasser gelöst, zu genießen pflegen¹⁾.

¹⁾ Rev. G. Taplin, The Narryngeri.

Die größeren Crustaceen des Meeres und der Flüsse werden von den Küstenstämmen wegen ihres Wohlgeschmackes geschätzt.

Die kleine Krabbe (*Telephusa transversa*), die in fast allen Wasserlöchern der Binnenlandcreeks angetroffen wird, soll ein Nahrungsmittel des Eingeborenen sein. Ich habe es leider unterlassen, diesbezügliche Erkundigungen einzuziehen. Als Leckerbissen wird sie jedenfalls nicht betrachtet; denn ich sah nie, daß sie gegessen wurde, auch fand ich keine Reste des Tieres auf den Lagerplätzen. Die toten Exemplare, die oft am Rande der Wasserlöcher liegen, weisen in der Mehrzahl der Fälle unverkennbare Spuren von Schnabelhieben auf.

Die Mollusken nehmen für die Stämme des äußersten Nordens und Südens der Kolonie die erste Stelle unter den Nahrungsmitteln ein, die der niederen Tierwelt entstammen. Für den Eingeborenen des Binnenlandes kommen sie der Hauptsache nach nicht in Betracht. Ein Larakia sagte mir, man äße in seiner Heimat alle größeren Mollusken, welche die Wogen an den Strand würfen. Daß auch die übrigen Küstenstämme in dieser Hinsicht nicht wählerischer sind, davon zeugen die von Menschenhand herrührenden Anhäufungen von Gehäusen und Muscheln in der Nähe der See. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß man bestimmte Arten in betreff ihres Geschmackes nicht bevorzuge.

Im regenreichen Gebiete des Nordens spielen aber auch Mollusken des süßen Wassers eine Rolle als Nahrungsmittel. Für die Unio, welche dort sehr häufig vorkommt, hegt man eine gewisse Vorliebe. Außerdem vertilgt man eine *Paludina* stellenweise in großer Menge. Auf meinen Streifereien im Dschungel des Daly River sah ich an den Altwässern viele Haufen aus Hunderten von Gehäusen dieser Schnecke. Umherliegende Kohlenstückchen verrieten mir stets, daß es sich hier um Kjökkenmöddinger en miniature handelte.

Bevor ich zur Besprechung der vegetabilischen Kost übergehe, will ich kurz auseinandersetzen, inwieweit die eingeführten Tiere für den Eingeborenen von Wert sind.

In erster Linie muß das Rind genannt werden, das in verwildertem Zustande truppweise auf den Ebenen des Innern und des Nordens angetroffen wird und aller Wahrscheinlichkeit nach selbst in Gebieten heimisch geworden ist, die dem Weißen noch völlig unbekannt sind. Von manchen Horden zentraler Stämme wird dasselbe heutzutage als das vornehmste Wild betrachtet. Man macht aber nicht allein Jagd auf die herrenlosen Tiere, sondern auch auf die, welche einen Eigentümer haben. Infolgedessen erleiden viele Viehzüchter einen unberechenbaren Schaden. Auf der Tempe Downs Station erzählte mir ein Polizist, der gerade von einer erfolglosen Menschenjagd zurückgekommen war, die Lurritji hätten in der Woche vor seinem Aufbruche auf der dortigen run gegen 20 Stück Hornvieh gespeert. Trotzdem die Viehzüchter sich oft auf blutige Weise rächen oder einige der Übeltäter von einem special magistrate oder irgend einer anderen Person, die das Amt eines Richters versieht, aburteilen lassen, hören die Arnta, Lurritji und wie sie heißen mögen, nicht auf, rücksichtslos jedes Rind zu töten, das ihnen an einem abgelegenen Ort in den Bereich des Speeres kommt. Fühlt der Eingeborene sich nicht ganz sicher, wenn er ein Stück Vieh erlegt hat, so eignet er sich nur die schmackhaftesten Stücke Fleisch an, und nachdem er diese zur besseren Konservierung so lange in die Flammen gehalten hat, bis die Außenseite verkohlt ist, entfernt er sich eiligst aus der betreffenden Gegend, um seine Beute an einem versteckten Platze in Ruhe verzehren zu können. Braucht er dagegen nicht die Kugel des Weißen zu fürchten, so geht er beim Viehtöten oft mit einer unglaublichen Frechheit zu Werke. So z. B. wurde im Jahre 1898 ein einjähriges Kalb in Rufweite von Hermannsburg gespeert.

Der Büffel (*bos indicus*), welcher im Norden ebenso zahlreich auftritt, wie das verwilderte Rind im Innern, ist den Nachstellungen des Eingeborenen wohl

nicht sehr ausgesetzt, da er sich mit Vorliebe in den sumpfreichen Niederungen aufhält, wo kein Mangel an Wild zu sein pflegt, das mit größerem Erfolge gejagt werden kann.

Das Kaninchen ist manchen Horden, die ihre Wohnsitze zwischen der Südküste und dem 27. Breitengrade haben, von wesentlichem Nutzen. Sieht man es doch zuweilen selbst an den unwirtlichen Orten, die nur selten von Känguruh aufgesucht werden. Dem Eingeborenen fällt es leicht in die Hände. Wie ich von Herrn Reuther, dem Vorsteher der Missionsstation Copperamana hörte, erschlugen seine Zöglinge im Jahre 1899 unter Beihülfe einiger Weißer gegen 50 000 der Nager, die infolge anhaltender Trockenheit zum Kilalpaninasee gewandert waren.

Das verwilderte Pferd des Innern wird merkwürdiger Weise nicht gegessen; das Pony des Nordens hingegen ist sehr den Nachstellungen ausgesetzt, weil sein Fleisch für schmackhaft gilt.

Das Hausschwein, welches seit kurzem in verwildertem Zustande hin und wieder nördlich vom Roper River und Catherine River vorkommt, wird leicht ein Opfer des Eingeborenen. Ein Wulwanga sagte mir, das Fleisch desselben würde von seinen Stammesgenossen für eine große Delikatesse gehalten.

Die wildelebende Hauskatze ist vor einem hungrigen Eingeborenen nie sicher. Unweit der Giles Range gelangte ich einst auf einem nächtlichen Ritt zu dem Lagerplatze einer einsamen, steinalten Lubra, die vor Kälte zitternd an einem Feuer hockte und eine Katze briet. Neben ihr befanden sich drei Kätzchen, die Jungen des getöteten Tieres, welche kläglich schrienen. Als der Braten fertig war, stillte sie zuerst ihren Hunger an demselben und fütterte dann ihre drei Pfleglinge mit den Überbleibseln. Wie sie sagte, sollten die Kätzchen am folgenden Tage ebenfalls gebraten werden.

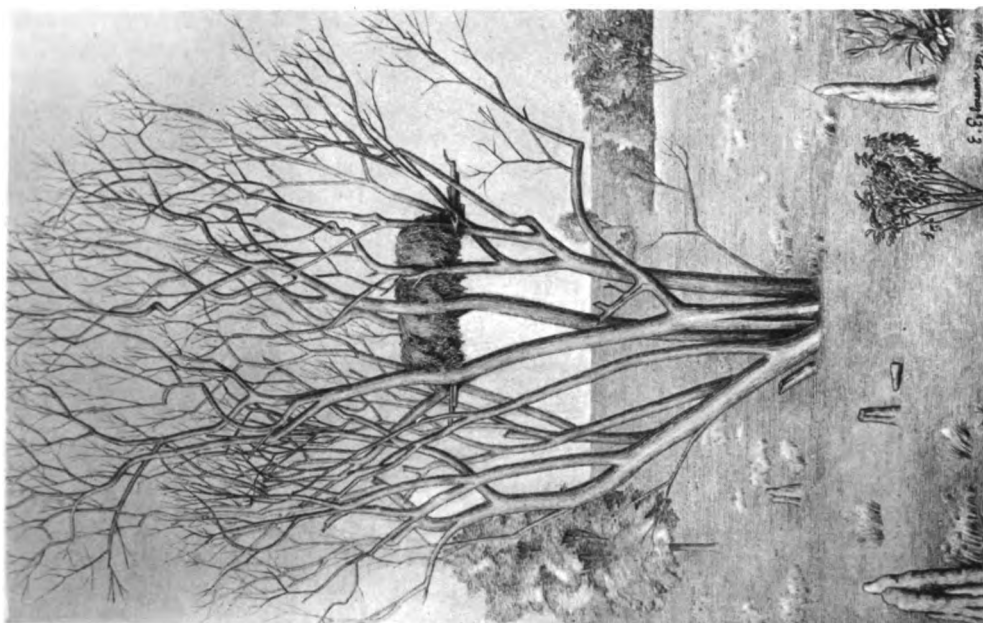
Oftmals hörte ich in Australien die Behauptung, der Weiße verschulde dadurch zum Teil den Rassentod des Urbewohners, daß er durch seine Herden das Hauptwild aus den Gegenden verdränge, die wegen ihres Reichtums an guten Wasserlöchern („permanent waterholes“) den „Wilden“ einen vorzüglichen Zufluchtsort in den Zeiten lange anhaltender Dürren gewährten. Dieser Vorwurf ist ganz ungerechtfertigt. Überall, wo die großen Beuteltiere und das Emu seit der Ansiedelung der Engländer selten geworden sind, ist dem Eingeborenen infolge der Verwilderung von Haustieren reichlich Ersatz für dieses Wild geschaffen.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Pflanzenwelt dem Eingeborenen im großen und ganzen nicht viel Genießbares zu bieten vermag, und daß manche der in Frage kommenden Stoffe wenig nahrhaft sind, oder einen unangenehmen Geschmack haben. Die Früchte und gewisse Wurzeln können natürlich nicht zu jeder Zeit gesammelt werden. Wir dürfen außerdem nicht vergessen, daß eine große Zahl der nahrungspendenden Pflanzen in den regenarmen Jahren ertraglos bleiben.

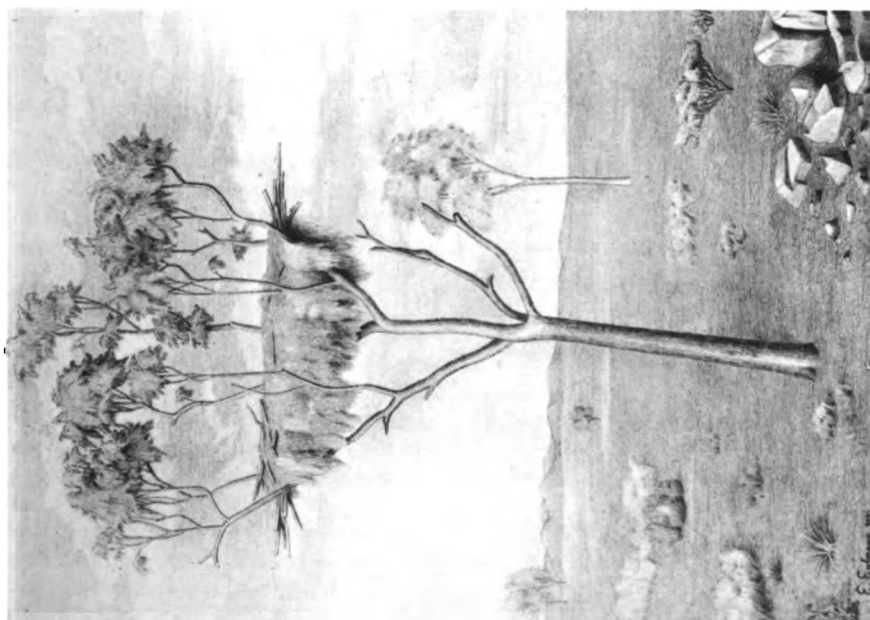
Im folgenden führe ich die vegetabilischen Nahrungsmittel an, deren Herkunft ich mehr oder minder genau feststellen konnte. Ich will gleich bemerken, daß es mir auf meinen Wanderungen aus naheliegenden Gründen nicht gelang, alle Sämereien, fleischigen Fruchthüllen, Blattriebe, Wurzeln usw. kennen zu lernen, die einen wesentlichen Beitrag zur Pflanzenkost liefern.

Ich beginne mit den Sämereien. Dieselben kommen der Hauptsache nach nur für die Sommer- und Herbstmonate in Betracht, da der Eingeborene nicht gewohnt ist, Vorräte an Lebensmitteln aufzuspeichern. In fruchtbaren Jahren leben viele Horden der Steppen- und Scrubgebiete des Innern fast ausschließlich von dem Samen ein oder mehrerer Pflanzen. Die Küstenstämme haben dem Anschein nach keine Vorliebe für eine einseitige Kost dieser Art.

Der Same bestimmter Akazien nimmt unter den Sämereien, die im Innern



Bestattung eines Kindes
im Lande der Tjingale.



Bestattung eines Erwachsenen
im Lande der Waramunga.

zu den Nahrungsmitteln gerechnet werden, die erste Stelle ein, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil er oft selbst dann in größerer Menge geerntet werden kann, wenn viele andere Pflanzen wegen allzugroßer Trockenheit wenig oder keine Früchte zeitig haben. Trotzdem dieses Nahrungsmittel zeitweilig in großen Quantitäten genossen wird — während der beiden letzten Monate des Jahres 1896 lebten die Frauen und Kinder westlicher Arünta-Horden fast ausschließlich von denselben — dürfen wir es nicht zu den wohlschmeckenden und leicht verdaulichen Pflanzenstoffen zählen, über die der Eingeborene verfügt. Für Weiße würde es wegen seines hohen Gehaltes an Tannin völlig wertlos sein. Zwei Kinder eines Hermannsburger Missionars, die von der Wärterin, einer half-caste, mit dem Brei gefüttert worden waren, welchen man aus dem reifen Samen bereitet, bekamen einen schweren, mit Blutungen verbundenen Darmkatarrh.

Akaziensame wird übrigens auch an der Südküste nicht verschmäht. Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß bei der überwiegenden Mehrzahl aller südaustralischen Stämme Akazien als Nährpflanzen gelten.

Der Same des boxwood (*Eucalyptus microtheca*) wird überall gegessen, wo er in genügender Menge gesammelt werden kann, also vor allen Dingen in der Gegend des Lake Eyre. Er besitzt zwar nur die Größe eines Sandkornes; durch Schütteln der mit reifen Früchten bedeckten Zweige über einer Holzmulde gewinnt man aber in kurzer Zeit soviel von demselben, als zur Stillung des Hungers erforderlich ist. Das größte Quantum vegetabilischer Nahrungsmittel — gegen 1 hl — welches ich unter den zentralen Stämmen im Besitze eines Eingeborenen sah, bestand übrigens aus diesem Samen.

Der Fruchtkern von *Cycas media*, der etwa die Größe einer Walnuß hat, wird an der Nordküste allgemein als Nahrungsmittel verwertet. *Encephalartos Macdonnelli*, die Cycadee der felsigen Höhenzüge unter dem 24. Breitengrade, dagegen gilt nicht als Nährpflanze.

Der Fruchtkern des Schraubenbaumes (*Pandanus*) wird ebenfalls von den Stämmen des regenreichen Nordens der Kolonie gegessen. Derselbe bildet bekanntlich auf den Nikobaren und Inseln der Südsee ein wichtiges Volksnahrungsmittel.

Eine einige Meter hohe *Sterculia* rechnen die Stämme des Innern zu ihren samenspendenden Nährpflanzen. In Ostindien werden die Samenkerne von *Sterculia*-arten ebenfalls gegessen; ferner stammt die von den Negern Guineas hochgeschätzte Kolanuß von einer *Sterculia*.

Wie ich von Engländern und Eingeborenen hörte, werde der Same des „Munyeru“ (*Claytonia balonnensis*) im Innern in ausgedehnter Weise als Nahrung verwertet.

Nelumbium speciosum — die heilige Lotos-Pflanze der Indier — und *Nymphaea gigantea* haben für die Bewohner des äußersten Nordens einen hohen Wert, da die meisten Teile der Pflanzen eßbar sind. Der unsern Bohnen ähnliche Same soll wie Haselnüsse schmecken. In Indien wird der der Lotos-Pflanze noch heute roh und geröstet gegessen.

Auch einige Gräser des Binnenlandes gehören zu den in Rede stehenden Nährpflanzen.

Ostlich vom Lake Eyre werden die Sporen der bekannten „Nardu“ (*Marsilea quadrifolia*) als Nahrungsmittel benutzt. Sie sind sandkorngroß und schmecken annähernd wie altes Mehl. Welch geringen Nährwert das aus ihnen hergestellte Gebäck (Dampfer) hat, geht zur Genüge aus den näheren Umständen hervor, unter denen der Hungertod der beiden Forschungsreisenden Burke und Wills erfolgte. Könnte man übrigens die Sporen gründlicher von den zerklüfteten Sporangien reinigen, als es zu geschehen pflegt, so würde man ein viel nahrhafteres und bekömmlicheres Gebäck erhalten.

Weiche Fruchthüllen liefern im regenreichen Gebiete des Nordens einen wesentlichern Beitrag zur Ernährung der Eingeborenen, als im Binnenlande und an der Südküste.

Während meines Aufenthaltes an der Nordküste — er fiel in den Frühling und den Sommer — hatte ich leider keine Gelegenheit, die Mehrzahl der Früchte aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die von den dortigen Stämmen gegessen werden. Im nachstehenden führe ich die Arten an, deren saftige Hüllen damals als Nahrungsmittel zur Verwendung kamen.

In der Nähe von Palmerston kommt hin und wieder eine baumartige *Gardenia* vor. Die Früchte derselben sind länglich-eiförmig und enthalten eine geringe Zahl von Samenkörnern, die in eine breiige Masse gebettet sind, welche wegen ihres angenehmen süßen Geschmackes eine beliebte Leckerei bildet.

Fast zu derselben Zeit wie die *Gardenia* hatte ein niedriger Baum mit hellgrauem Stamm und ovalen, lederartigen Blättern (*Barringtonia* sp.?) Früchte gezeitigt. Ich beobachtete ihn ziemlich häufig in der Umgebung von Knuckey's Lagoon. Die Früchte, von der Größe einer Zitrone, bestehen aus einem runden Steine und einer 7 mm dicken, saftigen Hülle, die außen eine blutrote Färbung hat und mit Warzen bedeckt ist. Nur dieses Fruchtfleisch wird von den Eingeborenen gegessen. Es schmeckt wie das eines halbreifen Apfels.

Vom Schraubenbaume (*Pandanus*) genießt man außer dem Kern die weichen Teile der Fruchthüllen und das weiße apfelgroße Gebilde, auf dem die Früchte befestigt sind.

In den Eucalyptenwäldern des Nordens tritt eine niedrige Rebe recht häufig auf, deren Beeren für wohlschmeckend gehalten werden.

An sumpfigen Stellen in der Gegend von Rum Jungle sah ich eine Baumart, deren Früchte mich lebhaft an teigig gewordene Mispeln erinnerten.¹⁾ Auch kommt dort eine Schlingpflanze mit gelben, haselnußgroßen, wohlschmeckenden Früchten vor.

Im Innern gehören die „native oranges“ genannten Früchte der *Capparis*-arten zu den gesuchtesten Leckerbissen. Sie sind rund und erreichen höchstens die Größe eines kleinen Apfels. Wie bei der *Gardenia*, bestehen die Hüllen aus einer lederartigen Oberhaut und einer süßen musartigen Masse, die die erbsengroßen Samenkörner einbettet. Hinsichtlich des Geschmackes können wir die Früchte mit den gewöhnlichen Sorten unseres Steinobstes auf eine Stufe stellen.

Die Steinfrüchte von *Santalum acuminatum* („native peach“) und *S. lanceolatum* („native plum“) sind im Innern sehr begehrt. Sie gehören zu den wenigen vegetabilischen Erzeugnissen der Kolonie, denen auch der Weiße Geschmack abzugewinnen weiß. Leider erzeugen die beiden Santel-Gewächse in der Regel nur eine unbedeutende Zahl von Früchten. Auch an der Südküste vermag sich der Eingeborene Santel-Früchte zu verschaffen. Wahrscheinlich werden auch die Fruchtkerne dieser Pflanzen gegessen.

Die Früchte des „yellow wood“, eines gegen 2 m hohen Strauches mit lanzettlichen Blättern, haben eine größere Bedeutung, als die *Capparis*- und *Santalum*-arten. Sie sind eiförmig, haben eine schwarze Färbung und besitzen die Größe einer Erbse. Wegen ihres hohen Gehaltes an Zucker werden sie von den Eingeborenen und vielen Weißen gern gegessen. Ich will noch erwähnen, daß das „yellow-wood“ ziemlich häufig im Binnenlande angetroffen wird und selbst dann viele Früchte zur Reife bringt, wenn monatelang kein Tropfen Regen gefallen ist.

Ein Schlinggewächs (*Marsdenia Leichhardtiana*) zentraler Srubgebiete liefert manchen Stämmen eine sehr willkommene Frucht. Dieselbe hat eine Länge von 6 cm, ist ei- bis kegelförmig und enthält, wie alle oberirdischen Teile der Pflanze,

¹⁾ Vielleicht ist dieser Baum mit *Nauclea Leichhardtii* identisch.

einen weißen, kleberigen Saft. Sie ist nur im unreifen Zustande genießbar. Wegen ihrer Gestalt und ihres birnartigen Geschmacks haben ihr die Buschleute den Namen „native pear“ beigelegt.

Die schleimigen, erbsengroßen Früchte mehrerer Mistel-Gewächse, die zur Gattung Loranthus gehören, werden wegen ihres süßen Geschmacks geschätzt. Als Nahrungsmittel sind sie jedoch bedeutungslos, da die betreffenden Pflanzen meistens unerreichbar in den Kronen der Bäume sitzen.

Die Früchte der Ficusarten dienen wohl nur dann zur Stillung des Hungers, wenn es an besser schmeckenden Stoffen gebricht.

Merkwürdigerweise werden auch die großen Beeren verschiedener Nachtschatten-Gewächse (Solanaceae) gegessen. Ich vermochte ihnen nie Geschmack abzugewinnen.

Im Innern kommen ein oder mehrere Kürbis-Gewächse vor, deren Früchte den Eingeborenen als Nahrung dienen sollen.

Die Bewohner des South-East (Südküste) verzehren im Herbste eine große Menge von den schleimigen, süßen Früchten des „pig-face“ (Mesembryanthemum). Nebenbei bemerkt, stammen die wohlschmeckenden Hottentottenfeigen von Mesembryanthemumarten Südafrikas.

Von den eßbaren Früchten der Südküste nenne ich noch die „native cherry“ (Exocarpus).

Die unterirdischen Pflanzenteile, welche als Nahrung Verwendung finden, bilden im Durchschnitt den Hauptteil der vegetabilischen Kost, und zwar deshalb, weil die Mehrzahl derselben fast zu allen Jahreszeiten zur Verfügung steht, während die Sämereien und die Früchte mit den fleischigen Hüllen nur im Sommer und Herbste gesammelt werden können. Ihr Nährwert ist meistens nicht bedeutend, und in betreff des Geschmacks halten sie den Vergleich mit den Fruchthüllen nicht aus; trotzdem haben sie eine hohe Bedeutung für den Eingeborenen, da sie es sind, die vornehmlich die notwendige Abwechslung in die Kost bringen. Von den Buschleuten und den englisch sprechenden Eingeborenen werden die genießbaren unterirdischen Pflanzenteile unter dem Namen „yam“ zusammengefaßt.

Die stärkemehlreichen Knollen von *Amorphophallus*¹⁾ sind unstreitig das wertvollste Nahrungsmittel aus der Pflanzenwelt Südaustraliens. Leider ist das Verbreitungsgebiet der Pflanze ein beschränktes: sie kommt nur in den Dschungeln der nördlichen Flüsse vor. Hier scheint sie aber ungemein häufig zu sein. Während meines Aufenthaltes am Daly River — es war im Juli — lebten die Zöglinge der jesuitischen Missionsstation und viele Horden dortiger Stämme fast ausschließlich von diesem „yam“. Die Knolle ist gewöhnlich halbkugelförmig und schwankt in der Größe zwischen der einer Faust und eines Kindeskopfes. Sachgemäß zubereitet, schmeckt sie wie eine gekochte Kartoffel; sie würde also auch ein nicht zu verachtendes Nahrungsmittel für Weiße abgeben. Unter den Knollen finden sich immer einige — sie sollen auf unbeschatteten Stellen gewachsen sein — die in hohem Grade gesundheitsschädlich sind, indem sie, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, die Schleimhäute des Mundes, des Rachens usw. in eine sehr schmerzhaft Entzündung versetzen.

Auch die knolligen Wurzelstöcke von *Nymphaea gigantea* und *Nelumbium speciosum* müssen hier genannt werden. Sie gehören aber nicht zu den leicht verdaulichen Stoffen. Ist man nämlich nicht mäßig im Genusse derselben, so stellen sich „Leibschmerzen“ und „Schlaflosigkeit“ ein.

Anfang März des Jahres 1898 bildeten fünf Arten „yam“ fast ausschließlich die Nahrung der Eingeborenen zu Rum Jungle. Die oberirdischen Teile der betreffenden Pflanzen waren damals abgestorben.

¹⁾ Wahrscheinlich ist es *A. variabilis*.

Cyperus rotundus spielt als Nahrungspflanze beinahe eine ebenso bedeutende Rolle unter den Arüta und ihren Nachbarn, wie *Amorphophallus* unter den Stämmen der Nordküste. Ihre Wurzelknolle übertrifft zwar eine Erbse nur wenig an Größe; doch können die Eingeborenen, deren Heimat sich im Gebiete eines Hauptcreek befindet, zu bestimmten Zeiten des Jahres ohne Schwierigkeit so große Quantitäten derselben sammeln, als zu ihrer Ernährung erforderlich sind. Im Geschmack hat sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der Walnuß. Vielleicht ist sie ein ebenso gutes Nahrungsmittel als die Wurzelknolle der Erdmandel (*Cyperus esculentus*), die in Südeuropa und Nordafrika allgemein angebaut wird. In der Gegend der Mac Donnell Ranges nennen die Weißen und die zivilisierten Eingeborenen die Pflanze *yilka*.

Eine andere, gegen 60—80 cm hohe Cyperacee, die im Finke River und seinen Nebencreeks recht häufig vorkommt und sich mit Vorliebe am Rande der Wasserlöcher ansiedelt, gehört ebenfalls zu den Nahrungspflanzen. Die Eingeborenen in der Gegend von Hermannsburg nennen sie *calepara*. Die eßbaren, haselnußgroßen Verdickungen ihrer Wurzelstöcke sind außen schwarzbraun und innen grau bis bräunlich weiß. Ich bemerkte nie ansehnliche Mengen derselben im Besitze von Eingeborenen, selbst dort nicht, wo die Pflanze in üppiger Fülle gedeiht, wie z. B. bei der genannten Missionsstation. Die Knollen haben keinen angenehmen Geschmack; auch scheinen sie der Gesundheit nicht zuträglich zu sein: als ich das Mehl kostete, das man aus ihnen herstellt, machte sich eine leichte, rasch vorübergehende Reizung der Mundschleimhaut bemerkbar.

Zuweilen ist *Typha angustifolia*, ein Rohrkolben, der auch in unseren Gewässern vorkommt, mit der eben genannten Pflanze vergesellschaftet. Selbstverständlich tritt sie nicht häufig auf, da sie eines sehr feuchten Standortes bedarf. Auch ihre knolligen unterirdischen Teile dienen als Nahrungsmittel. Bei den West-Arüta führt sie den Namen *unga*.

Im Innern beobachtete ich häufig im Bette der Creeks eine kleine rankende Pflanze mit dreizähligen Blättern.¹⁾ An den Wurzeln derselben befinden sich wurst- oder rosenkranzförmige Verdickungen, die einen Umfang von einigen Zentimetern haben. Sie schmecken etwas bitter, werden aber von den Eingeborenen gern gegessen.

Wie mir von Zöglingen der Missionsstation Point Macleay mitgeteilt wurde, rechnen die Eingeborenen an der Küste des South-East ebenfalls eine größere Zahl von Wurzeln zu ihren Nahrungsmitteln. Leider vermochte ich nicht festzustellen, von welchen Pflanzen diese Wurzeln stammen. So viel habe ich jedoch in Erfahrung gebracht, daß die inneren basalen Stamm- oder oberen Wurzelteile der Xanthorrhoearten genossen werden.

Die Blattknospen, jungen Sprossen, Blätter, saftigen Stengel usw., die gegessen werden, haben, wie unsere Salatgewächse, nur einen ganz geringen Nährwert, da sie sich durch einen hohen Wassergehalt auszeichnen.

Die chlorophyllosen Teile der Blattknospen von *Livistonia inermis* und *L. humilis* werden überall gern gegessen, wo diese beiden Palmarten, von den Buschleuten *cabbage-palms* genannt, auftreten, also zwischen der Nordküste und dem 15. Breitengrade. Sie sind zart und schmecken ungefähr wie Walnüsse.

¹⁾ Seltsamerweise erzeugt die Pflanze an ihren Wurzeln Blüten und Früchte, und zwar im Boden. Die Blüten sind nur einige Millimeter lang und besitzen eine weiße Färbung. Sie bleiben stets geschlossen. Die Früchte haben eine Länge von 1,5 cm, sind beutelförmig und gleichen in der Färbung den Blüten. Sie enthalten ein oder zwei violett und schmutzig weiß marmorierte Kerne von der Größe einer Erbse. Ich will noch bemerken, daß die Pflanze ihren Standort im losen Creeksande hat, der im Sommer um die Mitte des Tages so stark von den glühenden Strahlen der Sonne erhitzt wird, daß ihn der nackte Fuß eines Eingeborenen nicht betreten kann. — Ein von mir mitgebrachtes Exemplar dieser Pflanze bestimmte Herr Dr. H. Hallier in Hamburg als *Vigna lanceolata* (Leguminose).

In der eben erwähnten Gegend weiß man auch den sehr saftigen Stengeln der beiden Seerosengewächse, *Nelumbium speciosum* und *Nymphaea gigantea*, Geschmack abzugewinnen.

Im Gebiete des Finke River dienen die gelblich weißen basalen Teile des schmalblättrigen Rohrkolben (*Typha angustifolia*) zum Genusse. Sie schmecken wie unreife Gurken.

Auch Ausschwitzungen und Ausflüsse von Pflanzen müssen wir zu den Nahrungsmitteln des Eingeborenen rechnen.

An der Südküste wird das Gummi von Akazien (*Acacia decurrens* und *A. pygnantha*) nicht selten als Nahrung verwandt. Auch am Catherine River findet das Gummi bestimmter Bäume seine Liebhaber. Gummi ist übrigens nicht ganz ohne Nährwert, was schon daraus zur Genüge hervorgeht, daß Araberhorden oft monatelang fast ausschließlich von demselben leben. Das Gummi der *Acacia pygnantha*, welches im South-East in großer Menge gewonnen werden kann, hat im frischen Zustande keinen unangenehmen Geschmack. Einst sah ich, wie weiße swagmen (Landstreicher) ihren Hunger mit demselben stillten.

Nach der Angabe von Ch. Wilhelmi hat „Harz“ als Nahrungsmittel eine große Rolle bei den „Adalaid-Stämmen“ gespielt. In seinem Aufsätze über die Sitten und Gebräuche der Port-Lincoln-Eingeborenen ¹⁾ sagt er: „Da der eigentliche Gummibaum (*Eucalyptus*) in Port Lincoln nur wenig vertreten ist, so gibt es auch nur wenige von jenen eßbaren Harzen, von denen die Adalaid Stämme während der Sommermonate beinahe ausschließlich leben“. Beiläufig gesagt, ist mir nicht bekannt, daß das Kino von *Eucalyptus* an der Südküste gegessen wird.

Wie die Früchte, so liefern auch einige andere oberirdische Pflanzenteile dem Eingeborenen Süßigkeiten.

Als ich meine zweite Überlandreise von Palmerston nach Adelaide begann — es war am Ende der Regenzeit — sah ich oft, wie Eingeborene mit Behagen an grünen Grashalmen kauten. Das betreffende Gras, *Andropogon refractus*, erreicht eine Länge von 2 m. Man genießt nur den Saft der von den Blattscheiden umschlossenen Stengelteile, indem man diese zerkaut und aussaugt. Der Saft hat einen süßlichen, aber keineswegs angenehmen Geschmack.

Trinkwasser pflegen die Bewohner mancher Teile der Kolonie dadurch zu versüßen, daß sie honigreiche Blüten in demselben auspressen. Die Arunta und ihre Nachbarn verwenden hierzu die Blüten von *Hakea* und die Narryngeri die von *Xanthorrhoea* und *Banksia*.

Bevor ich zum zweiten Abschnitt dieses Kapitels übergehe, möchte ich nachdrücklich vor einer zu günstigen Beurteilung der Ernährungsverhältnisse der Binnenlandstämme warnen. Die besprochenen Nahrungsmittel, die in Frage kommen, bilden allerdings eine stattliche Reihe, obwohl nicht einmal die Mehrzahl der Vegetabilien berücksichtigt ist, die von Bedeutung sind. Es kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß auch der Bewohner des Innern zuweilen im Überflusse schwelgt. Die Zeiten erlebt er aber nicht oft, wo alle Wasserlöcher gefüllt sind, das rote oder gelbe Erdreich ein grüner Pflanzenteppich deckt, und an Wild, Früchten und Wurzeln aller Art kein Mangel ist. Dagegen muß er während der häufigen Dürren bittere Not leiden, wenn das Wild größtenteils zu Grunde gegangen oder ausgewandert ist, und die Nahrungspflanzen nur eine schlechte Ernte liefern. Aber auch an den Küsten sind Hungertage nicht unbekannt.

Der Eingeborene genießt die Nahrungsmittel selten in dem Zustande, wie die Natur sie darbietet. Gewöhnlich macht er sie mit Hilfe des Feuers schmackhafter, leichter verdaulich und nahrhafter. Fleisch z. B. ißt er nie roh. Die Kochkunst ist aber, entsprechend seiner niedrigen Kulturstufe, höchst einfach.

¹⁾ Aus allen Weltteilen. Jahrg. I.

Die größeren Tiere macht er in der Aschenglut oder vermittels glühender Steine in seichten Gruben gar; die kleineren hingegen bereitet er in heißer Asche oder auf glimmenden Kohlen zu. Auch viele der pflanzlichen Stoffe setzt er vor dem Genusse der Einwirkung der Hitze aus. Über das Kochen von Nahrungsmitteln in Wasser erhielt er erst Kunde, als die Weißen in das Land kamen. Daß er trotz des Mangels an passendem Kochgeschirr nicht lernte, Wasser in Tierhäuten oder Holztrögen durch glühende Steine zum Sieden zu bringen, zeigt uns zur Genüge, wie gering seine Begabung im Erfinden ist.

Die Zurichtung der höheren Tiere besteht der Hauptsache nach in der Entfernung der aus Haaren, Federn, schuppiger Epidermis oder Schuppen bestehenden Körperbedeckung und der Herausnahme des Verdauungskanales oder des gesamten Eingeweides. Die niederen Tiere werden ohne weiteres der Einwirkung des Feuers ausgesetzt. Auch die Vegetabilien erfordern keine großen Vorbereitungen. Nur die kleineren Sämereien werden in der Regel einer mehr oder minder gründlichen Reinigung von wertlosen oder ungenießbaren Beimengungen unterzogen; die übrigen Stoffe, die nicht roh zum Genusse dienen, verursachen weit weniger Arbeit vor der Zubereitung.

Abgesehen von den mit Wasser angerührten Breien aus zerkleinerten Pflanzenteilen und einigen wenigen Gebäcken, kennt der Eingeborene keine zusammengesetzten Speisen.

Im nachstehenden schildere ich die Zurichtung und die Zubereitung der früher besprochenen Tiere und Pflanzenstoffe. Ich kann mich dabei ziemlich kurz fassen, da die meisten Verfahrensarten auf eine größere Zahl verschiedener Nahrungsmittel Anwendung finden.

Die größeren Beuteltiere richtet man im wesentlichen überall auf die gleiche Weise zu, ehe man sie gar macht. Zuerst entfernt man das Haar, indem man das Tier auf einige Minuten in ein lichterloh brennendes Feuer legt oder hält und es dann mit einem Bumerang, einem Quarzsplinter oder Sand abreibt. Ist das Tier auf diese Weise notdürftig von seinem Haarkleide befreit worden, so öffnet man die Bauchhöhle durch einen Längsschnitt und entfernt das gesamte Eingeweide (Norden) oder einen Teil desselben (Binnenland). Den Schnitt bringt man meistens in der einen Seite, unweit des Oberschenkels an, und macht ihn so lang, daß die Hand bequem in die Bauchhöhle gelangen kann. Handelt es sich um ein weibliches Tier, so pflegen die Bewohner des Innern die Bauchdecke innerhalb des Beutels zu spalten. Wird das Wild fern vom Lagerplatze erlegt, so findet insofern eine Abweichung von dem eben geschilderten Verfahren statt, als ein Teil des Eingeweides sofort herausgenommen wird, um die Beute leichter zu machen.

Die Zubereitung der Känguruh und der Wallaby geschieht auf dreierlei Weise. Die nördlichen Stämme bedienen sich eines Verfahrens, das eine große Ähnlichkeit mit der Kocherei der Polynesier hat. Sie machen zunächst eine längliche Grube von etwa 40 cm Tiefe. In ihr häufen sie zerzupften Bast und dörren Reisig an, und nachdem sie auf ihre beiden längsten Ränder je einen langen Knüppel gelegt haben, bedecken sie sie der Quere nach mit einer Lage dicker Stöcke. Während nun eine Person den Reisig- und Basthaufen mit Hülfe des Fächers in Brand setzt, wirft eine andere eine Menge faustgroßer Steine auf die aus den Stöcken hergestellte Brücke. Sobald das Holz von den Flammen verzehrt ist, entfernen sie die Steine aus der Glut und füllen mit einem Teile derselben die Leibeshöhle des Tieres an, das inzwischen ausgeweidet worden ist. Den letzten Stein zwängen sie zuweilen durch den After in das Tier. Um zu vermeiden, daß das Fleisch durch Asche oder Sand verunreinigt werde, schließen sie den Einschnitt vermittels eines spitzen Stöckchens. Jetzt legen sie das Tier, dessen Beine und Schwanz mit Bast zusammen geschnürt worden sind, in die Grube auf die Aschenglut und bedecken es mit dem Reste der erhitzten Steine.

Das Entweichen der Hitze und der Dämpfe suchen sie dadurch nach Möglichkeit zu verhindern, daß sie die Steine sorgfältig mit Rinde vom „paperbark tree“ (*Melaleuca leucadendron*) bedecken und schließlich Erde auf das Ganze häufen.

Die Tjauen am Catherine River und vielleicht auch andere Stämme pflegen zwischen der Stein- und der Bastdecke eine Lage angefeuchteter Blätter anzubringen und auf die glühende Asche einige Hände voll nassen Grasses zu werfen, bevor sie das Tier in die Grube legen. Der Zweck dieses Verfahrens ist jedenfalls, eine reichliche Menge Dampf zu erzeugen.

Die Binnenlandstämme gehen bei der Zubereitung der Tiere im allgemeinen weniger sorgfältig zu Werke. Wollen sie ein Känguruh oder ein Wallabay durch Dunsthitze mürbe machen, so zünden sie in einer seichten Grube ein großes Feuer an und verscharren das Tier einfach in die Aschenglut, ohne besondere Vorsichtsmaßregel gegen das zu schnelle Entweichen der Hitze zu treffen; höchstens häufen sie den erwärmten Sand auf die Asche. Die Hinterfüße trennen sie vorher ab, auch verschließen sie die Einschnittsöffnung mit einem Stöckchen.

An der Südküste wird das zerlegte oder unzerlegte Tier offen auf glühenden Kohlen gebraten oder auf ähnliche Weise in Gruben gargemacht, wie an der Nordküste. Nach der Angabe eines Narryngeri vom westlichen Ufer des Lake Alexandrina verfahren seine Stammesgenossen im letzteren Falle folgendermaßen: Zunächst zünden sie ein großes Feuer in einer länglich seichten Grube an. Ist dasselbe niedergebrannt, so bedecken sie die Aschenglut mit vorher erhitzten faustgroßen Steinen und bestreuen diese dann mit angefeuchtetem Grase. Jetzt legen sie das ausgeweidete Tier auf die so geschaffene Unterlage und decken es mit feuchtem Grase, sowie erhitzten Steinen zu und häufen schließlich Erde auf das Ganze.

Es darf uns nicht wundernehmen, daß die Bewohner der Südküste in der Kochkunst ein wenig weiter vorgeschritten sind als die Binnenlandstämme. Da sie viele der größeren Beuteltiere in früheren Jahren vor der Zubereitung abhäuteten, um die Haut zu Mänteln usw. zu verarbeiten, so konnten sie das Fleisch, wenn sie es dünsten und nicht auf offener Kohlenglut braten wollten, nicht einfach in glühende Asche verscharren, sondern mußten ein Verfahren ersinnen, durch das es vor allzu starker Verunreinigung durch Sand geschützt wurde.

Das gesamte Eingeweide oder der größte Teil desselben wird nach der Herausnahme auf den glühenden Kohlen schwach gebraten und sofort von den Köchen verschlungen. Den Darm reinigt man ganz oberflächlich, indem man ihn nur mit den Fingern von seinem Inhalte befreit. Im Norden steckt man den Magen entweder unter den letzten Stein, der durch den Einschnitt in den Tierkörper geschoben worden ist, oder man füllt ihn mit dem Blute, das sich in die Leibeshöhle ergossen hat, und bratet ihn dann.

Die nördlichen Stämme bereiten also eine Art Blutwurst. Übrigens verwendeten die Urbewohner Victorias das Blut auf die gleiche Weise. Brough Smith sagt in seinem Werke „The Aborigines of Victoria“, Bd. I, pag. 187: „Sometimes the body of a large Kangaroo is cut up, and separate portions of it are broiled. The blood is collected in one of the intestines, and a sort of black pudding is made.“ In den Gesängen Homers ist von einem ähnlichen Gerichte die Rede, das für den Vorläufer unserer heutigen Wurst gilt. Es bestand aus einem mit Blut und Fett gefüllten Gaismagen, der auf glühenden Kohlen gebraten worden war.

Den Dingo bereiten alle Eingeborenen auf die gleiche Weise zu wie die größeren Beuteltiere.

Die kleinen Säugetiere befreit man zunächst von ihrem Haarkleide und zerrt hierauf den Verdauungskanal mit dem gekrümmten Zeigefinger durch einen

kurzen Einriß in der Mitte des Bauches nach außen. Die Zubereitung findet meistens in der Asche des Lagerfeuers statt. Im Innern sah ich wiederholt, daß man die Hinterbeine der Fuchskusu („Opossum“) usw. vor dem Einbetten in heiße Asche im Kniegelenke luxierte und die Unterschenkelknochen neben dem Femur in die Höhe schob. Jedenfalls wollte man hierdurch bei Mangel einer reichlichen Menge Asche vermeiden, daß die Beine zum Teil unbedeckt blieben oder in ungenügender Weise der Einwirkung der Hitze ausgesetzt würden.

Alle übrigen Tiere werden in heißer Asche und zuweilen auch auf glühenden Kohlen gar gemacht. Die Zurichtung ist natürlich nicht immer die gleiche, da sie zum großen Teil von der äußeren Beschaffenheit des Tieres abhängig ist.

Im Binnenlande richtet man das Emu auf die Weise zu, daß man das Gefieder durch Rupfen und Absengen entfernt und dann nach Herausnahme des Verdauungskanales den Einschnitt mit einer Handvoll Federn schließt und die Füße abbricht. Gegen die glühenden Kohlenstückchen sucht man die verhältnismäßig dünne Haut durch eine Unterlage und eine Decke aus den Federn zu schützen.

Auf ähnliche Weise verfährt man mit den anderen Vögeln, die Füße jedoch werden in der Regel nicht abgebrochen; auch habe ich nie gesehen, daß man den vom Gefieder entblößten Körper mit einer Schutzhülle gegen eine zu starke Einwirkung der Hitze umgab.

Auch die Reptilien und die Amphibien weidet man nicht vollständig aus. Im übrigen entfernt man vor der Zubereitung höchstens die mit Schuppen bedeckte Epidermis der Eidechsen und Schlangen.

Die Eidechsen setzt man auf kurze Zeit dem Feuer aus, um ihre Epidermis bequem abreiben zu können. Im Norden nimmt man den Magen und den Darm derselben durch einen kurzen Querschnitt in der Unterseite des Halses heraus. Im Innern dagegen öffnet man die Bauchdecke zu diesem Zwecke, oder man zerzt nur den Darm durch den After aus dem Tiere; außerdem bricht man dort die Beine der größeren Arten („iguanas“).

Die Schlangen sengt man ebenfalls etwas an. Die nördlichen Stämme machen auch in diesem Falle den Einschnitt unweit des Kopfes und spalten die Haut der Länge nach. In die Aschenglut bettet man diese Reptilien so, daß sie eine Spirale bilden. Den Kopf der giftigen Arten schneidet man ab.

Die kleineren Fische brätet man manchmal unausgeweidet auf glühenden Kohlen.

Die meisten Fleischspeisen werden in einem halbgaren Zustande genossen. Dies ist wohl mehr in der unvollkommenen Zubereitungsweise, als in einer Geschmackseigentümlichkeit des Australiers begründet. Das größere Wild läßt man solange in der Asche liegen, bis diese beinahe erkaltet ist, also höchstens einige Stunden. Das Fleisch ist dann noch ganz blutig. Nach der Zerlegung des Tieres pflegt man die einzelnen Stücke allerdings etwas auf glühenden Kohlen zu rösten; das Innere derselben wird aber dadurch wenig verändert.

Die Zubereitung der kleineren Säugetiere und der übrigen Vertebraten geschieht mehr nach unserm Geschmack. Die „iguanas“ und Schlangen sind beinahe völlig gar, wenn sie, dem Herkommen gemäß, nach etwa zwanzig Minuten aus der Asche genommen werden.

Die niederen Tiere verwendet man, wie schon erwähnt, ohne weiteres zum Garmachen.

Die Witchetties läßt man nur so lange in der Asche liegen, bis sie ein wenig knusperig geworden sind; auch die Mollusken usw. setzt man nicht lange der Hitze aus.

Viele der Sämereien sind in dem Zustande ungenießbar, in welchem sie geerntet werden. Aus diesem Grunde müssen sie einer mehr oder minder umständlichen Behandlung unterworfen werden, durch die sie erst die erforderliche Beschaffenheit eines Nahrungsmittels erhalten.

Der Akaziensame wird zuerst in glühender Asche geröstet, dann von den Beimengungen gereinigt und schließlich zerstoßen und zerrieben. Ich bespreche diese Behandlungsweisen möglichst eingehend, da sie bei den meisten anderen Sämereien Anwendung finden.

Die Röstung geschieht in der Asche des Lagerfeuers und hat den Zweck, den Samen etwas spröde zu machen und ihm die Herbheit zu nehmen. Die Reinigung läßt sich in diesem Falle leicht bewerkstelligen, da die Beimengungen nur in Asche und Sand bestehen, und die Samenkörner verhältnismäßig groß sind. Man verfährt dabei auf folgende Weise: Zunächst bringt man eine kleine Menge des verunreinigten Samens in die flache Holzmulde und setzt diese in eine schaukelnde Bewegung, wodurch die Aschenteile an die Oberfläche gelangen, und der Sand sich am Boden ansammelt. Durch geringes Neigen des einen Endes der Schwinge und geschicktes Schütteln schleudert man dann die Asche über den Rand. Den Rest der feinsten und leichtesten Teile läßt man nicht selten durch den Wind hinwegblasen, indem man oftmals eine Handvoll des Gemenges aus geringer Höhe zurück in die Schwinge fallen läßt. Ein weiteres Wannen wird meistens nicht für erforderlich gehalten, da der Same jetzt ohne Schwierigkeit mit den Händen von den fremden Stoffen getrennt werden kann. Durch das Rösten hat der Same wesentlich an Härte verloren, er würde aber immerhin große Anforderungen an die Kaumusculatur stellen, wenn man ihn ohne weiteres zur Nahrung verwendete. Es ist daher überall Sitte, ihn zu zerkleinern, und zwar zerstoßt man ihn zuerst zu einem groben Pulver und zerreibt dieses dann fein mit einem faustgroßen Creekgeschiebe. Beim Zerreiben feuchtet man das Mehl von Zeit zu Zeit an. Der sich bildende Brei wird in der Regel sogleich verzehrt, indem man ihn mit dem gekrümmten Zeigefinger in den Mund befördert. Soll er nicht zur Stillung des eigenen Hungers dienen, so läßt man ihn gewöhnlich in ein Holzgefäß rinnen, das man unter die Mahlsteinplatte geschoben hat. — In der Krichauff Range sah ich, wie eine Lubra das grobe Pulver durch Fächeln mit einem Kusufelle von den Samenschalen säuberte.

Der Akaziensame dient im Binnenlande und an der Südküste auch im unreifen Zustande als Nahrungsmittel. Man röstet die ganze Frucht ein wenig in heißer Asche, enthülst den Samen, der durch die Hitze seine große Herbheit verloren hat, und ißt ihn ohne jede weitere Zubereitung. Genösse man den Samen völlig roh, so würde man seine Gesundheit aufs Spiel setzen. Auf der Missionsstation Hermannsburg hatte ich einen vierzehn Monate alten englischen Knaben in Behandlung, bei dem nach dem Genusse des rohen unreifen Samens ein Magen-Darmkatarrh und eine Entzündung der Mundschleimhaut aufgetreten waren.

Den Samen von *Eucalyptus microtheca*, *Claytonia*, Gräsern usw. reinigt man, wenn erforderlich, durch Wannen, zerreibt ihn unter Zusatz von Wasser auf dem Mahlsteine und stellt entweder einen Brei oder einen Teig aus ihm her. Diesen backt man alsdann in heißer Asche, während man jenen ohne weitere Zubereitung genießt.

Die Samenkern der *Cycas media* sind, wie der unreife Same der Akazien, in ihrer natürlichen Beschaffenheit völlig ungenießbar. Erst dann können sie ohne Nachteil für die Gesundheit gegessen werden, wenn sie längere Zeit in Wasser gelegen haben.

Den Samenkern des Schraubenbaumes (*Pandanus*) genießt man roh, aber erst längere Zeit nach der Fruchtreife.

Aus den Früchten von *Marsilea quadrifolia* bereitet man unter erheblicher Mühe eine Speise. Man verfährt dabei auf ähnliche Weise, wie bei der Zubereitung des reifen Akaziensamens; anstatt eines Breies stellt man aber aus der gewonnenen pulverförmigen Masse einen Teig her, den man in heißer Asche bäckt. Die Arbeit beginnt man mit dem Rösten. Dann reinigt man die Früchte mit Hilfe der Schwinge von der beigemengten Asche und zerstört dieselben zu

einem groben Pulver. Bevor man den Teig anrührt, säubert man das Pulver durch Wannen von den größeren Sporokarpienstückchen. Das Gebäck, eine Art Damper, hat die Form eines Laibes, ist aber so klein, daß es beinahe mit einer Hand bedeckt werden kann. Im Aussehen ähnelt es einem groben Roggenbrote. Sein Nährwert ist deshalb sehr gering, weil es nur zur Hälfte aus den weißlichen Sporen besteht; die übrigen Bestandteile, die von den Hüllen stammen, sind so gut wie wertlos.

Fast alle Früchte mit fleischigen Hüllen ißt man ohne jede Zubereitung. Gewöhnlich bringt man sie nicht einmal zum Lagerplatze, sondern verzehrt sie gleich beim Pflücken. Zu den Ausnahmen gehören die Früchte des *Pandanus*; den unteren, weichen Teil ihrer Hüllen, sowie den apfelgroßen Fruchträger pflegt man vor dem Genusse etwas zu rösten.

Die unterirdischen Pflanzenteile, die in Wurzeln, Rhizomen und Knollen bestehen, bettet man, mit wenigen Ausnahmen, bevor man sie genießt, in heiße Asche, um sie spröde zu machen, ihnen einen besseren Geschmack zu verleihen oder ihre Schärfe zu beseitigen.

Die Knollen von *Amorphophallus* machen die Stämme des Nordens auf ähnliche Weise mürbe wie das größere Wild. Zu dem Zwecke scharren sie eine runde Vertiefung in den Boden und legen sie mit Steinen aus. Auf diesem Pflaster zünden sie dann ein großes Feuer an, und sobald dasselbe niedergebrannt ist, und die Steine glühend geworden sind, entfernen sie die Asche und füllen die Grube mit den Knollen. Damit die Einwirkung der Hitze von längerer Dauer ist, bedecken sie das Ganze mit Erde, nachdem sie die Knollen zum Schutze gegen Verunreinigung mit Blättern belegt haben. Übrigens sah ich in der Gegend von Rum Jungle auch, daß man die Knollen im Verein mit kleineren Knollen offen auf Steinen dem Feuer aussetzte.

Die harten knollenförmigen Gebilde von *Typha angustifolia*, *Nymphaea gigantea*, *Nelumbium speciosum* usw. werden nach der Herausnahme aus der Asche wie die Sämereien zerkleinert und als Brei genossen.

Die Knollen des *Cyperus rotundus* und der *Vigna lanceolata* werden roh, gedämpft oder geröstet gegessen.

Die Blattknospen, jungen Sprossen, Blätter, saftigen Stengel usw., die zu den Nahrungsmitteln gehören, bleiben oft ohne jede Zubereitung. Wer sie nicht mag, wie die Natur sie darbietet, verändert sie ein wenig durch Hitze. So z. B. sah ich auf Lagerplätzen des Nordens, daß einige Leute die Blattknospen der beiden *Livistonien* roh aßen, andere dieselben aber vor dem Genusse rösteten.

An der Südküste wird das Gummi wohl gewöhnlich ohne Zubereitung als Nahrungsmittel verwandt. Im Norden, am Catherine River, sagte mir eine Lubra, die einige Hände voll eines hellen Gummis gesammelt hatte, daß sie dasselbe rösten, und dann, in Wasser gelöst, verzehren wolle.

Der Eingeborene hält seine Mahlzeiten nicht zu bestimmten Zeiten des Tages. Er ißt, wenn er Hunger hat und — über etwas Eßbares verfügt. Selbst mitten in der Nacht ist seine Eßlust oft ebenso rege wie am Tage. Morgens muß er sich in der Regel mit leerem Magen auf die Suche nach Nahrungsmitteln begeben. Um die Mitte des Tages pflegt er von seinem Ausfluge heimzukommen. War das Jagdglück den Männern in reichem Maße hold, so herrscht eine frohe Stimmung auf dem Lagerplatze, und mit regem Eifer werden die nötigen Vorbereitungen zum Garmachen der Beute getroffen. Ist das Wild zubereitet, so zerlegt man es sofort mit einem Steinsplitter oder dgl. Bei der Verteilung des Fleisches bleibt keiner unberücksichtigt, auch der nicht, welcher mit leeren Händen zurückgekommen ist. Den Löwenanteil beanspruchen natürlich die Ältesten des Stammes. Übrig bleibt selten etwas, da der Eingeborene infolge seiner oft ungenügenden Ernährung stets einen bewunderungswürdigen

Appetit besitzt. Hatten die Männer auf der Jagd keinen Erfolg, so muß sich die Horde mit dem begnügen, was die Weiber eingesammelt haben. In diesem Falle denkt man gewöhnlich nicht an eine Teilung der Nahrungsmittel. Solche Hungertage sind besonders den Weibern verhaßt, da sie an denselben mit Arbeit überbürdet sind und oft schwer unter der schlechten Laune des Ehemannes zu leiden haben.

Beim Essen tut der Eingeborene sich keinen Zwang an. Seine Speisen verschlingt er mit großer Gier, wobei er nicht selten das Gesicht und die Hände in ekelregender Weise beschmutzt. Größere Fleischstücke, selbst mittelgroße Beuteltiere (Kusus, Bandicoots usw.) zerlegt er meistens nicht vor dem Genusse, sondern reißt die Bissen wie ein Raubtier mit den Zähnen ab. Daß die Speisen nicht sauber sind, ist ja bei der primitiven Zubereitungsweise selbstverständlich. Warum er es aber nicht zu vermeiden sucht, daß das Fleisch oft in hohem Grade mit Erde und Asche besudelt wird, ist schwer zu verstehen. Besonders geben die Bewohner des Innern in dieser Hinsicht wenig auf Reinlichkeit. Wären ihre Speisen nicht häufig mit Sand verunreinigt, so würden ihre Zähne nicht bis auf die Wurzeln abgenutzt sein, wenn sie das Greisenalter erreichen.

An den beiden Küsten steht dem Eingeborenen ein ausgezeichnetes Trinkwasser zu Gebote. Im Binnenland hingegen sind die Verhältnisse ganz anders. Hier finden sich die Wasseransammlungen nicht nur sehr spärlich vor, sondern viele derselben trocknen auch bei anhaltender Dürre vollständig aus. Dazu kommt noch, daß lange vor diesem Zeitpunkt das Wasser, dessen Güte von vornherein zu wünschen übrig ließ, infolge von Verdunstung so reich an anorganischen Bestandteilen wird, daß es manchmal ohne Schädigung der Gesundheit nicht getrunken werden kann.

Da die Gewässer des Innern sich nicht nur durch die Gestaltung, die Größe und die Zusammensetzung ihres Beckens, sondern auch durch die Menge oder die Art der anorganischen Stoffe unterscheiden, die in ihnen gelöst oder mechanisch suspendiert sind, so will ich im folgenden etwas näher auf die Wasseransammlungen eingehen, denen der Eingeborene sein Trinkwasser entnimmt.

Die meisten Seen kommen wegen ihres hohen Salzgehaltes hier nicht in Betracht. Nur einige der kleineren, die von Creeks gespeist werden, wie Lake Kilalpanina, L. Kopperamana usw., enthalten in der ersten Zeit nach der Flut süßes Wasser. Nach und nach wird dasselbe aber recht salzig. Die Eingeborenen graben dann an einer sandigen Stelle des bloßgelegten Bettes eine kleine Grube. Das Wasser, welches sich am Grunde derselben sammelt, eignet sich in der Regel weit besser zum Trinken, als das Oberflächenwasser (surfacewater) des Sees.

Solange die Creeks fließen, ist ihr Wasser durch Detritus stark getrübt, später jedoch, wenn im Bette nur noch größere waterholes vorhanden sind, klärt sich dasselbe meistens und hat dann einen angenehmen Geschmack. Dieser Zustand ist aber nicht von langer Dauer. Die meisten Becken trocknen bald aus, und das Wasser der übrigbleibenden verliert rasch an Güte, doch bleibt es gewöhnlich bis zuletzt trinkbar, obwohl es im Laufe der Zeit durch Pflanzenstoffe und tierische Exkremente verunreinigt wird. Will es dem Eingeborenen nicht mehr munden, so filtert er sich seinen Bedarf an Trinkwasser, indem er einige Fuß von dem Becken entfernt eine kleine Grube (soakage) in den Sand gräbt, die sich alsbald mit einem klaren Wasser füllt. Zuweilen kommt es aber in den waterholes zu einer hochgradigen Anreicherung von Salzen. So z. B. wird das Wasser mancher waterholes des Finke River schließlich so salzig wie Meerwasser. Von größerem Werte als die waterholes sind die rockholes. Ihr Inhalt ist oft kristallklar. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich aus Wasserbecken dieser Art trinken mußte, deren Grund mit Kängeruh- und Dingokot, Knochen, Holzkohlen usw. bedeckt war.

Das Wasser der claypans, runder, seichter Ansammlungen von Rieselwasser auf lehmigem Boden, ist fast ausnahmslos durch suspendierte bräunliche oder rötliche Schlammteilchen in hohem Grade getrübt. Es scheint, daß der Genuß desselben nicht sehr schädlich sei, denn wochenlang mußte ich zuweilen ein derartiges Wasser trinken, das schon anfang, dickflüssig zu werden, und doch litt meine Gesundheit dadurch nicht im Geringsten.

Das beste Wasser liefern im Durchschnitt die Quellen.

Die Brunnen der Eingeborenen (native wells) befinden sich entweder im Sande oder in festem Gestein. Aller Wahrscheinlichkeit nach besitzen sie ein hohes Alter.

Die Brunnen, welche in den Sand gegraben sind, bilden trichterförmige oder ganz unregelmäßige Gruben in der Nachbarschaft von Hügeln. Ihre Tiefe ist nicht bedeutend. Sie liefern nur eine ganz geringe Menge Wasser und versiegen während anhaltender Dürren vollständig. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß Buschleute meiner Bekanntschaft Brunnen dieser Art gesehen haben wollten, die mindestens 6—8 m tief gewesen seien, und in deren Schachtwandung sich Stufen befunden hätten. — Wie ist nun die Entdeckung dieses unterirdischen Wassers zustande gekommen, für dessen Vorhandensein es jedenfalls keine Anzeichen gegeben hat? Wir müssen notgedrungen annehmen, daß der Eingeborene sie Tieren verdanke, oder daß er sie zufällig beim Ausgraben von Wurzeln, bei der Beerdigung von Toten usw. gemacht habe. Das erstere ist wohl das Wahrscheinlichste: graben doch die Dingo, die Känguruh und die Wallaby Gruben in den Sand der Creeks, um Wasser zu erhalten.

Was die im Gestein befindlichen Brunnen betrifft, so vermag ich nicht zu sagen, ob sie bedeutende Unterschiede aufweisen. Die paar Brunnen, welche mir zu Gesicht gekommen sind, weichen nicht wesentlich voneinander ab. Das Folgende bezieht sich nur auf diese.

Die Tiefe dieser Brunnen ist gering, aber ein wenig beträchtlicher als die der eben besprochenen. Der Schacht besitzt eine unregelmäßige Wandung, die nicht das Aussehen hat, daß sie das Werk von Menschenhand sei. Er befindet sich seiner ganzen Erstreckung nach in dem kavernoösen Kalk, welcher in unbedeutender Mächtigkeit auffallend häufig im Binnenlande vorkommt und bei den Buschleuten für eine „indication of water“ gilt. Da dieser Kalk seine Entstehung in vielen Fällen dem von den Bodenerhebungen rinnenden und sickern den Regenwasser zu verdanken hat, so darf es nicht wundernehmen, daß er an manchen Orten in geringer Tiefe Wasser führt. In Anbetracht der Härte des Gesteines ist es wohl ausgeschlossen, daß die Brunnen das Werk von Eingeborenen seien. Dem Anschein nach stellen sie natürliche Vertiefungen dar, die bis zum Wasser hinabreichen. Ich will hiermit jedoch nicht in Abrede stellen, daß der eine oder der andere Schacht weiter gemacht worden sei, um einen bequemeren Zugang zu gestatten. Vielleicht gaben auch in diesem Falle Tiere die Veranlassung zur Auffindung des Wassers, indem sie den Schutt aus den gangförmigen Vertiefungen entfernten. Eine größere Tierart — nach der Aussage von Buschleuten *Peragale lagotis* — legt nämlich mit Vorliebe seinen Bau in diesem Kalke an.

Steht kein Oberflächenwasser zur Verfügung, oder ist dieses zum Genuß untauglich, so sucht der Eingeborene Wasser durch Graben im Sande der Creeks zu erhalten. Seine Bemühungen sind jedoch höchstens dort erfolgreich, wo der lose Sand eine mehr oder minder undurchlässige Unterlage hat; in der Mehrzahl der Fälle besteht diese aus einer Tonschicht. Solche Stellen sind von alters her bekannt. Ist ein ausgiebiger Regen gefallen, oder hat der Creek kurz zuvor geflossen, so findet man Wasser mit ziemlicher Sicherheit an zahlreichen Stellen des Bettes und meistens in ganz geringer Tiefe. Auch auf dem Grunde eines früheren waterholes pflegt man nicht vergeblich zu graben, solange der Sand noch feucht ist. Einige Creeks machen in der Hinsicht eine Ausnahme, als man

jahraus jahrein Wasser an den tiefsten Stellen ihres Bettes durch Anlegung von soakages erhalten kann. Zu ihnen gehört der Finke River, der beständig Zufluß von Quellen bekommt. Die soakages haben eine geringe Tiefe (bis zu 1,5 m) und sind in der Regel trichterförmig, da keinerlei Vorrichtungen zur Befestigung der Wände getroffen werden. Man stellt sie einfach mit den Händen her oder benutzt zum Graben einen Grabstock, eine muldenförmige Schaufel, ein Stück Rinde oder dgl. Enthält der Sand durch Fäulnis und Eisen geschwärzte Gummibaumblätter, was häufig der Fall ist, so besitzt das Wasser eine dunkle Färbung und schmeckt so schlecht, daß es ein Buschmann nur mit Widerwillen trinkt. Aber auch dann hat dasselbe einen unangenehmen Beigeschmack, wenn es nicht durch Pflanzenteile verunreinigt ist, die in Zersetzung begriffen sind. Ohne Zweifel rührt derselbe von Eisen her. Daß das unterirdische Creekwasser Eisenoxydulkarbonat in Lösung enthält, zeigen die buntschillernden Häutchen an, die sich auf seiner Oberfläche bilden, wenn es zu Tage tritt. Außerdem ist das Geschiebe oft durch Eisenoxydhydrat und Sand zu einem festen Konglomerate zusammen gekittet. Zuweilen ist das Wasser so reich an gelöstem Eisen, daß es bei der Teebereitung schwarz gefärbt wird und einen widerwärtigen Geschmack annimmt. Es bildet sich dann im wahren Sinne des Wortes Tinte, indem die Gerbsäure der Teeblätter mit dem Eisen eine chemische Verbindung eingeht. Ferner ist es ein großer Übelstand, daß Tiere das Wasser häufig verunreinigen. Die Dingo z. B. suchen dasselbe nicht nur auf, um ihren Durst zu löschen, sondern auch um ein Bad zu nehmen. Ich habe sie in der Nacht oft stundenlang in den soakages plätschern hören, an denen ich mein Lager aufgeschlagen hatte, und eines Morgens mußte ich gar einen lebenden jungen Dingo aus einer tiefen, steilwandigen soakage entfernen.

Der Eingeborene entnimmt das Wasser für seinen Bedarf am häufigsten den waterholes und den soakages. Die rockholes liefern, wie schon gesagt, ein weit besseres Wasser, da sie aber nur dort entstehen, wo Felsen zu Tage tritt oder von den Wasserfluten bloßgelegt werden kann, so ist ihr Vorkommen in der Regel auf die felsigen Bodenerhebungen beschränkt. Noch seltener als die rockholes sind die Quellen. Die claypans haben insofern eine hervorragende Bedeutung, als sie sich leicht bei Regenwetter in so großer Zahl bilden, daß der Eingeborene an vielen Stellen seines Gebietes für längere Zeit sein Lager aufschlagen kann; was natürlich von großem Werte für ihn ist, da er dann eine gute Gelegenheit hat, in Muße überall der Jagd und dem Einsammeln von kleinen Tieren und pflanzlichen Nahrungsmitteln obzuliegen. Leider trocknen diese Becken so rasch aus, daß nach einer mehrmonatigen Dürre nur noch ein kleiner Rest derselben Wasser enthält, das gewöhnlich recht schlammig ist. Die Süßwasserseen sind wegen ihrer Seltenheit von ganz geringer Wichtigkeit. Die Brunnen kommen ein wenig häufiger vor als diese Seen. Ihre Ergiebigkeit läßt aber, wie gesagt, viel zu wünschen übrig; außerdem sind sie häufig durch Tierleichen usw. verunreinigt. Befinden sie sich jedoch, wie es merkwürdigerweise nicht selten der Fall ist, in einer unwirtlichen Gegend, wo keine anderen Wasserreservoirs vorhanden sind, so haben sie insofern eine hohe Bedeutung, als sie es dem Eingeborenen ermöglichen, das betreffende Gelände nach Nahrungsmitteln abzusuchen.

Bekanntlich nennt jeder Stamm ein ganz bestimmtes Gebiet sein eigen, dessen Grenzen er aus Furcht vor den Nachbarn nicht zu überschreiten wagt. Es liegt auf der Hand, daß der Eingeborene selten genötigt ist, nach Wasser zu suchen, wie etwa ein reisender Buschmann, da er über die Lage und den Zustand sämtlicher Wasseransammlungen seiner Heimat auf das genaueste unterrichtet ist. Nach der Meinung vieler Weißen des Binnenlandes besitze er eine besondere Befähigung im Auffinden von Wasser. Ich kann diesen Leuten nicht völlig beipflichten; so viel steht jedoch fest, daß der Eingeborene in dieser Hinsicht

manchem alten Buschmanne überlegen ist, der den größten Teil seines Lebens im Innern auf der Wanderschaft verbracht hat. Als ausgezeichnetem Naturbeobachter dienen ihm außer der Oberflächengestaltung des Bodens Tiere und Pflanzen als Fingerzeige beim Wassersuchen. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes in der Kolonie habe ich einige Übung im Auffinden von waterholes usw. bekommen. Im folgenden will ich dem Leser mitteilen, an welchen Stellen man vor allen Dingen nach Wasser sucht, und worauf man dabei sein Augenmerk zu richten pflegt.

Auf das Vorhandensein eines waterhole kann man oft schon aus weiter Ferne schließen. Wird der Creek, kenntlich an den hohen Gummibäumen, durch eine steile Felswand im Bogen aus seiner Richtung gelenkt, und zeichnet sich diese Krümmung durch einen dichten Bestand von Bäumen mit frischgrünem Laubwerk aus, so ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich groß, daß man dort Wasser oder doch mindestens ein ausgetrocknetes waterhole antreffe. Auch an allen anderen Krümmungen pflegt man nicht achtlos vorüberzugehen, selbst wenn sie sich mitten in einer Ebene befinden. An den Stellen, wo ein größerer Creek seinen Lauf durch ein enges Felsentor nimmt, erwartet man dann stets Wasser zu finden, wenn die Trockenheit nicht lange gedauert hat, aber auch während anhaltender Dürren kann der Wanderer hier oft seinen Durst löschen, da das water- oder rockhole ziemlich tief zu sein pflegt, und die Felswände es beschatten. Auf einem Gelände mit felsigen Hügelketten durchsucht man am erfolgreichsten die Quertäler, deren Sohle stufenförmig abfällt und das Bett eines Creeks bildet: am Fuße einer der höchsten und steilsten Stufen findet man nicht selten ein kleines, kesselförmiges rockhole mit kristallklarem Inhalte.

Die soakages legt man am besten dort an, wo die Strömung besonders stark gewesen ist, also an den tiefsten Stellen des Bettes oder in einer Biegung, nahe dem nach außen gekrümmten Ufer. Stößt man beim Graben auf feuchten Sand, so ist es ratsam, die Arbeit solange fortzusetzen, bis sich Wasser in der Grube sammelt, oder bis man zu dem aus Ton oder Felsen bestehenden Untergrund gelangt.

Die claypans können überall auf Ebenen vorkommen, natürlich vorausgesetzt, daß der Boden an der betreffenden Stelle, wo das Regenwasser zusammenrinnt, mehr oder minder undurchlässig ist. Die Auffindung derselben muß meistens dem Zufall überlassen bleiben, denn die Oberflächengestaltung des Bodens bietet in diesem Falle keine Anzeichen, die die Nähe von Wasser verraten. Gar oft sah ich auf meinen Ritten im Scrub auf wüstenartiger Steppe und zwischen endlos scheinenden Dünenketten plötzlich einen dieser kleinen kreisrunden Tümpel mit seinem schlammigen, rotbraunen Inhalte vor mir liegen, wenn ich meilenweit in der Runde kein Wasser vermutet hatte. Auch die Pflanzenwelt pflegt uns hier im Sticho zu lassen: nur ausnahmsweise stehen am Rande des Beckens ein paar Bäume (z. B. *Eucalyptus microtheca*), die man in der Regel sonst nur an Creeks und Seen bemerkt.

Weder ein Eingeborener noch ein Buschmann würde auf den Gedanken kommen, in einer unbekanntem Gegend nach Quellen oder Brunnen zu suchen, da diese allzu selten angetroffen werden.

Ich habe bereits gesagt, daß der Eingeborene als guter Naturbeobachter beim Wassersuchen sein Augenmerk nicht allein auf die Beschaffenheit der Gegend, sondern auch auf das Verhalten der Tier- und Pflanzenwelt richtet. Die Dienste, welche in dieser Hinsicht die Tiere leisten — es kommen der Hauptsache nach nur Vögel in Betracht — werden leicht zu hoch angeschlagen, besonders von Leuten, die das Leben im Busch nicht aus eigener Erfahrung kennen. In den meisten Fällen, wo der Eingeborene durch dieselben auf die Nähe von Wasser aufmerksam gemacht wird, würde er dieses ohne jede Hülfe gefunden haben. Hinwiederum will ich durchaus nicht in Abrede stellen, daß die mühselige und langwierige Arbeit des Wassersuchens oft durch fleißiges Beobachten der umgebenden Tierwelt abgekürzt wird.

Welche Tiere kommen hier nun in Frage, und wodurch leisten sie die besagte Hülfe? Zuweilen mag der Eingeborene auf die Weise Wasser finden, daß er den Spuren eines Dingo oder eines größeren Beuteltieres folgt. Obwohl er ein Meister im Auffinden, Beurteilen und Verfolgen von Fährten ist, so wird er diesen Weg nicht oft wählen, da er ihm zu wenig Aussicht bietet, daß sein Verlangen nach Wasser alsbald befriedigt werde. Eine um so größere Aufmerksamkeit wendet er dagegen der Vogelwelt zu. Kommt er zu einem Creek, und dringt aus den Wipfeln der Gummibäume das heisere Schreien der Kakadu oder aus den Büschen das melodische Zwitschern der Zebrafinken (*Amadina castanotis*) an sein Ohr, so wird er vielleicht seine Schritte beschleunigen, in der Erwartung, daß die Erfüllung seines Wunsches nahe bevorstehe. Sieht er dagegen Sumpf- und Schwimmvögel aus dem Creekbette auffliegen, so ist er überzeugt, daß sich dort ein rock- oder waterhole befindet. Ferner verrät ihm gar oft ein Krähenpaar, welches aufgeschreckt, nicht nur keine Neigung zeigt, in die Ferne zu fliegen, sondern sich auffallend furchtlos benimmt, daß es an dem betreffenden Platze seinen Standort habe, den es nur dort wählt, wo es seinen Durst löschen kann. Auch die Tauben bieten gute Fingerzeige, da sie sich selten weit von ihren Trinkplätzen entfernen. Am besten eignen sich wohl der Morgen und der Abend zum Wassersuchen, weil dann viele Vögel, wie der Rotzügel- und der Rosenkakadu, der Nymphensittich, die Schopftauben usw. scharenweise zur Tränke ziehen, und der Eingeborene also unter günstigen Umständen schon aus der Richtung ihres Fluges schließen kann, wo Wasser zu finden sei. Auch auf die Bronzefügeltauben achtet er gern. Kurz vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang fliegen dieselben pfeilschnell in gerader Richtung zu ihrem Trinkplatze, und scheucht er sie um diese Zeit aus einem Baume, an oder in einem Creek auf, so hält er es für sehr wahrscheinlich, daß das Gesuchte nicht mehr weit entfernt sei. So viel ich weiß, vermag er aus dem Vorhandensein bestimmter Insekten nur selten zu schließen, daß Wasser in seiner Nähe sei. Im zentralen Teile der Kolonie tritt eine Lehmwespe — ihr Name ist mir nicht bekannt — nur dort auf, wo das Weibchen feuchte Erde für ihr Nest findet. An den Wasserlöchern des Finke River habe ich dieses Insekt häufig beobachtet. Auch Libellen sind mir stets nur in der Umgebung von Wasserstellen zu Gesicht gekommen.

Die Pflanzenwelt bietet dem Eingeborenen nur wenige Anzeichen für das Vorhandensein von Wasser. Dem was ich bereits über den Baumbestand an waterholes und claypans gesagt habe, will ich noch hinzufügen, daß die Vegetation an einigen Quellen recht üppig ist, und daß ein Kranz aus Binsen, Rohrkolben oder Rohrschilf viele der natürlichen Wasserbecken umrahmt, die sich in einem Creek befinden, welcher im Sande seines Bettes fließendes Wasser enthält, wie z. B. der Finke River.

Kann sich der Eingeborene kein Wasser verschaffen, so löscht er seinen Durst mit dem Saft von Pflanzen, wenn es die Verhältnisse erlauben. Zuweilen soll er wochenlang keine andere Flüssigkeit genießen als diese. In manchen gesegneten Erdstrichen würde der Mensch bald verdursten, wenn er bei gänzlichem Mangel an Wasser versuchte, auf die gleiche Weise sein Leben zu fristen, wie unser Australier, da die Beschaffung von Pflanzensäften mit zu großen Mühen verknüpft wäre. In dem unwirtlichen Binnenlande unserer Kolonie hat die Natur aber Bäume, Sträucher und Kräuter hervorgebracht, die bei Regenwetter eine bedeutende Menge von Flüssigkeit in ihren ober- oder unterirdischen Gebilden aufspeichern. Ein großer Teil dieser Flüssigkeit kann ohne Schwierigkeit in kurzer Zeit gewonnen werden, so daß der Mensch nie Gefahr läuft, zu verdursten, solange ihm die saftreichen Pflanzen zur Verfügung stehen.

In Australien gibt es ziemlich viele Pflanzen, deren Saft in Ermangelung von Wasser getrunken wird, wie aus der Literatur über die Eingeborenen ersichtlich ist. Auch die Flora des Binnenlandes unserer Kolonie weist eine kleine

Zahl solcher saftreichen Arten auf, unter denen mehrere Eucalypten, der needle bush (*Hakea leucoptera*), die desertoak (*Casuarina Decaisneana*), der Currajon (*Brachychiton Gregorii*) und die Parakylia (*Claytonia spec.*) die bemerkenswertesten sind. Von den Bäumen und Sträuchern dieser Pflanze benutzt der Eingeborene nur die Wurzeln für den in Rede stehenden Zweck, da dieselben allein eine größere Menge Flüssigkeit in sich aufspeichern. Bei der Gewinnung des Getränkes verfährt er auf die Weise, daß er Wurzelstücke von der Dicke zweier oder dreier Finger aufrecht in eine Mulde stellt; der größte Teil des Saftes sickert dann in kurzer Zeit aus denselben. Der Bewohner des Lake Eyre-Gebietes pflegt in den Zweigen des needle bush, der ihm einen Trank liefern soll, ein Feuer anzuzünden, bevor er das Ausgraben der Wurzeln beginnt. Was er hierdurch bezweckt, ist mir nicht ganz klar. Vielleicht soll die Hitze einen Teil des Saftes, der sich im Holze der Zweige befindet, in das Wurzelwerk treiben. Unter den zuvor genannten Pflanzen ist die Parakylia die einzige, deren oberirdische Teile Verwendung finden. Die Gewinnung des Saftes wird auch in diesem Falle auf eine höchst einfache Weise bewerkstelligt, nämlich durch Auspressen oder Aussaugen der Blätter und Stengel. Dieser Saft ist recht schleimig und hat keinen angenehmen Geschmack. Er scheint übrigens einen schlechten Ersatz für das Wasser zu bieten. Als ich mich mit einem Buschmanne und mehreren Eingeborenen in der Gegend von Anne's Reservoir aufhielt, schossen wir eine fette verwilderte Färse, deren Fleisch auffallend trocken war und einen faden Geschmack hatte. Diese eigentümliche Beschaffenheit erhält das Fleisch dann, wenn die Rinder fast ausschließlich von der Parakylia leben, und infolgedessen wochenlang gar nicht oder nur selten zur Tränke gehen.

Merkwürdige Weise liefert auch ein Tier dem Eingeborenen eine Flüssigkeit zur Stillung seines Durstes. Im Innern kommt ein 6—7 cm langer Frosch¹⁾ (*Chiroleptes platycephalus*) vor, der kurz vor dem Austrocknen des Wasserbeckens, in dem er sich aufhält, eine so große Menge Wasser in sich aufspeichert, daß er zu der Größe eines Apfels aufschwillt, dann sich eingräbt und in einen tiefen Schlaf verfällt, aus dem er erst erwacht, wenn infolge starker Regenfälle die Lebensbedingungen für ihn wieder günstiger geworden sind. Wie mir gesagt wurde, wisse der Eingeborene das Versteck dieses Frosches mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit aufzufinden.

Im Innern, wo die Luft heiß und sehr trocken ist, bedarf nicht nur der Weiße, sondern auch der Eingeborene täglich eines bedeutenden Quantums Flüssigkeit. Eine wandernde Horde ist deshalb auf allen größeren Marschen darauf bedacht, daß ihr das Wasser, welches von Weibern in Holztrögen mitgeschleppt wird, nicht ausgehe.

Aus dem Obigen erhellt zur Genüge, daß der Binnenlandbewohner während anhaltender Dürren schwer unter der Wassernot zu leiden hat. Auf meiner zweiten Überlandreise hörte ich auf der Station an Barrow's Creek, wenige Monate zuvor habe es auf einem 100 000 □ Kil. Gebiete zwischen den Mac Donnell Ranges und Tennant's Creek außer den Brunnen der Weißen nur gegen ein halbes Dutzend Plätze gegeben, wo der Eingeborene seinen Durst hätte löschen können. Auch die waterholes des Frew River und das prächtige „permanent“ rockhole zu Elkidra seien ausgetrocknet gewesen. In diesen Zeiten der Not gehen die kranken und altersschwachen Leute nicht selten zu Grunde. So z. B. soll eine Horde, die vor mehr als dreißig Jahren die Umgebung des Lake Kilalpanina bewohnte, bei Nacht unter Zurücklassung aller Schwächlinge zum Lake Hope oder Lake Gregory gewandert sein, als das Wasser im See infolge einer lange andauernden Dürre völlig ungenießbar geworden war.

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia. Part. II — Zoologie.

Kapitel XIV.

Die Genußmittel.

Von alters her dienen vielen Stämmen des Binnenlandes der Tabak (*Nicotiana suaveolens*) und die *Duboisia* (*D. Hoopwoodi*) als Genußmittel. Die Bewohner der Südküste scheinen früher keine narkotisch wirkenden Stoffe gekannt zu haben. Die der Nordküste sollen, wie ich auf der Missionsstation St. Catharina am Daly River hörte, die Blätter der oben genannten *Amorphophallus*-art rauchen, um sich in einen rauschartigen Zustand zu versetzen. Seit der Einwanderung der weißen und der gelben Rasse haben auch geistige Getränke, der englische und amerikanische Rauchtobak und das Opium Verbreitung gefunden.

Was die in der Kolonie heimische Tabakpflanze betrifft, so erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet, soweit ich es festzustellen vermocht habe, vom 21. bis zum 28. Breitengrade. Handelt es sich nur um eine Art, wie angenommen wird, so muß der Standort von weitgehendem Einfluß auf die Gestalt der Pflanze sein. Die Exemplare, welche auf feuchtem Boden wachsen, erreichen nicht selten eine Höhe von 1—1,5 m und haben große, sehr saftreiche, länglich ovale Blätter. Die trichterförmige Blumenkrone besitzt eine Länge von 2—2,5 cm und ist etwa doppelt so lang als der Kelch. Die auf Hügeln und trockenen, sandigen Ebenen befindlichen Exemplare sind viel kleiner, ihre Blüte dagegen ist bedeutend größer: die Länge der Blumenkrone beträgt 6,5—7 cm und die des Kelches 1,5—2 cm.

Die *Duboisia*, das *Pitcherie*¹⁾ der weißen Ansiedler kommt stellenweise in dem Landstriche vor, der zwischen dem Wendekreise und dem 30. Breitengrade liegt und im Westen und Osten bis zur Grenze der Kolonie reicht. Sie ist ein 1—1,5 m hoher Strauch mit gelbbraunen Zweigen, hellgrünen lanzettlichen Blättern, kleinen schmutzig-weißen, trichterförmigen Blüten und schwarzen runden Früchtchen. Ich habe sie nur auf Hügeln beobachtet, die zur run der Missionsstation Hermannsburg gehören.

Der native tobacco findet hauptsächlich dort Verwendung, wo er wächst, doch gelangt er als Tauschware auch zu nördlicher und südlicher wohnenden Stämmen. So z. B. erzählte mir ein Waramunga von Tennant's Creek, daß die Pflanze in seiner Heimat nicht wüchse, seine Hordengenossen sie aber zuweilen durch Austausch gegen andere Dinge erhielten.

¹⁾ Außerdem schreibt man den englischen Namen der Pflanze noch *Pitchery*, *Pitchiri*, *Pitchuri*, *Pitchurie*, *Pituri* und *Pitury*. Die Schreibweise, der ich mich bedient habe, steht am besten in Einklang mit der in der Kolonie üblichen Aussprache des Wortes.

Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südastralien.

Die *Duboisia* dient meines Wissens nur den Stämmen als Genußmittel, die zwischen dem Lake Eyre und Queensland wohnen. Da sie dort nur an einigen Plätzen wächst, so treibt man einen ausgedehnten Handel mit ihr. Als Tauschware gelangen die getrockneten Blätter oft, in kleine halbmond- oder schuhförmige Beutel, verpackt in den Verkehr.

Der Tabak wird nur gekaut, und selbst von denen nicht geraucht, die im Umgange mit Weißen zu leidenschaftlichen Rauchern des Stangentabaks geworden sind. In der Regel unterwirft man die Blätter einem besonderen Verfahren, um die angenehm belebende Wirkung derselben möglichst zur Geltung zu bringen. Als ich einst im Glen of Palms einen alten Eingeborenen, der mit der Zubereitung einer Prieme beschäftigt war, fragte, warum er die grünen Blätter nicht ohne jede Zutat kauge, gab er mir zur Antwort, dieselben seien nur gut für pickaninnies (Kinder), also zu milde für erwachsene Personen.

Da das Wort kauen leicht zu einem Mißverständnis Veranlassung geben kann, so erwähne ich, daß der Eingeborene den Tabak nicht beständig kaut, solange derselbe sich in seinem Munde befindet, sondern, daß er, wie ein Europäer, eine Prieme zwischen eine Backe (gewöhnlich die linke) und das Gebiß schiebt und dort läßt, bis sein Bedürfnis befriedigt ist. Ein Teil des Extraktes gelangt dann mehr durch zufälliges als absichtliches Verschlucken in den Magen. Will der Eingeborene eine Pause im Genuß eintreten lassen, so holt er den speichel-durchtränkten Ballen mit gekrümmtem Zeigefinger aus der Backetasche und steckt ihn unter die Kopfschnur oder eine Armschnur oder auch hinters Ohr, wie ein Schreiber seine Feder.

Der Australier betreibt das Kauen seines Tabakes nicht so leidenschaftlich, wie der Europäer das Rauchen. Dies rührt wohl zum Teil daher, daß er in seiner bekannten Sorglosigkeit sich keinen Vorrat von Tabak aufspeichert, und diese Pflanze zu den Zeiten der Dürre höchstens an Wasserlöchern größerer Creeks angetroffen wird. Wie unter unserer Küstenbevölkerung, so gibt es aber auch unter den Eingeborenen Leute, denen das Tabakkauen zu einer unbezwinglichen Leidenschaft geworden ist. So z. B. kannte ich einen alten fetten „boss“ der West-Arünta, dem beständig eine dicke Prieme aus dem Munde ragte, und der sich oft nicht entschließen konnte, vor dem Schlafengehen den Tabak aus dem Munde zu entfernen. Im allgemeinen sind die Lubra in dieser Hinsicht enthaltsamer als die Männer. Kleinere Kinder habe ich nie Tabak kauen sehen. Während der regenlosen Zeit wird in manchen Gegenden des Innern der Fund einer Tabakpflanze mit Freude begrüßt. An der Prieme aus dieser pflegen dann fast alle Männer der Gesellschaft zu kauen. Daß das Stückchen Kautabak bei der Wanderung von Mund zu Mund schließlich das Aussehen des Mageninhaltes eines Kängeruhs erhält, wird jedem einleuchten.

Die Blätter und saftigen Stengelteile, die als Kautabak dienen sollen, trocknet man solange in der Sonne, bis sie anfangen, ein wenig spröde zu werden. Die auf Hügeln und trockenen Ebenen vorkommenden Exemplare zieht man denen vor, die auf feuchtem Boden wachsen.

Will sich der Eingeborene den Genuß einer Prieme verschaffen, so legt er einen Mund voll zerkauten Tabaks auf einen flachen Stein, den er vorher erwärmt hat, und schüttelt dann so lange ein Bündel brennender Akazienzweige dicht über der Prieme, bis dieselbe mit der herabfallenden Asche bedeckt ist. Schließlich vermengt er diese durch Kneten innig mit dem Tabak. Die alkalischen Salze der Asche dienen jedenfalls zur Aufschließung der chemischen Bestandteile, die anregend auf das Nervensystem wirken und eine heitere Gemütsstimmung hervorrufen. Bemerkenswert ist, daß afrikanische Volksstämme ein ähnliches Verfahren bei der Bereitung ihres Schnupf- und Kautabakes anwenden.

Wie unser Tabak, so ruft auch der australische einen starken Speichelfluß hervor. Über die nervenerregende Wirkung der letzteren Tabakart vermag ich, ein

„Nichtraucher“, keine Angaben zu machen. Buschleute, die sie geraucht haben, sagten mir, daß sie sehr milde sei. Hieraus kann man aber keinen genügenden Schluß ziehen, da diese Leute sich an den auffallend starken Stangentabak gewöhnt haben.

Die Duboisia kauen die Eingeborenen ebenfalls, d. h. sie stecken sich einen kleinen Ballen von zerkauten Blättern — am meisten werden die der Zweigspitzen geschätzt — auf der einen Seite des Mundes zwischen die Backe und das Gebiß; ein geringer Teil des mit Speichel vermischten Pflanzenextraktes gelangt dann nach und nach durch unabsichtliches Verschlucken in den Magen. Man pflegt die Blätter im Frühling zu sammeln, wenn die Pflanze zu blühen beginnt, und in getrocknetem Zustande aufzubewahren. Die Zubereitung der Prieme gleicht ganz der aus Tabak: zunächst erwärmt man die zerkauten Blätter und vermischt sie dann mit Akazienasche. Der Zusatz der Asche soll auch in diesem Falle die narkotische Wirkung steigern.

Die Angaben, die man über die Wirkung des Kauens der Duboisia in englischen ethnographischen Aufsätzen findet, verdanken die Autoren wohl größtenteils Buschleuten und Eingeborenen. Ein Autor behauptet, die Pflanze beseitige bei mäßigem Genuß das Hungergefühl und die Ermüdung, ein anderer ist der Ansicht, daß sie wollüstige Träume hervorrufe, ein dritter sagt von ihr, daß sie vollständige Betäubung und tagelang anhaltende Schmerzlosigkeit bewirke. Da das Duboisin chemisch identisch mit Hyoscyamin sein soll, und dieses in seiner Wirkung dem Opium sehr ähnlich ist, so beruhen die obigen Angaben im großen und ganzen wohl auf Wahrheit.

Um die Wirkung der Pflanze auf den menschlichen Körper näher kennen zu lernen, habe ich nüchtern ein paar getrocknete Blätter, fein zerkaut, verschluckt. Sie besitzen einen bitteren, scharfen Geschmack und erzeugen auf der Zunge ein leichtes Brennen, das alsbald in ein eben wahrnehmbares Gefühl der Taubheit übergeht. Kurze Zeit nach dem Genuß der Blätter stellte sich Schläfrigkeit, Benommenheit, Speichelfluß und ein Gefühl von Spannung im Kopfe ein. Gleichzeitig machte sich eine beruhigende Wirkung auf das Nervensystem bemerkbar. Eine Beeinflussung des Pulses nahm ich nicht wahr. Ob es eine Pupillenerweiterung hervorrief, vermag ich nicht zu sagen, da mir kein Spiegel zur Verfügung stand, als ich den Versuch machte.

Von den eigenen narkotischen Genußmitteln machen die Eingeborenen weniger leicht einen unmäßigen Gebrauch, als von denen, die sie den eingewanderten Rassen zu verdanken haben. Hat der Australier sich erst an geistige Getränke, das Rauchen von Opium oder Tabak gewöhnt, was in der Regel auffallend rasch geschieht, so opfert er unbedenklich sein gesamtes Eigentum, die Ehre seiner Frauen, ja selbst sein höchstes Gut, seine Freiheit, um sich in den Besitz eines dieser nervenerregenden Stoffe zu setzen.

Man kann mit Recht sagen, daß ein Drittel bis ein Viertel aller Urbewohner der Kolonie den Genuß des fremden Tabaks kennen gelernt hat. In der Nachbarschaft der Telegraphenlinie und der abseits von dieser gelegenen Stationen sind viele Männer und Weiber im Besitz einer Pfeife. Selbst zu den Stämmen, die nur ausnahmsweise mit den Fremden in Berührung kommen, gelangt der Stangentabak nicht selten durch Tauschhandel. Besonders schwunghaft wird dieser Handel an der Nordküste getrieben. Aus den östlich von der Bahnlinie gelegenen Gebieten, wo sich nur ein paar Viehzüchter niedergelassen haben, wandern alljährlich Hunderte von Eingeborenen nach Palmerston und den anderen Ortschaften, um Tabak und Pfeifen gegen Waffen, Geräte usw. von ihren Landsleuten einzutauschen oder von Männern der hellfarbigen Rassen durch Preisgeben ihrer Weiber zu erlangen. Welch eine Rolle der Tabak im Leben vieler Nordaustralier spielt, kam mir erst recht zum Bewußtsein, als ich im Jahre 1897 kurz vor dem Anbruch der Regenzeit mehrere Monate lang an Knuckey's Lagoon, un-

weit eines Eingeborenenpfades lagerte. Fast täglich zogen kleine Abteilungen von Bewohnern der Alligator Rivers-Gebiete im Gänsemarsch an meinem Zelte vorüber, die sich in Palmerston für die unangenehmen Sommertage mit dem Trübsinn verscheuchenden Tabakskraute versehen wollten. Aber auch die weit westlich von der Bahn wohnenden Eingeborenen wissen sich zuweilen Tabak zu verschaffen, obwohl sie aus Furcht vor ihren östlichen Landsleuten die Ortschaften möglichst meiden. So z. B. tauschten während meines Aufenthaltes auf der jesuitischen Missionsstation die Pongo-Pongo von den Missionaren einen im Lande selbst gebauten leichten Tabak, im Scherze Pater Mackillop's cabbage leaves genannt, gegen Yamknollen (*Amorphophallus*) ein. Auch andere Stämme am Unterlaufe des Daly River sollen diese Sorte hin und wieder eingehandelt haben, und zwar von den Zöglingen der Missionare.

In den Ansiedelungen der Nordküste erhält der Eingeborene Geld für seine ständige Arbeit, wenigstens von den Engländern; doch kommt er nicht oft in die Lage, für sich und seine Angehörigen Tabak kaufen zu müssen, da er ihn durch Bettelei und kleine Dienstleistungen leicht in genügender Menge erwerben kann. Außerdem sorgt schon die Freigebigkeit von Europäern und Asiaten dafür, denen er gelegentlich eine seiner Lubra leiht, daß er und seine Familie sich von morgens früh bis abends spät die Zeit mit Rauchen vertreiben können, und immer ein genügender Vorrat an Stangen zum Tauschhandel mit den auf Besuch anwesenden Eingeborenen vorhanden ist.

Im weiten Innern muß der Australier für den Erwerb des Tabakes manche mühselige Arbeit verrichten und sich mancher Demütigung unterziehen. Da unter den Engländern zwischen dem Catherine River und dem Finke River jede Bezahlung durch eine schriftliche Geldanweisung auf eine Bank oder eine vermögende Person erfolgt, so gelangt nie ein Geldstück in die Hände des „black fellow“ dieser Gegend; das Lohn für seine Dienste besteht in Nahrungsmitteln, Kleidern und vor allen Dingen in Tabak. Daß auch hier die Lubra, welche die Ansiedelungen der Fremden aufsuchen, eifrig bemüht sind, sich das „edle Kraut“ zu erwerben, wird der Leser begreiflich finden. Das Sündenlohn ist aber viel karger bemessen als im Norden: oft besteht es nur in einem Stückchen Tabak, mit dem kaum ein Pfeifenkopf gefüllt werden kann.

Das Verlangen nach der nervenerregenden Wirkung des Tabaks ist oft so stark bei den Eingeborenen, daß sie unter Umständen nicht davor zurückschrecken, es auf recht unappetitliche Weise zu befriedigen. Auf meiner Überlandreise von Palmerston nach Adelaide traf ich an Frew's Ironstone Ponds zwei Tjingale die sich eines seltsamen Ersatzmittels für den Tabak bedienten. Aus dem zu Pulver zerstoßenen Stiele einer viel benutzten, fast schwarzen Tonpfeife machten sie mit Wasser einen Teig. Diesen „Dampfer“, wie sie ihn nannten, steckten sie auf einige Minuten in den Mund und verschluckten den Speichel, dem sich etwas von der Masse beigemischt hatte. Bei beiden stellte sich gleich darauf ein starkes Aufstoßen von Gasen ein; der jüngere litt außerdem kurze Zeit an einem Schwindelanfall. Wie ich hörte, machen die Eingeborenen der betreffenden Gegend häufig von diesem Mittel Gebrauch, wenn ihnen der Tabak ausgegangen ist. Zuweilen sollen sie zu dem „Dampfer“ auch die schwarze Kruste verwenden, die sich beim Rauchen im Pfeifenkopf bildet.

In der Regel rauchen die Eingeborenen den fremden Tabak, und zwar, wie die Buschleute, aus kurzen hölzernen oder tönernen Pfeifen. Sie verfahren dabei auf die gewöhnliche Weise; doch sieht man, wie bei uns, hin und wieder Männer, die den Rauch sehr häufig durch die Nase blasen. Den schwersten Tabaksorten geben sie stets den Vorzug; unser loser Rauchtobak ist ihnen viel zu milde. Das Verlangen nach einer recht starken narkotischen Wirkung ist wohl die Ursache, daß sie lieber aus einer Ton- als aus einer Holzpfeife rauchen. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß sie den Tabak in heißer Asche

ein wenig zu erwärmen pflegen, bevor sie ihn zerkleinern und in die Pfeife stopfen.

Pfeifen fertigen sich die Eingeborenen, durch deren Gebiet mein Reiseweg führte, nur ganz ausnahmsweise selbst an. Am Golf von Carpentaria, in der Gegend, wo der Mac Arthur River mündet, sieht man dagegen nach Spencer und Gillen¹⁾ oft Pfeifen, die von ihrem Besitzer geschnitzt worden sind, und, wie eine gewöhnliche chinesische Opiumpfeife, aus einem langen, geraden Rohre und einem kleinen Kopfe bestehen.

Bei einigen Stämmen des Innern, z. B. den Diäri, wird der Stangentabak von den Leuten auch gekaut, die sich sehr an den Genuß der Duboisia oder des Tabakkrautes ihrer Heimat gewöhnt haben. In der Gegend von Powell's Creek, wo der Tabak unter der eingeborenen Bevölkerung wegen seiner Seltenheit einen großen Wert besitzt, sah ich ältere Männer, denen ein erbsengroßes Kügelchen Tabak zwischen den Lippen in einem Mundwinkel steckte. Ihre Geschicklichkeit im Festhalten dieser winzigen Prieme war so groß, daß sie dieselbe selbst beim Sprechen nicht fallen ließen.

Dem Opiumgenuß ergeben sich die Eingeborenen des Nordens mit einer kaum glaublichen Leidenschaft. Glücklicherweise können nur die Mißbrauch mit diesem Narkotikum treiben, welche sich unter Chinesen aufhalten, da dasselbe bis jetzt zu keinem eigentlichen Handelsartikel geworden ist. Gewöhnlich raucht man das Opium aus Pfeifen mit einem langen, dicken Stiele und einem kegelförmigen Kopfe; doch pflegt man auch den beim Rauchen erhaltenen Rückstand („opiumshit“), eine schwarze, krümlige Masse, mit Wasser vermischt, zu genießen.

Dem Opiumgenuß haben sich nicht allein Männer, sondern auch Weiber ergeben. Als ich mich zu Rum Jungle aufhielt, ließen zwei Chinesen, meine nächsten Nachbarn, die als Bahnarbeiter angestellt waren, zwei junge Lubra und einen alten Mann stets an mehreren Abenden in der Woche Opium rauchen, und an Knuckey's Lagoon erzählte mir eine Wulna, daß die älteren Weiber sich gewöhnlich mit dem „opiumshit“ begnügen müßten, da sie diesen ziemlich „billig“ von den Chinesen bekommen könnten, das Rauchen des Opium ihnen aber zu große Ausgaben verursache.

Für das Opium und das Leihen der Pfeife macht der schlaue Chinese manche der Eingeborenen zu seinen willigen Sklaven: er läßt die Männer im Schweiß ihres Angesichtes für sich arbeiten und nimmt ihnen alles, was er in Geld umsetzen kann, und zwingt die Weiber, selbst die noch im Kindesalter stehenden Mädchen, sich seinen Lüsten hinzugeben. Es ist allerdings bei einer Zuchthausstrafe von zwölf Monaten untersagt, die Eingeborenen mit Opium zu versorgen; was nützen aber Verbote, wenn es sich beim Chinesen um den Erwerb von Geld und die Befriedigung seines Geschlechtstriebes handelt.

Wie der Eingeborene und auch sein Lehrmeister, der Chinese, beim Opiumrauchen verfährt, vermag der Leser aus dem Nachstehenden zu entnehmen. In der Nähe von Knuckey's Lagoon kam ich eines Abends zufällig in die Hütte eines Larakia, der sich gerade dem Opiumgenuß hingab. Er lag auf einer am Boden ausgebreiteten Schlafdecke, und sein Kopf ruhte auf einem Bündel Kleider. Die Rauchutensilien, eine Lampe, zwei Fläschchen und eine Pfeife, befanden sich neben ihm auf einer Art Präsentierbrett. Die Lampe hatte die Größe einer kleinen gläsernen Spirituslampe und besaß einen Zylinder, der auffallend der oberen Hälfte einer Weinflasche glich; sie wurde mit Öl gespeist. Das eine Fläschchen enthielt das Opium, eine dunkle, syrupdicke Flüssigkeit, und das andere den beim Rauchen erhaltenen Rückstand, den „opiumshit“. Die Pfeife bestand aus einem drei Finger dicken und drei Spannen langen hölzernen Rohre.

¹⁾ Spencer und Gillen, The Northern Tribes of Central Australia, pag. 706.

einem kegelförmigen Kopfe und einem dicken Mundstücke. Der Kopf steckte mit der Spitze rechtwinkelig im Rohre und besaß in der Mitte der oberen, flachen Seite (Basis des Kegels) eine kleine Öffnung von der Größe eines Stecknadelkopfes. Auf meinen Wunsch zeigte mir der Larakia, wie man beim Rauchen von Opium verfährt. Zuerst tauchte er einen langen nadeldicken Draht in das Opium und hielt dann das betreffende Ende desselben solange über die Flamme der Lampe bis das haftengebliebene Opium stark eingedickt war. Hierauf brachte er dieses vermittels des Drahtes durch Rollen auf der flachen Seite des Pfeifenkopfes in Walzenform und steckte es schließlich in die Öffnung. Beim Rauchen hielt er den Pfeifenkopf so über die Lampe, daß das Opium, welches ein wenig nach außen ragte, nicht mit der Flamme in Berührung kam, aber ins Glimmen geriet und nach und nach in eine kohlige Masse, den „opiumshit“, umgewandelt wurde. Den Rauch sog er hastig mit einem, ich möchte sagen, röchelnden Geräusche in den Mund, wobei der sich bildende „opiumshit“ tiefer in die Höhlung gelangte. Als die Pfeife ausgebrannt war, sank er in halber Betäubung auf sein Kleiderbündel zurück. Nachdem er sich eine Zeitlang, unbeweglich liegend, der Wirkung des Narkotikums überlassen hatte, begann er das Rauchen von neuem. Auf diese Weise, im Wechsel von Rauchen und traumvoller Ruhe, verbrachte er mehrere Stunden.

Auch zur Trunksucht ist der Eingeborene sehr geneigt. Dieses Laster kann aber wegen des hohen Preises der geistigen Getränke keine weite Verbreitung finden. In der Nähe von Palmerston, auf den nördlichen Goldfeldern und an der Südküste sah ich zwar einige Trunkenbolde; im Binnenlande dagegen, zwischen dem Lake Eyre und dem Pine Creek, gibt es nur wenige Eingeborene, über deren Lippen ein Tropfen „grog“ gekommen ist,

Den Tee trinkt der Eingeborene sehr gern, aber nur, wenn derselbe stark mit Zucker versüßt ist. Andere derartige Getränke, wie Kaffee und Kakao, lernt er nicht kennen.

Während meines jahrelangen Aufenthaltes in der Kolonie bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß bei der australischen Rasse das Bedürfnis nach narkotischen Genußmitteln stärker auftritt, als z. B. bei der weißen. Ich glaube, daß die Ursache dieser Verschiedenheit hauptsächlich in der Lebensweise beider zu suchen ist. Der Eingeborene befindet sich oft wochen-, ja monatelang in einem chronischen Hungerzustande. Ist ihm dann das Jagdglück günstig, so füllt er den Magen bis zur Übersättigung mit dem Fleische seiner Beute. So z. B. vertilgten drei hungerige Burschen ein Emu, das ich ihnen geschenkt hatte, fast vollständig in einer Nacht. Wie ich an Buschleuten wahrnehmen konnte, tritt das Verlangen nach Tabak oder geistigen Getränken besonders dann mit großer Heftigkeit auf, wenn dieselben nach langem Darben unmäßig im Essen von Fleisch sind. Übrigens läßt schon eine ganz eintönige Kost nicht selten Gelüste nach anregenden Mitteln entstehen.

Gewürze kennt der im Naturzustande lebende Südaustralier nicht; selbst vom Kochsalz macht er nie Gebrauch. Ich glaube aber, daß er sich rasch an die Gewürze gewöhnen würde, welche wir am häufigsten zur Anregung und Hebung der Eßlust und zur Verbesserung des Geschmackes den Speisen zuzusetzen pflegen. An Knuckey's Lagoon machte ich nämlich die Bekanntschaft mehrerer halb zivilisierter Ehepaare, zu deren Leibgerichten eine Suppe gehörte, die so stark gepfeffert war, daß ich keinen Löffel voll davon hätte genießen können. Daß das Kochsalz keine Verwendung findet, darf unsere Verwunderung nicht erregen, trotzdem es ein Nahrungsstoff ist, bei dessen ungenügender Einfuhr in den Körper es zur Entstehung eines heftigen Verlangens („Salzhunger“) nach ihm kommt. Wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, macht Fleisch im Durchschnitt den Hauptbestandteil der Nahrung des Eingeborenen aus. In ihm sind alle Salze, die der menschliche Organismus braucht, in ge-

nügender Menge vorhanden. Aber auch bei rein vegetabilischer Kost werden dem Körper des Eingeborenen in der Regel reichlich Salze zugeführt, und zwar durch Trinkwasser, das ein wenig brackisch ist, und durch die Asche, die in mehr oder minder hohem Grade die meisten Speisen verunreinigt, welche mit Hülfe des Feuers zubereitet sind.

Das Aussterben eines Volkes pflegt man nicht selten der Hauptsache nach dem Mißbrauch narkotischer Genußmittel zuzuschreiben, die es aus der Hand seiner weißen Unterdrücker empfangen hat. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieser Behauptung in manchen Fällen etwas Wahres zugrunde liegt; an dem schnellen Dahinschwinden der australischen Rasse hat aber ein derartiger Mißbrauch so gut wie keinen Anteil.

Die starken Raucher unter den Buschleuten leiden allerdings häufig an Verdauungsstörungen, Zittern der Hände, Schlaflosigkeit usw. Den Eingeborenen hingegen scheint der Stangentabak nicht viel anhaben zu können. Die, welche sich denselben in genügender Menge für ihr weitgehendes Bedürfnis zu verschaffen vermögen, also die boys, die im Dienste von Viehzüchtern oder umherziehenden Buschleuten stehen, und die Ehemänner von Prostituierten, wissen auch für eine reichliche Kost zu sorgen, und aus diesem Grunde sehen sie gesünder aus und sind besser genährt, als ihre Stammesgenossen im Busch.

Was ferner das Opium und die geistigen Getränke anbetrifft, so spielen auch sie bei dem Rasantode keine Rolle von irgend welcher Bedeutung, weil nur ein ganz geringer Bruchteil der Urbevölkerung aus den oben angeführten Gründen sich ihrem Genuße hingeben kann.

Der schädliche Einfluß des Opiumrauchens auf den Körper und den Geist wird übrigens meiner Meinung nach gewöhnlich überschätzt. Während der letzten Monate meines Aufenthaltes an Knuckey's Lagoon wohnte ich in einer aus Wellblech erbauten Hütte, die durch eine mehrere Meter hohe Wand in zwei Abteilungen geteilt war. Der eine Raum diente mir und der andere vier chinesischen Bahnarbeitern als Wohn- und Schlafzimmer. Ich hatte also eine gute Gelegenheit, Söhne des Reiches der Mitte in ihrem Tun und Treiben zu beobachten. Dem Rauchen von Opium gaben sich die Vier jeden Abend stundenlang hin, und doch verrichteten sie ihre ziemlich schwere Arbeit bei dem erschlaffend wirkenden, heißen, regnerischen Wetter der nordaustralischen Sommertage zur vollen Zufriedenheit ihres englischen Vorgesetzten.¹⁾

¹⁾ In Kalifornien soll die Meinung verbreitet sein, die Chinesen, welche Opium rauchten, würden seltener von Infektionskrankheiten befallen als andere Menschen.

Kapitel XV.

Der Lagerplatz, das Obdach, das Lagerfeuer und die Kleidung.

Die Vorkehrungen, die der Eingeborene zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung zu treffen pflegt, sind, entsprechend seiner niederen Kulturstufe, höchst unvollkommen. Alle Stämme stellen sich ein Obdach her, aber nur die des südlichen Drittels der Kolonie wissen oder, besser gesagt, wußten eine zur Warmhaltung des Körpers dienende Kleidung anzufertigen.

Zunächst mache ich ein paar Angaben über die Lagerplätze. Jede Horde nennt bekanntlich ein Gebiet ihr eigen, auf dem sie ein unstätes Jägerleben führt. Sie kann natürlich nur dort Wochen oder Monate verweilen, wo ihr Trinkwasser zur Verfügung steht. Aus diesem Grunde ist das unwirtliche Binnenland arm an Orten, die sich zu Lagerplätzen eignen; in den regenreichen Küstendistrikten dagegen braucht der Eingeborene nicht lange nach solchen zu suchen.

Der Bewohner des Binnenlandes schlägt sein Lager gern in unmittelbarer Nähe des Wassers an einem Orte auf, wo er eine freie Aussicht hat, und kein dichtes Gebüsch dem Feinde die Möglichkeit bietet, ihn leicht zu überraschen. Befindet sich das Wasserbecken, dem er sein Trinkwasser entnehmen will, in einem breiten Creek, so gibt er bei der Wahl des Lagerplatzes stets dem sandigen Bett vor dem lehmigen Ufergelände den Vorzug; da der lose Sand ihm eine weiche Ruhestätte gewährt und meistens von den Schlangen und den in großer Arten- und Individuenzahl vorkommenden Ameisen gemieden wird. Überzieht sich der Himmel mit dunklen Wolken, und scheint es, daß sich Regenwetter einstellen wolle, so verläßt er aber schleunigst mit „Sack und Pack“ das Creekbett aus Furcht vor einer plötzlich hereinbrechenden Flut und sucht sich eine andere, höher gelegene Stätte zum Wohnen. Ein Europäer würde sein Zelt oder seine Buschhütte unter einem der vielen prächtigen Gummibäume errichten, die eine weithin sichtbare Zierde der Creeks bilden; der Binnenlandbewohner hingegen pflegt seine Ruhe- und Raststätte auf den Plätzen herzustellen, die den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Befindet sich eine Horde in großer Angst vor ihren Feinden, so wohnt sie am liebsten an einem versteckten, in beträchtlicher Entfernung vom Wasser gelegenen Orte.

Die nördlichen Stämme schlagen ihr Lager sowohl auf Waldblößen, als auch unter großen, dicht stehenden Bäumen auf.

Da alle Südaustralier die Gewohnheit haben, sich in einer Gegend nur solange aufzuhalten, als ihnen dieselbe genügend Nahrung bietet, so kommt es auf den Lagerplätzen selten zu einer größeren Ansammlung von Unrat.

Es ist bereits erwähnt worden, daß alle Eingeborenen der Kolonie gelernt haben, sich ein Obdach herzustellen. Dasselbe besteht aus einfachen Hütten, die aus Zweigen, Rinde, Gras, Schilf oder dgl. hergestellt sind. Die Form dieser Hütten ist nicht überall die gleiche, was wohl auf Unterschiede in dem Klima und den zu Gebote stehenden Stoffen, nicht aber auf der Verschiedenheit der Lebensweise ihrer Erbauer beruht.

Als Baumaterial werden mit Vorliebe die Zweige von Gummibäumen — im Binnenland stammen sie gewöhnlich von *Eucalyptus rostrata* oder *E. microtheca* — verwandt, da sie sich leicht mit den Händen abreißen lassen, die Blätter lange behalten und überdies an Wasserstellen meist in überreicher Menge zur Verfügung stehen. Nächst diesen Zweigen finden wohl die von Akazien am häufigsten Verwendung. An manchen Orten ist es aber schwierig, sie in der erforderlichen Länge zu bekommen; außerdem verursacht die Gewinnung wegen der Zähigkeit des Holzes ziemlich viel Arbeit. Im Süden und auch im Binnenlande sah ich hin und wieder Hütten, die ganz aus Kasuarinenzweigen erbaut waren. Zwischen der Nordküste und dem 16. Breitengrade dient für eine bestimmte Hüttenform die Rinde vom Cajaputbaume (*Melaleuca leucadendron*) als Deckstoff. Sie eignet sich für diesen Zweck ganz vortrefflich, da sie dauerhaft und geschmeidig ist und in 0,5 bis 1 m breiten Streifen gewonnen werden kann. Ein großer Übelstand für die betreffenden Eingeborenen ist aber, daß der Baum nicht überall, sondern nur in recht feuchtem Boden gedeiht. In Ermangelung dieser Rinde findet die vom „stringy bark“ (*Eucalyptus spec.*) Verwendung. Wegen ihrer Brüchigkeit eignet sie sich aber nicht gut zum Decken. Im Seengebiet der Südküste nehmen unter dem Bedachungsmaterial Schilf und Binsen eine hervorragende Stelle ein. Zum Dichtmachen nimmt man im Innern gern Büschel des *Triodiagrases*, jedenfalls, weil sie nicht leicht vom Winde weggeweht werden und sich mühelos an den Seitenwänden befestigen lassen. Aber auch Binsen und weiches Gras werden dort auf die gleiche Weise benutzt.

Während der milden Jahreszeit schlafen die halbwüchsigen Burschen und Mädchen überall meist unter freiem Himmel in einer schwachen muldenförmigen Vertiefung, die sie mit den Händen in den Boden gewühlt haben. Die kalten Nachtwinde halten sie durch stark beblätterte Zweige ab, die sie in einer geraden Linie oder einer schwachen Kurve so vor das für den Kopf bestimmte Ende der Vertiefung gelegt haben, daß dieselben, mit den Spitzen auf diese gerichtet, einen Schirm von 0,5 bis 1 m Höhe und 2 bis 2,5 m Länge bilden. Auf der Tafel XII (Abbild. 2) ist ein derartiger Schirm dargestellt.

Befindet sich im Innern eine Gesellschaft bei kaltem Wetter auf der Wanderung, so kommt es zuweilen vor, daß alle Personen, sowohl Männer, als auch Weiber, in einer Reihe auf dem Boden liegend, übernachten. Gemeinschaftliche Nachtlager dieser Art erkennt man noch nach Monaten an dem langen Windschirme, den Vertiefungen und den Feuerstellen, die sich seitwärts oder zu den Füßen von Schläfern befunden haben.

Werden Wanderer von einem Unwetter überrascht, und sind sie nicht gewillt, sich eine ordentliche Hütte herzustellen, so pflegen sie die Nacht unter einem dichten Busche mit weit abstehenden Zweigen zu verbringen. Um möglichst gegen den Regen und Wind geschützt zu sein, wandeln sie den Busch nicht selten in eine Art Hütte um, indem sie die unteren Zweige an der Seite, die dem herrschenden Winde abgewandt ist, in das Geäst einflechten oder seitwärts biegen. Genügt ihnen dieser Seitenschutz noch nicht, so füllen sie die Lücken des Flechtwerkes mit *Triodia*- oder anderen Grasbüscheln aus; auch stecken sie wohl stark belaubte Zweige in das Astwerk und Gezweig über dem als Lagerstätte ausgewählten Platze, um den Regen nach Möglichkeit abzuhalten. Vielleicht ist aus einem Obdach dieser Art die eigentliche Hütte hervorgegangen.

Die einfachsten Hütten stellen weiter nichts dar als ein Sonnendach und bieten wenig oder gar keinen Schutz gegen Regen und Wind. Bei allen Südaustraliern bestehen sie gewöhnlich aus einigen belaubten Zweigen, die im Kreise so in den Boden gesteckt sind, daß ihre Spitzen sich berühren. Im Lande der Tjingale sah ich außerdem Hütten, die ein ebenso einfaches Obdach bildeten, aber auf ganz andere Weise erbaut waren. Bei ihrer Herstellung hatte man zunächst einen langen Knüppel an einen Baum gelehnt, und zwar so, daß das obere Ende in einer gegen 2 m bis 2,5 m vom Erdboden entfernten Astgabel ruhte, und das untere Ende sich in einem Abstände von 2,5 bis 3 m vom Stamme befand, und dann Buschwerk an dieses einfachste aller Gerüste gestellt. Eine derartige Behausung ist natürlich vorn hoch und weit und hinten eng und niedrig (s. Taf. XII, Abbild. 1). Im nördlichen Küstengebiete begnügt sich mancher während der trockenen Wintermonate mit einem kunstlosen, auf vier gegabelten Knüppeln ruhenden Laubdach.

In der kalten oder der regnerischen Jahreszeit baut sich der Eingeborene jedoch meistens eine Hütte, die ihm ein besseres Obdach gewährt. Zwischen dem Unterlaufe des Finke River und der Ashburton Range hat sie die Form einer Kuppel und besteht ebenfalls aus beblätterten Zweigen, die nach dem Augenmaße auf die Weise im Kreise in den Boden gesteckt sind, daß die Spitzen ein dichtes Dach bilden. Häufig deckt sie eine dicke Lage Gras, Binsen oder dgl., so daß sie einen wirksamen Schutz gegen den Wind, die nächtliche Kälte und allenfalls auch gegen den Regen bietet. Der Eingang fällt durch seine Kleinheit und Unregelmäßigkeit auf. Der Boden ist immer ein wenig ausgehöhlt und von einem handhohen Erdwall umgeben, der an der Wandung entlang läuft. Im Durchschnitt besitzen diese Hütten eine Höhe von 1,70 bis 2 m und am Boden einen Umfang von 6 bis 8 m. Auf der Tafel XIII (Abbild. 2) ist eine Hütte dieser Art abgebildet.

Die Hütten in der Gegend des Lake Eyre unterscheiden sich der Hauptsache nach nur dadurch von den eben beschriebenen, daß sie ein wenig geräumiger sind und nicht selten eine Decke aus Erde haben. Auf baum- und buscharem Gelände sind sie oft zum größten Teil aus dem harten „canegrass“ oder weichen Binsen hergestellt (Taf. XIV). In der Mitte der größeren Exemplare pflegen sich ein oder mehrere dicke Knüppelhölzer zu erheben, die als Stütze dienen.

Die Hütten der Narryngeri gleichen auffallend denen der Bewohner des Lake Eyre-Gebietes. Da der Regenfall an der Südküste ein recht bedeutender ist, so gibt man ihrem Dache eine möglichst starke Neigung und bedeckt sie überdies mit Erde. Für den nötigen Luftzug und den Abzug des Rauches pflegt eine besondere Öffnung angebracht zu sein.

Während der Regenzeit dienen vielen Eingeborenen zwischen der Ashburton Range und der Nordküste kleine Rindenhütten als Wohnung. Sie haben meistens annähernd die Gestalt eines halben Ovoides oder Zylinders. Ihr Gerüst stellt man auf die Weise her, daß man eine Anzahl schlanker Stäbe mit beiden Enden so in den Boden steckt, daß sie aufrecht stehende Bogen bilden, und dann diese Bogen durch ebensolche Stäbe miteinander verbindet. Zum Decken verwendet man große viereckige Rindenstreifen von einem der oben genannten Baumarten. Man legt dieselben quer über das Gerüst und häuft auf die Enden, welche auf dem Boden ruhen, ein wenig Erde, um dem ganzen Dache Halt und Festigkeit zu verleihen und zu verhindern, daß das Regenwasser in das Innere der Hütte rinne. Zuweilen bringt man unter dieser Bedachung eine Lage langen Grasses an. Die größten derartigen Hütten, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren gegen 1,5 m hoch und gegen 2 m lang. Die kleineren Exemplare können nur eine Person beherbergen. Beim Abbruch eines Lagers läßt man die Rinde vom Cajaputbaume gewöhnlich nicht zurück, da sie, wie schon erwähnt, das beste Bedachungsmaterial bildet, und nur in den Niederungen gewonnen werden kann.

Die Eingeborenen unter dem 21. Breiten- und 135. Längengrade wohnen bei kalter, regnerischer Witterung zuweilen in künstlichen Erdgruben. Ich sah eine derartige Grube, die nach der Aussage von Buschleuten und Eingeborenen drei Jahre vorher einer Lubra und zwei kleinen Kindern wochenlang als Wohnung gedient hatte. Sie verengte sich gleichmäßig nach oben und war im Querschnitt kreisrund. Sie besaß eine Tiefe von 1 m und ihr Durchmesser hatte am Grunde eine Länge von 1 m 12 cm und oben eine solche von 60 cm. Den Eingang umgab ein 25 cm hoher Erdwall. Höchst wahrscheinlich hatten Regen und Wind die Tiefe im Laufe der Jahre nicht unbedeutend verringert. Wie mir ein zuverlässiger Buschmann mitteilte, unterhielt die Lubra in der Mitte der Grube ein kleines Feuer, das sie nicht nur vor der Kälte schützte, sondern auch die Moskitos fernhielt; regnete es jedoch heftig, so löschte sie dasselbe aus und bedeckte den Eingang mit Triodiabüscheln.

Die Binnenlandbewohner benutzen nur ausnahmsweise Felsenhöhlen als Wohnung. Derartige natürliche Zufluchtsstätten kommen in den Sandsteinhöhenzügen zwar nicht selten vor; es gibt aber wohl wenig Orte, wo sie in der Größe oder der Zahl vorhanden sind, daß sie einer ganzen Horde Obdach gewähren könnten. Erfüllt ein Ort diese Bedingung, so ist er aber in der Mehrzahl der Fälle nicht zu einem längeren Aufenthalte für Menschen geeignet, da sich kein Wasser in seiner Umgebung befindet. Ich habe nur zweimal Eingeborene angetroffen, die ihr Lager in einer Höhle aufgeschlagen hatten. In dem einen Falle handelte es sich um zwei Arünta, die sich bei Regenwetter auf der Wanderschaft befanden, und in dem anderen um eine aus der Gegend von Gosse's Bluff Range stammende Familie, auf deren Oberhaupt ein Polizist Jagd machte.

Die Eingeborenen, welche in der Nähe der Stationen und der Ortschaften wohnen und im Verkehr mit den Fremden stehen, verschaffen sich kein besseres Obdach, als die, welche ganz unbeeinflusst von der Zivilisation geblieben sind. Ihre Hütten haben stets die landestübliche Form, nicht selten sind sie aber aus einem anderen Materiale hergestellt.

Die Behausung der Narryngeri ist heutzutage meistens ein backofenförmiges, aus Säcken gebildetes Zelt (Taf. VIII), das eine zum Entweichen des Rauches dienende Öffnung in der Mitte des Daches hat, und dessen Eingang durch eine Art Vorhang verschlossen wird.

Im Binnenlande bewohnen die Eingeborenen, die sich auf den Stationen aufhalten, kleine Buschhütten, welche oft mit alten Lumpen, zusammengeschrumpften Rindshäuten, Wellblechstücken usw. bedeckt sind. Auf der Tafel XIII (Abbild. 1) sieht der Leser zwei Hütten dieser Art dargestellt.

Die Eingeborenen dagegen, die sich auf den Goldfeldern und in den Ortschaften des Nordens umhertreiben, pflegen noch, dem Herkommen gemäß, ihre Hütten aus Zweigen oder Rinde vom Cajaputbaume und „stringy bark“, ohne Verwendung fremden Materiales, zu bauen.

In der warmen Jahreszeit dient die Hütte dem Eingeborenen im Grunde genommen nur als Schlafraum für sich und seine Familie. Von seinen Habseligkeiten pflegt er in ihr die kleineren Gegenstände aufzubewahren, wie Schmucksachen, Farbstoffe, steinerne Werkzeuge. Die Waffen läßt er draußen. Gewöhnlich stecken die Bumerang und anderen Keulen im Dache, und die Speere lehnen am nächsten Baume oder neben dem Eingange an der Hütte selbst. Tritt der seltene Fall ein, daß die Jagdbeute nach ihrer Einbringung nicht gleich vollständig verzehrt wird, so bewahrt der Jäger das übrig gebliebene Fleisch unter Blättern auf dem Dache auf, damit die Hunde es nicht stehlen. Die Pitchis — sie enthalten nicht selten Wasser und pflanzliche Nahrungsmittel — und die Mahlsteine stehen meistens irgendwo vor dem Eingange. Im Osten des Lake Eyre errichten einige Leute aus gegabelten Knüppelhölzern ein rohes Gerüst zur Aufnahme ihrer Siebensachen (s. Taf. XIV).

Der Buschmann nennt die Hütte des Eingeborenen gewöhnlich Wurley (spr. Wörlü). Über den Ursprung des Wortes ist man in Zweifel. Irgendwo habe ich gelesen, es bedeute Feuer, Feuerstelle. Nach Taplin ¹⁾ stammt es aus der Sprache des „Adelaide tribe“. Dr. Sterling ²⁾ sagt über dasselbe Folgendes: „... From the same gentleman (Prof. Morris, of the Melbourne University) I have it that the term Wurley, applied by the white of South Australia to native shelters of boughs and other materials, is probably derived from Oorla, a word of the dialect of the natives of the south-east of South Australia, which means a house, a camp, a bird's nest. It was spelt Wurley as early as 1862. In the eastern colonies the equivalent term is Mia-mia, sometimes written and nearly always pronounced as Mi-mi (vowel sound like that of ‚y‘ in my).“

Das Lagerfeuer dient nicht allein zur Zubereitung der Speisen, sondern vor allen Dingen auch zum Schutze gegen die Kälte. Wenn die Abenddämmerung beginnt, kommen die Lubra mit einer schweren Tracht Holz zurück, und alsbald flammen überall Feuer auf. Im Anfange der Nacht brennen dieselben gewöhnlich lichterloh. Nach Mitternacht sieht man aber nur noch selten emporzüngelnde Flammen; gewöhnlich glimmen dann nur noch einige dickere Knüppel. Erwacht ein Schläfer, so schiebt er diese zusammen, damit sie wieder in stärkere Glut geraten. Kurz vor Sonnenaufgang, wenn die Temperatur am niedrigsten ist, pflegt das Feuerungsmaterial ausgegangen zu sein; Weiber, Kinder und Hunde drängen sich dann zu einem Knäuel zusammen, um sich gegenseitig zu erwärmen. Kommt man im Winter bald nach Tagesanbruch zu einem Lagerplatze, so hockt oft Alt und Jung zähneklappernd um rasch angefachte Reisigfeuer.

Zwischen dem Unterlaufe des Finke River und der Ashburton Range befindet sich die Feuerstelle gewöhnlich dicht vor dem Eingange der Hütte und nur ausnahmsweise in dieser selbst. Die Leute, welche unter freiem Himmel übernachten, umgeben in den kalten Winternächten nicht selten drei Feuer, und zwar befindet sich eines (das größte) zu den Füßen und je eines an den Seiten des Schläfers.

Die Bewohner des östlich vom Lake Eyre gelegenen Gebietes und die Narryngeri bringen zur Winterszeit ihr Feuer in der Mitte der Hütte an; diese hat daher innen oft das Aussehen einer Räucherammer.

Bei den nördlichen Stämmen sah ich Feuerstellen vor den Busch- und den Rindenhütten. Ich glaube aber, daß das Feuer der Moskito wegen auch in diesen Behausungen angebracht wird.

Die Hauptschuld, daß der Eingeborene sich in so ungenügender Weise vor den Unbilden der Witterung schützt, trägt die geistige und körperliche Trägheit. Selbst dort schlafen die Bewohner des Binnenlandes ohne eine Decke auf dem nackten Erdboden, wo die Temperatur in den klaren Winternächten gar oft unter den Gefrierpunkt sinkt. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß manche Leute Asche und Sand, die vom Lagerfeuer erhitzt sind, in die Höhlung ihrer Lagerstätte bringen, bevor sie sich zur Ruhe begeben. Daß der Eingeborene nicht in hohem Grade gegen die Kälte abgehärtet ist, geht schon zur Genüge aus dem hervor, was ich früher gesagt habe. Als ich einst mit einigen Kaititje an einer Wasserstelle unter dem 20. Breitengrade übernachtete — es war im Juli — froh es so stark, daß am Morgen meine Decke weiß von Reif war. Trotz der starken Abkühlung am Abend hatten meine spliternackten Begleiter so wenig Holz gesammelt, daß ihre Feuer bald nach Mitternacht erloschen. Wie sehr sie dann unter der Kälte zu leiden hatten, zeigten mir ihre große Unruhe und ihre tiefen Seufzer an.

¹⁾ Rev. G. Taplin, *The Narryngeri*, pag. 12.

²⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia, part. IV, pag. 9.

Die Bewohner des Nordens schlafen zwar auf einem großen Stück Rinde vom Cajaputbaume; so viel ich weiß, decken sie sich aber nicht zu.

Den besten Schutz gegen die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens wußten sich die Eingeborenen zu verschaffen, welche den Teil der Kolonie bewohnen, wo das Wetter am unbeständigsten und die mittlere Jahrestemperatur am niedrigsten ist. Nach Angaben, die ich älteren Narryngeri verdanke, wurden bei allen Küstenstämmen zwischen dem St. Vincent Golf und der östlichen Landesgrenze für die Nacht Matten oder Felle vom Dingo, Känguruh usw. als Unterlage benutzt.

Im Anfange des Kapitels ist gesagt worden, daß nur die Bewohner des südlichsten Drittels der Kolonie in ihrem Naturzustande eine Kleidung getragen haben, die den Zweck hatte, den Körper warm zu halten. Die verschiedenen Schurze dienen, wie wir später sehen werden, ausschließlich zur Zierde oder zur Verhüllung der Geschlechtsteile.

Bei schlechtem Wetter trugen die Männer am Lake Alexandrina, L. Albert und Coorong Mäntel aus Fellen des Fuchskusu und ihre Weiber runde Binsenmatten. Bei der Herstellung der Mäntel verfuhr man auf folgende Weise: Zunächst spannte man die frischen Felle mittels Pföcke auf dem Boden aus, um sie zu trocknen, und nicht schrumpfen zu lassen. Alsdann machte man sie geschmeidig, indem man mit steinernen Schabern die anhaftenden Bindegewebs- und Muskelteilchen entfernte und die ganze unbehaarte Seite mit parallelen Kratzfurchen versah. Diese Furchen erzeugte man dadurch, daß man, an dem einen Ende des Felles beginnend, eine gerade, scharfe Falte bildete, die vom einen Rande zum anderen lief, und mit einem Steinsplitter oder einer Muschel auf ihr entlang kratzte, hierauf die Falte beseitigte und etwa 1 cm von der erhaltenen Furche eine neue Falte machte, diese ebenfalls mit einem der genannten Gegenstände bearbeitete u. s. f. War eine genügende Zahl von zugerichteten Fellen vorhanden, so nähte man sie unter Benutzung eines knöchernen Pfiemens zu einem viereckigen Stücke zusammen. Die Innenseite dieser Mäntel mußte man natürlich vor Nässe schützen. Was die Binsenmatten anbetrifft, mit denen sich die Weiber behängten, so stellte man sie auf die Weise her, daß man Binsenbündel, von der Dicke des kleinen Fingers in Form einer Spirale an einander befestigt. Das Nähere zeigt die Figur 6 auf der Tafel XXIX. Eine Matte dieser Art pflegte gegen 1 cm dick zu sein und einen Durchmesser von 1 m zu haben. Heutzutage tragen alle Eingeborenen an der Südküste europäische Kleidung; Pelzmäntel befinden sich daher nicht mehr in ihrem Besitze. Matten werden auf der Missionsstation Point Macleay noch in großer Anzahl von Narryngeri angefertigt, da die Missionare sie zur Bekleidung der Fußböden usw. benutzen.

Die Umwohner des Lake Eyre besaßen die gleichen großen viereckigen Pelzmäntel. Seit zehn bis fünfzehn Jahren wird dieses Kleidungsstück aber nicht mehr angefertigt, da die Fuchskusu an Zahl sehr abgenommen haben, und die meisten Männer sich ohne große Schwierigkeit in den Besitz einer Hose und eines Hemdes zu setzen vermögen. Als ich mich bei den Missionaren auf Kilalpanina aufhielt, sah ich zwei mottenzerfressene Mäntel dieser Art; sie gehörten dem Stationsvorsteher, der sie schon vor vielen Jahren von Diäri erworben hatte.

Die Eingeborenen schätzen die europäische Kleidung sehr hoch. In den Augen der Bewohner des Northern Territory ist dieselbe mehr ein Schmuck als ein Schutzmittel gegen die Unbilden der Witterung. Im Süden gehen selbst die Kinder nicht mehr nackt. Bei den übrigen Stämmen sind meistens die Leute bekleidet, welche in Beziehung zu den Fremden stehen, und zwar besitzen in der Regel die boys ein Hemd, eine Hose und oft auch ein Paar Schuhe, und die Lubra ein Hemd, einen Unterrock und, wenn der Galan kein gewöhnlicher Buschmann ist, überdies ein langes Frauenkleid. Unter den ganz unzivilisierten

Eingeborenen tragen nur sehr wenig Leute ein europäisches Kleidungsstück. Entweder haben sie dieses von den auf den Stationen und in den Ortschaften lebenden Genossen bekommen, oder ihre Weiber haben es von den Fremden erworben. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es sich in diesem Falle gewöhnlich um Lumpen handelt, die von Schmutz starren.

Schlafdecken sieht man selten im Besitze von Eingeborenen. Im Winter werden sie ebenso gern genommen, als eine Hose, ein Hemd oder dgl.

Kapitel XVI.

Die Klebemittel und die Kitte.

Zum Kleben und Kitten verwendet der Eingeborene nur organische Stoffe, wie Menschenblut, Wachs, Harz und Gummi.

Das Blut dient in der nördlichen Hälfte der Kolonie zum Ankleben der Dunen und wolligen Pflanzenteile, mit denen der Körper und Geräte für geheime Zeremonien und Corrobborees geschmückt werden ¹⁾ (s. Titelbild). Außerdem findet es im Norden ausnahmsweise auch als Bindemittel des roten Farbstoffes Verwendung.

Gewöhnlich erhält man es durch einen regelrechten Aderlaß aus der Vena mediana oder einer anderen oberflächlichen Armvene. Zuweilen verschafft man es sich auch durch Punktion des Corpus cavernosum urethrae. Zu diesem Zwecke bringt man die künstliche Spalte an der Hinterseite des Penis zum Klaffen und stößt mit einem spitzen, im Feuer gehärteten Stöckchen wiederholt gegen $\frac{1}{2}$ cm tief in die Wandung der Harnröhre. Man fängt das Blut in dem schaufelförmigen Wurfbrett (Taf. XXII, Fig. 1), einem Stückchen Rinde oder der für die Hand angebrachten Höhlung des Schildes aus dem Holze des bean-tree (Taf. XXXIII, Fig. 2) auf.

Wachs kommt als Kitt nur zwischen der Nordküste und dem 16. Breitengrade in ausgedehnter Weise zur Verwendung. Die dortigen Eingeborenen bezeichnen es in ihrem pidgeon English als sugar-bag²⁾ und unterscheiden eine „harte“ und eine „weiche“ Sorte. Beide sind braunschwarz und riechen stark aromatisch, wenn man sie erhitzt. An der Luft verbrennen sie unter Aufschäumen mit heller, russender Flamme, und absoluter Alkohol löst sie fast vollständig. Setzt man zu dieser Auflösung Wasser, so tritt eine starke milchige Trübung auf. Das „harte“ Wachs ist ziemlich spröde und hat die Härte 1,5. Seine alkoholische Lösung ist rotbraun und rötet blaues Lackmuspapier. Ein Missionar der jesuitischen Missionsstation am Daly River behauptete mir gegenüber, es bestehe aus einer Mischung von „weichem“ Wachs und dem Harze der

¹⁾ An Stelle des Menschenblutes verwenden die Zöglinge der Missionsstation Hermannsburg für die gewöhnlichen Corrobborees auch das Blut von Schlachttieren.

²⁾ Nach Brough Smith, The Aborigines of Victoria, vol. I, pag. 206, teilen die Messrs. Jardine an dem Berichte über ihre Reise von Rockhampton nach Cape York folgendes über die „native bee“ mit: „It deposits its honey in trees and logs, without any regular comb, as in the case of the former. These deposits are familiarly known in the colony as ‚sugar-bags‘ (sugar-bag meaning, boriginice, anything sweet), . . .“ Hiernach wird also in Queensland mit dem Worte sugar-bag hauptsächlich der Honig, und nicht das Wachs allein bezeichnet.

Wurzel des Ironwoodbaumes. Der Herr scheint sich aber geirrt zu haben, denn, wie ich von Eingeborenen hörte, bilde es die „Enden“ des Bienennestes und käme ganz unvermischt zur Verwendung. Das „weiche“ Wachs läßt sich bei gewöhnlicher Temperatur kneten. Seine alkoholische Lösung ist bräunlich und rötet blaues Lackmuspapier wenig oder garnicht.

Einen festeren und widerstandsfähigeren Kitt als das Wachs besitzt der Bewohner des nördlichen Küstengebietes in dem Harze des vorhin genannten Ironwoodbaumes. Dasselbe überzieht die größeren Wurzeln in einer mehrere Millimeter dicken Schicht und hat eine gelbliche oder bräunliche Färbung. Man gewinnt es auf die Weise, daß man fingerdicke Wurzelstücke im Feuer erhitzt und dann ihren Überzug abkratzt. Die erhaltene Masse knetet man unter wiederholtem Erwärmen in einem Stück Rinde zu einem Klumpen zusammen, wobei man die Finger häufig mit dem fettigen Schweiß der Stirn zu befeuchten pflegt. In diesem Zustande ist das Harz fast schwarz infolge der Beimengung von Kohlen- und Rindenpartikelchen. Es hat ungefähr die Härte 2,5: man kann mit ihm eine Silbermünze ritzen und eine Kupfermünze leicht polieren. An der Luft verbrennt es unter Aufschäumen mit heller, russender Flamme. Erhitzt man es, so bilden sich aromatisch riechende Dämpfe. Dem Anschein nach löst es sich nur zum geringen Teile in heißem absoluten Alkohol. Diese Lösung ist bräunlich und rötet blaues Lackmuspapier. Eine Verwechslung des Harzes mit dem „harten“ Wachse liegt natürlich sehr nahe. In zweifelhaften Fällen brauchen wir aber nur ein wenig von der betreffenden Substanz zu erwärmen: ist sie Wachs, so bekommt sie ein glänzendes, fettiges Aussehen, ist sie dagegen Harz, so bleibt sie matt.

Man benutzt dieses Harz bei der Herstellung von Wurfhölzern.

Der Ironwoodbaum (*Erythrophlaeum Labouchei*) gehört zu den Cäsalpiniern. Sein Verbreitungsgebiet befindet sich zwischen der Nordküste und dem 17. Breitengrade. Er erreicht ungefähr die Größe eines Birnbaumes und besitzt einen hohen, mit eisengrauer, rissiger Borke bedeckten Stamm. Die Blätter sind gefiedert und gleichen auffallend denen des Johannisbrotbaumes (*Ceratonia siliqua*). Er tritt nie in größeren Beständen auf.

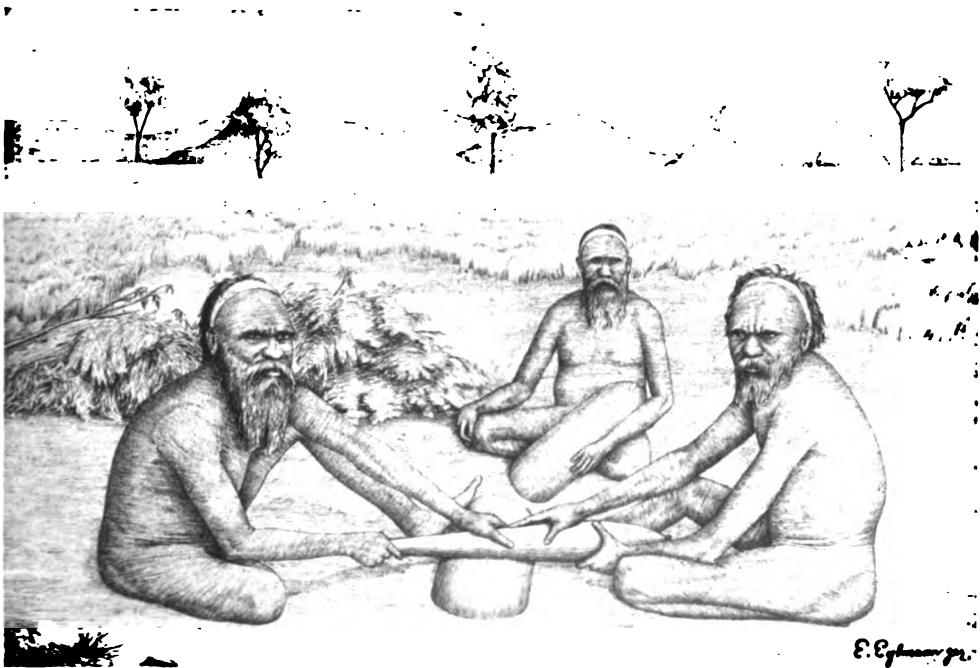
Nicht jeder Ironwoodbaum scheint ein verwendbares Harz zu liefern. Ich sah nämlich einmal, daß ein Larakia die abgekratzte Masse unwillig wegwarf, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, dieselbe durch wechselweises Erwärmen und Kneten zu ballen. Als ich ihn fragte, warum er dies tue, sagte er in gebrochenem Englisch: „No good that one, that one man, all the same as you and me. Lubra much better“. Dann holte er andere Wurzeln, und im Verlauf einer Viertelstunde hatte er die Arbeit zu seiner Zufriedenheit beendet.

Was die Behauptung des Eingeborenen zu bedeuten hat, ist mir unklar geblieben. Sicher kann er nicht gemeint haben, das Harz des weiblichen Baumes sei allein brauchbar; denn einerseits dürfen wir bei den Eingeborenen keine Kenntnisse über die Geschlechtsverhältnisse der Pflanzen voraussetzen, und andererseits gehört die Gattung *Erythrophlaeum* zu den Leguminosen, die ja einhäusig sind.

Die Binnenlandstämme benutzen als Kitt eine schwärzliche Harzmasse, die der eben besprochenen sehr ähnlich sieht, aber von einem Grase stammt. Die weißen Ansiedler nennen dieses Gras, wie auch die anderen südaustralischen Arten derselben Gattung, schlechtweg porcupine grass.

Im Innern kommen drei Arten des porcupine grass vor, nämlich *Triodia Mitchellii*, *T. pungens* und *T. irritans*; an der Nordküste beobachtete ich hin und wieder auf hohen Felsenhügeln eine vierte Art. Alle haben lange stachelförmige Blätter und scheinen recht harzreich zu sein, da sie, angezündet, lichterloh mit russender Flamme verbrennen.

Nur *Triodia pungens* liefert dem Eingeborenen den Kitt. Dieser Dreizahn



Oberes Bild: Lager von Tjingale.

Unteres Bild: Feuermachen bei den West-Arünta.

hat seinen Standort auf felsigen Hügeln und bildet in vielen Gegenden ausgedehnte Bestände, in die nur nach starken Regenfällen andere Pflanzen eingesprengt sind. In den ersten Jahren besteht er aus 30—40 cm hohen Büscheln, die einem zusammengerollten Igel nicht unähnlich sehen; später sterben die inneren, älteren Teile ab, und es entstehen dann nach und nach größere kreis-, nieren- und guirlandenförmige Gebilde. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich, roher Schätzung nach, vom 16. bis zum 20. Breitengrade. Die oberirdischen Teile sind fast vollständig von einem bernsteinfarbigem Harze überzogen. Wie bedeutend die Harzausscheidung ist, geht daraus hervor, daß selbst ein frischgrüner Büschel, der von Nässe trieft, leicht Feuer fängt.

Die Gewinnung des Harzes ist etwas zeitraubend und mühevoll. Ich gebe hier eine Notiz aus meinem Tagebuche vom Jahre 1896 wieder, die dieselbe eingehend schildert.

„Lagerplatz an einem Wasserloche des Frew River, 15. September. — . . . Am Morgen ging ich mit dem Eingeborenen zu dem südlich von hier gelegenen Hügel, der mit dem porcupine grass ganz bedeckt ist, von welchem man das Harz gewinnt. Dort sammelte er etwa 8—10 kopfgroße grüne und abgestorbene Büschel des Grases auf einer glatten Felsplatte und drosch sie eine Zeitlang mit einem Stocke. Als er mit dieser Arbeit fertig war, warf er die größeren Pflanzenteile weg, nachdem er sie sorgfältig ausgeschüttelt hatte. Das, was auf der Felsplatte zurückblieb, bestand aus häckselartig zerkleinerten Blättern und Stengeln, Sand und einem Harzpulver. Dieses Gemenge brachte er in ein großes muldenförmiges Stück Gummibaumrinde und suchte das Harz durch Wannen von den anderen Bestandteilen zu trennen. Durch geschicktes Schütteln beförderte er die häckselartigen Stoffe zuerst an das Ende der Wanne, welches von der Linken gehalten wurde, und schleuderte sie dann durch ruckartige Bewegungen der genannten Hand nach und nach auf den Erdboden. Mehrere Male ließ er einige Hände voll von dem Gemenge aus geringer Höhe in die Wanne fallen, damit der Wind die leichten Blattstückchen hinwegblase. Schließlich entfernte er den Inhalt der Mulde, der jetzt der Hauptsache nach aus Harz bestand, bis auf die sehr sandhaltige Masse am Grunde. Von diesem Reste suchte er dann noch die spärlichen Harzkörnchen auf dieselbe Weise zu trennen, wie er die Blatt- und Stengelstückchen von den übrigen Stoffen getrennt hatte.“

Das so gewonnene Rohmaterial bestand aus gelben, stecknadelkopfgroßen bis staubförmigen Harzteilen und einer geringen Menge der beiden vorhin genannten Substanzen: Sand und zerkleinerten Blättern und Stielen. Aus ihm stellte der Eingeborene durch Erhitzen den zum Gebrauch fertigen Kitt her. Er verfuhr dabei folgendermaßen: Über den größten Teil des Pulvers, das er auf einen flachen Stein geschüttet hatte, hielt er zwei Feuerbrände, wodurch die Oberfläche desselben sich schwärzlich verfärbte und dickflüssig wurde. Dann entfernte er diese Schicht und begann hierauf seine Arbeit mit den Feuerbränden von neuem. Auf diese Weise verwandelte er das Rohmaterial nach und nach durch wechselweises Erhitzen desselben und Entfernen der geschmolzenen Schicht in eine feste, pechartige Masse. Um einen Kitt von möglichst gleichmäßiger Beschaffenheit zu erzielen, walzte er die Masse mit einem erhitzten Creekgeschiebe, das er vermittels eines Stockes in Bewegung setzte, fladenförmig aus und ballte sie dann, nachdem er sie tüchtig geknetet hatte. Das Verfahren wiederholte er so oft, bis alle hellen Stellen von größerem Umfange aus der Substanz verschwunden waren. Schließlich stellte er den Rest des Rohmaterials in der Rindenmulde auf einige brennende Holzklötze und bearbeitete ihn nach dem Eintritt der Schmelzung noch eine Zeitlang durch Auswalzen und Kneten.“

Der auf die eben geschilderte Weise aus 8—10 Büscheln des Grases gewonnene Harzklumpen hat ungefähr die Größe eines Hühnereies.

Dieser Harzkitt unterscheidet sich von dem zuvor besprochenen durch einen

pechartigen Glanz; hinsichtlich der Härte und Festigkeit gleichen sich aber beide. Er verbrennt ebenfalls unter Aufschäumen mit einer helleuchtenden, russenden Flamme und verbreitet, stark erhitzt, einen säuerlich aromatischen Geruch. In kochendem absoluten Alkohol löst er sich. Auch diese alkoholische Lösung rötet blaues Lackmuspapier. Einschlüsse von Blatt- und Stengelstückchen sind selbstverständlich stets vorhanden; doch tun sie der Festigkeit keinen Abbruch, wenn ihre Zahl gering ist.

Da dieser Kitt hart und dabei nicht sehr spröde ist, so findet er für mannigfache Zwecke Verwendung. Zu seiner Erlangung werden weder Mühen noch Entbehrungen gescheut. So z. B. wanderte eines Tages ein „boss“ der West-Arünta, um ihn sich zu verschaffen, nur in Begleitung eines Weibes nach einer höchst unwirtlichen Gegend, die etwa 55 km von dem Lagerplatze seiner Horde entfernt war.

Es scheint, daß man sich in der Gegend von Tennant's Creek ausnahmsweise eines anderen Harzkittes bediene. Südlich von diesem Creek fand ich nämlich in einer verlassenen Hütte einen handgroßen Stein, der auf seiner oberen, flachen Seite mit einem rötlichen, leicht zerreiblichen Harze bedeckt war, und ein muldenförmiges Stück Rinde, das dieses Harz in flüssigem Zustande enthalten hatte.

In den Gebietsteilen der großen Senke zwischen den Mac Donnell Ranges und der Flinders Range, wo *Triodia pungens* nicht vorkommt, verwenden die Eingeborenen als Kitt eine Substanz, die sie von der Wurzel der *Leschenaultia* (*Latonia*) *divaricata* auf die gleiche Weise gewinnen, wie die nördlichen Stämme das Harz von der des Ironwoodbaumes. Als ich im Juli und August des Jahres 1900 bei den Diäri war, gelang es mir nicht, etwas von dieser Substanz in meinen Besitz zu bringen: die betreffende Pflanze sollte zu der Zeit „abgestorben“ sein. Nach Maiden¹⁾ handelt es sich nicht um ein Harz, sondern um eine gummiartige Wurzelausscheidung. Bei dem genannten Stamme heißt *L. divaricata* *mindri* und der von ihren Wurzeln gewonnene Kitt *kandri*.

Ich habe jetzt noch über die Stoffe zu berichten, welche die Narryngeri zum Kleben und Kitten verwenden. Wie ich von alten Leuten dieses sehr zusammengeschnittenen Stammes hörte, bestehen dieselben in dem Harze der *native pines* (*Frenela robusta* und *F. rhomboidea*) und dem Gummi von *wattles* (*Acacia* sp.). Unter den Arten der zuletzt genannten Gattung zeichnet sich besonders *Acacia pycnantha* durch eine reichliche Gummiausscheidung aus. Dieses Gummi soll dem Gummi *arabicum* an Güte nur wenig nachstehen.

Das Harz der beiden Grasbäume (*Xanthorrhoea quadrangulatis* und *X. semiplana*) ist nach den Berichten verschiedener Schriftsteller von Eingeborenen der Südküste als Kitt benutzt worden. So z. B. sagt J. D. Woods in seinem Buche über die Kolonie Südaustralien: „These grass trees exist in thousands on the sandy flats in the Ninety-Mile Desert, which lies between the Murray River and the Victorian border. The roots of these plants are edible; the gum, when it could be procured, was used by the natives to fix stone points on to the wooden shafts of their spears and to fasten axe heads fashioned of stone to their helms, as other paleolithic savages did in earlier geological epochs.“²⁾ Die Narryngeri jedoch haben es, soweit die Erinnerung ihrer ältesten Leute reicht, nie bei der Herstellung ihrer Beile und ihrer mit Steinsplintern bewehrten Speere verwendet.

¹⁾ Maiden, Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia, part III, pag. 197.

²⁾ J. D. Woods, The Province of South Australia, pag. 39.

Kap. XVII.

Die Farbstoffe.

Die Völker, welche im Naturzustande leben, schmücken gern den eigenen Körper und die Gebrauchsgegenstände mit grellen Farben. Auffallend häufig wird Rot hierzu verwandt.

Die Eingeborenen Australiens bilden in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Unter einem Dutzend derselben befinden sich in der Regel ein oder mehrere Leute, die das Gesicht, die Brust, das Haupthaar oder auch die ganze Vorderseite des Körpers mit Farbe beschmiert haben. Fast alle Gegenstände, die das Werk ihrer Hände sind, haben einen roten Anstrich, und manche derselben ziert außerdem eine bunte, in die Augen fallende Malerei. Stets liegen auf größeren Lagerplätzen flache Steine umher, die mit frisch angerührter Farbe bedeckt sind, wodurch wir schon auf die Vermutung gebracht werden könnten, daß das Schminken oder Malen dem Eingeborenen eine gewohnte Beschäftigung sei.

Von dem Südaustralier werden nur rote, gelbe, weiße und schwarze Farbstoffe benutzt. Die Reihenfolge, in der ich dieselben anführe, entspricht ungefähr der Häufigkeit ihrer Anwendung. Rot bildet jedenfalls deshalb die Lieblingsfarbe des Eingeborenen, weil es in ihm, wie in den meisten geistig nicht hoch stehenden Menschen, ein größeres Lustgefühl hervorruft, als die anderen Farben. Zum geringen Teil ist die häufige Verwendung der roten Farbstoffe aber darauf zurückzuführen, daß sie an vielen Orten in vorzüglicher Güte gewonnen werden können. Bemerkenswert ist, daß Blau und Grün keine Verwendung finden, obwohl Kupferkarbonate an vielen Stellen der Kolonie vorkommen. Vielleicht meidet man dieselben wegen ihrer großen Giftigkeit. Auch Braun wird gar nicht geschätzt; es ist dies um so auffallender, als erdige hellbraune und dunkelbraune Abarten des Brauneisensteins durchaus nicht selten auftreten.

Das Rot kommt in mehreren Tönen vor. Am häufigsten in Gebrauch ist eine blutrote Farbe; aber auch mehr oder minder zinnober- oder purpurrote Stoffe werden oft benutzt. Das Gelb hat gewöhnlich einen Stich ins Bräunliche oder Rötliche.

Die Farbstoffe entnimmt man, mit einer Ausnahme, dem Mineralreiche. Sie sind folgende: Roteisenstein, Brauneisenstein, Kalk, Gips, Kaolin, Braunstein und Holzkohle.

Die Fundplätze guter Farbstoffe werden hoch gewertet; auf ihnen finden sich selbst Leute aus weit entfernten Gegenden ein.

Gewöhnlich benutzt man nur die ockerige Art des Roteisensteines, den Roteisenerocker, der oft durch Ton usw. stark verunreinigt ist; zuweilen dienen aber

auch oolithischer Eisenstein, Eisenrahm u. dgl. zur Herstellung einer roten Farbe. Ferner pflegt man Brauneisenerz durch Erhitzen in Roteisenerz zu verwandeln. Dieses Verfahren wendet man übrigens auch an, um mißfarbigen Roteisen- Mineralien ein schönes Rot zu verleihen.

An einigen Stellen der Kolonie gewinnen die Eingeborenen den Roteisenstein in vorzüglicher Güte. Den weit unter den Stämmen des Nordens bekannten Fundort am Mount Tolmer besuchte ich von der Missionsstation am Daly River aus. Er gehört den Awarai und befindet sich in der Nähe eines verlassenen Zinnbergwerkes, auf der Spitze eines kleinen Hügels. Der Bruder, welcher mich begleitete, nannte ihn Corrorai-Mine. In der Sprache der Awarai heißt er jalle-jalle. Diese Mine der Eingeborenen bildet eine Höhle mit unregelmäßigen Nischen. Die Größe ihres Raumes beträgt etwa 10 cbm. Die Wandung besteht aus einem sandhaltigen Eisenoxydmineral, das die Finger bläulich rot färbt. Sie ist überall geglättet und weist nirgends Schlagmarken auf, was darin begründet ist, daß sich die Eingeborenen ihren Bedarf an Farbstoff mit einem Steinsplitter oder dergl. abkratzen. Der Eingang, der fast senkrecht in die Tiefe führt, wird von einem dunkelroten, natürlichen Felsbogen überdacht und ist so eng, daß sich eine erwachsene Person nur mit Mühe durch denselben zwängen kann. Eine ähnliche Roteisensteinmine, von den Awarai tjatjerring genannt, ist unweit der 46-Mile-Station gelegen. Ein weiterer Roteisenstein-Fundort der nördlichen Stämme befindet sich am Roper River. Von einem Tjauen erwarb ich ein faustgroßes Stück oolithischen Eisenerzes, das dort gebrochen worden ist und zur Bereitung von Farbe dienen sollte. Die Waramunga gewinnen einen großen Teil ihres roten Farbstoffes auf dem mit Felsenhügeln bedeckten Gelände im Süden der Renner Springs-Station. Wenn die Mitteilung, die mir ein Buschmann machte, der Wahrheit entspricht, so sind auch die Arünta im Besitze einer größeren Roteisensteingrube. Der Verwalter der Viehstation Owen's Springs Station, die unter dem 24. Breitengrade am Hugh River gelegen ist, erzählte mir nämlich, er sei einst auf den Stationsländereien durch Zufall zu einer gegen 12 Fuß tiefen Höhle in Roteisenstein gekommen, deren Wandung viele Spuren einer Bearbeitung mit harten Werkzeugen aufgewiesen habe.

Von den Arten des Brauneisensteins findet, so viel ich weiß, nur der gelbe Brauneisenerz Verwendung. Da er fast überall häufig vorkommt, so kostet seine Gewinnung keine Schwierigkeiten.

Von den drei Mineralien, die zur Herstellung der weißen Farbe dienen, können Kalk und Gips an sehr vielen Stellen ohne große Mühe gewonnen werden. Beide pflegt man, wenn ich nicht irre, vor der Benutzung zu brennen. Der Kaolin wird besonders geschätzt, er kommt aber nur in einigen Gegenden vor. Ein wichtiger Fundort desselben befindet sich unweit der jalle-jalle genannten Mine, und ein anderer im Süden der Renner Springs Station.

Besonders betonen möchte ich, daß die Zahl der Mineralien, aus denen der Eingeborene eine weiße Farbe bereitet, höchst wahrscheinlich größer ist als drei, da außer dem Kaolin noch andere weiße erdige Verwitterungs- und Zersetzungsprodukte in der Kolonie vorkommen.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich, daß ich hin und wieder sah, wie Kaititje, Arünta und Angehörige anderer Binnenlandstämme ihre Kopfschnüre an der Rinde von Gummibäumen (*E. rostrata*) rieben, um sie weiß zu machen.

Der Braunstein (Pyrolusit) wird wegen seiner Seltenheit wohl hoch gewertet. Ein Fundort dieses Erzes befindet sich in der Gegend der Renner Springs Station, dort, wo auch Roteisenstein und Kaolin gewonnen wird.

Die Holzkohle verwendet der Eingeborene nicht oft, denn wegen der Unvollkommenheit seiner Bindemittel vermag er nur eine sehr wenig haltbare Farbe aus ihr herzustellen.

Die Farbstoffe bewahren die meisten Stämme gewöhnlich so auf, wie sie

sie gewinnen, d. h. als Pulver oder unregelmäßige Stücke. Bei den Waramunga dagegen ist es Sitte, dem Roteisenstein eine bestimmte Form zu geben, indem man aus einem mit Wasser angerührten Teige dieses Mineralen spindelförmige Gebilde herstellt, die, in der Sonne getrocknet, annähernd die Härte eines ungebrannten Ziegelsteines besitzen. Ein Farbklumpen dieser Art, den ich an Tennant's Creek erwarb, hat eine Länge von 29 cm und in der Mitte einen Umfang von 24 cm. Derselbe gehört aber keineswegs zu den größten, die angefertigt werden. Auf die gleiche Weise pflegt der genannte Stamm mit dem Braunstein zu verfahren. Ähnliche Farbklumpen von geringer Größe sah ich übrigens hin und wieder auch bei den Arünta, den Diäri und anderen Binnenlandstämmen.

Flüssige Farbe bereitet man dadurch, daß man den betreffenden Farbstoff auf einem angefeuchteten flachen Stein fein zerreibt und den erhaltenen Brei nach Belieben mit Wasser verdünnt. Zum Auftragen der Farbe bedient man sich eines Pinsels aus Pflanzenteilen oder des Zeigefingers.

Das Haupthaar, Schamschurze, Bänder, Schnüre und auch andere Gegenstände fettet man zunächst ein, und reibt dann das Farbpulver auf dieselben. Beim Schminken unterläßt man oft das Einfetten der Haut, da diese stets mit fettigem Schmutz bedeckt ist.

Kap. XVIII.

Die Waffen.

Ein Volk, das vom Ertrage der Jagd lebt und beständig vor Feinden auf der Hut sein muß, pflegt in der Herstellung der Waffen eine größere Vollkommenheit zu erlangen, als in der anderer Handerzeugnisse. Da unser Australier in dieser Hinsicht keine Ausnahme macht, so läßt die Beschaffenheit seiner Waffen mit ziemlicher Sicherheit erkennen, welche Stufe der Kultur er erklimmen hat.

Die Mehrzahl aller Waffen ist aus Holz allein, oder aus diesem und holzigen Pflanzenteilen angefertigt. Aus Stein bestehen nur die Messer- und Streitaxtklingen und die Spitzen einiger Speere. Knochen findet, so viel ich weiß, nur bei einem Stamme in einem einzigen Falle Verwendung. Ich will gleich hier bemerken, daß die steinernen Waffen oder Waffenteile niemals durchbohrt oder geschliffen sind.

Die Bewaffnung ist nicht überall die gleiche. Die Verschiedenheiten, die in ihr zwischen mehreren Stammesgruppen oder, genauer gesagt, zwischen den Bewohnern des Nordens, des Binnenlandes und des Südens der Kolonie obwalten, sind so beträchtlich, daß ein Uneingeweihter, wenn er die Waffen dieser Gruppen gesondert vor sich liegen sähe, sie leicht für die Erzeugnisse ganz verschiedener Völker halten könnte. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung haben wir wohl zum Teil in der ungleichen Güte des zu Gebote stehenden Stoffes und zum Teil in der Verschiedenartigkeit des am häufigsten gejagten Wildes und der Pflanzendecke zu suchen. Die Abweichungen treten aber selten unvermittelt auf; gewöhnlich machen sie sich ganz allmählich geltend.

Die Waffen und die Werkzeuge unterscheidet man durch ihre Benutzung scharf voneinander. Ich hebe dies besonders hervor, weil manche annehmen geneigt sind, daß diese beiden Arten von Gebrauchsgegenständen bei allen primitiven Völkern mehr oder minder nach Willkür Verwendung fänden.

Die Fernwaffen dienen der Mehrzahl nach vornehmlich zur Ausübung der Jagd, und nur eine geringe Anzahl derselben ist so beschaffen, daß sie sich besser zum Töten und Kampfunfähigmachen von Menschen, als zum Erlegen oder Verwunden und Festhalten von Wild eignet. Die Nahwaffen hingegen haben fast ausschließlich den Zweck, im Kampfe Verwendung zu finden.

Daß die Zahl der Hauptwaffen bei jedem Stamme gering ist, brauche ich nicht zu betonen; liegt es doch nahe, daß es dem Australier, der nicht über Tragmittel für größere Gegenstände verfügt, sehr zum Nachteil gereichen würde, wenn er auf seinen Jagd- und wohl auch auf seinen weit weniger häufigen Kriegszügen in jeder Hand mehrere Waffen trüge. Zur Ausbildung einer besonderen Waffe für jedes Hauptwild konnte es deshalb nicht kommen, weil der Jäger selten in der Absicht den Lagerplatz verläßt, nur auf eine ganz bestimmte Tierart Jagd zu machen. Die Waffen, welche er mit sich nimmt, gehören daher

in der Regel zwei Formen an, von denen die eine sich besonders zur Erlegung der größeren und die andere zu der der kleineren Tiere eignet. Die nötige Geschicklichkeit im Gebrauche von drei, vier oder mehr ganz voneinander verschiedenen Waffen würde er sich meiner Meinung nach sehr wohl anzueignen vermögen.

Vergleichen wir die Waffen von Stämmen aus dem Norden, Süden und Innern miteinander, so finden wir, daß die der Küstenbewohner sich durch eine größere Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit auszeichnen. Innerhalb eines Stammes ist die Form der Waffen keinen nennenswerten Schwankungen unterworfen.

Zum Angriff und zur Verteidigung benutzt der Eingeborene Wurf-, Hieb- und messerartige Waffen. Zum Schutze dient ihm nur der Schild. Die Wurf- waffen bestehen in Speeren und Keulen und werden im Kampfe und auf der Jagd gebraucht. Die Schlag- oder Hieb- waffen sind keulen-, ax- oder schwert- förmig und finden nur zu kriegerischen Zwecken Verwendung. Die messerartigen Gegenstände spielen als Waffe eine untergeordnete Rolle; meistens bedient man sich ihrer beim Ausfechten von Streitigkeiten innerhalb der Horde oder des Stammes.

Die Speere bilden überall die Hauptwaffe. Jeder Stamm besitzt mindestens zwei Formen derselben, von denen der Hauptsache nach die eine, meistens die schwerste, zur Abwehr des Feindes und die andere zur Ausübung der Jagd benutzt wird. In der Mehrzahl der Fälle sind die Speere nicht aus einem Stück gearbeitet. Gewöhnlich besteht der Schaft aus Rohr, Bambus, Holz usw. und die Spitze aus einem dreikantigen Steinsplitter oder einem harten hölzernen Stabe, der oft ein oder mehrere Widerhaken besitzt. Ist der Schaft aus zwei Teilen zusammengesetzt, was häufig vorkommt, so zeichnet sich das hintere, kürzere Stück durch eine große Leichtigkeit aus. Zum Schleudern aller Speere, die einen zweitheiligen oder einen leichten Schaft haben, dient ein Wurfholz.

Was die Herstellung der Speere betrifft, so will ich hier nur erwähnen, daß man für die Formen mit hölzernem Schaft oder Schaftteil möglichst gerade Zweige oder Stämmchen verwendet, die die erforderliche Dicke besitzen, damit man sie der Hauptsache nach nur zu schälen braucht. Krümmungen entfernt man dadurch, daß man die betreffenden Stellen mit heißer Asche bedeckt und gerade biegt, wenn sie stark erwärmt sind. Über die Einrichtungen, welche zur Erhöhung der Treffsicherheit dienen, werde ich später einige Worte sagen.

Die Narryngeri haben fünf Speerformen (Taf. XVIII, Fig. 1, 2, 3, 4). Bei dreien bildet die Spitze mit dem Schaft ein Ganzes und bei den übrigen bestehen diese Teile nicht aus dem gleichen Stoffe.

Der einfachste Speer (Fig. 1) ist ein gegen 2,80 m langer zugespitzter Stock oder Stab, wenn wir lieber wollen, dessen vordere Hälfte schwerer ist, als dessen hintere.

Wird die Spitze dieses Speeres mit Steinsplitterchen bewehrt, so erhalten wir die zweite Form (Fig. 4). Die Splitterchen haben höchstens eine Länge von 1 cm und besitzen annähernd die Gestalt von Haifischzähnen. Sie sind mit dem Harze vom pine-tree (Callitris) in Fugen befestigt und bilden zwei gegen 8 cm lange gegenständige Reihen, die von vorn nach hinten laufen und etwa 3 cm von dem freien Ende der Spitze ihren Anfang nehmen. Dieser Speer dient hauptsächlich zum Erlegen des größeren Wildes.

Die Spitze der dritten Form (Fig. 3), des eigentlichen Kriegsspeeres, ist mit drei bis fünf einzelnen und schwach gekrümmten Widerhaken versehen.

Der Schaft dieser drei Speere ist entweder einfach, oder sein hinteres Drittel besteht aus dem holzigten Blütenschaft eines Grasbaumes (Xanthorrhoea). Im ersteren Falle werden die Waffen mit freier Hand und im letzteren mit einem Wurfholze geschleudert.

Die vierte Form ist etwa 1,70 bis 1,90 m lang und gleicht mehr einem Pfeile als einem Speere. Sie findet im Kampfe, auf der Jagd und beim Fischfange Verwendung. Den Schaft bildet ein Rohrschilfstengel (*Phragmites communis*) von der Dicke eines kleinen Fingers und die Spitze ein gegen 0,5 m langer zugespitzter Stock aus Malleeholz (*Eucalyptus* sp.). Beide Teile sind ineinander gesteckt und durch eine Umschnürung mit Kängeruhsehnen fest vereinigt.

Die fünfte und letzte Form ist die längste und schwerste von allen. Sie besteht aus einem 3 bis 4 m langen runden Stabe, an dessen vorderem Ende drei gegen 20 cm lange runde, spitz geschliffene Knochenstücke mit Fäden in gespreizter Stellung befestigt sind. Dies Fischereigerät wird mit der Rechten senkrecht ins Wasser gestoßen, und zwar oft auf Geratewohl. Die Sicherung des Stoßes übernimmt die Linke, welche den Schaft lose umschließt.

Über die Speerformen, welche in anderen Teilen der Küste gebräuchlich sind oder waren, vermag ich sehr wenig zu berichten. Nach Brough Smith¹⁾ und Henty²⁾ besaßen die Eingeborenen im Südwesten Victorias die gleichen Speere wie die Narryngeri. Wir dürfen also mit Recht annehmen, daß im ganzen Küstengebiete des South-East andere Formen als die beschriebenen nicht angefertigt worden sind. Der Rohrspeer wird auch wohl überall am Unterlaufe des Murray River in Gebrauch gewesen sein. Im naturhistorischen Museum zu Adelaide befindet sich nämlich ein Exemplar desselben, das aus der Gegend stammt, wo der Darling River sich mit diesem Flusse vereinigt. Daß die Urform aller Speere, der einfache schlanke, zugespitzte Stab, in nordwestlich vom Lande der Narryngeri gelegenen Küstengebieten bekannt ist, beweisen drei Exemplare derselben, die zusammen mit dem Rohrspeere vom Murray River und anderen Gegenständen der australischen Urbewohner in dem genannten Museum aufbewahrt werden, und von denen das eine — es zeichnet sich durch eine etwas breite Spitze aus — von der Südspitze der nach Eyre benannten Halbinsel stammt, und die beiden anderen an Fowler's Bay geschnitzt worden sind.

Von den Eingeborenen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, bevorzugen die Bewohner des Lake Eyre-Gebietes den Speer am wenigsten. Dies rührt wohl größtenteils daher, daß auf den baum- und buscharmen Steppen, wo das Anpürschen meistens schwierig ist, eine Waffe von geringer Wurfweite, wie der hölzerne Speer, für die Jagd eine untergeordnete Bedeutung hat. Außerdem enthalten die dortigen Jagdgründe nur eine geringe Zahl größerer Beuteltiere, zu deren Erlegung sich eine Waffe, die tief in den Körper dringt und das verwundete Tier am Entfliehen hindert, besser eignet, als der Bumerang oder irgend eine andere gute Wurfkeule.

Bei den Diäri, die ich von allen Eingeborenen des zuvor genannten Gebietes am besten kennen gelernt habe, sah ich nur hin und wieder zwei sich ähnelnde Speere.

Der größere derselben, welcher ausschließlich gegen Feinde zur Verwendung kommt, ist aus einem Stücke Holz geschnitzt und hat mindestens eine Länge von 2,5 m. Das vordere Ende ist lanzettlich zugespitzt und besitzt keine Widerhaken. Der Eingeborene wirft den Speer ohne Wurfholz, mit freier Hand, doch benutzt er ihn auch als Stoßwaffe. Er handhabt ihn in diesem Falle aber nicht auf die Weise, daß der Stoß in der Richtung von hinten nach vorn erfolgt, sondern wie einen Stößer, möchte ich sagen, denn seine Hände halten ihn so, daß die Spitze nach unten gerichtet ist.

Der kleinere Speer, er wird wohl hauptsächlich als Jagdwaffe benutzt, gleicht ganz dem einfachen stockförmigen Speere der Narryngeri.

¹⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*, vol. I.

²⁾ Richmond Henty, *Australiana*.

Die Arünta, Lurritji, Kaititje und andere zentrale Stämme fertigen meistens nur zwei Speerformen (Taf. XVIII, Fig. 5, 6) an, nämlich eine für den Kampf und eine für die Jagd.

Der Kriegsspeer (Fig. 5) sieht dem der Diäri sehr ähnlich; der Hauptsache nach unterscheidet er sich durch eine etwas schmälere Spitze von demselben. Diese Waffe scheint übrigens eine weite Verbreitung zu haben, da ich sie bei allen Stämmen zwischen dem Lake Eyre und Powell's Creek beobachtet habe. Gewöhnlich wird sie aus dem Kernholze der Mulga (*Acacia aneura*) oder der sheoak (*Casuarina Decaisneana*) angefertigt. Der Schaft geht allmählich in die Spitze über. Er ist stets rot angestrichen und mit feinen parallelen Längsfurchen versehen. Sein unteres Ende ist meistens stumpf zugespitzt. Der Eingeborene pflegt nämlich diesen Speer aufrecht in den Boden zu stecken, um ihn vor Beschädigung zu bewahren. Die Spitze hat die Form einer Lanzette und ist sorgfältig geglättet und geschärft. Häufig hat sie einen schwarzen Anstrich. Beim Schleudern hält man die Waffe nicht, wie wir einen Gehr halten, mit dem Daumen und dem Zeigefinger, sondern man packt sie so mit der ganzen Hand, daß der Schaft von allen Fingern umspannt wird. Auf die gleiche Weise handhaben auch die Narryngeri, Diäri usw. den Speer. Die Maße sind folgende: Gesamtlänge: 2,90 bis 3,0 m; Länge der Spitze: 44 bis 46 cm; größte Breite der Spitze: 3,0 bis 3,2 cm; Umfang des Schaftes in der Nähe der Spitze: gegen 7,6 cm; Umfang des Schaftes in der Nähe seines hinteren Endes: gegen 5,5 cm.

Der Jagdspeer (Fig. 6) ist im Durchschnitt fast ebenso lang und dick wie der Kriegsspeer. Er besteht aus einem zweiteiligen Schaft und einer lanzettförmigen Spitze, die mit einem Widerhaken bewehrt ist. Das vordere und auch das hintere Schaftstück wird bei den Arünta und einigen anderen Stämmen aus einem geglätteten und gerade gebogenen Zweige von *Tecoma australis* angefertigt. Die Vereinigung der beiden Stäbe stellt man auf die Weise her, daß man die betreffenden Enden derselben in der Länge von 6 cm abschrägt, dann die erhaltenen ovalen Flächen mit Triodiarharz aneinander klebt und schließlich die Verbindungsstelle mit Tiersehnen dicht umwickelt. Die Sehnen stammen meistens aus dem Schwanz der großen Känguruharten und haben im getrockneten Zustande ungefähr die Dicke eines Bindfadens. Die Spitze (Taf. XVIII, Fig. 12) besteht aus dem sehr harten, bräunlichen Kernholze der Mulga. Am Schaft ist sie auf die vorhin angeführte Weise mit Triodiarharz und Känguruhsehnen befestigt. Der Widerhaken hat die Dicke eines Bleistiftes und ist aus einem zähen, hellgelben Holze geschnitzt. Er bildet ein schwach gebogenes, an beiden Enden zugespitztes Stäbchen, das mit Känguruhsehnen ein wenig schräg zur Längsachse des Speeres auf die eine Seite der Spitze gebunden ist, und zwar so, daß das nach hinten gerichtete Ende hakenförmig absteht. Selten sind mir Speere zu Gesicht gekommen, deren Schaft einteilig war, oder deren Spitze keine Widerhakenbewehrung hatte. Warum der Schaft in der Regel zweiteilig ist, vermag ich nicht zu sagen. Da die beiden Stücke aus schwerem Holze bestehen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Anordnung der Wurfaffe eine größere Flugsicherheit verleihen soll. Vielleicht kann der Eingeborene keine passenden Zweige erhalten, die ein bis zwei Finger dick sind und mindestens eine Länge von 2,5 m besitzen. Der auf felsigen Höhen wachsende Strauch, der den Arünta und einigen ihrer Nachbarn das Material für den Schaft liefert, erreicht nur eine Höhe von einigen Metern. Überdies kommt er ziemlich selten vor, was schon daraus hervorgeht, daß der Eingeborene, der sich ja wenig Sorgen um die Zukunft macht, an den mit ihm bestandenen Plätzen keine Grasbrände verursacht. Während man alle anderen Waffen rot anstreicht, läßt man diesem Speere seine natürliche Farbe, vermutlich, um auf der Jagd weniger leicht die Aufmerksamkeit des Wildes zu erregen. Die einzige Verzierung, die ich an

dem Jagdspeere bemerkte, bildeten schmale, gegen 5 bis 7 cm lange Bänder, die aus eingeritzten parallelen Querstrichen bestanden und hinter der Spitze, am Vorderende des Schaftes, angebracht waren. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß man die Umschnürungen gleich nach der Herstellung mit nassem Wallabykot zu bestreichen pflegt, um dieselben fester zu machen; man ist nämlich der Ansicht, daß der Kot eine Zusammenziehung der Sehnen bewirke. Der Jäger besitzt gewöhnlich ein bis drei Exemplare dieser Speerform. Hat er ohne eine jagdgerechte Waffe eine Wanderung angetreten, und zwingt ihn der Hunger, oder treibt ihn seine Raubtiernatur, größerem Wilde nachzustellen, so pflegt er sich mit einem scharfen Steinsplitter, welchen er durch ein paar Schläge von einem beliebigen Quarzstück abgesprengt hat, in wenig mehr Zeit als einer Stunde aus irgend welchen Zweigen einen Speer anzufertigen, der, obwohl roh gearbeitet, nicht oft seinen Zweck verfehlt, wenn die Hand, welche ihn schleudert, gut geschult ist. Die Maße des Jagdspeeres sind folgende: Gesamtlänge: 2,75 bis 3,27 m; Länge der Spitze: 30 bis 45 cm; Breite der Spitze: 2,3 bis 3 cm; Länge des Widerhakens: 5,5 bis 12 cm; Länge des vorderen Schaftstückes: 1,74 bis 2,29 m; Länge des hinteren Schaftstückes: 35 bis 95 cm.

Außer diesen beiden Speeren, dem Kriegsspeer und dem Jagdspeer, sind mir einige Male bei den zentralen Stämmen, auf deren Gebiet sich außerordentlich große Wasserlöcher befinden, noch zwei andere Formen zu Gesicht gekommen, die man ausschließlich zum Fischfange benutzt und ohne ein Wurfwort handhabt. Die eine besteht aus einem einfachen schlanken Stocke, dessen dickeres Ende eine scharfe Spitze besitzt. Die andere ist zweiteilig. Ihr Schaft bildet ein fingerdicker und ihre Spitze ein dünner, scharf zugespitzter Stock. Beide Speere sind 1 bis 1,20 m lang.

Zwischen Tennant's Creek und dem Catherine River ist die Zahl der Speerformen bei den meisten Stämmen größer, als bei den Eingeborenen, deren Heimat zwischen diesem Gebiete und dem 30. Breitengrade gelegen ist.

Im Lande der Waramunga sah ich fünf Formen, die sich wesentlich durch ihre Spitze voneinander unterscheiden.

Unter diesen befanden sich der Jagdspeer (Fig. 6) und der Kriegsspeer (Fig. 5) der Arinta, Kaititje usw. und die Urform aller Speere, der lange zugespitzte Stock (Fig. 1). Von den übrigen Speeren hat der eine eine steinerne und der andere eine hölzerne, mit vielen Widerhaken versehene Spitze. Wie man mir sagte, würden diese beiden Formen an Tennant's Creek nicht angefertigt. Manche Schäfte oder Teile derselben stammen jedenfalls überhaupt nicht aus der Heimat der Waramunga.

Die Speere mit der steinernen Spitze haben einen einteiligen Schaft aus Bambusrohr oder einen zweiteiligen aus Holz und Schilfrohr. Die Spitze bildet ein mehr als fingerlanger scharfkantiger Gesteinsplitter.

Diese steinernen Speerspitzen treffen wir auch bei allen nördlicher wohnenden Stämmen an. Sie haben im großen und ganzen überall die gleiche Gestalt und sind gewöhnlich aus ein und derselben Gesteinsart angefertigt; nur hinsichtlich der Größe weisen sie zuweilen geringe Unterschiede auf. Wir könnten sie mit einer breiten, vorn dreischneidigen Dolchklinge vergleichen. Die eine Fläche ist um die Hälfte oder ein Drittel breiter als die anderen; alle drei sind eben, aber ungeschliffen und unpoliert. Bei sehr vielen Exemplaren ist noch eine vierte Fläche vorhanden, die sich vom stumpfen Ende aus in der Richtung der Längsachse erstreckt und in der Mehrzahl der Fälle gegen ein Drittel der Gesamtlänge besitzt. Anfangs glaubte ich, sie würde durch Wegschlagen eines Teiles der Kante erzeugt, in der die beiden schmälere der drei stets vorhandenen Flächen zusammenstoßen; später vermochte ich aber festzustellen, daß sie genau auf dieselbe Weise gebildet wird, wie die übrigen Flächen.

Das Gestein, aus dem in der Regel die Spitzen angefertigt sind, ist Quarzit,

der in den meisten Fällen eine so große Übereinstimmung zeigt, daß wir leicht in den Irrtum verfallen könnten, er stamme aus ein und demselben Bruche. Gewöhnlich hat er eine hellgraue Färbung; selten ist er bräunlich oder rötlich. In seiner Struktur ähnelt er einem grob- bis feinkörnigen Sandstein. Im Binnenlande und auch im nördlichen Küstengebiet ist er durchaus nicht selten; doch scheint es, daß er nicht überall den Anforderungen entspreche, da an mehreren Orten Brüche sich befinden, die hoch geschätzt werden. Einen derartigen Bruch der Waramunga habe ich auf meiner ersten Überlandsreise aufgesucht. Er ist ein paar Kilometer nördlich von Renner's Springs Station, unfern des Weges nach Powell's Creek Telegraph Station, gelegen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte er eine Tiefe von 50 bis 80 cm und belief sich die Menge des bereits entfernten Gesteins dem Anschein nach nur auf einige Kubikmeter. Von den in seiner Umgebung umherliegenden Bruchstücken wiesen viele deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung auf. Hochgeschätzte Fundstätten des Gesteines befinden sich auf den Wand-Goldfeldern.

Sehr selten werden die steinernen Spitzen aus einem anderen Materiale als Quarzit hergestellt. In den Mac Donnell Ranges sah ich zwei aus Milchopal bestehende Spitzen, die sich im Besitze eines Telegraphenbeamten befanden und von nördlichen Stämmen des Binnenlandes stammen sollten, und am Pine Creek zeigte mir ein Wulwanga drei roh behauene Tonschiefersplitter, die er glatt schleifen wollte, um sie als Speerspitzen zu benutzen. Sie stammten aus der Nachbarschaft des Städtchens Burrundie, wo der Schiefer die gewünschte Beschaffenheit besitzen soll. Jaspis kommt nie zur Verwendung, trotzdem er das Material für viele Schaber und Kratzer liefern muß.

Über die Gewinnung der Werkstücke machte mir ein intelligenter Wulwanga folgende Mitteilung: Zunächst bedecke man das bloßgelegte Gestein, welches man verwerten wolle, mit Blättern vom Cajaputbaume und besprenge diese mit Blut aus einer Armvene, wobei man „spreche“. Dann zünde man einen großen Holzstoß auf der betreffenden Stelle an und sammle schließlich die durch die Hitze abgesprengten Stücke, welche zu Speerspitzen verarbeitet werden könnten.¹⁾

Es bot sich mir nur einmal Gelegenheit, einen Eingeborenen bei der Anfertigung von steinernen Spitzen zu beobachten. Das Material bestand aus länglichen Quarzitstücken, die etwa so groß wie ein bis zwei Fäuste waren und frische Bruchflächen aufwiesen. Bei der Arbeit hatte der Eingeborene, welcher auf dem Boden saß, das Werkstück aufrecht vor sich stehen, und während er dasselbe mit der Linken festhielt, führte er mit der Rechten, in der sich das Schlagwerkzeug, ein länglich-rundes Creekgeröll, befand, von oben nach unten gerichtete Schläge auf das obere Ende aus, durch die lange Splitter abgesprengt wurden. Der zurückbleibende Kern war die Spitze in ihrer charakteristischen Gestalt. Hatte das stumpfe Ende einen zu großen Umfang, als daß es bequem am Schafte befestigt werden konnte, so schlug er zum Schluß alle scharfen Ecken und Kanten desselben weg. Hervorheben will ich noch, daß er die Schläge auf eine ebene Stelle richtete, und daß er keineswegs aus jedem Werkstücke eine Spitze gewann, da manche Absplisse eine falsche Richtung nahmen. Es scheint mir übrigens, daß, durch die Struktur des Gesteines bedingt, nur dann lange Absplisse mit flacher Seite erhalten werden können, wenn die Schläge das Werkstück an ganz bestimmten Stellen treffen.

Wie erwähnt, habe ich im Lande der Waramunga auch eine Speerform mit vielen Widerhaken beobachtet. Die hölzerne Spitze derselben ist gleichmäßig sägeartig gezähnt und hat eine Länge von 50 bis 56 cm. Die Zähne bilden

¹⁾ Durch das „Feuersetzen“ wird seit uralten Zeiten die Loslösung nutzbarer Mineralien und Felsarten bewirkt. Diese primitive bergmännische Gewinnungsarbeit ist in den Bergwerken der höheren Kulturvölker ganz oder fast ganz durch die Bohr- und Sprengarbeit verdrängt worden.

kurze, breite, nach hinten gerichtete Haken, die in einer Reihe von einem Ende der Spitze zum anderen laufen. Im Durchschnitt sind 10 bis 15 derselben vorhanden. Der Schaft besteht aus einem leichten Stocke von 2,50 bis 2,60 m Länge. Dieser Speer soll nur im Kampfe Verwendung finden.

Die nördlichen Stämme, mit Ausnahme der Küstenbewohner, besitzen gleiche Speerformen. Bei den Tjingale und den Goarango ist der Speer mit der steinernen Spitze wohl der gebräuchlichste (Taf. XVIII, Fig 7). Bei den Tjauen, Jöngmän, Waramunga usw. tritt ein kleiner Rohrspeer und der mit zahlreichen hölzernen Widerhaken bewehrte Speer mehr in den Vordergrund.

Der Schaft des Speeres mit der steinernen Spitze ist südlich vom Elsey Creek gewöhnlich aus einem Akazienzweige und einem Rohre zusammengesetzt; bei den nördlicher wohnenden Stämmen dagegen besteht er aus einem leichten Holze oder einem Bambusrohre (Taf. XVIII, Fig. 11). Auch die Steinsplitter bilden insofern einen Unterschied, als sie in der nördlichen Hälfte des Gebietes länger zu sein pflegen als in der südlichen.

Dem eben Gesagten will ich einige Worte über die Art und Weise hinzufügen, wie die zwei oder drei Teile des Speeres mit der steinernen Spitze aneinander befestigt werden.

Was zunächst die Befestigung der Spitze betrifft, so spaltet man das Vorderende des Schaftes etwa fünf Male in einer Länge von 8 bis 10 cm, und zwar sternförmig, wenn ich so sagen darf. Alsdann schiebt man das dickere Ende der Spitze, nachdem man es mit weichem Wachs bedeckt hat, gegen 3 bis 4 cm tief in eine der Spalten, umgibt den betreffenden Teil des Schaftes ebenfalls mit Wachs und schnürt ihn schließlich mit Fäden aus Pflanzenfasern fest ein.

Den aus zwei Teilen zusammengesetzten Schaft stellt man auf die Weise her, daß man den Stock (vorn) einfach in das Rohr (hinten) steckt und die Verbindungsstelle beider mit Wachs und Fäden umgibt.

Im Nachstehenden teile ich die Maße der mit steinerner Spitze bewehrten Form einiger Stämme zwischen der Nordküste und dem 20. Breitengrade mit.

Dreiteiliger Speer der Waramunga.

| | |
|--|--------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 6 cm |
| größte Breite der Spitze: | 3,5 „ |
| Länge des vorderen Schaftstückes (Holz): . . . | 1,55 m |
| Länge des hinteren Schaftstückes (Rohr): . . . | 1,28 „ |

Dreiteiliger Speer der Tjingale.

| | |
|--|--------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 6,5 cm |
| größte Breite der Spitze: | 3 „ |
| Länge des vorderen Schaftstückes (Holz): . . . | 1,5 m |
| Länge des hinteren Schaftstückes (Rohr): . . . | 1,3 „ |

Dreiteiliger Speer der Goarango.

| | |
|--|--------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 6 cm |
| größte Breite der Spitze: | 3,5 „ |
| Länge des vorderen Schaftstückes (Holz): . . . | 1,45 m |
| Länge des hinteren Schaftstückes (Rohr): . . . | 1,3 „ |

Zweiteiliger Speer der Wulwanga.

| | |
|---|-------|
| Länge der ganzen Spitze | 19 cm |
| Länge der aus dem Schaft hervorragenden Spitze: . . . | 16 „ |
| größte Breite der Spitze: | 4 „ |
| Länge des Schaftes: | 2,2 m |

Der mit Widerhaken versehene Speer der Tjingale und Goarango gleicht dem der Waramunga (Taf. XVIII, Fig. 8). Weiter nordwärts bekommt die Spitze dieser Speerart nach und nach ein etwas anderes Aussehen. Die Haken werden länger, erhalten die Gestalt des Oberschnabels eines Raubvogels und nehmen an Zahl ab. Gewöhnlich sind nur sieben bis zehn Haken vorhanden; mehr als fünfzehn habe ich nie beobachtet. Da sie in einer Reihe vom einen bis zum anderen Ende des sichtbaren Teiles der Spitze laufen, und dieser nicht kürzer wird, so vergrößert sich naturgemäß der Abstand zwischen je zwei Haken. Die Figur 9 auf der Tafel XVIII stellt einen Speer dieser Art dar.

Die Spitzen werden fast immer aus dem harten, rotbraunen Holze von *Erythrophloeum Laboucherii* hergestellt; nur wenige sah ich, für die man ein anderes Holz, und zwar das des stringybark (*Eucalyptus tetrodonta*) oder eines Strauches mit linealen Blättern verwandt hatte. Ihre Herstellung erfordert Sorgfalt und Geschicklichkeit. Wie ich wiederholt von Eingeborenen gehört habe, besäßen die meisten Männer nicht die Fähigkeit, sie anzufertigen. Auf einem kleinen Lagerplatze am Pine Creek — es befanden sich ein Dutzend Hütten auf demselben — zählte ich zweiundsiebenzig Speere der in Rede stehenden Art. Sie lagen in den Gabeln zweier Pfähle, die aufrecht im Boden steckten, und waren dem Anschein nach nicht benutzt worden. Außerdem harrten noch viele armlange Scheite aus *Erythrophloeum*holz der Bearbeitung. Jedenfalls befanden sich unter den Insassen des Lagers ein oder mehrere Schnitzkünstler, die mit Speeren Handel trieben.

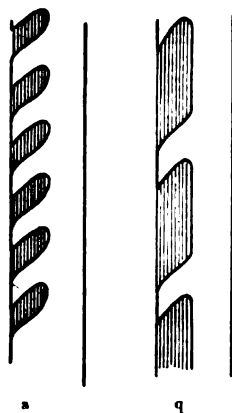
Da das Holz von *Erythrophloeum Laboucherii* unter den Werkhölzern der nördlichen Stämme obenan steht, so will ich hier ein paar Angaben über dasselbe einschalten. Den Baum beobachtete ich zuerst im Norden der Ashbourton Range, unter dem 17. Breitengrade. Am häufigsten kommt er im Gebiete der starken Sommerregen, also zwischen dem Roper River und der Küste, vor. „Tonangebend“ ist er nirgends, doch bildet er zuweilen kleine Gruppen; gewöhnlich tritt er aber nur vereinzelt in dem fast ausschließlich aus *Eucalyptus*-arten zusammengesetzten Walde auf. Er gehört zur Familie der *Caesalpinaceae* und erreicht etwa die Größe eines Birnbaumes. Die Blätter sind doppelt gefiedert und gleichen, in nicht zu großer Nähe gesehen, wie schon gesagt, auffallend den paarig gefiederten des Johannisbrothaumes. Was das Holz betrifft, so unterscheidet sich das Kernholz vom Splint in augenfälliger Weise durch die Färbung: jenes ist im frischen Zustande hellbraun und wird später rotbraun; dieses hingegen ist zuerst gelblich weiß und nimmt schließlich einen bräunlichen Ton an. Das Kernholz — nur dieses kommt zur Verwendung — zeichnet sich nicht allein durch eine schöne Färbung, sondern auch durch Härte, Dichtigkeit, Schwere und Zähigkeit aus. Wäre das Gefüge ein wenig feiner, so würde dasselbe sehr wohl den Vergleich mit unseren besten Werkhölzern, wie Mahagoniholz, Polysanderholz usw. auszuhalten vermögen.

Nach dieser kurzen Abschweifung komme ich auf den Speer wieder zurück. Wie schon gesagt, besteht der Schaft dort, wo die Haken klein sind, häufig aus Holz. Nördlich vom 14. Breitengrade bildet stets ein Bambusrohr denselben.

Die Spitze und der Schaft sind immer fest miteinander verbunden. Einige Speere mit Bambusschaft habe ich genau untersucht. Der hintere, zapfenförmig auslaufende, gegen 10 cm lange Teil der Spitze steckte bis zum letzten Widerhaken in dem Rohre, das an dem betreffenden Ende in einer Länge von etwa 6 cm dünner gemacht und mit Fäden zusammengeschnürt war. Die ganze Verbindungsstelle hüllte weiches Wachs ein.

Ein *Larackia* erzählte mir, seine Stammesgenossen hätten vor der Ansiedelung der Weißen die Spitze mit einem Kängeruhzahne geschnitzt und mit Muschelschalen geglättet. Ohne Zweifel hat dieser Speer dazumal für den Eingeborenen einen weit höheren Wert besessen, als heutzutage, wo er in der Regel mit eisernen Instrumenten angefertigt wird.

Beim Schnitzen der Spitze verfährt man rein schematisch, wie schon zur Genüge aus der großen Ähnlichkeit aller Exemplare, die aus ein und derselben Gegend stammen, hervorgeht. Das Werkstück, welches man auf eine mir nicht bekannte Weise durch Spaltung von armlangen Stamm- oder Aststücken zu gewinnen pflegt, hat im Querschnitt die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks; es stellt also ein Prisma dar. Bei der Anfertigung der Widerhaken macht man im Süden des Roper River von der Kante und den Seiten aus, die den kleinsten Flächenwinkel bilden, in gleichen Abständen schräge, gleichgerichtete, eiförmige Einschnitte.¹⁾ Daß durch diese die Haken in ihrer charakteristischen Gestalt schon erzeugt werden, zeigt die nebenstehende Skizze a. Im Norden des genannten Flusses, an manchen Orten auch schon ein wenig südlicher, geht der eiförmige Einschnitt allmählich in einen mehr oder minder parallelogrammförmigen über, weil die Abstände der Widerhaken voneinander größer werden. Die Schraffierung der beigegebenen Skizze b deutet diese Form des Einschnittes an.



Überall erhält der Speer einen roten Anstrich. Nördlich vom Catherine River färbt man die mit Wachs bedeckte Verbindungsstelle von Spitze und Schaft meistens gelb und bringt vor und hinter derselben mit weißer Farbe eine aus wenigen Strichen bestehende Malerei an (Taf. XXXII, Fig. 5). Auch im Süden dieses Flusses sah ich mehrere Exemplare, die auf ähnliche Weise verziert waren. Das hintere, freie Ende des Schaftes ist auf dem ganzen hier in Betracht kommenden Gebiet nicht selten weiß angestrichen.

Hin und wieder sah ich einige Speere, die sich von der eben besprochenen Form nur dadurch unterschieden, daß sie statt einer zwei oder drei gleich lange und fast gleich gerichtete Spitzen hatten. Wahrscheinlich dienten sie zum Speeren von Fischen.

Den nötigen Aufschluß über die Größenverhältnisse geben die untenstehenden Maße von vier Speeren.

Speer der Goarango (mit zwei Spitzen).

| | |
|--|---------------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitzen: . . . | 56,5 cm |
| Länge des Schaftes (Holz): | 1,98 m |
| Länge des Widerhakens | 1,5 bis 2 cm. |

Zwei Speere der Tjauen.

| | |
|---|--------|
| I. Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 65 cm |
| Länge des Schaftes (Bambusrohr): | 2,25 m |
| Länge des größten Widerhakens: | 1,8 cm |
| II. Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 71 cm |
| Länge des Schaftes (Bambusrohr): | 2,08 m |
| Länge des größten Widerhakens: | 3,5 cm |

Speer der Wulwanga.

| | |
|---|---------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 70,5 cm |
| Länge des Schaftes (Bambusrohr): | 2,03 m |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | 4,3 cm |
| Länge des größten Widerhakens: | 7,5 „ |

¹⁾ Spencer und Gillen (The Northern Tribes of Central Australia) haben am Mc Arthur River Speere gesehen, bei denen die Einschnitte nicht ganz bis zur Kante reichten. Ein Speer dieser Art, der keine Haken, sondern nur eine Reihe eiförmiger Löcher hat, befindet sich im Berliner Museum für Völkerkunde.

Eine andere Speerform (Taf. XVIII, Fig. 10), die aber bei den südlicheren der in Rede stehenden Stämmen selten vorkommt, besteht aus einem kurzen Rohrschaft und einer verhältnismäßig langen, hölzernen Spitze. Im Lande der Tjingale und Goarango beobachtete ich nur einige derartige Exemplare. Das Rohr sollte in den sogenannten swamps unweit der Daly Waters Station wachsen. Die Tjauen, Jöngmän und Wulwanga fertigen diesen Speer weit häufiger an, vielleicht weil sie sich das Material für den Schaft viel leichter verschaffen können. Die Spitze ist höchst einfach: sie bildet einen langen, zugespitzten Stock aus dem Holze des stringybark (*Eucalyptus tetradonta*). Das hintere Ende, welches sich ein wenig verjüngt, steckt in dem als Schaft dienenden Rohre, wo es in dem ersten Knoten fest eingeklemmt ist. Der besseren Befestigung wegen gibt man ihm einen Überzug aus weichem Wachse und bedeckt das Vorderende des Schaftes nach Entfernung der Oberhaut in einer Länge von einigen Zentimetern mit einem Bastlappen und einer mehrere Millimeter dicken Schicht weichen Wachses. Der ganze Speer ist in der Regel rot angestrichen. Bei den Tjingale sah ich ein Exemplar, dessen Spitze rot war und dessen Schaftknoten ein weißer Ring zierte.

Wie wir früher gesehen haben, kommt an der Südküste ein Speer vor, der dem eben beschriebenen ungemein ähnlich ist. Beide Formen werden wohl ganz unabhängig voneinander entstanden sein. Lag es doch für die Stämme nahe, in deren Heimat das Schilfrohr wächst, sich aus einem Stengel desselben und einem einfachen zugespitzten Stocke eine Waffe zu bilden, da diese schnell und ohne große Mühe angefertigt werden kann, sich vortrefflich mit dem Wurholze schleudern läßt und überdies so leicht ist, daß der Jäger und Krieger selbst auf großen Märschen eine kleine Anzahl von Exemplaren mit sich zu führen vermag.

Die Maße eines Speeres aus dem Süden und eines anderen aus dem Norden des in Frage kommenden Gebietes sind nachstehende.

Speer eines Tjingale.

| | |
|---|---------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: | 63,5 cm |
| Umfang der Spitze (Mitte): | 4,5 " |
| Länge des Schaftes: | 1,04 m |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | 4,5 cm |

Speer eines Wulwanga.

| | |
|---|--------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: | 56 cm |
| Umfang der Spitze (Mitte): | 3,4 cm |
| Länge des Schaftes: | 1,05 m |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | 4,4 cm |

Die Tjingale besitzen auch den schweren einteiligen Kriegsspeer der Arünta, Lurritji, Kaititje, Waramunga usw. (Taf. XVIII, Fig. 5); die Spitze pflegt aber ein wenig länger und breiter zu sein. Da er selten vorkommt, so ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß diese Eingeborenen ihn nicht selbst anfertigen, sondern nur durch Handel von ihren südlichen Nachbarn erhalten.

Ich habe jetzt noch zwei Speerformen zu besprechen, die ich hin und wieder im Besitze der Wulwanga sah. Die eine bildet gewissermaßen das Bindeglied zwischen dem großen Speere mit Widerhaken und dem kleinen Rohrspeere. Ihr Schaft besteht aus einem 2,35 bis 2,40 m langen Bambusrohre und einer stockförmigen Spitze, die 45 bis 50 cm aus jenem hervorrägt. Wie ich hörte, werde sie von jungen Burschen angefertigt, die sich nicht in den Besitz eines Widerhakenspeeres zu setzen vermöchten. Der andere Speer (Taf. XVIII, Fig. 13) ist klein und pfeilartig und gelangt nur durch Handel von den Bewohnern nördlicher Gebiete zu den Wulwanga. Von ihm wird später noch ausführlich die Rede sein.

Bei keinem der bisher genannten Stämme spielt der Speer eine so hervorragende Rolle als Jagd- und Kriegswaffe, wie bei den Eingeborenen, die im Norden an der Küste und dem Unterlaufe der größeren Flüsse wohnen. Dies ist wohl zum Teil darauf zurückzuführen, daß das Bambus- und das Schilfrohr, das beste Material für die Schäfte, in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, und eine Wurfwaffe anderer Art, mit Ausnahme des Pfeiles und des Blasrohrholzens, in den Wäldern und Dschungeln weniger zweckdienlich sein würde.

Die drei Hauptspeerformen der Wulwanga kommen auch bei den eben genannten Eingeborenen, den Larakia, Wulna, Minnitji, „Alligator Rivers Blackfellows“, Pongo-Pongo, Malack-Malack usw. vor. Die beiden Formen mit der hölzernen Spitze (Taf. XVIII, Fig. 9 und 10) fertigen sie in großer Zahl an; den Speer mit der steinernen Spitze (Taf. XVIII, Fig. 11) hingegen erwerben sie in der Regel durch Tausch von weiter landeinwärts wohnenden Stämmen.

Der Widerhakenspeer bei den meisten der genannten Stämme unterscheidet sich nicht von dem der Wulwanga. Nur am Daly River beobachtete ich augenfällige Abweichungen, die darin bestanden, daß die Spitze dicker war oder kürzere Widerhaken besaß. In einigen Fällen, wo beide Abweichungen sich vereint vorfanden, hatte sie geradezu ein plummes Aussehen.

Was den kleinen Speer mit der Spitze aus dem Holze des stringybark betrifft, so gehört er ohne Zweifel zu den Waffen, die der Weiße am häufigsten zu Gesicht bekommt; oft führt der Eingeborene nicht ein, sondern mehrere Exemplare mit sich. Daß die Größenverhältnisse ungefähr die gleichen sind, wie bei den Wulwanga und anderen südlicheren Stämmen, geht aus den nachstehenden Maßangaben hervor.

Speer eines Larakia.

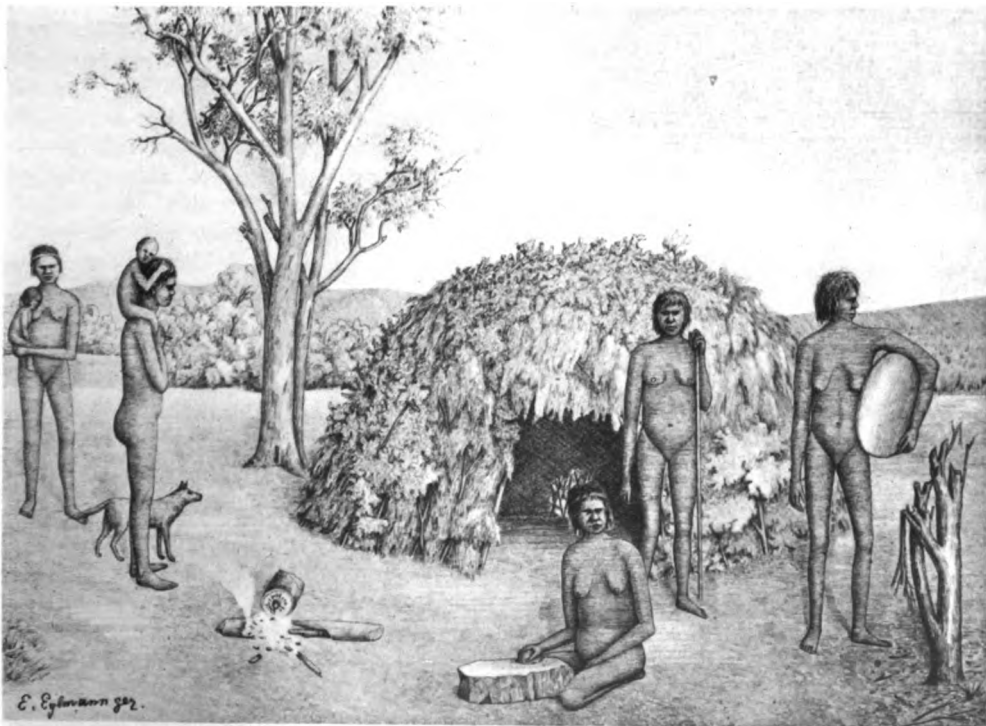
| | | |
|---|-----------|--------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: | | 45 cm |
| Länge des Schaftes: | | 1,05 m |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | | 3,2 cm |

Speer eines Minnitji.

| | | |
|---|-----------|---------|
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: | | 48,5 cm |
| Länge des Schaftes: | | 1,06 m |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | | 3,5 cm |

Über den Speer mit der steinernen Spitze will ich nur bemerken, daß der Schaft entweder aus einem recht leichten Holze oder aus einem Bambusrohre besteht.

Kurz zuvor habe ich erwähnt, daß zuweilen ein pfeilartiger Speer von der Küste zu den Wulwanga gelange. Diese Form (Taf. XVIII, Fig. 13) kommt bei den Küstenbewohnern und vielen ihrer Nachbarn recht häufig vor. Sie ist die einfachste und kleinste, welche mir in der ganzen Kolonie zu Gesicht gekommen ist, und ich bin überzeugt, daß viele meiner Leser sie für einen Pfeil gehalten hätten, wenn sie ihnen ohne Angaben über ihre Bestimmung gezeigt worden wäre. Den Schaft bildet ein armlanger, dünner Rohrstengel mit je einem Knoten an den Enden und die Spitze ein etwas kürzerer Mangrovenzweig. Das dickere Ende von diesem ist breit zugespitzt. Das dünnere steckt in dem Rohre, wo ihm die ersten Knoten einen so guten Halt verleihen, daß man eine innigere Befestigung mit Wachs, Fäden usw. für überflüssig crachtet. Der Speer erhält selten einen Anstrich; beiläufig gesagt, pflegt die Spitze nicht entrinnet zu sein. Mit einem Wurfholze geschleudert, fliegt er weiter und mit größerer Geschwindigkeit als irgend eine der bisher genannten Formen. Wie mir Eingeborene sagten, heilten die mit ihm gemachten Wunden oft sehr schlecht, da die Spitze zerplitterte, wenn sie auf einen Knochen trafe. Gewöhnlich führen die Eingeborenen eine größere Zahl dieser Speere mit sich.



Oberes Bild: Lager von Diäri.

Unteres Bild: Lager von Frauen der West-Arünta.

Die Maße zweier Speere, die aus weit voneinander entfernten Gegenden stammen, sind folgende:

Speer eines Pongo-Pongo.

| | |
|---|---------|
| Länge der ganzen Spitze: | 67,5 cm |
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 60,5 „ |
| Umfang der Spitze (Mitte): | 2,6 „ |
| Länge des Schaftes: | 72 „ |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | 3,3 „ |

Speer eines Larakia.

| | |
|---|-------|
| Länge der ganzen Spitze: | 73 cm |
| Länge des sichtbaren Teiles der Spitze: . . . | 59 „ |
| Umfang der Spitze (Mitte): | 2,4 „ |
| Länge des Schaftes: | 74 „ |
| Umfang des Schaftes (Mitte): | 3,6 „ |

Obwohl die beiden Rohrspeere klein und unscheinbar sind, so rechnen die hier in Frage kommenden Stämme sie doch zu ihren besten Waffen. Die größere Form dient hauptsächlich zur Erlegung des Wildes und wird mit großer Geschicklichkeit geschleudert, wie ich mich mehr als einmal überzeugen konnte, wenn Eingeborene Vögel im Fluge zu erlegen versuchten. Um die Wurfweite festzustellen, ließ ich drei dieser Speere von einem jungen, kräftigen Larakia mit voller Kraft in horizontaler Richtung schleudern. Der erste Speer fiel 92, der zweite 152 und der dritte 128 Schritt von dem Eingeborenen zu Boden. Der kleinere Speer ist wohl mehr eine Kriegs- als eine Jagdwaffe.

Außer diesen Formen kommen hin und wieder noch zwei andere vor. Wir kennen sie bereits. Die eine, welche beim Fischfange benutzt wird, ist dem Widerhakenspeer sehr nahe verwandt: sie unterscheidet sich von ihm nur dadurch, daß sie statt einer zwei oder drei Spitzen besitzt. Die andere, die einfachste unter den langen, zweiteiligen Speeren, ist aus einem schlichten spitzen Stabe und einem Bambusrohre zusammengesetzt. Wie wir gesehen haben, findet sie sich auch im Lande der Wulwanga vor, wo sie von den jungen Leuten angefertigt wird, die sich nicht in den Besitz eines Widerhakenspeeres zu setzen vermögen.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, das mitzuteilen, was ich über Speere von anderen, in diesem Kapitel nicht genannten Stämmen erfahren habe.

Ein Plinara aus dem Gebiet zwischen dem Daly River und dem Viktoria River sagte mir, seine Stammesgenossen besäßen Speere mit einer steinernen Spitze¹⁾, und von einigen Binbinka erfuhr ich, daß in ihrer Heimat, am Oberlaufe des Mac Arthur River, lange Speere gebräuchlich seien, die eine steinerne oder eine hölzerne, mit Widerhaken bewehrte Spitze hätten.

Alle Speerformen, die im Northern Territory vorkommen, werden, mit Ausnahme des schweren einteiligen Kriegsspeeres (Taf. XVIII, Fig. 5) der zentralen Stämme, vermittels eines Wurf Brettes geschleudert und sind aus diesem Grunde an dem hinteren Ende mit einer kleinen grubigen Vertiefung versehen. Bei den Formen, deren Schaft ganz oder zum Teil aus einem Schilfrohrstengel oder Bambusrohre besteht, ist diese Vertiefung selbstverständlich keine künstliche.

¹⁾ Im Adelaiders naturhistorischen Museum befinden sich zwei Speere, die aus dem Gebiete des Victoria River stammen sollen. Der Schaft besteht aus Holz und Rohr und die Spitze aus einem kurzen dreikantigen Quarzsplitter.

Man erhält sie dadurch, daß man bei der Anfertigung der Waffe das freie Ende des Schaftes 1 bis 2 cm vor einem Knoten durchschneidet. Um die betreffende Stelle vor Beschädigung zu schützen, pflegt man sie bei allen größeren Formen in einer Länge von 2 bis 3 cm mit Fäden oder Sehnen zu umwickeln und mit Wachs zu bekleben. An der Südküste ist übrigens das hintere Ende der Speere, die nicht mit freier Hand geschleudert werden, fast auf die gleiche Weise gegen Zersplitterung gesichert.

Zwischen der Nordküste und Tennant's Creek verwenden die Eingeborenen, welche mit den Weißen in Berührung kommen, häufig Glassplitter, Telegraphendraht und flache Eisenstücke als Spitze für ihre großen Speere; die südlichen Stämme des Binnenlandes dagegen hängen in dieser Hinsicht fest am Althergebrachten. Die Glassplitter sind flach und haben annähernd die Form eines gleichschenkeligen Dreiecks. Das Vorderende läuft in eine feine, mit großer Geschicklichkeit hergestellte Spitze aus, und die beiden längsten Kanten bilden eine scharfe, schwach gezähnelte Schneide. Die Herstellungsweise zeigt die Beschaffenheit der Seitenflächen an, die zum größten Teile mit winzigen, muschelförmigen, mehr oder minder senkrecht zur Kante gestellten Schlagmarken bedeckt sind. Die Drähte, welche zur Verwendung kommen, haben eine Länge von 30 bis 35 cm und sind spitz geschliffen. Die mit diesen bewehrten Speere werden ausschließlich zum Fischfange benutzt. Gewöhnlich haben sie drei oder vier Spitzen, die entweder gleichgerichtet oder ein wenig gespreizt sind. Der Schaft besitzt zuweilen eine auffallende Länge. Man sieht diese Speere übrigens recht häufig, was wohl daher rührt, daß sie sich viel leichter anfertigen lassen als die mit mehreren Spitzen versehenen Widerhakenspeere, aber ebenso zweckdienlich sind. Den Steinsplittern zieht man stets Klingen von Messern und Schafscheeren, scharf geschliffene Stücke von Schaufelblättern usw. vor. Ein mit einem dieser Gegenstände bewehrter Speer ist in der Hand eines Eingeborenen keine zu verachtende Waffe. Auf der Elsey Station wurde mir ein solcher Speer gezeigt, mit dem ein boy gleichzeitig den Unterschenkel eines Chinesen und die Wandung eines Bleheimers durchbohrt hatte.

Warum stellt man die überwiegende Mehrzahl aller Speere nicht aus einem, sondern aus zwei oder gar drei Teilen her? Der Leser wird bereits aus der Beschaffenheit des Materials entnommen haben, daß durch dieses Verfahren in den meisten Fällen die Sicherung des Fluges erhöht werden soll. Daß der Schaft des Jagdspeeres der zentralen Stämme (Taf. XVIII, Fig. 6) wahrscheinlich deswegen aus zwei Stücken zusammengesetzt ist, weil das zur Verwendung kommende Material nur eine geringe Länge besitzt, habe ich schon angeführt. Der zweiteilige Schaft der anderen Formen macht aber keine Ausnahme. Auch der einteilige Schaft ist so gestaltet, daß die Flugbahn der Waffe wenig Unregelmäßigkeiten aufweist und möglichst gestreckt ist. Man verwendet nämlich nur solche Zweige oder Bambusrohre, die am einen Ende beträchtlich dicker sind als am anderen. Was die Spitze betrifft, so haben wir gesehen, daß sie nur bei ein paar Formen mit dem Schaft ein Ganzes bildet. Warum sie aber so überaus häufig diesem an- oder eingefügt ist, liegt meines Erachtens klar zutage. Ist sie verhältnismäßig schwer, was oft der Fall zu sein pflegt, so wird die Flugsicherung dadurch erhöht, daß der Schwerpunkt weit nach vorn zu liegen kommt. Außerdem erlaubt es das Schaftmaterial nur ausnahmsweise, daß aus ihm die Spitze geschnitzt werde, da es der Arbeitersparnis halber in der erforderlichen Dicke ausgewählt wird, eine geringe Härte aufzuweisen pflegt oder gänzlich ungeeignet für diesen Zweck ist, wie z. B. das Rohr. Schließlich ist noch der Umstand von ausschlaggebender Bedeutung, daß der ganze Speer nicht wertlos wird, wenn die Spitze zerbricht. Das Bestreben, die Spitze so zu befestigen, daß sie sich in der Wunde loslöse und allein im Körper zurückbleibe, macht sich nirgends geltend.

Die Wurfhölzer¹⁾ treten, wohl hauptsächlich infolge des Formenreichtums der Speere, in großer Mannigfaltigkeit auf. Wir könnten sie ihrer Gestalt nach in Wurfbretter und Wurfstöcke einteilen. Diese Einteilung ließe sich jedoch nicht streng durchführen, da es ein oder zwei Formen gibt, auf die, genau genommen, die beiden Bezeichnungen angewandt werden könnten. Besonders hervorzuheben ist, daß alle Wurfhölzer mit einem Haken versehen sind, der entweder aus dem Vollen geschnitzt oder angefügt ist. Der Griff ist der bequemen Handhabung wegen abgerundet oder mit Einschnitten für die Finger versehen. Bei keinem Stamme hat er aber die Ausbildung erfahren, welche der des Eskimowurfbrettes aufweist. Sein freies Ende besitzt bei den meisten Formen eine Verdickung, die das Abgleiten der werfenden Hand verhindern soll.

Die australischen Ethnographen nennen das Wurfholz in ihren Arbeiten gewöhnlich *spear-thrower*; die Buschleute der Kolonie hingegen haben ihm den Namen *Wumera* gegeben. Dieses Wort ist auch in anderen Teilen des Festlandes gebräuchlich. Man schreibt es *wommerah*, *womerah*, *wommara*, *womnera*, *woomera*, *wamera* usw.; die Aussprache ist also nicht überall genau die gleiche. Über seine Herkunft sagt eine Notiz in der australischen Zeitung „The Australasian“ (24. Juli 1897) folgendes: „Woomera (a throwing stick) some 40 years ago used to be *wamra*, a hook stick for throwing a reed spear.“

Das Wurfholz der *Narryngeri* ähnelt dem mancher Stämme *Victorias*. Es besteht aus einem Stücke. Das vordere Drittel ist stabförmig und besitzt an dem freien Ende einen runden Knauf. Der übrige Teil beginnt mit einer Anschwellung, verjüngt sich dann gleichmäßig nach hinten zu und endet mit einem starken, nach vorn gerichteten Haken. Die Oberseite dieses Teiles ist abgeflacht. Die Figur 4 auf Tafel XXII stellt ein Exemplar dar, das vor vielen Jahren dem naturhistorischen Museum zu Adelaide von Rev. G. Taplin, dem Gründer der Missionsstation *Point Macleay*, geschenkt worden ist. Seine Länge beträgt gegen 60 cm und seine größte Breite gegen 5,5 cm. In dem Museum befindet sich noch ein anderes, recht altes Wurfholz (Taf. XXII, Fig. 5). Es stammt aus der Gegend von *Mannum* (Unterlauf des *Murray River*) und ist 1855 erworben worden. Von dem obengenannten unterscheidet er sich im wesentlichen dadurch, daß das hintere Ende eine etwas stärkere Anschwellung aufweist, die die Gestalt einer halben Spindel besitzt, und der Haken nicht aus dem Vollen geschnitzt, sondern angefügt ist.

Eine ähnliche Wurfholzform besaßen die „*Port-Lincoln-Eingeborenen*“. *Charles Wilhelmi*²⁾ teilt uns über dieselbe folgendes mit: „Die aus *Kasuarinenholz* verfertigte *Middla* (Wurfholz) ist eine Art Schleuder oder ein Hebel, 1 m lang und 5 cm breit, welcher dem Speere eine stärkere Kraft gibt. Die innere Seite, auf welcher der Speer ruht, ist ein wenig ausgehöhlt. Das obere, etwas spitz zulaufende Ende hat einen mit *Kängeruhsehnen* und *Gummi* befestigten Haken oder *Kängeruhzahn*.“

Ich habe nicht in Erfahrung zu bringen vermocht, daß die Stämme im Osten des *Lake Eyre* Wurfhölzer besitzen oder besessen haben. Es sind die-

¹⁾ Als Wurfholz bezeichne ich nicht auch den Bumerang. Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Vorschlag machen, alle Geräte, die zum Schleudern von Speeren dienen, unter dem Sammelnamen *Wurfgeräte* zusammenzufassen und sie in bezug auf ihre Beschaffenheit in *Wurfhölzer* und *Wurfstricke* oder *Wurfschnüre* einzuteilen. So weit wie durchführbar, könnte man dann noch die *Wurfhölzer* in zwei Gruppen, *Wurfbretter* und *Wurfstöcke*, sondern. Bezeichnender als *Wurfgerät* wäre vielleicht *Speerschleuder*. Verwendete man diesen Ausdruck, so würde natürlich „*Wurf*“ nicht das erste Glied, das Bestimmungswort, aller zusammengesetzten Benennungen sein. Für das strickförmige *Wurfgerät* — es wurde bekanntlich von den Römern, *Neu-Caledoniern* usw. benutzt — habe ich deshalb nicht die allgemein gebräuchliche Bezeichnung *Wurfschlinge* gewählt, weil sie leicht zu Verwechslung Veranlassung geben kann, denn unter ihr versteht man ja auch den *Lasso*.

²⁾ *Charles Wilhelmi*, *Sitten und Gebräuche der Port-Lincoln-Eingeborenen*. (Aus allen Weltteilen. Jahrg. I.)

jenigen, bei denen der Speer eine ganz untergeordnete Rolle spielt. An Cooper's Creek sind mir allerdings hin und wieder Wurfhölzer zu Gesicht gekommen, sie selbst oder ihre Verfertiger stammten aber stets aus einer anderen Gegend, und zwar meistens aus der, welche westlich von dem genannten See gelegen ist. Vielleicht reicht die Grenze des großen, in Ostaustralien befindlichen Gebietes, dessen Bewohner keine Wurfhölzer besitzen, im Westen bis zum Lake Eyre. F. Gräbner¹⁾ hat die Grenzen dieses Gebietes auf einem Kärtchen angedeutet, das seinem Aufsätze über Kulturkreise in Ozeanien beigegeben ist.

Zwischen dem 20. und 30. Breitengrade kommt nur eine Wurfholzform vor (Taf. XXII, Fig. 1 a u. b). Sie wird aus dem Holze der Mulga (*Acacia aneura*) angefertigt und gehört, wie die mit Widerhaken versehene Speerspitze des Nordens, zu den besten Schnitzarbeiten, die aus den Händen unserer Australier hervorgehen. Sie bildet eine flache, breite Rinne, in der ein Unterarm bequem Platz finden könnte. Nicht selten ist sie ein wenig gekrümmt, und zwar so, daß der durch ihre Mitte gehende Längsschnitt einen nach unten zu offenen Bogen darstellt. Ich möchte ihre Gestalt mit der eines lanzettlichen, langzugespitzten Weidenblattes vergleichen, dessen Ränder gleichmäßig nach oben gebogen sind. Unten hat sie die Wölbung und die Glätte der Außenseite des entrindeten Stammes oder Astes behalten. Wie sorgfältig der Eingeborene bei seiner Arbeit zu Werke geht, und mit welcher großer Geschicklichkeit er seine elenden Werkzeuge zu gebrauchen weiß, zeigt die Wandung, die überall eine gleiche, aber ganz geringe Dicke aufweist. Die Beschaffenheit der Unterseite läßt schon die Herstellungsweise ahnen. Will ein Eingeborener ein Wurfbrett anfertigen, so sucht er sich einen Baum aus, von dem ein Stamm- oder Astteil genau die gleiche Flächenkrümmung aufweist, wie die untere Seite des Wurfholzes. Diesem Teile des Baumes entnimmt er in der erforderlichen Länge und Breite das Werkstück. Die Bearbeitung des Stückes, das annähernd die Gestalt eines Cylinderabschnittes besitzt, nimmt er mit dem Meißel von der Schnitt- und Spaltungsfläche aus vor; die Fläche, welche die Rinde bedeckt hat, pflegt er ganz unverändert zu lassen. Auf meinen Reisen im Innern sind mir durchaus nicht selten Mulgabäumchen zu Gesicht gekommen, aus denen ein armlanges, schmales Stück Holz herausgehauen war. Der Haken ist am hinteren Ende so angebracht, daß sich der dünnere Teil des Speerschaftes in der rinnenförmigen Höhlung befinden muß, wenn der Eingeborene zum Wurf ausholt. Das vordere Drittel des Gerätes läuft allmählich in einen schmalen, flachen, als Handhabe dienenden Fortsatz aus, der sich an seinem freien Ende nicht unbeträchtlich verbreitert. An dieser Verbreiterung, die annähernd die Gestalt eines Dreieckes hat, ist in der Regel ein Steinsplitter befestigt. Was zunächst das als Haken verwendete Stäbchen betrifft, so fällt es durch seine Kleinheit auf, und seine helle Färbung verrät uns auf den ersten Blick, daß es nicht aus Mulgaholz besteht. Die vordere, sichtbare Hälfte desselben hat eine kegelförmige Spitze. Die hintere ist abgeschrägt, wie der Widerhaken an dem Jagdspeere, und mit Triodiarharz und Sehnen an einem winzigen, ebenfalls abgeschrägten, scheibenförmigen Fortsatze des Wurfholzes befestigt. Der Steinsplitter am Vorderende dient als meißelartiges Werkzeug. Gewöhnlich besteht er aus Jaspis. Er ist mit einem Klumpen Triodiarharz befestigt, aus dem nur die breite Schneide hervorragt, welche nicht selten die Form eines Hohlmeißels hat. Das Wurfh Holz erhält keinen Anstrich, wie der zugehörige Jagdspeer.

Außer zum Schleudern des Jagdspeeres und zur Anfertigung von Waffen und vielen der übrigen aus Holz bestehenden Gebrauchsgegenstände dient dieses Gerät noch zu manchen anderen Zwecken. So z. B. kommt es beim Feuermachen sehr häufig als Reibwerkzeug zur Verwendung und gibt, wenn sein Besitzer sich auf dem Marsche befindet, nicht selten den Behälter für kleinere Siebensachen ab.

¹⁾ F. Gräbner, Kulturkreise in Ozeanien, Zeitschrift für Ethnologie. Heft I. 1905.

Das Wurfholz hat überall fast die gleiche Größe. Die Maße eines Exemplares, das von einem West-Artinta stammt, sind folgende:

| | |
|---|-----------|
| Gesamtlänge: | 82 cm |
| Länge der Handhabe mit Einschluß des Steinsplitters: etwa | 21 „ |
| Größter Abstand der seitlichen Ränder voneinander: . . . | 14 „ |
| Tiefe der Rinne: | 4 „ |
| Dicke der Wandung: | etwa 7 mm |
| Breite des Steinsplitters: | 3 cm |
| Länge des sichtbaren Teiles des Hakens: | 7 mm. |

In Westaustralien, zwischen dem Fortescue River und dem Ashburton River, kommen Wurfhölzer vor, die sich von dem in Rede stehenden hauptsächlich nur dadurch unterscheiden, daß sie flach sind oder ein wenig aufwärts gebogene Ränder besitzen¹⁾. Diese große Ähnlichkeit der beiden Wurfholzformen ist um so auffallender, als die Entfernung zwischen dem Innern und der Küste nicht nur eine sehr große ist, sondern auch das trennende Gebiet, welches vom 120. und 130. Breitengrade eingeschlossen wird, der Hauptsache nach zu den unwirtlichsten des ganzen Erdteiles gehört.

Bei den Nord-Waramunga sah ich häufig ein Wurfgerät, das sich durch eine große Einfachheit auszeichnet. Es besteht nur aus einem runden, fingerdicken, gegen 90 cm langen Stabe, der einen hölzernen Haken hat. Vom Vorder- bis zum Hinterende nimmt dieser Wurfstock, als solchen können wir ihn mit vollem Rechte bezeichnen, allmählich an Umfang ab. Der Haken ist am dünneren Ende mit Triodiarharz befestigt und besitzt einen etwas größeren Umfang als der des zuvor beschriebenen rinnenförmigen Wurf Brettes. Wahrscheinlich wird dieser Wurfstock nicht nur im Norden des Waramungagebietes angefertigt, da Waffen und Werkzeuge in der Regel ein weit größeres Verbreitungsgebiet zu haben pflegen.

Nach Spencer und Gillen²⁾ wird östlich der Ashburton Range ein Wurfstock benutzt, der sich von dem eben beschriebenen nur dadurch unterscheidet, daß das vordere, dickere Ende mit einer großen Quaste aus Menschenhaar-Fäden verziert ist. Ich habe diese eigentümliche Form nirgends im Besitze von Eingeborenen angetroffen. Da sie mir bei Beginn meiner Reise im Northern Territory von Mr. Gillen zu Alice Springs gezeigt worden war, und mir dieser Herr gesagt hatte, sie käme irgendwo im Binnenlande vor, so habe ich bei allen zwischen den Mac Donnell Ranges und der Nordküste wohnenden Stämmen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, Erkundigungen über sie einzuziehen versucht; überall war sie aber ganz unbekannt.

Das Hauptwurfholz aller nördlich von Tennant's Creek wohnenden Stämme, durch deren Land mich mein Weg geführt hat, ist ein langer abgeflachter Stab, der sich von einem Ende zum anderen nicht unbeträchtlich verjüngt (Taf. XXII, Fig. 2). Die Ecken des breiteren Vorderteiles sind abgerundet. Die beiden Seitenflächen bilden stumpfe Kanten und sind schwach gewölbt, und zwar ist die Wölbung der mit dem Haken versehenen Oberseite die bedeutendste. Die Kanten haben vorn je einen viereckigen Ausschnitt. Beide Ausschnitte gleichen sich völlig, auch haben sie denselben Abstand vom Vorderende. Das Wurfholz sieht also einem Schwerte ähnlich, dem die Parierstange fehlt. Das als Haken dienende Stückchen Holz ist ein eiförmiges Gebilde, auf dessen stumpferen Ende zwei gespreizte Stäbchen sitzen (Taf. XXII, Fig. a). Das eine von diesen steckt bis zur Basis in einer länglichen, schlitzförmigen Durchbohrung des Wurfholzes (Fig. b u. c). Die ganze Verbindungsstelle ist mit Fäden umschnürt und in

¹⁾ Im Hamburger naturhistorischen Museum befinden sich einige Wurf Bretter dieser Art.

²⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 669 u. 670.

einen Klumpen harten Wachses gehüllt (Fig. d). Im Norden des in Frage kommenden Gebietes stellt man den Stab mit Vorliebe aus dem hellen, leichten Holze des Malabarischen Wollbaumes (*Bombax Malabaricum*) her. Für den Haken verwendet man das Holz von Akazien oder vom quinine tree (*Petalostigma quadriloculare*). Das Wurfholz dient zum Schleudern aller Speere, mit Ausnahme des großen einteiligen Kriegsspeeres und des kleinen Rohrspeeres, dessen Spitze aus einem Mangrovenzweige besteht (Taf. XVIII, Fig. 13). Es erhält nur einen roten Ockeranstrich. Bei den Stämmen nördlich des Catherine River hat der Ausschnitt für die Finger in seinem Grunde meistens einen kleinen breiten Dorn; auch pflegen seine äußeren Ecken abgerundet zu sein.

Wenn die Eingeborenen ganz unbewaffnet sind, haben sie doch oft, selbst auf langen Märschen, das Wurfholz bei sich. Zu welchem Zweck, vermag ich nicht zu sagen. Auf meinem Ritt zur jesuitischen Missionsstation am Daly River traf ich z. B. sechs blutjunge Malack-Malack, die keine Waffen, wohl aber das schwertförmige Wurfholz mit sich führten. Sie wollten dem Goldfelde The Howley einen eintägigen Besuch abstatten. Der Weg zwischen diesem Orte und ihrer Heimat ist gegen 100 km lang. Gewöhnlich halten die Eingeborenen das Gerät in den Händen. Nicht selten tragen sie es aber auch zwischen dem Rücken und den Armen, wie bei uns manche Wanderer ihren Spazierstock, wenn sie sehr ermüdet sind. Als eine Art Stockschild dient es jedenfalls nicht, da es leicht zerbrochen werden kann, und Keulen als Fernwaffen zwischen dem Roper River und der Nordküste, wo ich die Gewohnheit am häufigsten beobachtet habe, selten oder nie benutzt werden. Daß die Eingeborenen sich seiner als Stütze bedienen, wenn sie die eigentümliche Ruhestellung auf einem Beine einnehmen, habe ich früher erwähnt. Ganz ausgeschlossen ist es nicht, daß es als ein Zeichen der Manneswürde gilt, denn wenn ich mich recht erinnere, habe ich die in Rede stehende Beobachtung weit häufiger an jungen, als an älteren Männern gemacht.

In bezug auf das Verbreitungsgebiet dieser Wurfholzform will ich noch erwähnen, daß es sich den Aussagen der Eingeborenen nach höchst wahrscheinlich über den ganzen nördlichen Teil der Kolonie erstreckt.

Die Maße dreier Exemplare, von denen das eine aus dem Norden, das andere aus der Mitte und das dritte aus dem Süden des hier in Frage kommenden Gebietes stammen, sind folgende:

Wurfholz eines Tjingale.

| | |
|---|-------|
| Länge: | 66 cm |
| größte Breite: | 5 " |
| Länge des Ausschnittes: | 3 " |
| Entfernung des Ausschnittes vom Vorderende: | 10 " |
| Länge des sichtbaren Teiles des Hakens: | 3 " |

Wurfholz eines Tjauen.

| | |
|---|--------|
| Länge: | 96 cm |
| größte Breite: | 4,5 " |
| Länge des Ausschnittes: | 2,5 " |
| Entfernung des Ausschnittes vom Vorderende: | 11,1 " |
| Länge des sichtbaren Teiles des Hakens: | 2,6 " |

Wurfholz eines Larakia.

| | |
|---|---------|
| Länge: | 98,5 cm |
| größte Breite: | 4,8 " |
| Länge des Ausschnittes: | 2,6 " |
| Entfernung des Ausschnittes vom Vorderende: | 11 " |
| Länge des sichtbaren Teiles des Hakens: | 2,5 " |

Zu dem kleinsten Rohrspeeere (mit Mangrovenholzspitze) gehört ein einfacher dünner Wurfstock, der nicht zum Schleudern irgend eines anderen Speeres benutzt wird (Taf. XXII, Fig. 6). Sein Vorkommen beschränkt sich also auf das Gebiet zwischen der Nordküste und dem Catherine River. Der Haken ist aus dem Harze von *Erythrophloeum Labouchei* geformt und fällt durch seine Unförmlichkeit auf. In der Nähe des Vorderendes umschließt den Stab eine fingerlange und fingerdicke dunkle Masse, die hinten mit einer petschaftförmigen Anschwellung endet und gewöhnlich aus Harz (*E. Labouchei*), selten aus „hartem“ Wachs besteht.

Die Maße eines derartigen, von einem *Larakia* angefertigten Wurfstockes sind folgende:

| | |
|--|--------|
| Länge: | 1,1 m |
| Umfang in der Mitte: | 4,5 cm |
| Entfernung der Harzmasse vom Vorderende: | 8 „ |
| Länge der Harzmasse: | 8 „ |
| Länge des Hakens: | 3,8 „ |

Im Adelaiden naturhistorischen Museum befindet sich ein von Eingeborenen am Mac Arthur River stammender Wurfstock, der einen hölzernen Haken besitzt, und den vorn ein wurstförmiges, gegen einen Finger langes Gebilde aus Wachs oder Harz umschließt. Dieser Wurfstock scheint das Bindeglied zwischen dem eben beschriebenen der Stämme im Norden des Catherine River und dem der Nord-Waramunga zu bilden.

Einige Male sah ich im Besitze von Eingeborenen der Alligator Rivers-Distrikte ein armlanges Wurfholz, das eine auffallend große Ähnlichkeit mit einem Säbel hatte und zum Schleudern der kleinen Rohrspeeere mit einer Spitze aus Eucalyptusholz dienen sollte (Taf. XXII, Fig. 3). Es hatte eine so geringe Dicke, daß es ohne große Mühe wie eine Damaszenerklinge gebogen werden konnte. Die mit dem Haken versehene Seite war flach, die andere hingegen wölbte sich ein wenig. Das Vorderende besaß einen aus dem Harze von *E. Labouchei* hergestellten Knauf. Unmittelbar hinter diesem befanden sich, wie bei dem schwertförmigen Wurfholze, zwei mehrere Finger breite Ausschnitte. Der Haken bestand aus Holz und war mit Sehnen und Wachs an einem kleinen Fortsatze des Hinterendes befestigt. Wie man mir sagte, werde das Wurfholz beim Gebrauch so gehalten, daß die konvexe Kante nach oben gerichtet sei.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, die Art und Weise zu schildern, wie die Speere mit den Wurfhölzern geschleudert werden.

Obwohl die Wurfhölzer in betreff ihrer Gestalt wesentliche Unterschiede aufweisen, so werden sie doch mit Ausnahme des Wurfstockes der Stämme im Norden des Catherine River auf die gleiche Weise gehandhabt. Will ein Eingeborener einen Speer schleudern, so umfaßt er das Vorderende des Wurfholzes mit den drei letzten Fingern der Rechten, und zwar im Ausschnitt oder dicht hinter der aus Holz, Wachs oder Harz bestehenden Verdickung. Sodann nimmt er den Schaft zwischen die beiden übrigen Finger und steckt ihn mit Hilfe der Linken auf den Haken. Bei der Wurfbewegung läßt er die Finger in dieser Stellung und hält den Speer nur mit dem zweiten Gliede des Daumens und den beiden letzten Gliedern des Zeigefingers fest. Den an der Nordküste gebräuchlichen Wurfstock (Taf. XXII, Fig. 6) dagegen umfaßt der Eingeborene mit den vier letzten Fingern und drückt gegen sie den Schaft mit dem Daumen, wenn er die Schleuderbewegung macht.

Ich habe bereits angegeben, daß der Eingeborene, um die Flugsicherung und die Wurfweite des Speeres zu erhöhen, eine Spitze verwendet, die verhältnismäßig schwer ist, als Schaft einen Stab wählt, der keine nennenswerten

Krümmungen besitzt und sich vom einen Ende bis zum anderen gleichmäßig in nicht unbedeutendem Grade verzüngt, und diese beiden Hauptteile, Spitze und Schaft, so miteinander vereinigt, daß der Schwerpunkt zwischen der Mitte und dem Vorderende der Waffe zu liegen kommt. Eine Stetigkeit des Fluges und eine erhöhte Wurfweite wird aber nicht allein durch diese Zusammensetzung des Speeres, sondern auch durch das Wurfholz erzielt.

Wie sich die Vorteile ergeben, die die Benutzung eines Wurfholzes bietet, ist meines Wissens noch nicht genau festgestellt. Gewöhnlich umgeht man eine Erklärung mit ein paar nichtssagenden Worten über Verstärkung der Schwungkraft des Armes durch eine künstliche Verlängerung desselben, Übertragung der Hebelkraft des Armes auf ein stabförmiges Gerät und dergleichen mehr. Die nachfolgenden Zeilen sollen keine Erklärung des Vorganges bieten, sondern nur auf einige Punkte aufmerksam machen, die meines Erachtens vornehmlich in Betracht kommen.

Beim Schleudern des Speeres handelt es sich um eine gradlinige, beschleunigte Bewegung. Geschieht der Wurf aus freier Hand, so wirkt die bewegende Kraft ungefähr von der Stelle aus, wo sich die Mitte oder der Schwerpunkt der Waffe befindet. An dieser Stelle ist auch der unterstützende Punkt gelegen. Wird dagegen ein Wurfholz benutzt, so haben wir den Angriffspunkt der Kraft hinten, am äußersten Ende, zu suchen, und statt eines sind zwei Stützpunkte vorhanden, von denen der eine mit dem Angriffspunkte der Kraft zusammenfällt, der andere dagegen dort liegt, wo die schleudernde Hand den Schaft umspannt. In diesem Falle wird also der Speer fast auf die gleiche Weise geworfen, wie der Pfeil. Beim Schleudern ist die Bewegung, in die das Wurfholz versetzt wird, jedenfalls nicht stärker, als die der Hand, wenn sie nicht mit diesem Geräte ausgerüstet ist; denn von einer Verstärkung der Schleuderkraft, bedingt durch eine künstliche Verlängerung des Armes, kann, streng genommen, wohl nicht die Rede sein. Etwas anderes ist es natürlich, wenn wir einen Körper, z. B. einer Tonkugel, mit einer langen Gerte fortschleudern. In diesem Falle handelt es sich wirklich um eine Verstärkung der Schwungkraft durch Verlängerung des Armes, da das obere Ende der Gerte mit dem aufgespießten Geschos in einer Zeiteinheit einen viel größeren Weg zurücklegt, als die Hand mit dem unteren Ende.

Auf die „Hebelkraft“, die dem Wurfholze seinen hohen Wert als Schleuder verleiht, näher einzugehen, muß ich mir versagen, da hierzu meine Kenntnisse in der Mechanik bei weitem nicht ausreichen. Erwähnen will ich aber noch, daß beim Wurf aus freier Hand die der Waffe erteilte Geschwindigkeit dadurch ein wenig verringert wird, daß die Hand (volle Faust) den Schaft nicht schnell genug loszulassen vermag. Bei Benutzung eines Wurfholzes macht sich dieser Übelstand weniger deutlich bemerkbar. Ich habe dies bei eigenen Übungen im Speerschleudern beobachtet.

Bei der Schleuderbewegung befindet sich die Hand etwa in Augenhöhe. Der Körper nimmt dann ungefähr die Stellung eines Fechters ein, der eine Hieb- waffe mit der linken Hand führt, d. h. das rechte Bein wird ein wenig gekrümmt gehalten und das linke ist nach vorn und seitwärts gestellt. Daß er nicht zielt, wie ein Europäer mit dem Gewehre, dem Blasrohre und der Armbrust, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Einen Anlauf pflegt er, so viel ich weiß, nur in der Hitze des Kampfes zu nehmen. Hat er einen schweren, biegsamen Speer auf das Wurfholz gesteckt, so stützt er ihn so lange mit der linken Hand, bis er zum Wurf ausholt, und dann, blitzschnell ein oder mehrere Pendelbewegungen mit ihm machend, läßt er ihn in dem Augenblicke davonfliegen, wo die Krümmung des Schaftes aufgehoben ist. Im Innern habe ich wiederholt die Beobachtung gemacht, daß Eingeborene den linken Arm gebogen in Schulterhöhe vor der Brust hielten, wenn sie mit dem großen Jagdspeer zum Wurf ausholten, um

ihn in den Körper des Wildes zu senden. Die untere Abbildung auf der Tafel XV stellt einen West-Arünta in der eben geschilderten Haltung dar.

Bevor ich mich zur Besprechung einer anderen Waffengattung wende, möchte ich noch ein paar Worte über den von Spencer und Gillen im Osten der Daly Waters Telegraph Station beobachteten Wurfstock sagen, der sich dadurch wesentlich von allen anderen Wurfhölzern unterscheidet, daß er am vorderen Ende mit einer großen Quaste aus Menschenhaar-Fäden versehen ist. Der Leser wird mir wohl unbedingt Recht geben, wenn ich behaupte, daß er höchst unzweckmäßig eingerichtet ist, da sein Anhängsel ihn der Fähigkeit beraubt, den Luftwiderstand leicht zu überwinden, und ohne Zweifel die vom Haken fliegende Waffe schon eine Verringerung der Geschwindigkeit erfährt, wenn sich ein oder mehrere Fäden um den Schaft schlingen oder an Unebenheiten desselben haften bleiben. Beim Niederschreiben dieser Zeilen steigt in mir der Gedanke auf, er werde vielleicht vor dem Gebrauche von seiner Quaste befreit, oder diene überhaupt nicht als Schleuder, sondern nur als eine Art Zeremonial-Gerät.

Die Keulen spielen in der Bewaffnung einiger Stämme eine hervorragende Rolle. Daß sie aus dem einfachen Knüppel hervorgegangen sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Übrigens findet sich diese Urform mit einigen unwesentlichen Verbesserungen noch unter den eigentlichen Waffen sehr vieler Stämme vor. Den größten Formenreichtum besitzen die Keulen an der Südküste, je weiter wir aber nach Norden kommen, desto mehr treten sie den Speeren gegenüber in den Hintergrund. Sowohl Schlag-, als auch Wurfkeulen sind gebräuchlich. Jene werden ausschließlich gegen Feinde verwendet, während von diesen viele zugleich Jagd- und Kriegswaffen sind. Die meisten Keulen haben eine weite Verbreitung, und an Übergängen von einer Form zu einer oder mehreren anderen fehlt es nicht. Die Gestaltgebung ist nirgends abhängig von der Laune der einzelnen Leute. Abweichungen von der Grundform sind mir in einigen Gegenden allerdings nicht selten zu Gesicht gekommen; in allen Fällen handelte es sich aber um Exemplare von Formen, die aus einem Werkstücke gearbeitet werden, welchem die Natur, wenn ich so sagen darf, schon das Aussehen einer Keule gegeben hat.

Bei der Anfertigung dieser Waffengattung verwendet der Eingeborene, wie bei der vieler anderer Gegenstände, als Werkstücke gern Stamm- oder Astteile, die so beschaffen sind, daß die Bearbeitung mit den elenden Werkzeugen nicht zu große Schwierigkeiten mache und nicht sehr viel Zeit in Anspruch nehme, und daß das aus ihnen Gewonnene sich durch Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichne. So z. B. stellt er den Bumerang stets aus einem Stücke Holz her, das genau die Krümmung besitzt, welche er dieser Waffe zu geben wünscht.

Daß der Eingeborene beide Keulenarten aus einem recht harten, zähen Holze anfertigt, wird der Leser wohl als selbstverständlich voraussetzen. Zur Bearbeitung des Werkstückes dient bei den meisten Stämmen der Steinmeißel mit dem langen hölzernen Stiel (Taf. XXIII, Fig. 1).

Die Schlagkeulen sind im Durchschnitt natürlich länger und schwerer, als die Wurfkeulen. Nur dort, wo sie ihre größte Ausbildung erfahren haben, sieht man einige Formen, die nicht eine mehr oder minder einfache Verlängerung des Armes bilden, sondern so gestaltet sind, daß ihr Schlagende tief in die Weichteile einzudringen vermag.

Die Wurfkeulen weisen im großen und ganzen bedeutendere Abweichungen von der Urform auf. Es darf uns dies nicht wundernehmen, da es sich um eine Waffengattung handelt, von der viele Arten auch auf der Jagd Verwendung finden, und überdies der stumpfe Stoß oder Schlag eines einfachen, mehr oder minder knüppelartigen Geschosses in der Regel nur dann die gewünschte Wirkung hat, wenn er mit großer Gewalt erfolgt. Die Vervollkommnungen beschränken sich

meistens auf das Vorderende; durch sie wird aber nicht allein die Wirkungsfähigkeit erhöht, sondern auch der Flug sicherer gemacht und in einigen Fällen sogar beschleunigt. Gegenüber dem einfachen Knüttel besteht der Vorteil, den die Formen bieten, welche die größte Ausbildung erfahren haben, hauptsächlich darin, daß statt oberflächlicher Quetschungen Stich-, Riß- oder Schnittwunden gebildet werden, und es verhältnismäßig häufig zu schweren Knochenbrüchen kommt.

Unter den Waffengattungen aller Stämme der Kolonie fallen die Keulen der Narryngeri durch ihre große Mannigfaltigkeit auf. Wie ich durch Vergleiche leicht festzustellen vermochte, haben sie eine in die Augen springende Ähnlichkeit mit denen der Urbewohner Victorias.

Ich beginne meine Beschreibungen mit dem Bumerang des genannten Stammes (Taf. XX, Fig. 7). Diese Wurfwaffe, sie führt den Namen *pungiche* (*pung—ich—che*), wird aus dem harten, braunroten Kernholze der *she-oak* (*Casuarina*) hergestellt und ist so gewichtig, daß ihre Handhabung einen nicht unbedeutenden Kraftaufwand erfordert. Wie ich hörte, soll der Eingeborene sie so zu schleudern vermögen, daß sie im Fluge zu ihm zurückkehrt. Ein in meinem Besitze befindlicher Bumerang dieser Art ist in der Mitte sichelförmig gekrümmt und zeichnet sich durch eine auffallende Breite aus. Die beiden Seitenflächen sind gewölbt, und zwar die eine ein wenig mehr als die andere, und bilden überall eine scharfe Kante. Der Schwerpunkt liegt in der Nähe der einwärts gekrümmten Kante, ungefähr in gleichem Abstände von den Enden. Ob außer der schon genannten Krümmung noch eine andere vorhanden ist, vermag ich nicht zu sagen, da die Waffe nicht genau gearbeitet ist. Das Gefüge des Holzes läßt deutlich erkennen, daß das Werkstück gekrümmt gewesen ist. Dieser Bumerang wiegt 850 gr.; seine Maße sind folgende:

| | |
|--|-------------|
| Abstand der Enden voneinander: | 67 cm |
| Länge der Mittellinie: | 79 " |
| Breite an den Enden: | 5,5 bis 6 " |
| größte Breite (Mitte): | 11,5 " |
| größte Dicke: | 2,7 " |

In dem nordwestlich vom Spencer Golf gelegenen Küstengebiet kommen ebenfalls Bumerang vor; sie sind aber bedeutend schmaler und leichter und weisen oft eine aus gleichlaufenden Rillen, eingebrannten Häkchen usw. bestehende Verzierung auf (Taf. XIX, Fig. 14). Mehrere Exemplare dieser Art werden im Adelaider naturhistorischen Museum aufbewahrt.

Außer dem Bumerang haben die Narryngeri noch andere Wurfkeulen. Die Formen, welche ich kennen gelernt habe, sind vorn stark verdickt und besitzen hinten eine aus erhabenen Ringen oder Spiralen bestehende Schnitzerei, die als Verzierung und in vielen Fällen auch als Rauigkeit für die Hand dient.

Eine *plongi* genannte Keule (Taf. XIX, Fig. 6) erfreute sich früher einer großen Beliebtheit. Sie wird nicht nur als Wurf-, sondern auch als Schlagwaffe benutzt. Missetäter, wie z. B. Ehebreicher, pflegte man buchstäblich windelweich mit ihr zu schlagen. Sie wird aus dem Holze des *myall* oder des *blackwood* (*Acacia melanoxylon*) angefertigt. Vorn endet sie mit einer dicken, spindelförmigen Anschwellung, die ungefähr die Größe einer Mannesfaust besitzt, und hinten mit einer Verzierung, die einem Schraubengewinde nicht unähnlich sieht. Ein Exemplar, das ich am östlichen Ufer des Lake Alexandrina erworben habe, wiegt 500 gr. Die Maße desselben sind folgende:

| | |
|--|--------|
| Länge: | 59 cm |
| Umfang der spindelförmigen Anschwellung: | 22,5 " |
| Umfang des Stieles (Mitte): | 8 " |
| Länge der Verzierung am hinteren Ende: | 12 " |

Zwei ähnliche Keulen aus anderen Teilen der Kolonie befinden sich im naturhistorischen Museum zu Adelaide. Das eine Exemplar (Taf. XIX. Fig. 5) ist gegen $\frac{3}{4}$ Meter lang und am Schlagende mit einer großen und am Griffende mit einer kleinen stumpfen, eiförmigen Verdickung versehen. Es stammt aus dem südlichen Küstengebiet, unweit der Gawler Range. Das andere Exemplar ist im Norden, am Mac Arthur River, geschnitzt worden und besitzt eine Länge von 0,5 m. Die den Kopf bildende Verdickung hat die Gestalt einer Spindel und läuft in eine ziemlich scharfe Spitze aus. Der Stiel ist einfach.

Die in Rede stehende Keulenform ist auch in Victoria gebräuchlich gewesen, wie uns Brough Smith¹⁾ berichtet, und wie uns viele Sammlungsexemplare bezeugen.

Eine andere gute Wurfwaffe der Narryngeri ist wietpurbruuk (Taf. XIX, Fig. 8). Sie sieht der plongi genannten Keule sehr ähnlich, ist aber weit zierlicher gestaltet. Man schnitzt sie aus dem Kernholze der Casuarina. Die vordere Hälfte hat die Gestalt einer Spindel und endigt mit einer etwas abgeflachten, scharfen Spitze. Die Handhabe zieren ringförmige Schnitzereien. Ein mir gehöriges Exemplar wiegt 375 gr; seine Maße sind nachstehende:

| | |
|--|--------|
| Länge: | 62 cm |
| Umfang der spindelförmigen Anschwellung: | 17,5 „ |
| Umfang des Stieles (Mitte): | 5,5 „ |
| Länge der Verzierung: | 13,5 „ |

Purnuzuli (Taf. XIX, Fig. 11), eine dritte Form, ist ein wenig gekrümmt. Die vordere Verdickung hat nur die Größe einer Kinderfaust; im übrigen gleicht sie dem zuerst genannten Kolben. Die Verzierungen bilden erhabene ringförmige Schnitzereien. Der Stiel ist in der Mitte am dicksten und weist unmittelbar vor den Ringen eine Menge kurzer eingeritzter Striche auf, die die Rauigkeit für die Hand darstellen. Die Keule wird aus dem Holze der Casuarina geschnitzt. Ein Exemplar, das sich in meinem Besitze befindet, hat nicht die rötlich-braune Färbung des Kernholzes dieses Baumes; es scheint, daß das Werkstück ein dünner Ast gewesen sei. Dieses Exemplar wiegt 600 gr; seine Größe geben die untenstehenden Zahlen an.

| | |
|--|--------|
| Länge: | 45 cm |
| Umfang der spindelförmigen Verdickung: | 14 „ |
| größter Umfang des Stieles: | 11,5 „ |
| Länge der Verzierung: | 10 „ |

Paeri (Taf. XIX, Fig. 10), die kleinste, aber keineswegs die unbedeutendste der Wurfkeulen, ist ein sehr kurzer, gerader oder etwas gekrümmter Malleczweig mit dem oberen Teil seines Wurzelknollens, den man kegelförmig zugeschnitten hat. Zahlreiche vorspringende Ringe am Griffende gewähren der Hand einen guten Halt. Der Stiel pflegt mit feinen Furchen, die in der Längsrichtung verlaufen, verziert zu sein. Diese Keule, den eigentlichen waddy der Ansiedler, benutzt man sowohl im Kampfe, als auch auf der Jagd. Ein Exemplar, das ich im Osten des Lake Alexandrina erworben habe, hat ein Gewicht von 250 gr. Seine Maße sind folgende:

| | |
|--|---------|
| Länge: | 38,5 cm |
| größter Umfang der Verdickung: | 17 „ |
| Umfang des Stieles: | 7 „ |
| Länge der Verzierung: | 8,5 „ |

Da diese Keule leicht hergestellt werden kann, sich durch Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit auszeichnet und außerdem eine vortreffliche Waffe für

¹⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 299.

die Jagd auf das Kleinwild bildet, so wird ihr Vorkommen sich wohl nicht auf das Seengebiet beschränkt haben.

Eine ähnliche, größere Form besitzen die Eingeborenen im Gebiete der Gawler Range.

Aus der Beschaffenheit des Kopfes der drei Keulenformen *plongi*, *wietpuruuk* und *puruzuli* können wir wohl den Schluß ziehen, daß die durch sie verursachten Verletzungen nicht nur in Quetschungen und Knochenbrüchen, sondern auch in Stich- und Rißwunden bestehen.

Schlagkeulen finden sich ebenfalls in größerer Zahl bei den *Narryngeri* vor. Sie sind stets aus einem zähen, schweren Holze angefertigt; an Länge stehen sie bedeutend hinter denen mancher anderer Völker zurück. Auf der Missionsstation *Point Macleay* habe ich drei verschiedene Exemplare erworben; sie sollen von „old men in the bush“ stammen. Im nachstehenden sind diese Formen beschrieben. Gemeinsam ist ihnen ein dicker, spitzer Knauf am Griffende; im übrigen unterscheiden sie sich aber wesentlich voneinander.

Die einfachste dieser Keulen, *krnarki* geheißten (Taf. XIX, Fig. 3), sieht einem Grabstocke nicht unähnlich. Nach hinten zu verjüngt sie sich ein wenig, und vorn läuft sie in eine stumpfe, an einer Stelle abgeflachte Spitze aus. Ein großer Knauf am Hinterende und Einritzungen vor demselben sollen verhindern, daß sie der Hand des Kämpfenden entgleite. In der Regel wird sie aus *Mallee*-holz angefertigt. Ihre Gestalt läßt darauf schließen, daß sie nicht allein als Schlag-, sondern auch als Stoßwaffe benutzt werde. Bei Prügeleien soll sie oft eine Hauptrolle spielen. Mein Exemplar wiegt 520 gr.; seine Maße sind:

| | |
|--|---------|
| Länge: | 82,5 cm |
| Umfang in der Nähe der Spitze: | 12 „ |
| Umfang vor dem Knaufe: | 9,5 „ |
| Länge des Knaufes: | 7 „ |

Kiungi, eine andere, aus *Casuarina*holz geschnitzte Schlagkeulenform (Taf. XIX, Fig. 4), hat die Gestalt eines Schwertes mit breiter Klinge. Der Griff gleicht dem der zuvor genannten Waffe und ist vorn nicht scharf abgegrenzt. Will man keine ernstliche Verletzungen zufügen, so teilt man flache Hiebe mit dieser Keule aus. Das mir gehörende Exemplar hat ein Gewicht von 550 gr.; seine Maße sind folgende:

| | |
|-------------------------------|-------|
| Länge: | 74 cm |
| Breite (Mitte): | 5,5 „ |
| Umfang des Griffes: | 9 „ |
| Länge des Knaufes: | 7 „ |

Murtpungi, die beste der Schlagkeulen (Taf. XXI, Fig. 2), hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Spitzhacke (Keilhaue der Bergleute). Die Handhabe weist netzförmige Einschnitte auf und endet mit einem zugespitzten Knaufe, der einem Tanzzapfen nicht unähnlich sieht. Hinten ist der Stiel rund; nach vorn verbreitert er sich aber nach und nach nicht unbeträchtlich und geht schließlich unter einem Winkel von etwa 100° in einen breiten, hakenartigen, spitz zulaufenden Fortsatz über. Diese Keule wird aus einem Stücke Holz der *Casuarina* geschnitzt, und zwar der Stiel aus dem unteren Stammenteile und der Haken aus einer wagerecht von diesem auslaufenden Wurzel. Sie findet hauptsächlich in Zweikämpfen Verwendung; die Hiebe pflegt man nach dem Halse zu richten. Ein australischer Gelehrter behauptete mir gegenüber, sie diene auch als eine Art Haken zum Niederreißen des Gegners. Wie ich durch Ausfragen von *Narryngeri* festgestellt habe, liegt hier ein Irrtum vor. Mein Exemplar wiegt 575 gr.; seine Maße sind:

| | |
|--|---------|
| Länge des Stieles mit Einschluß der Handhabe: | 66,5 cm |
| Länge der Handhabe: | 20,5 „ |
| Länge des hakenartigen Fortsatzes (obere Kante): | 32 „ |
| Umfang des Stieles vor der Handhabe: | 10,5 „ |
| Breite der Verbindungsstelle von Stiel und Fortsatz: | 9,5 „ |

Die Möglichkeit liegt nahe, daß die Urform dieser Waffe der untere Teil eines Stämmchens mit seinem Wurzelknorren gewesen sei. Befindet sich an einem derartigen besenstielticken Knüppel ein handlanges Stück einer starken seitlichen Wurzel, so haben wir eine Keule, die an Zweckmäßigkeit durchaus nicht hinter manchen anderen südaustralischen Keulen zurücksteht. Ebenso wahrscheinlich ist es aber, daß die Waffe aus einem gewöhnlichen Knüppel hervorgegangen sei, der am einen Ende etwas gekrümmt war. Sollte dies ihre wirkliche Entstehungsweise gewesen sein, so müssen wir annehmen, daß der Eingeborene, um die Handhabung bequemer und den Hieb wirksamer zu machen, zunächst dazu geschritten sei, die Rinde mitsamt allen größeren Unebenheiten zu entfernen und das gekrümmte, zur Beibringung der Verletzungen dienende Ende ein wenig zuzuschärfen. Zwei Keulen, die einer derartigen verbesserten Form ungefähr entsprechen und von australischen Urbewohnern stammen, werden im Berliner ethnographischen Museum aufbewahrt. Die eine ist gegen 80 cm lang und besitzt ein breites, sichelförmiges, zugeschärftes Schlagende. Die andere hat etwa eine Länge von 65 cm. Die vordere Hälfte ist stumpfwinkelig gekrümmt und am freien Ende keilförmig zugeschärft. Wie wir weiter schließen müssen, sei man nach und nach aus Zweckmäßigkeitsgründen zu einer schärferen Sonderung von Stiel und Schlagende gelangt. Jenen habe man geglättet, nach hinten zu verjüngt und mit einem handlichen Griffe versehen und diesem die Gestalt eines zugespitzten Keiles gegeben.

Nach den Angaben von Brough Smith¹⁾, Henty²⁾ und anderen ist diese Keulenform wohl über den größten Teil Süd-Ost-Australiens verbreitet gewesen.

In vielen der größten deutschen Museen trifft man Exemplare derselben an. Im Berliner Museum für Völkerkunde befindet sich unter anderen ein Exemplar — es soll aus Victoria stammen — das dem sehr ähnlich sieht, welches ich abgebildet habe, und ein anderes, plumperes — seine Herkunft ist nicht angegeben — das sich durch einen kurzen Stiel und einen breiten, blattförmigen Fortsatz auszeichnet.

Ähnliche Formen kommen übrigens auf einigen Inselgruppen der Südsee vor, wie z. B. auf Neu-Caledonien, Samoa (Niuë) und den Salomons-Inseln.

Im Adelaidener naturhistorischen Museum befindet sich eine merkwürdige Waffe der Narryngeri (Taf. XIX, Fig. 7). Sie besteht aus einem Stücke und besitzt eine Länge von 65 bis 70 cm. Ihr Vorderende bildet ein großer, plumper Haken in Gestalt einer Fischangel. Der Stiel beginnt hinter diesem mit einer starken Anschwellung und endet mit einem Griffe, der dem der eben beschriebenen spitzhackenförmigen Keule gleicht. Aus der ganzen Beschaffenheit des Vorderendes geht meines Erachtens deutlich hervor, daß es sich hier um eine Wurfaffe handelt. Eine ähnliche Keule, der aber die Anschwellung hinter dem Haken fehlt, habe ich im Bremer Museum gesehen. Über ihre Herkunft vermag ich keine näheren Angaben zu machen: die Etiquette gibt nur an, daß sie aus Australien stamme.

Ein paar Worte will ich auch über eine andere Waffe sagen, die ebenfalls im Adelaidener Museum aufbewahrt wird, von der man nach der Angabe des Direktors aber nur weiß, daß sie von südaustralischen Eingeborenen im Südosten des

¹⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 302.

²⁾ Richmond Henty, Australiana.

Spencer Golf herrührt. Sie ist gegen 0,5 m lang und 2 bis 3 Finger dick. Ihr Vorderende nehmen 6 in 2 Reihen angeordnete starke Widerhaken ein; sie sieht also einer plumpen Speerspitze ungemein ähnlich.

Zwischen dem 15. und 30. Breitengrade sind mir nur zwei Haupt-Keulenformen zu Gesicht gekommen. Die eine gleicht einem geraden oder schwach gekrümmten Knüppel, und die andere ist mehr oder minder flach und wie eine Sichel gebogen. Beide schwanken nicht unbeträchtlich in ihrer Größe. Die kleineren Arten werden gewöhnlich als Wurf- und die größeren als Hiebwaaffe benutzt.

Was zunächst die schlichte gerade Keule (Taf. XIX, Fig. 2) betrifft, so habe ich sie bei allen mir bekannten Binnenlandstämmen des Northern Territory beobachtet. Sie ist durchschnittlich 90 bis 125 cm lang, drehrund und ein bißchen dicker als ein Besenstiel. Die Enden sind stumpf zugespitzt; das vordere pflegt den größten Umfang zu haben, und das hintere, welches als Handhabe dient, ist nicht selten durch Einritzungen rauh gemacht. Gewöhnlich gibt man dem Holze einen roten Anstrich, und manche Exemplare verziert man außerdem durch ein Muster aus langen, dichten Rillen. Wir müssen diese einfachste aller Keulenformen zu den Hiebwaaffen zählen, denn nur ausnahmsweise wird sie wie ein Bumerang benutzt. In den Mac Donnell Ranges und südlich von denselben erfreut sie sich keiner großen Beliebtheit, wie aus der Seltenheit ihres Vorkommens hervorgeht. Die Eingeborenen dieses Gebietes sollen sie übrigens nicht selbst anfertigen, sondern durch Tauschhandel aus der nördlichen Hälfte des Binnenlandes erhalten. Bei den Kaititje, Waramunga, Goarango, Tjingale und anderen Stämmen dagegen spielt sie eine nicht unbedeutende Rolle als Kriegswaaffe. Die Maße zweier Exemplare aus der nördlichen Hälfte des Binnenlandes sind nachstehende:

Keule eines Kaititje.

Keule eines Waramunga.

| | | | |
|--------------------------------|----------|--------------------------------|--------|
| Länge: | 91,14 cm | Länge: | 1,23 m |
| Umfang in der Mitte: | 14 „ | Umfang in der Mitte: | 15 cm |

Die runden, gebogenen Keulen sind Wurfwaaffen. Sie bilden den Übergang zu den Bumerang und den bumerangförmigen Schlagkeulen, von denen später die Rede sein wird. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckte sich wahrscheinlich von der Südküste bis zu den Mac Donnell Ranges; ich habe sie aber nur bei den Stämmen im Osten des Lake Eyre, sowie bei den Arünta und Lurritji beobachtet. Da ihre Enden stumpf zugespitzt sind, und sie im Fluge beständig, wenn auch langsam rotieren, so können mit ihnen unter Umständen tiefe Weichteilwunden verursacht werden. In ihrer Wirkung gleichen sie also den mit einer scharfen Spitze versehenen Wurfkeulen der Narryngeri. Selbstverständlich ist ihre Länge nie bedeutend, dagegen fallen sie durch ihr großes Gewicht auf. Die Krümmung ist stets gering.

Die Keule der beiden zentralen Stämme, Arünta und Lurritji (Taf. XIX, Fig. 12), wird gewöhnlich aus hartem Akazienholz hergestellt und mit Einritzungen geschmückt. Diese Einritzungen bilden gewöhnlich das Muster, welches die Abbildung aufweist. Ein Exemplar, welches ich von einem West-Arünta erworben habe, wiegt 600 gr. und hat eine Länge von 72 cm und in der Mitte einen Umfang von 9,8 cm.

Die Keule der Stämme im Osten des Lake Eyre (Taf. XIX, Fig. 13) übertrifft die eben beschriebene an Größe. Sie besteht aus einem dunklen Holze, das sich durch Härte, Schwere und Zähigkeit auszeichnet. Einen farbigen Anstrich gibt man ihr nicht, doch pflegt man ihre Oberfläche mit feinen, dichten Längsrillen zu bedecken. Ein in meinem Besitze befindliches Exemplar, das von einem Diäri stammt, wiegt 1 kg 350 gr und besitzt eine Länge von 96,5 cm und in der Mitte einen Umfang von 14,5 cm.

Auch an der Großen Australischen Bucht kommen derartige Keulen vor, es ist also, wie schon gesagt, wahrscheinlich, daß sich das Verbreitungsgebiet dieser Waffenform von den Mac Donnell Ranges bis zur Südküste erstreckt habe. Im Adelaider Museum werden einige Exemplare aus dem Küstengebiete der genannten Bucht aufbewahrt. Sie sind gegen 1 m lang und besitzen eine glatte oder mit Längsrillen verzierte Oberfläche.

Im ganzen Binnenlande nimmt der Bumerang unstreitig den ersten Rang unter den Keulen ein, und als Kriegswaffe hat er vielleicht dieselbe Bedeutung, wie der schwere einteilige Speer. Es kommen zwei Hauptformen vor.

Die gewöhnliche, einfache Form, die Grundform möchte ich sagen, wird von allen Stämmen zwischen dem 15. und 30. Breitengrade angefertigt. Wesentliche Unterschiede machen sich nirgends bemerkbar.

Im südlichen Teile des Binnenlandes befindet sich die Krümmung in der Mitte, und die Breite nimmt nach den Enden zu gleichmäßig ab (Taf. XX, Fig. 3, 6). Die beiden Seitenflächen sind schwach gewölbt; die Wölbung der einen ist aber ein wenig bedeutender als die der anderen. Die Kanten bilden eine ganz stumpfe Schneide, und die Enden sind bei vielen Exemplaren mehr oder minder zugespitzt. Das als Handhabe dienende Ende pflegt merklich schmaler zu sein als das Vorderende. Das Gewicht ist verhältnismäßig groß; die von Diäri angefertigten Exemplare, welche sich in meinem Besitze befinden, wiegen 450—675 gr. Die Größenverhältnisse ergeben sich ungefähr aus dem nachstehenden.

Bumerang eines Diäri.

| | | |
|--|-----|----|
| Abstand der Enden voneinander: | 72 | cm |
| Länge der Mittellinie: | 75 | „ |
| Breite in einer Entfernung von 5 cm von den Enden: gegen | 4 | „ |
| größte Breite (Mitte): | 6,4 | „ |
| größte Dicke (Mitte): | 1,6 | „ |

Bumerang eines Eingeborenen

aus dem südwestlich vom Lake Eyre gelegenen Gebiete.

| | | |
|--|------|----|
| Abstand der Enden voneinander: | 81 | cm |
| Länge der Mittellinie: | 82,5 | „ |
| Breite in einer Entfernung von 5 cm von den Enden: gegen | 3,8 | „ |
| größte Breite (Mitte): | 6,5 | „ |
| größte Dicke (Mitte): | 1,6 | „ |

Nördlich vom 25. Breitengrade ist die Waffe ein wenig anders geformt (Taf. XX, Fig. 8). Die Krümmung befindet sich in der vorderen Hälfte, und die eine Seite ist in der Mitte meistens flach. Außerdem sind die Enden abgerundet und beinahe ebenso breit als das mittlere Drittel. Im Durchschnitt wiegen sie gegen 350 gr. Die unten stehenden Maße geben die Größe zweier Bumerang von zentralen Stämmen an.

Bumerang eines West-Arünta.

| | | |
|--|------|----|
| Abstand der Enden voneinander: | 66,5 | cm |
| Länge der Mittellinie: | 71,5 | „ |
| Breite in einer Entfernung von 5 cm von den Enden: gegen | 4,4 | „ |
| größte Breite (Mitte): | 5,5 | „ |
| größte Dicke (Mitte): | 1,3 | „ |

Bumerang eines Kaititje.

| | |
|--|---------|
| Abstand der Enden voneinander: | 71,5 cm |
| Länge der Mittellinie: | 76 " |
| Breite in einer Entfernung von 5 cm von den Enden: gegen | 5 " |
| größte Breite (Mitte): | 6 " |
| größte Dicke (Mitte): | 1,4 " |

Beiläufig gesagt, hat die zuletzt beschriebene Bumerangform eine auffallende Ähnlichkeit mit einer altägyptischen Waffe, von der man annimmt, daß sie hauptsächlich für die Vogeljagd benutzt worden sei.

Ich habe angegeben, das Verbreitungsgebiet dieses einfachen Bumerang erstreckte sich im Norden bis zum 15. Breitengrade. Die Goarango am Elsey Creek fertigen ihn ausnahmsweise an. Die Tjauen dagegen, welche etwa 110 km nordwestlich von denselben am Catherine River wohnen, erhalten ihn nur durch Tauschhandel. Bei den Plinara, deren Heimat zwischen dem Daly River und dem Victoria River gelegen ist, kommt er noch vor, und zwar sogar in zwei Arten, einer schwach und einer stark gebogenen. Auch Eingeborene am Mac Arthur River (Binbinka und andere) besitzen ihn. Durch Tausch gelangt er stellenweise noch bis zum 14. und 13. Breitengrade. So z. B. teilte mir ein Tjiras mit, seine Stammesgenossen unweit des Daly River erhielten ihn zuweilen von südlicher wohnenden Eingeborenen, und sah ich bei den Wulwanga mehrere Exemplare, die aber nicht als Waffe, sondern als Taktinstrument benutzt wurden.

Die zweite Hauptform (Taf. XX, Fig. 10) erinnert uns in ihrer Gestalt lebhaft an die spitzhackenförmige Schlagkeule der Narryngeri. Von dem einfachen Bumerang der nördlichen Binnenlandstämme unterscheidet sie sich der Hauptsache nach durch einen flachen, etwas zugespitzten Haken, der sich am Vorderende befindet und mit der konvexen Kante einen Winkel von 70 bis 85° bildet. Die Krümmung ist gleich vor der Mitte, in der Gegend des Schwerpunktes, am stärksten. Die größte Breite erreicht die Waffe am Vorderende. Einige Zentimeter von diesem wird sie aber rasch schmaler, da die konvexe Kante hinter dem Haken ein bis zwei gegen 0,5 cm hohe Stufen bildet. Als dann verjüngt sie sich mehr oder minder gleichmäßig in ganz geringem Grade nach dem Hinterende zu. Die eine Seite ist schwach gewölbt, die andere dagegen fast ganz flach.

Ich beobachtete die Waffe zwischen den Mac Donnell Ranges und dem Roper River. Die meisten Exemplare, welche man im Süden dieses Gebietes, im Lande der Arünta, sieht, sind aber durch Tauschhandel von Nachbarn erworben worden. Wie uns Dr. Sterling¹⁾ berichtet, befinden sich im Adelaider Museum einige Exemplare, die aus dem Westen des Lake Eyre-Gebietes stammen; die dortigen Eingeborenen sind aber ohne Zweifel nicht ihre Verfertiger.

Dieser Bumerang scheint übrigens bei zahlreichen Stämmen gebräuchlich zu sein. Ob er auch in Westaustralien vorkommt, vermag ich nicht zu sagen. Am Mac Arthur River und an dem südwestlichen Gestade des Golfes von Carpentaria ist er nach den Mitteilungen, die ich einem Binbinka verdanke, im Besitze vieler Eingeborenen. Auch am Georgina River, im westlichen Queensland, findet er sich nach Roth vor. Wahrscheinlich liegt der Mittelpunkt seines Verbreitungsgebietes zwischen dem 20. und 22. Breitengrade.

Ein Bumerang dieser Art, den ich von einem West-Arünta erworben habe, wiegt 470 gr; seine Maße sind folgende:

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition of Central Australia. Part. IV. Anthropology. Pag. 92.



Lager von Diäri.

| | |
|---|---------|
| Abstand der beiden Enden voneinander: | 67,5 cm |
| Länge der Mittellinie: | 74 " |
| Breite in einer Entfernung von 5 cm vom hinteren Ende: | 4,3 " |
| Breite am oberen Ende, wo die Kantenkrümmungen am stärksten sind: | 5,4 " |
| Breite in der Mitte: | 5,3 " |
| Länge der vorderen Kante (mit Haken): | 22 " |
| Länge der hinteren Kante des Hakens: | 13,5 " |
| größte Dicke: | 1,3 " |

Früher haben wahrscheinlich auch die Eingeborenen im Osten des Lake Eyre eine ähnliche Waffe besessen. Herr Reuther, der Vorsteher der Missionsstation Kopperamana, erwarb nämlich vor Jahren am Unterlaufe von Cooper's Creek ein paar Bumerang, die am vorderen Ende einen fingerlangen und fingerbreiten Haken haben (Taf. XX, Fig. 9).

Die Bumerang, sowie die drehrunden, bogenförmigen Wurfkeulen sind, wie schon aus dem hervorgeht, was ich früher über Werkstücke für Waffen gesagt habe, aus einem natürlich gekrümmten Aste oder Stamme gemeißelt. Das Gefüge des Holzes läßt dies in der Mehrzahl der Fälle deutlich erkennen. Bei der Anfertigung dieser Waffen benutzt der Eingeborene hauptsächlich den mit einem langen Stiele versehenen Meißel (Taf. XXIII, Fig. 1); das Werkstück pflegt er in hockender Stellung mit einem Fuße zu halten. Handelt es sich um einen Bumerang, so nimmt er manchmal auch geringfügige Biegungen vor, nachdem er das Holz in heißer Asche erhitzt hat. Das Holz, welches zur Verwendung kommt, muß natürlich möglichst zähe sein. Aus diesem Grunde wird das der Mulga (*Acacia aneura*) besonders bevorzugt. Was übrigens den Haken der in der nördlichen Binnenlandshälfte gebräuchlichen Form betrifft, so besteht er aus dem Holze einer Wurzel. Man stellt nämlich die Waffe auf die gleiche Weise her, wie die ihr ähnlich sehende Schlagkeule der Narryngeri (Taf. XXI, Fig. 2). Alte, abgenutzte Bumerang der einfachsten Form sind an den Enden oft geschwärzt, da sie dann und wann zum Schüren des Lagerfeuers benutzt werden. Ich führe dies deswegen an, damit der Leser, wenn ihm ein solcher Bumerang zu Gesicht kommen sollte, nicht wähnt, der Eingeborene härte die Spitzen im Feuer, um sie widerstandsfähiger zu machen.

Der in der Mitte gekrümmte Bumerang der Eingeborenen am Lake Eyre hat selten einen farbigen Anstrich; dagegen pflegt die gewölbtere Seite der besseren Exemplare mit Gravierungen verziert zu sein. Die Bumerang der nördlicher wohnenden Stämme sind stets rot angestrichen, und die gewölbtere Seite bedecken gleichlaufende Furchen. Die andere Seite weist entweder dieselbe Verzierung auf, oder sie ist oberflächlich geglättet. Weiße oder gelbe Querstriche oder andere einfache Malereien schmücken zuweilen das Vorderende der Waffe (Taf. XXXII, Fig. 6).

Ich will jetzt die Art und Weise zu schildern versuchen, wie die Bumerang gehandhabt werden. Beim Schleudern der einfachen Form beschreibt die Rechte annähernd eine horizontale oder eine vertikale Linie in der Luft. Im ersten Falle hält der Eingeborene die Waffe so am hinteren Ende, daß die Öffnung des Bogens nach links und die gewölbtere Seite nach oben gerichtet ist. Im zweiten Falle, wo die Kreisbewegungen des geschleuderten Bumerang in einer vertikalen Ebene stattfinden sollen, ist die Öffnung nach unten und die gewölbtere Seite nach links gewendet. Mancher Eingeborene vermag die Waffe mit so großer Geschicklichkeit zu handhaben, daß dieselbe in ihrem pfeilschnellen Fluge große Kurven beschreibt, wobei sie von Zeit zu Zeit mit einem Ende den Boden berührt. Der spitzhackenförmige Bumerang wird nur so geschleudert, daß er in einer vertikalen Ebene kreisen muß. Wie ich von mehreren Eingeborenen ge-

hört habe, verursache sein Haken nicht selten schwere Weichteilwunden. Nach Roth soll der Haken den Zweck haben, das Parieren des Bumerang unter Umständen zu erschweren. Er ist nämlich der Meinung, daß, wenn ein Stock oder ein anderer Bumerang als Schild benutzt wird, die heransausende Waffe nicht vollständig abgewehrt werden könne, weil sie, durch den Haken am Abgleiten verhindert, um den betreffenden Stock oder Bumerang schwingen und den Eingeborenen mit dem hinteren Ende treffen. Der einfache Bumerang wird übrigens manchmal auch als Schlagwaffe benutzt, z. B. bei ehelichen Zwisten und auf der Jagd nach dem Kleinwilde, das durch Grasbrände aus seinen unterirdischen Verstecken getrieben worden ist.

Es erübrigt noch, einige Worte über den Bumerang zu sagen, welcher zum Werfer zurückfliegt. Diese merkwürdige Wurfwaffe kommt im Binnenlande nur bei den Bewohnern des Lake Eyre-Gebietes vor. Von der einfachen Form unterscheidet sie sich durch eine zierlichere Gestalt; besondere „Windungen“ vermochte ich nicht an ihr wahrzunehmen. Ist sie auf die gewöhnliche Weise geschleudert worden, d. h. hat die Rechte sie so gehalten, daß die Öffnung nach links und das Vorderende ein wenig nach oben gerichtet gewesen ist, so steigt sie kreisend in gerader Linie schräg aufwärts und kehrt schließlich unter demselben Winkel zu dem Standorte des Eingeborenen zurück. Manche Exemplare kommen nur dann zu dem Ausgangspunkte ihres Fluges zurück, wenn sie gegen den Wind geschleudert werden. Diese Waffe dient sowohl zum Erlegen von Vögeln, als auch zur Belustigung.

Die mehr oder minder abgeflachten, bogenförmigen Schlagkeulen unterscheiden sich von dem in der Mitte gekrümmten Bumerang im Grunde genommen nur durch ihre bedeutendere Größe und schwächere Krümmung. Die eine Seite ist ebenfalls stärker gewölbt als die andere und mit Gravierungen geschmückt. Bei der Austeilung von Hieben hält man die Waffe so mit beiden Händen, daß die konvexe Kante nach oben gerichtet ist. Ich beobachtete sie nur zwischen dem Wendekreise und dem 30. Breitengrade.

Bei den Arünta und Lurritji hat diese Keule im Durchschnitt eine Länge von 1,15 bis 1,30 m. In der Regel ist sie rot angestrichen und auf der Seite, welche die stärkste Wölbung aufweist, mit feinen Rillen bedeckt, die gleichgerichtet vom einen Ende zum anderen laufen. Auf der Missionsstation Hermannsburg maß ich mehrere Exemplare. Die Maße des größten führe ich hier an.

| | |
|---|--------|
| Abstand der Enden voneinander: | 1,33 m |
| Breite in einer Entfernung von 10 cm von den Enden: | 4,6 cm |
| größte Breite (Mitte): | 7 „ |
| größte Dicke (Mitte): | 2 „ |

Zwei oder drei Mal beobachtete ich bei den beiden Stämmen eine Waffe, die sich von der eben beschriebenen nur dadurch unterschied, daß sie eine geringere Länge besaß und fast gerade war (Taf. XIX, Fig. 9). Ein Exemplar, das einem West-Arünta gehörte, habe ich gemessen. Die Maße sind folgende:

| | |
|---|--------|
| Abstand der Enden voneinander: | 1,20 m |
| Breite in einer Entfernung von 10 cm von den Enden: | 3,8 cm |
| größte Breite (Mitte): | 5,1 „ |
| größte Dicke (Mitte): | 2,1 „ |

Da die beiden Keulen selten vorkommen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die Arünta und Lurritji sie nicht selbst anfertigen, sondern durch Handel von südlicher wohnenden Eingeborenen erhalten. Daß in der Tat ein Handel mit Waffen stattfindet, kann man ohne große Mühe feststellen. Zuweilen stammen die fremden Waffen aus weiter Ferne. So z. B. sah ich bei den West-Arünta Bumerang, die ihren Ursprung in einer gegen 400 km südlicher gelegenen Gegend genommen haben sollten.

Die Diäri und ihre Nachbarn geben der Keule ebenfalls eine Länge von 1,15 bis 1,30 m. Sie streichen sie nicht an, dagegen schmücken sie die Seite, welche am stärksten gewölbt ist, mit Gravierungen, die zum Teil oder ganz aus krummen Strichen bestehen. Das Holz, welches sie verwenden, ist dunkelbraun, zähe und schwer. Wegen der dunklen Färbung führt die Waffe bei den Diäri den Namen *kirra marru*, schwarzer Bumerang. Auf der Tafel XX stellt die Figur 1 ein Exemplar dar, das sich in meinem Besitze befindet. Es wiegt 1 kg 200 gr.; seine Maße sind folgende:

| | |
|---|--------|
| Abstand der Enden voneinander: | 1,18 m |
| Breite in einer Entfernung von 10 cm von den Enden: . | 4,3 cm |
| größte Breite (Mitte): | 6,8 „ |
| größte Dicke (Mitte): | 2 „ |

Unter den krummen Waffen besitzt die drehrunde Wurfkeule (Taf. XIX, Fig. 12, 13) jedenfalls das höchste Alter, und wir dürfen wohl annehmen, daß aus ihr der Bumerang hervorgegangen sei; haben doch die beiden eine große Ähnlichkeit hinsichtlich der Gestalt und der Flugbewegungen. Die lange, abgeflachte Schlagkeule (Taf. XX, Fig. 1) hingegen ist vielleicht die jüngste von allen hier in Frage kommenden Formen, da die ungleiche Wölbung der Seiten darauf hindeutet, daß sie ihren Ursprung dem Bumerang verdanke. Am Finke River beobachtete ich übrigens hin und wieder eine Art Zwischenform, nämlich einen gegen 1 m langen Bumerang (Taf. XX, Fig. 2), der in seiner Gestalt dem gewöhnlichen Bumerang der Umwohner des Lake Eyre glich.

Die Stämme im Norden des Roper River und des Catherine River haben auffallender Weise keine eigentlichen Wurfkeulen. Warum Bumerang nicht zu ihren Waffen gehören, ist schwer zu sagen; bekannt sind ihnen ja dieselben. Die Jäger pflegen das Federwild, welches sich in großen Flügen an den Gewässern ihres Landes ansammelt, nur mit einem gewöhnlichen Knüttel zu erlegen. Daß sich ein Bumerang für eine derartige Jagd mit weit mehr Erfolg anwenden ließe, liegt auf der Hand.

So viel steht wohl fest, daß selbst die besten Wurfkeulen auf baum- und buschreichem Gelände sich weniger gut für die Jagd eignen als leichte Speere, die weit fliegen, da sie wegen ihrer Gestalt und der Art und Weise ihres Fluges nicht durch enge Lücken im Gezweig und Laubwerk geschleudert werden können, ohne von ihrer Bahn abgelenkt zu werden und bedeutend an Flugkraft einzubüßen. Andererseits ist eine rasch und weit fliegende Wurfkeule auf steppenartigem Gebiet, wo sich dem Jäger selten eine gute Deckung bietet, eine bessere Jagdwaffe als ein größerer Speer, zumal wenn dessen Schaft nicht aus Bambusrohr oder einem anderen leichten Materiale besteht.

Diese Zeilen sollen nur andeuten, wie wir es uns zu erklären haben, warum auf den kahlen, mit Sand oder Steinen bedeckten Steppen des südlichen Binnenlandes der Bumerang die beliebteste Jagdwaffe ist, warum, je weiter wir nach Norden in baum- und buschreichere Gegenden gelangen, der Speer mehr und mehr in den Vordergrund tritt, und warum schließlich in den Wäldern des nördlichen Küstengebietes eigentliche Wurfkeulen nicht mehr angefertigt werden.

Vorhin habe ich gesagt, der Bumerang sei für die Vogeljagd an den Gewässern des Nordens sehr zweckdienlich. Es wird ihm aber wohl deshalb eine ganz primitive Waffe vorgezogen, weil er beim Fall ins Wasser leicht verloren gehen könnte, und sein Verlust den Jäger weit schwerer treffen würde, als der mancher anderen Waffe. Kann er doch z. B. in der Zeit, welche er zur Herstellung eines Bumerang bedarf, mindestens ein Dutzend der mittelgroßen Rohr-speere anfertigen, die ja ebenfalls eine vortreffliche Jagdwaffe bilden.

Bei den Stämmen im Norden des Roper River und des Catherine River finden sich zwei Schlagkeulenformen vor.

Die einfachste Keule (Taf. XIX, Fig. 1) ist ein gerader, geglätteter Knüppel, der zuweilen die Länge eines ausgewachsenen Menschen hat und mindestens die Dicke eines Besenstieles besitzt. In der Regel verjüngt sie sich mehr oder minder nach hinten zu, und die vordere Hälfte ist oft in geringem Grade abgeflacht und hat einen ovalen Querschnitt (Taf. XXXIV, Fig. 4). Das Griffende weist gewöhnlich feine Einritzungen auf, wie das mancher Exemplare der ihr sehr nahe stehenden Form des Binnenlandes. Um der Hand einen noch besseren Halt zu verleihen, bekleben es die Wulwanga und einige andere Stämme zuweilen mit Wachs. Das Vorderende ist scharf abgeschnitten, abgerundet oder ein wenig zugespitzt. Einen roten Anstrich besitzt die Waffe fast immer, aber selten zieren sie Malereien. Diese pflegen am Schlagende angebracht zu sein und sich durch große Einfachheit auszuzeichnen. Über das Gewicht vermag ich keine Angaben zu machen. Daß die Größe, selbst bei Keulen ein und derselben Horde, beträchtlichen Schwankungen unterworfen ist, geht aus den untenstehenden Maßen zweier Exemplare hervor, die ich unter anderen auf einem Lagerplatze im Lande der Wulwanga gesehen habe.

| | | |
|----|--|---------|
| I | Länge: | 1,65 m |
| | Umfang gegen 10 cm vom Vorderende: . . . | 15 cm |
| | Umfang gegen 10 cm vom Hinterende: . . . | 11,5 „ |
| II | Länge: | 1,18 m |
| | Umfang gegen 10 cm vom Vorderende: . . . | 14,5 cm |
| | Umfang gegen 10 cm vom Hinterende: . . . | 10,5 „ |

Die zweite Form (Taf. XXXII, Fig. 3) findet sich seltener vor. Sie gehört zu den größten Schlagkeulen in der Kolonie und bildet ein wahres Musterstück einer sorgfältigen Arbeit. Der Gestalt nach könnten wir sie mit einem sehr schlanken Fische vergleichen. Der vordere Teil ist nämlich stark verbreitert, stumpf zugespitzt und zweischneidig und geht allmählich in einen abgerundeten Stiel über, der mit einem der Schwanzflosse entsprechenden seichten Ausschnitt endet. Unmittelbar vor diesem ist der Stiel in der Breite einer Hand mit Fäden umwickelt und mit Wachs beklebt. Die Keule wird aus dem harten rotbraunen Kernholze von *Erythrophloeum Laboucherii* geschnitzt. Gewöhnlich erhält sie einen Anstrich aus rotem Ocker, dem man nicht selten an ihrem Vorderende eine sorgfältig ausgeführte, geschmackvolle Malerei hinzufügt. Was die auffallende Gestaltung des Hinterendes betrifft, so sagte mir ein *Larakia*, man pflege die Keulen in den Boden zu stecken und an die durch den Ausschnitt gebildeten Hörnchen kleinere Gegenstände zu hängen. Das Gewicht beträgt gegen 2 kg. Die Maße eines Exemplares, das einem Minnitji gehörte, sind folgende:

| | |
|--|--------|
| Länge: | 1,35 m |
| Breite gegen 10 cm vom Vorderende: . . . | 8 cm |
| Umfang des Griffes: | 10 „ |

Diese Form und die größeren Exemplare der vorhin beschriebenen knüppelartigen werden mit beiden Händen geschwungen.

Messer (Taf. XXI, Fig. 5a) kommen fast bei allen Binnenlandstämmen vor. Die Klinge ist ein Splitter aus Quarzit (auch quarzitartiger Sandstein) oder Milchopal und unterscheidet sich hinsichtlich der Gestalt nicht von der steinernen Speerspitze (Taf. XXI, Fig. 3). Da auch die Herstellungsweise bei beiden die gleiche ist, so erwähne ich nur, daß man hin und wieder Exemplare sieht, die ein wenig gekrümmt sind, oder deren vierte, kleinste Fläche beinahe oder ganz bis zur Spitze reicht. Das Heft bildet ein länglicher, abgerundeter Harzklumpen

(v. Triodia), aus dem bei den Kaititje, Waramunga und Tjingale nicht selten ein Brettchen hervorragt. Zum Schutze steckt man die Klinge in eine Scheide (Taf. XXI, Fig. 5b). Dieselbe bildet eine aus Bast (v. Melaleuca) gedrehte Tüte, die dicht mit Fäden aus Tierhaar umschlungen ist. Oft bedeckt die Fadenschicht eine dünne Kalkkruste, welche jedenfalls dazu dient, dem Ganzen eine größere Festigkeit zu verleihen. Auf ähnliche Weise bewahren übrigens die Bewohner der nördlichen Hälfte des Northern Territory die steinernen Speerspitzen vor Beschädigung. Der Griff weist gewöhnlich einen roten Anstrich auf. Ist er durch ein Brettchen verlängert, so pflegt dieses eine einfache Malerei zu schmücken, wenn es sich um schöne, große Exemplare handelt. Auch die Scheide erhält dann und wann einen Schmuck, und zwar, so viel ich weiß, nur aus Federn. Die Befestigung desselben geschieht auf die Weise, daß man die Federn mit Sehnen büschelförmig an ein Pflöckchen bindet und dieses in das ein wenig offene untere Scheidenende steckt.

Wie ich schon in einem früheren Kapitel hervorgehoben habe, ist das Messer eine ziemlich harmlose Waffe, da es nie zum Stechen benutzt wird, obwohl die Rechte des kämpfenden Eingeborenen es wie einen Dolch in voller Faust hält. Aus diesem Grunde spielt es eine Hauptrolle bei der Austragung von Streitigkeiten innerhalb der Horde; in einem Kampfe auf Leben und Tod hingegen kommt es selten oder nie zur Verwendung. Als Handwerkszeug wird es nicht benutzt; dagegen pflegt man sich seiner bei Operationen an den Geschlechtsteilen und zur Beibringung von Trauerwunden zu bedienen. In einigen Jahrzehnten wird es wohl durch die Taschen- und Schlachtermesser der Weißen verdrängt sein. Bei den Arünta vermochte ich nur ein Exemplar aufzutreiben, und am Lake Eyre sagte man mir, daß keine eigentlichen Messer mehr angefertigt würden. In der Umgebung der Missionsstation Kilalpanina fand ich aber ein paar kurze Klingen auf alten Lagerplätzen (Taf. XXI, Fig. 4). Nördlich vom Catherine und Roper River sind wohl nie messerförmige Waffen in Gebrauch gewesen. Im Süden kommen sie heutzutage nicht vor; ob sie dort früher bekannt gewesen sind, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen.

Die Herstellungsweise bedingt es natürlich, daß zwei gleichgroße und ganz gleich gestaltete Messer nicht angetroffen werden. Daß die Größenunterschiede nicht gering sind, vermag der Leser aus den nachstehenden Maßen zweier Exemplare zu entnehmen, von denen das eine das größte und das andere das kleinste ist, welches ich gemessen habe.

Messer eines Waramunga (Griff mit Brettchen und Klinge aus Quarzit).

| | |
|---|---------|
| Gesamtlänge des Griffes: | 10,8 cm |
| Länge des Harzklumpens: | 8 " |
| Umfang des Harzklumpens (Mitte): | 11,7 " |
| Länge des Brettchens (sichtbarer Teil): | 2,8 " |
| Breite des Brettchens: | 4,8 " |
| Länge der Klinge (sichtbarer Teil): | 12 " |
| größte Breite der Klinge (in der Nähe des Griffes): | 4,5 " |
| Länge der Scheide: | 19 " |
| oberer Umfang der Scheide: | 12 " |
| unterer Umfang der Scheide: | 5,5 " |
| Das Gewicht beträgt 125 gr. | |

Messer eines West-Arünta. (Zur Erweiterung der Scheide dienend.

Griff ohne Brettchen und Klinge aus Milchopal).

| | |
|---|------|
| Länge des Griffes: | 6 cm |
| Umfang des Griffes (Mitte): | 10 " |
| Länge der Klinge (sichtbarer Teil): | 6 " |
| größte Breite der Klinge (hart am Griff): | 4 " |

| | |
|---------------------------------------|--------|
| Länge der Scheide: | 12 cm |
| oberer Umfang der Scheide: | 11,5 „ |
| unterer Umfang der Scheide: | 5,4 „ |
| Das Gewicht beträgt 93 gr. | |

Diese Messerform kommt nach Lunholtz, Etheridge¹⁾, Roth und anderen auch in Queensland vor. Brough Smith²⁾ hat in seinem Werke über die Eingeborenen Victorias ein Messer abgebildet, es soll von Cooper's Creek oder dem Bulloo stammen, dessen kleine Klinge ebenfalls dreikantig ist, dessen Griff sich jedoch dadurch von dem der südaustralischen Form unterscheidet, daß er nicht ganz oder der Hauptsache nach aus Harz, sondern aus einem kurzen, runden Stäbchen besteht. Dieses Stäbchen ist aber durch einen dicken Harzklumpen an der Klinge befestigt. Die Abweichung von jenen Exemplaren, deren Griff Harz und ein Brettchen zusammensetzen, ist also nicht bedeutend.

Wie oben gesagt, habe ich auf alten Lagerplätzen an Cooper's Creek (Missionsstation Kilalpanina) ein paar Messerklingen gefunden. Dieselben unterscheiden sich hinsichtlich der Gestalt und Größe nur ganz unbedeutend von denen dieser eben erwähnten Messerform, und da die Entfernung zwischen den beiden in Frage kommenden Orten höchstens einige hundert Miles beträgt, so ist es nicht-unwahrscheinlich, daß die südaustralischen Stämme im Osten des Lake Eyre vor Zeiten ebenfalls Messer mit einem hölzernen Griff besessen haben.

Zwischen dem Roper River und dem Catherine River einerseits und den Mac Donnell Ranges andererseits kommt vereinzelt eine Streitaxt vor, die einer Spitzhacke sehr ähnlich sieht (Taf. XXI, Fig. 1 a). Die Klinge ist ein dreikantiger Quarzsplitter, der sich höchstens durch eine bedeutendere Größe von der Messerklinge und der steinernen Speerspitze unterscheidet. Wie bei dem Beile dieser Gegend (Taf. XXIII, Fig. 6), dient als Stiel die eine Hälfte eines der Länge nach gespaltenen Astes (Acacia) von etwa 17 cm Umfang. Sie umschließt den Steinsplitter an seinem stumpfen Ende in Gestalt einer Schlinge, welche man dadurch bildet, daß man das Spaltstück in der Mitte so stark biegt, daß sich die Enden desselben berühren. Der auf diese Weise erhaltene Stiel ist an zwei Stellen mit Fäden umschnürt, und die Verbindungsstelle desselben mit der Klinge hüllt zum Teil oder ganz ein Klumpen Wachs oder Harz ein. Auch zum Schutze der Klinge dieser Waffe benutzt man eine Scheide aus Bast und Fäden (Taf. XXI, Fig. 1 b). Sie gleicht völlig der der Messer und wird ebenfalls dann und wann am dünneren Ende mit einem Federschmuck ausgestattet. Der Schmuck, den die Waffe selbst zu erhalten pflegt, besteht nur in einem roten Anstrich des Stieles. Die Maße eines gut gearbeiteten Exemplares, das einem Tjingale gehörte, sind folgende:

| | |
|---|---------|
| Länge des Stieles: | 47,5 cm |
| Länge der Klinge (sichtbarer Teil): | 13,5 „ |
| größte Breite der Klinge: | 4,5 „ |
| Länge der Scheide: | 19 „ |
| oberer Umfang der Scheide: | 12,4 „ |
| unterer Umfang der Scheide: | 5,6 „ |

Nach Spencer und Gillen³⁾ soll in der nördlichen Binnenlandshälfte außer der eben beschriebenen Schäftung noch eine andere für diese Waffe üblich sein. Sie teilen uns über dieselbe folgendes mit: „In the second method, a stick,

¹⁾ Proceedings of the Linnean Society of New South Wales. Part. II. 1890.

²⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Part. I, pag. 380.

³⁾ Spencer and Gillen, The Native Tribes of Central Australia. Pag. 591.

which in the specimen figured, measured about 52 cm in length (owing to the terminal mass the exact end of the stick cannot be seen), is split open at one end, the blunt end of the flake is inserted in the slit and then secured in position by a large knob of resin. The handle is roughly cut with grooved markings, so that it can be firmly held in the hand.“ Im naturhistorischen Museum zu Adelaide wird eine kleine Anzahl von Streitäxten aufbewahrt, die aus verschiedenen Gegenden der nördlichen Binnenlandshälfte stammen, wie von Barrow's Creek, Powell's Creek, vom Frew River und Mac Arthur River; alle sind aber auf die von mir angegebene Weise geschäftet. Einmal kam mir übrigens in der Kolonie eine Streitaxt zu Gesicht, deren Stiel genau wie der der Form, welche Spencer und Gillen mit den eben angeführten Worten beschrieben haben, beschaffen war. Leider konnte mir ihr Besitzer, ein englischer Beamter, keine Angaben über ihre Herkunft machen.

Mit der im Süden des Erdteiles vorkommenden Schlagkeule (Taf. XXI, Fig. 2), die bei den Narryngeri den Namen Murtpungi führt, hat diese Waffe eine auffallende Ähnlichkeit. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die eine Form aus der anderen hervorgegangen sei. Dieses könnte natürlich auf zweierlei Weise stattgefunden haben: entweder besitzt die hölzerne, aus einem Stücke bestehende Keule das höchste Alter, und zur Erhöhung der Wirksamkeit des Schlages ist nachträglich der Fortsatz durch einen ähnlichen Steinsplitter ersetzt worden, oder die zweiteilige Form ist zuerst entstanden, vielleicht im Binnenlande oder an der Nordküste, wo Quarzit leicht erhalten werden kann, und dann von den Südküstenbewohnern übernommen, aber von ihnen in Ermangelung des betreffenden Gesteines ganz aus Holz hergestellt worden. Möglich ist natürlich auch, daß Stämme, welche im Besitze der zweiteiligen Keule gewesen sind, sich an der Küste im Süden eine neue Heimat gesucht haben und hier aus Mangel an Quarzit dazu übergegangen sind, die ihnen lieb gewordene Waffe in eine einfachere, ganz aus Holz bestehende Form umzuwandeln. Dem eben Gesagten füge ich hinzu, daß ich auf meinen Wanderungen im South-East nirgends Quarzit, wohl aber Basalt, Granit, kalkigen Sandstein und Kalkstein angetroffen habe. Ich glaube aber, daß sich aus den beiden Massengesteinen, besonders aus dem Basalt, eine ganz gute Klinge für die Waffe ohne große Mühe herstellen läßt.

Der Schild ist die einzige Schutzwaffe, über welche die Bewohner des Binnenlandes und der Südküste verfügen. Im Norden des Roper River und des Catherine River kennt man ihn merkwürdigerweise nicht.

Die Narryngeri besitzen zwei ganz verschiedene Schildformen.

Die größte (Taf. XXXIII, Fig. 3) besteht gewöhnlich aus einem Stück Rinde vom redgum (*Eucalyptus rostrata*) und anderen Eucalypten, selten aus Holz. Sie bildet ein breites Oval, das ein wenig rinnenförmig gebogen ist, und dessen Enden in einen länglichen Fortsatz auslaufen. Als Griff dienen ein oder zwei Stöckchen, die im frischen, biegsamen Zustande auf die Weise in den mittleren Teil der Waffe gesteckt sind, daß sie bogenförmig vorragen. Findet sich nur ein Stöckchen vor, so ist es von oben nach unten gerichtet, d. h. die Verbindungslinie der Fortsätze geht durch die beiden Befestigungsstellen. Ist der Griff dagegen zweiteilig, so kreuzen sich die Stöckchen unter einem spitzen Winkel. Über die Herstellungsweise der Schilde vermag ich keine Angaben zu machen. In betreff der Rindenschilde stimmt sie vielleicht mit der überein, welche in Victoria für die gee-am genannte Form üblich war, und welche uns Brough Smith mit folgenden Worten beschreibt: „In making these shields some skill is necessary. After the bark is taken from the tree, and rudely shaped in the form desired, a mound of earth is raised some three feet in length, and about the breadth of the bark; hot ashes are placed on the mound, the bark is laid thereon, and it is covered with heavy stones and sods. The green bark, by the time the ashes are cold, has taken the curve of the mound, and the finishing

and ornamenting of the weapon are pursued at leisure.“¹⁾ Das ehemalige Verbreitungsgebiet dieser Schilde läßt sich heute nicht mehr feststellen. Nach Worsnop²⁾ hat das der Rindenschilde in Südaustralien von Victoria bis zur Streaky Bay gereicht. Ob die Narryngeri die Schilde jetzt noch anfertigen, muß ich sehr bezweifeln. Ein Missionszögling, bei dem ich einen Rindenschild bestellt hatte, schickte mir nur ein winziges, roh zurecht geschnittenes Modell eines solchen, und als ich ihn deswegen zur Rede stellte, sagte er, der Vorsteher der Station Point Macleay habe verboten, den alten Bäumen größere Stücke Rinde zu entnehmen. Im Adelaid Museum für Naturkunde werden ein paar schlecht erhaltene, aus Holz und aus Rinde hergestellte Schilde aufbewahrt, die aus der näheren oder weiteren Umgebung des Lake Alexandrina und Lake Albert stammen sollen. Vielleicht sind sie heute die einzigen Exemplare, welche noch von der in Rede stehenden Form vorhanden sind. Die Durchschnittsmaße des Rindenschildes sind, so weit ich es festzustellen vermocht habe, folgende:

| | | |
|----------------------------------|-----------|----|
| Gesamtlänge: | 80 bis 85 | cm |
| größte Breite: | 50 „ 55 | „ |
| Länge der Fortsätze: | 10 „ 15 | „ |
| Dicke: | 1,2 „ 1,6 | „ |
| Länge der Griffstücke: | 18 „ 20 | „ |

Die zweite Form gehört zu den wertvollsten Waffen der Narryngeri (Taf. XXXIII, Fig. 4). Ihr Name ist Mullkeri. Sie wird aus dem Holze von Eucalypten und nach der Angabe von Weißen auf der Missionsstation auch aus dem des native cherry-tree hergestellt. Man könnte sie als eine Art Parierstock bezeichnen, so schmal ist sie; denn während die Länge die eines Armes übertrifft, erreicht die Breite nur die einer Hand. Vorn ist sie gewölbt, hinten dagegen dachförmig. Die Enden sind stumpf zugespitzt, und zwar meistens so, daß die Kanten, welche die Vorderfläche begrenzen, einen Bogen bilden, die hintere Kante aber fast gerade verläuft. Durchschneiden wir die Waffe der Quere nach, so erhalten wir Schnittflächen, die annähernd einen Kreis ausschnitt bilden. Die Flächen des Längsschnittes hingegen haben ungefähr die Gestalt einer halben langgezogenen Ellipse. Der Griff stellt eine fingerdicke Brücke über einem Einschnitt in der Mitte der hinteren dachförmigen Erhebung dar, und ist nicht an- oder eingefügt, sondern aus dem Vollen geschnitzt. Zum Schutze der Hand dient ein Streifen Opossum- oder Känguruhfell, der so um die Waffe geschlungen ist, daß er die Mitte der Vorderfläche und den Grund der eingeschnittenen Vertiefung, der Griffhöhle, bedeckt. Wie die ovale, so wird auch diese schmale Form jetzt wohl nicht mehr angefertigt. Daß sie auch in Victoria gebräuchlich gewesen ist, berichtet uns Brough Smith³⁾; überdies befinden sich in vielen deutschen und ausländischen Museen Exemplare von ihr, die aus dieser Kolonie stammen. Ein Schild dieser Art, der von einem Narryngeri aus der Gegend von Point Macleay angefertigt worden ist, und sich jetzt in meinem Besitze befindet, wiegt 1 kg 150 gr; seine Maße sind:

| | |
|--|--------|
| Länge: | 81, cm |
| Abstand der beiden Seitenkanten voneinander (Mitte): | 9,3 „ |
| Breite der vorderen Wölbung (Mitte): | 10,5 „ |
| Breite der Hinterflächen (am Griff): | 6 „ |
| Länge des Griffes: | 9,5 „ |
| Umfang des Griffes: | 5,2 „ |
| Tiefe der Griffhöhle: | 4,5 „ |

¹⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 332.

²⁾ Worsnop, The Prehistoric Arts, Manufactures, Works, Weapons etc. of the Aborigines of Australia. Pag. 139.

³⁾ Brough Smith, The Aborigines of Victoria. Vol. I, pag. 330.

Der breite Rindenschild dient zum Auffangen von Speeren. Die schmale Form dagegen wird hauptsächlich im Handgemenge benutzt, da sie durch Keulenhiebe nicht leicht zerschmettert werden kann. Wie ich hörte, seien in früheren Zeiten Streitigkeiten zwischen zwei Personen häufig mit der spitzhackenförmigen Murpungi ausgefochten worden, und habe sich der schmale Schild dabei stets in der Linken der Kämpfenden befunden. Ein australischer Gelehrter behauptete mir gegenüber, dieser Schild sei nicht allein eine Schutz-, sondern auch zugleich eine Trutzwaffe, da man mit seinen spitzen Enden in der Hitze des Gefechtes den Gegner niederzustoßen suche. Eingeborene der Missionsstation wollten aber von einer derartigen Verwendung nichts gehört haben.

Die Verzierung der großen Form pflegt in Malereien und die der kleinen in Einritzungen und Malereien zu bestehen. Als Farbe benutzt man fast ausschließlich rote und weiße Mineralstoffe. Über die Muster, welche zur Verwendung kommen, werde ich eingehend in einem Kapitel über die Kunst der südaustralischen Eingeborenen berichten.

Im Binnenlande kommen drei Schildformen vor, die sich aber nicht wesentlich voneinander unterscheiden.

Die beiden größeren Formen (Taf. XXXII, Fig. 1, 2 und Taf. XXXIII, Fig. 1, 2) sind länglich oval und vorn mehr oder minder stark gewölbt. Die Länge ist ungefähr gleich der eines Armes und die Breite ungefähr gleich der zweier Hände. Im Osten des Lake Eyre weist die Hinterseite eine ganz schwache Vertiefung auf (Taf. XXXII, Fig. 1 b u. 2 b). Zwischen diesem See und dem 15. Breitengrade ist der hintere Teil aber stark rinnenförmig ausgehöhlt, ferner besitzt die Vorderseite eine bedeutendere Wölbung (Taf. XXXIII, Fig. 1, 2). Die Aushöhlung gibt der Waffe ganz das Aussehen der an den Enden offenen Schwingen, die zum Reinigen von Sämereien usw. dienen. Die Flächen des Querschnittes stellen also im ersten Falle die Figur eines Halbmondes und im zweiten die einer schmalen Mondsichel dar. Die Griffhöhlung befindet sich ungefähr in der Mitte der Hinterseite, und ist so groß, daß eine Faust bequem in ihr Platz finden kann. Sie wird von einem gegen zwei Finger dicken Griff überbrückt, der bei ihrer Herstellung ausgespart worden ist. Bei der im Northern Territory gebräuchlichen Form ragt der Griff nicht selten ein wenig vor und bildet die Mitte eines schmalen, niedrigen Wulstes, der sich nach den Schildenden zu allmählich verliert. Ich habe eben gesagt, daß die Griffhöhlung sich ungefähr in der Mitte der Hinterseite befinde. Durch eine Anzahl von Messungen habe ich nämlich festgestellt, daß sie dem einen Schildende um einige Zentimeter näher zu liegen pflegt, als dem anderen. Ob hier nur eine bloße Ungenauigkeit vorliege, vermag ich nicht anzugeben. Meines Erachtens ruhen diese Schilde am sichersten in der Hand, wenn ihr Schwerpunkt sich ein wenig unterhalb der Griffmitte befindet. Das Werkstück wird überall dem zentral-australischen Korallenbaume (*Erythrina vespertilio*) entnommen, der den Buschleuten unter dem Namen bean-tree bekannt ist. Da die aus dem weichen Holze desselben hergestellten Gegenstände nur eine geringe Widerstandsfähigkeit besitzen: mehr als einmal sah ich, daß ein von einem starken Arm geschleuderter Bumerang handlange Splitter von den Seiten des schwingenförmigen Schildes riß; und da ferner die Schilde in vielen Gegenden einen hohen Wert besitzen: so kommen dem Reisenden oft Exemplare zu Gesicht, die mit Sehnen oder Triodiaharz ausgebessert sind. Ich habe soeben gesagt, im Binnenlande bestehen die Schilde überall aus dem Holze des Korallenbaumes. Das Verbreitungsgebiet des Baumes ist aber ein ziemlich beschränktes; es nimmt etwa ein Drittel des gesamten Binnenlandes ein. Im Norden erstreckt es sich nicht ganz bis zur Ashburton Range, und im Süden reicht es nur an einigen wenigen Stellen bis zum 24. Breitengrade. Nach Missionar Kempe soll der Baum in der Krichauff Range ganz vereinzelt vorkommen, und Buschleute erzählten mir, sie hätten ihn am

Mount Sonder (westliches Ende der Mac Donnell Ranges) angetroffen. Ich habe ihn im Süden des Wendekreises nirgends beobachtet. Aber auch nördlich von demselben, auf seinem eigentlichen Verbreitungsgebiet, findet er sich keineswegs überall vor. In größeren Beständen tritt er nicht auf. Die meisten Exemplare habe ich am Sterling Creek (20 bis 25), in Reynold's Range (20 bis 30) und der Hart Range (15 bis 20) gesehen. Aus diesen Angaben kann der Leser entnehmen, daß durch das beschränkte Vorkommen des Baumes, welcher das Holz liefert, bedingt, im ganzen Binnenlande ein schwunghafter Handel mit den Schilden stattfindet, und daß diese in vielen Gegenden hoch bewertet werden. Was im besonderen die Schilde der Eingeborenen im Osten des Lake Eyre betrifft, so stammen sie vielleicht aus dem nördlich vom See gelegenen Gebiet, das zum großen Teil noch unerforscht ist, oder aus Queensland. Die Verzierungen des schwingenförmigen Schildes bestehen in Längsrillen, die beide Seiten vollständig bedecken, und in einem Anstrich aus rotem Ocker. Die andere Schildform weist ebenfalls Einritzungen auf; dieselben pflegen aber mit grellfarbigen Malereien vereint zu sein. Ich will jetzt noch einiges über Gewicht und Größe angeben. Der schwingenförmige Schild ist leicht. Ein kleineres Exemplar, das sich in meinem Besitze befindet, wiegt 1 kg 250 gr. Die Form der Eingeborenen im Osten des Lake Eyre ist die schwerste; denn sie übertrifft die andere nicht nur an Masse, sondern auch an Größe. Ein großes, schönes Exemplar, das ich von einem Diäri erworben habe, wiegt 3 kg 50 gr. Die Größenverhältnisse dieser beiden Schilde ergeben nachstehende Zahlen.

Schild eines West-Arünta.

| | |
|---|----------------|
| Länge: | 69 cm |
| Breite der Vorderfläche (Mitte): | 30,5 " |
| Abstand der Seitenränder voneinander (Mitte): | 18,5 " |
| größte Dicke: | 5 " |
| Dicke in einer Entfernung von 2 cm von der Mitte der Seitenränder: | 0,8 bis 1,2 cm |
| Tiefe der Höhlung (Mitte): | 5,5 cm |
| Länge der Griffhöhle | 9,5 " |
| Breite der Griffhöhle: | 9 " |
| Tiefe der Griffhöhle: | 3 " |
| Umfang des Griffes: | 7,5 " |

Schild eines Diäri.

| | |
|---|--------|
| Länge: | 86 cm |
| Breite der Vorderfläche: | 35 " |
| Abstand der Seitenränder voneinander (Mitte): | 27,5 " |
| größte Dicke: | 8,4 " |
| Länge der Griffhöhle: | 12 " |
| Breite der Griffhöhle: | 18 " |
| Tiefe der Griffhöhle: | 5 " |
| Umfang des Griffes: | 11,7 " |

Die dritte Form kommt meines Wissens nur östlich vom Lake Eyre vor, und zwar recht selten. Im Durchschnitt hat sie eine Länge von 65 bis 70 cm und eine Breite von 15 cm. Von der eben besprochenen Form, die auf der Tafel XXXII abgebildet ist, unterscheidet sie sich vornehmlich durch eine weit schwächere Wölbung der Vorderseite. Sie wird aus einem harten, schweren Holze geschnitzt.

Ist kein Schild zur Hand, so fängt man im Binnenlande die Bumerang mit der drehrunden Schlagkeule oder auch mit einem einfachen Knüttel auf, wobei man diese an den beiden Enden hält.

Daß die Stämme des nördlichen Küstengebietes keine Schilde besitzen, ist zwar auffällig, aber nicht unerklärbar, wie mich dünkt. In der Herstellung von Angriffswaffen haben sie fraglos größere Fortschritte gemacht, als die Binnenlandbewohner. In dieser Hinsicht übertreffen sie aber nicht die Narryngeri. Versuchen wir nun zu erklären, warum dieser Stamm die erste und die Stämme des Nordens die letzte Stelle in der zum Schutze dienenden Bewaffnung einnehmen. Wie wir wissen, bedingen die Trutzwaffen mehr oder minder vollständig die Schutzwaffen. Aus dem, was ich im Anfange dieses Kapitels gesagt habe, ergibt sich, daß die Speere in den Gebieten beider Küsten der Hauptsache nach auf gleicher Ausbildungsstufe stehen. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß sie die fraglichen Unterschiede hervorgerufen haben. Von weitgehendem Einfluß ist aber vielleicht die scharf hervortretende Ungleichheit in der Ausrüstung mit anderen Waffen gewesen, denn die Narryngeri besitzen ja viele gute Wurfkeulen, während ihren Rassengenossen im Norden diese Waffengattung ganz fehlt. Unter den Wurfkeulen hat wohl der Bumerang die größte Bedeutung wegen seines reißenden Fluges. Den Speeren vermag der Eingeborene durch Bücken und Aufdiesesitespringen ganz gut auszuweichen, selbst wenn mehrere derselben fast gleichzeitig oder in rascher Folge nach ihm geschleudert werden. Zum Schutze gegen heransausende Bumerang bedarf er aber notwendig eines Schildes. Im Norden ließ ich einmal drei größere Speere von einem Waramunga in einer Entfernung von 35 Schritt nach mir schleudern, und es gelang mir mit Leichtigkeit, mich durch Seitwärtsspringen vor ihnen in Sicherheit zu bringen. Mit einem Bumerang habe ich nicht den gleichen Versuch machen lassen, denn als ich einen West-Ärünta aufforderte, eine Waffe dieser Art in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt nach mir zu schleudern, meinte er, daß es mir nicht möglich sein würde, seinem Wurfe auszuweichen.

Europäische Waffen sah ich nur im Besitze von Narryngeri und Bewohnern des äußersten Nordens. Die im Dienste der Weißen stehenden boys jagen leidenschaftlich gern mit Feuerwaffen und bilden sich in überraschend kurzer Zeit zu vortrefflichen Schützen aus; den meisten ist es jedoch versagt, ein Gewehr ihr eigen zu nennen, denn die Arbeit des Urbewohners wird ja nur im Süden und im Northern Territory, zwischen Palmerston und Pine Creek, mit Geld bezahlt. Der glückliche Eigentümer einer Flinte ist eine angesehene Person, deren Gunst sehr hoch geschätzt wird. Stets hat er zahlreiche Freunde, die ihm auf der Jagd, beim Erbetteln von Pulver und Schrot und vor allen Dingen beim Verzehren der Beute behülflich sind. Das Verlangen nach dem Besitze eines Feuerwepahres ist daher bei vielen recht groß, und manchen verleitet es zum Diebstahl oder anderen unehrenhaften Handlungen. So z. B. verkaufte ein junger Mann meiner Bekanntschaft eine seiner Frauen an einen weißen Bahnarbeiter zu Rum Jungle und erwarb sich für das Geld (2 £) eine alte Percussionsflinte. Es ist übrigens ein wahres Glück, daß so wenig Eingeborene über ein Jagdgewehr verfügen, wird doch der Wildstand des Nordens schon in hohem Grade durch die weißen Aasjäger und die geldgierigen Zopfträger des Reiches der Mitte geschädigt.

Auffällender Weise ist der Eingeborene in seiner Bewaffnung nicht wesentlich durch den Verkehr mit dem Weißen beeinflusst worden. Soweit ich es beurteilen kann, hat man überall die von alters her überlieferten Formen beibehalten und auch hinsichtlich des Materials herrscht ein großer Konservatismus. Die Stämme zwischen dem Lake Eyre und Tennant's Creek fertigen noch heutigentages alle Waffen aus Holz und Stein an, wie zu den Zeiten, als sie noch im unbeschränkten Besitze ihres Landes waren. Die Eingeborenen im Norden des genannten Creek verwenden jedoch, wie schon gesagt, Eisen und Glas für die Spitzen ihrer größeren Speere. Über die „zivilisierten“ Narryngeri vermag ich in dieser Hinsicht keine Auskunft zu geben.

Kapitel XIX.

Die Werkzeuge und Geräte.

Wie wir wissen, gehört der Australier zu den Völkern, die sich im Steinzeitalter befinden, oder bis vor kurzem befunden haben, die nicht verstehen, Ton zu formen und zu brennen und Steine zu durchbohren. Es liegt also auf der Hand, daß seine Geräte höchst einfach sind.

Zunächst bespreche ich die steinernen Werkzeuge. Sie bestehen der Hauptsache nach in Schabern, Meißeln, einem Beile, einer Fleischsäge und Handmühlen. Die Messer, die zu den kriegerischen oder chirurgischen Werkzeugen gehören, haben wir bereits im vorigen Kapitel kennen gelernt.

Unter den Stämmen des Binnenlandes treffen wir zwei Hauptarten von Schabern an.

Die eine Art ist mehr oder minder länglich oval bis halbmondförmig und stellt einen Keil dar, der in seiner Länge zwischen 2 und 12 cm und in seiner Breite zwischen 2 und 6 cm schwankt. Oben hat sie eine Dicke von 0,5—1,5 cm und ihr unterer Rand ist auf der einen Seite durch aneinander gereihte, länglich muschelförmige Aussplitterungen zugeschärft (Taf. XXII, Fig. 11). Manche dieser Schaber sind nicht künstliche, sondern natürliche Sprengstücke, die nur eine Randschärfung erfahren haben.

Die andere ist fast scheibenförmig und hat eine Dicke von 0,5—3,0 cm und einen Durchmesser von 3,5—8,0 cm. Ihre beiden Seiten weisen große Abweichungen auf. Die eine bildet einen einzigen glatten Schlagbuckel, der wie die Schalenhälfte einer Trogmuschel (*Macra*) gestaltet ist; meistens zeigen sich auf ihr ein paar undeutlich ausgeprägte, verschwommene Bogenwellen (Taf. XXIII, Fig. 2). Die entgegengesetzte Seite ist dem Anschein nach willkürlich roh behauen; vergleichen wir aber eine Anzahl dieser Schaber miteinander, so finden wir, daß die Mitte der Fläche mit ein oder mehreren großen runden und der Rand bis auf eine kurze Strecke mit zahlreichen, mehr oder minder radial gestellten Aussplitterungen bedeckt ist. Diese letzteren sind entweder länglich oval und weisen schwach ausgeprägte Bogenwellen auf, deren konkave Seite nach dem Rande gerichtet ist, oder sie haben eine unregelmäßige Gestalt und enthalten stufenartige Absätze. Der Rand verläuft an der Stelle, wo der große, die ganze eine Seite einnehmende Schlagbuckel beginnt, d. h., wo der zur Bildung der muschelförmigen Bruchfläche führende Schlag des Behausteines das Werkstück getroffen hat, eine kurze Strecke in gerader Richtung. Daß die Zuschärfung durch Schläge erfolgt, die vom Rande aus nach der Mitte des Werkstückes gerichtet sind, wird der Leser aus der Stellung der Bogenwellen in den kleinen

Aussplitterungen entnommen haben. Es erübrigt mir nur noch, ein paar Worte über die Randpartie zu sagen, die gerade verläuft und beim Vergleich des Schabers mit einer Muschel dem Schloßrande entsprechen würde. Ihre Breite beträgt 0,1—1,0 cm und ihre Länge 1,0—6,0 cm. In der Regel ist sie **glatt**; bei einigen Exemplaren deckt sie eine schwache, durch die Farbe sich abhebende Verwitterungskruste.

Bei den kleinsten Exemplaren, die man auch als Messer bezeichnen könnte, hat man die Randschärfung nicht durch eine Art Dangelung, sondern durch das Abschlagen von ein oder zwei großen Splittern bewirkt. In diesem Falle ist die Schneide nicht auffallend schartig und die dem Schlagbuckel gegenüberliegende Seite bildet eine mehr oder minder stark ausgeprägte Höhlung (Taf. XXIII, Fig. 3).

Die arbeitende Rechte hält den Schaber so, daß der Daumen in der Höhlung einer Aussplitterung ruht und die vier übrigen Finger den Schlagbuckel bedecken.

Die beiden Schaberformen sind übrigens nicht scharf voneinander verschieden. Die zuletzt genannte tritt bei weitem am häufigsten auf, und die schönsten und größten Exemplare derselben finden sich im Osten des Lake Eyre vor.

Man stellt die Schaber aus harten, etwas zähen Mineralien oder Gesteinen her, die einen muscheligen Bruch besitzen. Im Northern Territory kommt wohl am häufigsten Jaspis zur Verwendung; bei den Diäri und ihren Nachbarn dagegen benutzt man als Rohmaterial mit Vorliebe dichte oder feinkörnige Stücke des desert-sandstone, der bald als eine Art Quarzit und bald als kieseliger Sandstein auftritt. Splitter des gewöhnlichen milchweißen oder glasigen Quarzes verwendet man wegen ihrer Sprödigkeit nur zum Zerlegen des Wildes, nicht aber zur Bearbeitung des Holzes.

Herr A. Zietz, der Direktor des Adelaiders naturhistorischen Museums, zeigte mir nierenförmige, flache Werkzeuge, die aus einem schieferigen, glimmerreichen Gestein angefertigt waren, und deren konkave Kante eine stumpfe Schneide bildete. Er hat sie nebst anderen bearbeiteten Steinen auf alten Lagerplätzen des jetzt ausgestorbenen „Adelaide-Stammes“ gefunden. Seiner Annahme nach sind sie Hohlschaber, die beim Reinigen der Häute von Fett- und Bindegewebs teilen benutzt wurden. Das Reinigungsverfahren stellt er sich, wie folgt, vor. Zuerst hängte der Eingeborene die Haut mit der behaarten Seite nach unten über einen dicken Stock, den er in der Linken hielt, und dessen unteres Ende auf dem Boden ruhte, und dann kratzte er mit dem Werkzeuge so oft die Haut und den Stock hinunter, bis die betreffende Stelle von dem Fett und Bindegewebe befreit war. Auf diese Weise reinigte er die ganze Haut, indem er diese von Zeit zu Zeit in eine andere Lage brachte.

An dieser Stelle will ich einschalten, daß zu den Funden des Herrn Zietz auch mehrere Faustschlägel gehörten, die annähernd die Größe und die Gestalt eines Hühnereies besaßen und an den Enden durch eine Unzahl von Schlagmarken stark geraut waren.

Im Norden finden außer Steinsplittern auch Muschelschalen als Schaber Verwendung.

Überall, wo hölzerne Gebrauchsgegenstände mit Rillen versehen werden, treffen wir Kratzer an, die fast ausschließlich zur Herstellung dieser Schmuckformen dienen. Gewöhnlich bestehen sie aus einem kleinen, zahnförmigen Splitter aus Jaspis, Quarzit, Milchopal, Calcedon usw. (Taf. XXIII, Fig. 5) und einem gegen 45—55 cm langen, schwach gekrümmten hölzernen Stiel. Die Vereinigung beider vermittelt ein Klumpen Triodiarz.

Es kommen zwei Formen von Steinmeißeln vor. Die eine, welche ich im ganzen Binnenlande und bei den Narryngeri an der Südküste antraf, gleicht dem eben beschriebenen Kratzer: sie besteht aus einem scharfkantigen Steinsplitter

und einem dicken Stiele, der meistens ein wenig gekrümmt ist und durchschnittlich eine Länge von 45—55 cm hat (Taf. XXIII, Fig. 1). Im Innern vereinigt man die beiden Teile einfach vermittle eines Klumpen Triodiarharzes. Die Narryngeri dagegen stecken den Splitter in eine Spalte des Stieles und umgeben die Verbindungsstelle mit Harz. Die andere Form, deren Stiel das rinnenförmige Wurfbrett der Stämme zwischen dem Lake Eyre und Tennant's Creek bildet, ist bereits in dem Kapitel über die Waffen beschrieben worden. Die als Klinge dienenden Splitter der beiden Formen bestehen aus Jaspis, Milchopal usw. und ähneln dem Schaber mit muschelförmigem Schlagbuckel. Ihre Breite pflegt zwischen 2,0 und 4,0 cm zu schwanken. Die Schneide ist entweder konvex, oder gerade, oder konkav; hierdurch wird wahrscheinlich der Grad der Abnutzung angezeigt. Bei der Arbeit hält man den Meißel gewöhnlich mit beiden Händen, und zwar so, daß die abgeschrägte Seite der Klinge nach hinten und der Stiel unter einem Winkel von 60—70° nach oben und vorn gerichtet ist. Die Stöße erfolgen, wie schon aus der Haltung des Werkzeuges hervorgeht, in der Richtung auf den Arbeitenden. Das Werkstück klemmt man entweder zwischen die Beine, oder hält es mit einem oder beiden Füßen auf dem Boden fest. Nördlich vom Catherine River habe ich keinen gestielten Meißel beobachtet. Es ist aber wahrscheinlich, daß diese Form auch dort angefertigt wurde, und das Eisen der Fremden sie erst in den letzten Jahrzehnten zum Verschwinden gebracht habe.

Außerdem findet sich bei Stämmen des Innern noch eine Art Knochenmeißel vor, die zum Herauslöfeln des Markes, zum Abkratzen der Knochen und zum Hervorholen des Inhaltes großer harter Gallen an Zweigen von Gummibäumen dient. Sie bildet das „Spaltstück“ einer Emutibia und hat eine Länge von 8—25 cm und eine Breite von 2,5 cm. Die „Spaltränder“ sind geglättet, und dem einen Ende ist eine bogenförmige Schneide angeschliffen (Taf. XXII, Fig. 8, 9). Am häufigsten traf ich dieses Werkzeug unter den Waramunga an.

Nur eine Beilform ist mir in der Kolonie zu Gesicht gekommen. Die Klinge bildet ein Keil aus Diorit und den Stiel eine Schlinge aus Holz oder Bambusrohr. Was zunächst die Klinge betrifft, so gehört sie zu den plumpesten Typen, die von Naturvölkern aller Zeiten angefertigt worden sind. Ihre größte Breite, sie schwankt zwischen 6 und 10 cm, befindet sich dort, wo am Ende des zweiten Drittels die Schneide ihren Anfang nimmt. Die größte Dicke dagegen, die sich im Mittel auf 3,0 cm beläuft, besitzt sie ein paar Zentimeter unterhalb des Nackens; eine Ausnahme bilden jedoch einige wenige Exemplare, die an dieser Stelle eine schwache, unregelmäßige Einbuchtung für den Stiel aufweisen. Die Länge ist im Verhältnis zur Breite und Dicke gering, denn sie pflegt selten größer als 12 cm zu sein. Die Breitseiten sind mehr oder minder gleichmäßig gewölbt und von den Schmalseiten und dem Nacken durch roh abgerundete Kanten getrennt. Der Querschnitt stellt dem zufolge ein Oval dar. Der untere Rand ist bogenförmig und bildet eine stumpfe Schneide, die gegen die Schmal- und Breitseiten ziemlich deutlich abgegrenzt ist. Das Gewicht beläuft sich auf 300—700 gr. Da die Klinge aus einem harten, zähen Gestein besteht, so ist ihre Anfertigung recht mühselig und zeitraubend. Zuerst gibt man mit einem recht harten Steine, der sich gut in die Hand fügt, einem größeren Stücke Diorit annähernd die beabsichtigte Form, dann entfernt man sorgfältig alle vorspringende Kanten der Aussplitterungen durch eine Art Dengelung, und schließlich stellt man die Schneide her und glättet die ganze Oberfläche, ohne aber alle Spuren der voraufgegangenen Bearbeitung zum Verschwinden zu bringen. Die Herstellung der Schneide und die Glättung bewirkt man dadurch, daß man das Werkstück unter Benutzung nassen Sandes auf einer Steinplatte schleift. Die Schäftung gleicht völlig der der spitzhackenförmigen Streitaxt. Der Stiel hat eine Länge von 34—40 cm und besteht im Binnenlande und an der Südküste aus dem Spaltstücke eines dünnen Stammes

oder Astes und im Norden häufig aus dem eines Bambusrohres. Diese Spaltstücke umklammern in der Mitte, wo sie die größte Breite besitzen, schlingenförmig die Klinge, und ihre Hälften sind an ein oder zwei Stellen so zusammengebunden, daß sich die freien Enden berühren. An der Befestigungsstelle der Klinge sind alle Lücken mit Gummi (Südküste), Triodiarharz (Binnenland) oder Wachs (Nordküste) ausgefüllt. Zum besseren Verständnis des Gesagten mögen die beiden Abbildungen von Beilen auf der Tafel XXIII (Fig 6, 7) dienen. Da der Diorit sich nicht häufig in der Kolonie vorfindet, so werden die Klingen oder auch die ganzen Beile als Tauschware eine große Rolle spielen oder, besser gesagt, gespielt haben.

An dieser Stelle will ich eines merkwürdigen Gegenstandes (Taf. XXII, Fig. 10) Erwähnung tun, der im naturhistorischen Museum zu Adelaide aufbewahrt wird, und von dem man nicht weiß, wozu er gedient hat. Auf seiner Etiquette steht: „Implement (micaceous sandstone), found about 9 inches under ground at Myponga¹⁾. Length: 12 in.; weight: 8 lb. Dieses Werkzeug — als solches müssen wir es wohl betrachten — gehört jedenfalls zu den vorzüglichsten aller uns bekannten Steinarbeiten der Australier.

Die Stämme, welche einst die Südküste bewohnten, bedienten sich einer kleinen Säge zum Zerteilen des Fleisches. Heutzutage wird dies Werkzeug nur noch ausnahmsweise von den Narryngeri angefertigt. Es stellt ein gegen 25—30 cm langes, rundes Stäbchen dar, das an dem einen Ende in einer Länge von 8 bis 10 cm mit einer Reihe spitzer Quarzsplitterchen bewehrt ist. Diese Splitterchen sind auf dieselbe Weise mit Callistisharz befestigt, wie die an der Spitze der früher beschriebenen Speerform dieses Stammes (Taf. XVIII, Fig. 4).

Mahlsteine werden am häufigsten im Binnenlande benutzt, wo harte Sämereien und unterirdische Pflanzengebilde den größten Teil der vegetabilischen Nahrungsmittel ausmachen. Sie bestehen in einer Steinplatte und einem mehr oder minder halbkugeligen Creekgeschiebe, das sich gut in die Hand fügt. Zu bestimmten Zeiten des Jahres, z. B. während der Reife des sehr harten Akazienamens sind die meisten Weiber im Besitze zweier Platten. Auf der einen, die eine beträchtliche Dicke hat, deren Umfang aber oft so gering ist, daß sie mit zwei Händen bedeckt werden kann, wird der Same zerstoßen. Die andere Platte, die dünner zu sein pflegt, die jedoch mindestens eine glatte Fläche von 600 □ cm besitzt, dient zum Zerreiben des groben Pulvers. Nicht selten sieht man Platten, die in der Mitte eine mehr oder minder tiefe Höhlung haben; diese ist aber nicht absichtlich eingeschliffen worden, sondern allmählich durch häufigen Gebrauch des Werkzeuges entstanden. Beim Mahlen knien die Weiber, und die Mühle pflegt ein wenig zwischen die gespreizt gehaltenen Beine geschoben zu sein (Taf. XIII, untere Abbild.). Die arbeitende Hand führt selten rotierende Bewegungen aus; gewöhnlich schiebt sie den Läufer einfach hin und her. Gesteinsplatten, welche höchstens ein wenig verkleinert oder in eine regelmäßigere Form gebracht zu werden brauchen, können überall dort, wo die Höhen aus Sandstein oder Quarzit bestehen, so leicht erhalten werden, daß die Mahlsteine auf den Wanderungen von einem Lagerplatze zu einem anderen in der Regel nicht mitgeschleppt werden.

Unter den hölzernen Werkzeugen und Geräten sind besonders die von Wichtigkeit, welche zum Graben, zur Reinigung pflanzlicher Nahrungsmittel und zur Aufbewahrung des Trinkwassers dienen. Die Anfertigung mancher derselben erfordert Ausdauer und Übung im Schnitzen.

Zuerst bespreche ich den Grabstock (yamstick). Er ist ein unscheinbares, aber viel benutztes Werkzeug. Die Weiber gebrauchen ihn hauptsächlich zum

¹⁾ Myponga ist ein kleines Städtchen, das 38 Miles südlich von Adelaide, unweit des St. Vincent Golf, liegt.

Ausgraben des „yam“ und der kleinen Tiere, wie „rats“, Eidechsen, Schlangen, Honigameisen, vieler Witchetties usw., welche als Nahrung Verwendung finden. Während man ihn im Binnenlande nur selten in den Händen des Mannes sieht, muß er auf der Vogeljagd an der Nordküste oft die Stelle eines Speeres vertreten. Gelegentlich spielt er eine Rolle bei Prügeleien und altersschwache oder blinde Personen benutzen ihn nicht selten als Stütze, wenn sie sich mit ihrer Horde auf der Wanderschaft befinden. Daß er hin und wieder auch zum Schüren des Feuers dient, verraten die angebrannten Enden mancher Exemplare. — Er stellt einen geraden geglätteten Stab dar, der an dem einen, selten an beiden Enden meißelförmig zugeschärft oder zugespitzt ist. Im Binnenlande sah ich bei den West-Arünta Exemplare, die 1,80 m lang waren; gewöhnlich hat er dort aber nur eine Länge von 1,20—1,60 m. Zwischen dem Catherine River und dem Lake Eyre fertigt man ihn aus hartem Akazienholz an und gibt dem unteren Ende mit dem langen Meißel eine Zuschärfung, indem man dasselbe an zwei Stellen, die einander gegenüberliegen, so abschrägt, daß eine stumpfe Schneide gebildet wird. Während die eine Abschrägung 15—20 cm mißt und völlig flach ist, pflegt die andere ein paar Zentimeter kürzer zu sein und eine regelmäßige Wölbung zu besitzen, die sich nach unten zu fast ganz verliert. Was die Schneide betrifft, so macht man sie dadurch bogenförmig, daß man die beiden scharfen Ecken, die bei der Zuschärfung entstanden sind, gleichmäßig abrundet. Auf der Tafel XXIV stellt Fig. 4 das untere Ende in Seitenansicht dar. Auf Lagerplätzen im Osten des Lake Eyre sah ich hin und wieder flache, gegen einen Meter lange und einige Finger dicke Stäbe, die an den Enden ein wenig meißelförmig geschärft waren. Missionare von Kilalpanina behaupteten mir gegenüber, dieselben seien Keulen der Lubra. Läge hier kein Irrtum vor, so wären die Diäri und ihre Nachbarn, so viel ich weiß, die einzigen Stämme im Lande, die ihren Weibern gestattet, Waffen zu führen. Meiner Überzeugung nach handelt es sich aber lediglich um Grabstöcke, die, wie auch sonstwo, in der Hand eines wutschnaubenden Weibes gar leicht zu einer Schlagkeule werden. Die Bewohner der Südküste haben ebenfalls einen Grabstock besessen. Näheres vermag ich aber über ihn nicht anzugeben; er wird aber wohl überall von gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit gewesen sein, wie der der „Port-Lincoln-Eingeborenen“, über welchen uns Ch. Wilhelmi folgendes mitteilt: „Die Katta (Grabstock) ist ein etwa 10—13 Dezimeter langer und 2—5 cm dicker Stab.“¹⁾ Im nördlichen Küstengebiet sind mir nur sehr kurze und dünne Grabstöcke zu Gesicht gekommen, die an dem einen und zuweilen auch an den beiden Enden ein wenig zugespitzt waren und eine Länge von 1,0—1,10 m und einen Umfang von 5—7 cm besaßen. Man schnitzt sie aus Zweigen von Akazienarten und dem rotbraunen Kernholze von *Erythrophloeum Labouchei*. Krümmungen entfernt man durch wechselweises Erhitzen in heißer Asche und Geradebiegen. Der Grabstock wird nie wie eine Schaufel gehandhabt. Sowohl beim Ausgraben kleiner Tiere und Wurzeln, als auch bei der Herstellung der Gruben für die Toten hält die Rechte den Stab so unterhalb der Mitte in der vollen Faust, daß er ungefähr einen rechten Winkel mit dem schwach gekrümmten Arme bildet, und die flache Abschrägung des unteren Endes auf den Körper gerichtet ist. Das Erdreich wird durch Stöße, die ein wenig von vorn nach hinten gerichtet sind, gelockert und durch kratzende Bewegungen der Linken entfernt. Beide Hände pflegen mit beträchtlicher Schnelligkeit wechselweise zu arbeiten, wie die Vorderfüße eines grabenden Hundes. Ist das untere Ende zu stumpf geworden, so wird es wieder geschärft oder zugespitzt. Manche der Grabstöcke scheinen dem Aussehen nach recht lange im Gebrauch gewesen zu sein. Während meines

¹⁾ Charles Wilhelmi, Sitten und Gebräuche der Port-Lincoln-Eingeborenen in Australien. (Aus allen Weltteilen. Jahrg. I).

Aufenthaltes am 20-Mile Creek (gegen 120 Miles nördlich von Alice Springs) gab eines Tages einer der Buschleute, mit denen ich den Abstecher vom Überlandwege gemacht hatte, seinem boy den Auftrag, mit einem yamstick Löcher für die Pfosten eines meat-house zu machen. Als ich dem Buschmanne meine Verwunderung ausdrückte, daß er die Arbeit nicht mit einer Schaufel verrichten ließe, meinte er, ein Eingeborener könne die Löcher ebenso gut mit seinem yamstick machen, als ein Weißer mit seiner Schaufel, und zwar beinahe in der gleichen Zeit. Ich führe dies hier an, damit der Leser ersieht, daß der Grabstock, trotz seiner großen Einfachheit, ein Gerät ist, das sich für seinen Zweck ganz vortrefflich eignet, hinzufügen muß ich aber, in einem Lande, wo der Boden nicht aus zähem Lehme oder Tone besteht.

Es kommen mehrere Muldenformen vor. Zwei oder drei bestehen aus Baumrinde, die übrigen aus Holz. Jede ist für einen ganz bestimmten Zweck eingerichtet; doch findet sie unter Umständen eine mannigfache Verwendung. Von den Engländern und den englisch sprechenden Eingeborenen werden diese Mulden überall Pitchis genannt. Woher diese Bezeichnung stammt, und was sie bedeutet, vermag ich nicht anzugeben.

Was zunächst die hölzernen Mulden betrifft, so werden sie entweder aus dem harten Holze von Gummibäumen (*Eucalyptus rostrata*, *E. microtheca* usw.) oder aus dem weichen des bean-tree (*Erythrina vespertilio*) angefertigt, und zwar fast ausschließlich mit dem langen Meißel auf die oben angegebene Weise. Da das Holz der genannten Gummibäume eine große Härte besitzt, so wählt der Eingeborene, wenn zugänglich, für seine Arbeit ein Ast- oder Stammstück, das eine Wölbung besitzt, welche ungefähr der der Unterseite des Gerätes entspricht. Entnimmt er dagegen das Werkstück einem bean-tree, so sieht er nur darauf, daß dasselbe frei von Rissen oder Löchern ist.

Die kleinsten Formen (Taf. XXIII, Fig. 8) werden als Schaufel zum Graben im Sande und zur Herausbeförderung des gelockerten Erdreiches aus tiefen Gruben benutzt. Sie bestehen aus hartem oder weichem Holze, wiegen 125 bis 150 gr, und besitzen im Durchschnitt eine Länge von 35—40 cm und eine Breite von 10—15 cm. Die Exemplare, welche mir zu Gesicht gekommen sind, waren auf der einen oder auf beiden Seiten mit Rillen versehen und zum Teil rot angestrichen. So viel ich weiß, kommt dieses Gerät nur bei den Stämmen des Innern vor.

Ähnliche, aber größere Mulden als die eben besprochenen dienen zum Reinigen von Sämereien usw.; nebenbei finden sie auch als Behälter für Lebensmittel Verwendung. Im Norden scheinen sie zu fehlen; im Binnenlande dagegen kommen sie überall häufig vor. Zwischen den Mac Donnell Ranges und Tennant's Creek, wo der bean-tree heimisch ist, stellt man sie gewöhnlich aus dem Holze dieses Baumes, im Norden und Süden dieses Gebietes aus dem von Eucalypten her. Ein Exemplar, das sich in meinem Besitze befindet und aus dem Holze des bean-tree geschnitzt ist, wiegt 650 gr. Im Durchschnitt beträgt die Länge 65—70 cm, die größte Breite 20 bis 22 cm, die Höhe an den Enden 5—6 cm, die Höhe in der Mitte 8—9 cm und die größte Dicke der Wandung 2—2,5 cm. Aus diesen Maßen geht schon hervor, daß das Gerät an den Enden so gut wie offen ist, also eine Art Rinne bildet. Auf der Tafel XXIII stellt es die Figur 11 dar. Diese etwas auffallende Gestalt gibt man ihm, um bei seiner Verwendung als Schwinde die leichten Teile der Verunreinigung bequem durch Schütteln wegschleudern zu können. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß die Schwingen, welche im Osten des Lake Eyre vorkommen, an den Enden weniger offen und im Verhältnis zu ihrer Länge recht hoch und breit sind (Taf. XXIII, Fig. 10). Sie bestehen aus dem Holze von *Eucalyptus microtheca* und wiegen etwa anderthalb Kilogramm. Übrigens trifft man auch im Innern ähnliche, aber kleinere Geräte an, die aus hartem oder weichem Holze hergestellt sind. Wahr-

scheinlich dienen sie öfter zur Aufbewahrung und Fortschaffung, als zur Reinigung von Lebensmitteln. — Alle hierher gehörigen Mulden pflegen mehr oder weniger verziert zu sein. Die aus weichem Holze sind auf der Außen- und oft auch auf der Innenseite mit breiten aber wenig hervortretenden Rillen und einem roten Anstrich versehen. Die aus hartem Holze haben außen ein Muster aus breiten und innen ein solches aus schmalen Rillen. Gewöhnlich werden sie nicht angestrichen; vielleicht weil sie eine schöne dunkelbraune Naturfarbe haben, und die Holzbündel feine Schlangenlinien bilden, die einem eingeritzten Muster nicht unähnlich sehen. Überdies erhalten sie durch die Bearbeitung und die Benutzung eine Art Politur, während die Mulden aus dem recht weichen Holze des bean-tree sich nicht glätten lassen und bei ausgiebigem Gebrauch alsbald ganz rau werden. Auf der Wanderung benutzt die Lubra die Mulden als Behälter für allerlei Sachen, wie Nahrungsmittel, Farbstoffe, kleine Werkzeuge, Schmuckstücke usw. und trägt sie unter dem Arme oder auf dem Kopfe.

Ein ovales Stück Rinde, das mit dem Beile von einem glatten, dicken Gummibaumstamme gelöst worden ist, bildet bei allen Stämmen den einfachsten Behälter für Lebensmittel, besonders für das zerschnittene Fleisch und das Eingeweide der größeren Tiere. In Ermangelung der soeben beschriebenen Pitchis findet es auch als Schaufel und Schwinge Verwendung. Gelangt ein durstiger Jäger in einer Gegend ohne Oberflächenwasser zu einem Creek, dessen Sand in geringer Tiefe feucht ist, so gräbt er mit den Händen oder einem Stück Rinde eine soakage, um sich das köstliche Naß zu verschaffen. Findet eine Lubra der Stämme zwischen den Mac Donnell Ranges und dem Roper River auf der Suche nach Nahrungsmitteln nichts, womit sie den nagenden Hunger zu stillen vermag, so wird sie wohl mit dem yamstick den nächstbesten Termitenhügel öffnen, etwas von dem Inhalte der Gänge in ein rinnenförmiges Stück Rinde bringen, wenn ihr keine Mulde zur Verfügung steht, und durch Schütteln die begehrten Puppen von dem Gemüll befreien. In der Regel wird ein derartiges Gerät nach einmaliger Benutzung weggeworfen, da es ja in einigen Minuten ohne große Mühe gewonnen werden konnte. Schon bevor ich in Erfahrung gebracht hatte, welchen Gebrauch die Eingeborenen von der Baumrinde machen, fiel es mir im Binnenlande auf, daß sich häufig unter den redgums (*Eucalyptus rostrata*), die die größeren Wasserlöcher umsäumten, Exemplare befanden, welche an ein oder mehreren Stellen in der Länge eines Armes von der Rinde entblößt waren.

Die Wasserbehälter zeichnen sich durch Formenreichtum und Mannigfaltigkeit hinsichtlich des Materiales aus. Sie sind von großer Wichtigkeit für den Australier, da er ohne sie in manchen Gegenden keine ausgedehnten Wanderungen unternehmen könnte. Wir dürfen daher wohl mit Recht voraussetzen, daß er schon in grauer Vorzeit Mittel und Wege ausfindig gemacht habe, das Trinkwasser auf weite Entfernungen mit sich zu schleppen.

Bei allen Binnenlandstämmen sind die Behälter fast durchgehends aus einem leichten Holze angefertigt und haben die Gestalt einer tiefen, länglichen Mulde.

Die Form, welche zwischen dem Lake Eyre und Tennant's Creek vorkommt (Taf. XXIV, Fig. 1), besteht in der Regel aus dem Holze des bean-tree; nur dort, wo dieser Baum nicht angetroffen wird, stellt man sie aus einem anderen Holze her. Der Längsschnitt bildet einen mehr oder minder flachen Bogen. Der Querschnitt ist stets hufeisenförmig. Im Mittel beträgt die Länge 62—68 cm; die Breite 18—21 cm und die Höhe 17—20 cm; diese drei Maße verhalten sich also ungefähr wie 3,5 : 1 : 1. Im Verhältnis zu ihrer Größe sind sie recht leicht: durchschnittlich wiegen sie nicht ganz ein Kilogramm. Die Seitenränder sind ein wenig einwärts gebogen und die Enden stark abgerundet wie der Bug mancher Flußschiffe. Da die Mitte der Unterseite keine Abflachung besitzt, wie schon aus der Beschaffenheit des Längs- und des Querschnittes deut-

lich hervorgeht, so kann das Gefäß leicht in eine wiegende Bewegung versetzt werden, doch fällt es keineswegs leicht um. Die Außenseite ist immer mit einem Muster aus breiten Rillen bedeckt und mit rotem Ocker angestrichen; die Innenseite hingegen behält die helle Farbe des Holzes und weist nur die in der Längsrichtung verlaufenden Meißelspuren auf, die bei der Aushöhlung des Werkstückes zurückgeblieben sind.

Das Wassergefäß der Tjingale und anderer Stämme des nördlichen Binnenlandes (Taf. XXIV, Fig. 2) unterscheidet sich nicht wesentlich in betreff der Gestalt und der Größenverhältnisse von dem eben beschriebenen trogförmigen. Wir können es mit einem kiellosen Boote vergleichen, das unten abgerundet ist, und dessen Vorder- und Hintersteven gerade aufsteigen. Dieses Gefäß kommt auch häufig bei den Waramunga an Tennant's Creek vor. Die dortigen Eingeborenen fertigen es aber nicht selbst an, sondern erhalten es durch Tauschhandel von ihren nördlichen und nordwestlichen Nachbarn. Es hat durchschnittlich eine Länge von 85 cm, eine Breite von 18 cm und eine Höhe von 17 cm. Die Außenseite ist ganz wie die des vorhin besprochenen trogförmigen Wasserbehälters beschaffen: auch sie schmückt ein Rillenmuster und ein roter Anstrich. Die Innenseite pflegt scharf ausgeprägte, breite Meißelfurchen zu zeigen, die schräg vom Rande nach dem Boden laufen.

Die Lubra tragen diese Pitchis auf der Wanderung gewöhnlich unter dem linken Arme, wobei sie sich einer bleistift- bis daumendicken kranzförmigen Schnur bedienen, die sie um das Gefäß und die linke Schulter schlingen. Man stellt diese Tragschnur auf die Weise her, daß man aus ein oder mehreren dünnen, aber sehr langen Fäden aus Menschenhaar eine Docke von 55 cm Länge bildet und dann jede Hälfte derselben mit einem Faden umwickelt. Daß auch sie einen Anstrich aus rotem Ocker bekommt, wird der Leser, der ja schon die Vorliebe des Eingeborenen für diesen Farbstoff kennen gelernt hat, begreiflich finden. Um ein Verschütten des Wassers nach Möglichkeit zu verhindern, wirft man eine Handvoll Gras oder dergl. in dasselbe. Die Pitchis benutzt man übrigens auch als Behälter für feste Nahrungsmittel, wie Sämereien, Wurzeln usw. Sind sie undicht geworden, was wegen ihrer geringen Widerstandsfähigkeit leicht vorkommt, so klebt man kleine Risse und Löcher mit Triodiaharz zu, größere Risse dagegen schließt man zuerst oberflächlich mit Kängeruhsehen durch eine Art Naht und bedeckt diese dann mit dem Harze. Daß die zuerst beschriebene Form als Wiege und die andere, die bootförmige, als Kindersarg Verwendung findet, habe ich schon erwähnt.

Nördlich vom Catherine River und Roper River, wo die Sommerregen das Land auf Monate in einen wahren Sumpf verwandeln, kommen merkwürdiger Weise drei Wassergefäße vor, nämlich zwei Mulden und ein kücherförmiges Gerät.

Die eine Mulde besteht aus Holz und gleicht weit mehr der trogförmigen im Herzen der Kolonie, als der bootförmigen im nördlichen Teil des Binnenlandes. Sie wird jetzt nur noch ganz ausnahmsweise von alten Leuten angefertigt; vor einigen Jahrzehnten jedoch soll noch jede Horde mindestens ein paar dieser Behälter besessen haben. Mir sind nur zwei Exemplare zu Gesicht gekommen, und zwar gehörte das eine einem Tjauen am Catherine River und das andere einem Wulwanga am Pine Creek. Das des Tjauen hatte eine Länge von 84,5 cm, eine Breite von 23 cm und eine Höhe von 17,5 cm.

Die zweite Muldenform ist ebenfalls selten (Taf. XXIV, Fig. 3). Man fertigt sie aus einem rechteckigen Stück Cajaputbaumrinde (*Melaleuca leucadendron*) an, das gegen ein Meter lang und ein halbes Meter breit ist, indem man die Enden desselben in einer Länge von etwa 15 cm von der Borke entblößt und dann den Bast mit einem Faden zusammenschnürt, nachdem man ihn in regelmäßige Falten gebracht hat.

Der köcherförmige Behälter ist verhältnismäßig klein; er faßt ungefähr anderthalb Liter Flüssigkeit. Seine Länge beträgt 26—28 cm und seine lichte Weite 10—16 cm. Man flicht ihn aus Fasern (von Pandanus und Livistonia) und macht ihn dadurch wasserdicht, daß man die Innenseite mit einer dünnen Wachsschicht bedeckt und die Außenseite mit einem Gemisch aus rotem Ocker und Blut¹⁾ bestreicht. An einer Stelle des Randes pflegt man eine kurze, schlingenförmige Tragschnur zu befestigen. Diese kleine Kiepe ist aber nicht nur ein Behälter für das Trinkwasser, sondern auch für den dickflüssigen Honig. Wie ich hörte, trieben die „Alligator Rivers Blackfellows“ einen schwunghaften Tauschhandel mit derselben, und die meisten Exemplare, welche sich im Besitze der Wulna, Wulwanga usw. befänden, seien von ihnen angefertigt worden.

Wie mir ein alter Wulwanga erzählte, sei früher noch ein vierter Wasserbehälter in Gebrauch gewesen, der einfach aus einem langen Bambusrohre bestanden habe, dessen Scheidewände bis auf die Scheidewand im untersten Knoten durchstoßen gewesen seien. Eingeborene der Philippinen sollen übrigens auf die gleiche Weise Wasser mit sich führen.

Die Narryngeri benutzen heute nur europäische Geräte. Früher dienten ihnen Bälge größerer Beuteltiere und mit Harz dicht gemachte Schädel von Verwandten als Wasserbehälter. Die Öffnung an den Bälgen schlossen sie einfach durch Zusammenschnürung der betreffenden Stellen mit Fäden. Ähnliche Wasser-schläuche sind bekanntlich in Ägypten im Gebrauch.

Auch am Lake Eyre verwendete man vor einem Vierteljahrhundert noch Tierbälge zu dem gleichen Zwecke, wie mir Diäri und Missionare von Kilalpanina versichert haben. Jetzt gebraucht man dort außer Kesseln und „tins“ nur die oben beschriebenen hölzernen Mulden zum Schöpfen, Forttragen und Aufbewahren des Trinkwassers.

Wie wir gesehen haben, dienen im Binnenlande die muldenförmigen Geräte zur Aufnahme des „yam“. Der Bewohner des Nordens dagegen benutzt zu diesem Zwecke köcher- oder glockenförmige Tragkörbe, die aus Binsen geflochten sind. Dieselben haben etwa eine Länge von 40—100 cm und eine lichte Weite von 12—40 cm. Die Maschen ihrer Wandung sind verhältnismäßig weit (Taf. XXVIII, Fig. 5). Die Lubra tragen die Körbe auf dem Rücken an einer über die Stirn geschlungenen Schnur. Im Adelaid Museum befindet sich ein größeres Exemplar, das vom Mac Arthur River stammt. Es ist also anzunehmen, daß sich das Verbreitungsgebiet dieser Tragkörbe an der Westküste des Golfes von Carpentaria ziemlich weit nach Süden erstreckt. Dem eben Gesagten füge ich noch die Maße je eines Exemplares der beiden Formen hinzu.

Köcherförmiger Tragkorb eines Wulwanga.

Länge: 38 cm, lichte Weite: 13 cm.

Glockenförmiger Tragkorb eines Eingeborenen aus dem Gebiete der Alligator Rivers.

Länge: 40,5 cm, lichte Weite: 21 cm.

In der Gegend von Port Essington sollen kleine, aus einem Palmenblatte angefertigte Henkelkörbe vorkommen. Im Adelaid Museum wird ein derartiges Exemplar aufbewahrt, das ungefähr die Gestalt unserer Spankörbe hat und aus großen Blattstücken zusammengesetzt ist.

Die Narryngeri benutzen zum Fortschaffen und Aufbewahren von Lebens-

¹⁾ Blut scheint sich gut zum Dichtmachen geflochtener Behälter zu eignen, da es hierzu auch von anderen Naturvölkern benutzt wird. Die Waschamba (Deutsch-Ostafrika) z. B. dichten ihre geflochtenen Milchgefäße auf die Weise, daß sie Blut in ihnen gerinnen lassen.

mitteln und kleinen Gebrauchsgegenständen aus Binsen geflochtene Behälter, von denen die meisten einem Beutel oder einer Tasche ähnlicher sehen als einer Kiepe oder einem Korbe. Das Flechtwerk derselben ist dicht und stark und weist keine Unterschiede auf (Taf. XXIX, Fig. 6). So viel ich weiß, sind die Behälter nie mit einem Deckel oder einer Klappe versehen; ihre Öffnung pflegt aber ziemlich eng zu sein. Die gebräuchlichste Form stellt eine sackförmige, mit einer Tragschnur versehene Tasche dar, die unten weiter ist als oben (Taf. XXV, Fig. 2). Die Maße derselben sind etwa folgende: Länge: 30 cm, Umfang am oberen Rande: 45 cm und größter Umfang (in der Nähe des unteren Endes): 60 cm. Nach Brough Smith¹⁾ sind übrigens von den Urbewohnern Victorias ähnliche taschen- und korb förmige Behälter angefertigt worden.

Größere Lasten pflegen die Weiber der Narryngeri auch in umfangreichen Netzbeuteln auf dem Rücken zu tragen.

Im Osten des Lake Eyre kommen meines Wissens keine aus Binsen geflochtene Behälter vor, die denen der Narryngeri ähnlich sehen, wohl aber eine Tasche aus Fell und mehrere geknotete Beutel. Dieselben sind der Hauptsache nach für kleinere Gegenstände, wie Messer, Schaber, Schmucksachen, Corrobboreestones, Corrobboreesticks, Farbstoffe und Pitcherie bestimmt. Als Behälter für Lebensmittel werden meistens die Mulden benutzt.

Die Felltasche ist viereckig und unten bedeutend weiter als oben; das Haar befindet sich natürlich auf der Außenseite. Im Durchschnitt faßt sie 4—6 Liter. Gewöhnlich wird ein größeres Stück Fell von *Macropus rufus* unzerteilt zur Herstellung einer Tasche verwandt. Dasselbe ist gegen 65—70 cm lang und in der Mitte 40—50 cm und an den Enden 25—30 cm breit. Die haarlose Seite bedecken zahlreiche parallele oder netzförmig sich schneidende Linien. Dieselben rühren davon her, daß man das getrocknete und von Fett und Bindegewebe befreite Fell, um es geschmeidig zu machen, in einem Abstand von etwa 0.5 cm in Falten kniff und jedesmal, wenn man eine Falte gebildet hatte, wiederholt mit einem scharfen Steinsplitter über dieselbe schabte. Will man aus diesem Stücke eine Tasche machen, so faltet man es in der Mitte und näht dann die seitlichen Ränder mit dünnen Schnenfasern aneinander. Wir können diese Tasche als die Reisetasche der betreffenden Eingeborenen bezeichnen. Man trägt sie so auf der einen Seite an ein oder mehreren gegen 47 cm langen Schnüren, die an den beiden oberen Ecken befestigt sind, daß sie von der Schulter zwischen dem Arme und der Brust herabhängt.

Der kleinste der Beutel (Taf. XXV, Fig. 3) — wir können ihn auch als Tasche bezeichnen — wird von einem dichten Maschenwerk gebildet, das aus Haar- und Pflanzenfaserfäden — die Haare stammen gewöhnlich vom Menschen und die Fasern vom „native flax“ — geknotet ist (Taf. XXIX, Fig. 1). Er ist ebenfalls viereckig und unten beträchtlich weiter als oben; in seiner Gestalt nähert er sich der Nierenform. Die Länge des oberen Randes beträgt 18—21 cm, die des unteren Randes 39—42 cm und der Abstand beider Ränder voneinander 12—14 cm. Auch ihn pflegt man so auf der einen Seite zu tragen, daß er von der Schulter zwischen dem Oberarme und der Brust herabhängt.

Einer der größten Beutel hat ungefähr die Form der Felltasche und ist aus Binsen oder Fäden, die aus den Fasern des „native flax“ gedreht sind, wie ein Fischnetz geknotet.

Der „native flax“ (*Psoralea patens*) hat in getrocknetem Zustande eine gewisse Ähnlichkeit mit unserm Raps. Er wird gegen ein Meter hoch und kommt stellenweise in großer Menge in den Creekniederungen der südlichen Hälfte des Binnenlandes vor. Wie aus dieser Pflanze die Fasern gewonnen werden, vermag ich leider nicht anzugeben.

¹⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*, vol. I, pag. 345.

Vom Museumsdirektor A. Zietz habe ich zwei kleine Taschen erhalten, die aus der Gegend zwischen dem Lake Eyre und dem Lake Frome stammen und zur Aufbewahrung von Pitcherie gedient haben. Sie sind halbmondförmig und bestehen aus einem dichten, festen Maschenwerk. Die Öffnung ist auffallend klein und befindet sich an der einen Ecke in der bogenförmigen Kante. Die Länge beträgt 30 cm und die Breite 15 cm. Da die Herstellungsweise, die man durch eine genaue Besichtigung der Arbeit leicht feststellen kann, recht interessant ist, so will ich es nicht unterlassen, ein paar Worte über sie zu sagen. Was zunächst die Masche betrifft, so gleicht sie der, welche die Figur 1 auf der Tafel XXIX darstellt. Von Anfang bis zu Ende hat man so geknüpft, daß durch eine fortlaufende Maschenspirale nicht ein beutel-, sondern ein scheibenförmiges Gebilde entstanden ist. Als dieses einen Durchmesser von 30 cm erreicht hatte, hat man es zusammengefaltet und die Randhälften bis auf eine 5 cm lange Strecke, welche die Öffnung bildet, zusammengenäht.

Bei den Süd-Arünta und anderen Eingeborenen im Süden der Mac Donnell Ranges sah ich hin und wieder eine aus Fäden dicht geknotete Tasche, die ungefähr die Größe und die Gestalt der Felltasche der Diäri und ihrer Nachbarn hatte. Die Maschenform war die einfachste, die unter den Stämmen der Kolonie vorkommt (Taf. XXIX, Fig. 5).

Die Eingeborenen, welche das weite Scrub- und Steppengebiet zwischen dem Wendekreise und dem 18. Breitengrade bewohnen, fertigen meines Wissens keine Kiepen, Körbe, Taschen und Beutel an. Übrigens können sie diese Gegenstände leichter entbehren als die Bewohner des Südens und des Nordens, da sie Sachen, welche nicht häufig zur Verwendung kommen, wie z. B. die, welche zum Zaubern in Beziehung stehen, in Höhlen aufzubewahren pflegen. Auch ist es bei einigen Stämmen Sitte, daß diejenigen, welche einen größeren Jagdausflug unternehmen, einen Teil ihrer Habseligkeiten an versteckten Plätzen in der Nähe des Hauptlagers zurücklassen. An Tennant's Creek fand ich an einer Stelle des Scrub, wo viele Eingeborene im Geäst von Bäumen bestattet waren, eine größere Zahl von Verstecken, die aus Reisig bestanden und sich, etwa 1—1,5 m vom Erdboden entfernt, in Bäumen und Sträuchen befanden. Von den Ruhestätten für Kinder unterschieden sie sich äußerlich nur durch das Fehlen der rostartigen Unterlage aus Knüppeln. Sie enthielten Mulden, Messer, Schaber, Meißel, Schmucksachen, Farbstoffe und Corrobboreesticks. Die kleineren Gegenstände, von denen sich diese Eingeborenen nicht trennen wollen, wickeln sie in ein Stück Fell oder Bast (Taf. XXXI, Fig. 8), oder sie stecken sie in einen Haufen innig verfilzter Emufedern und tragen sie in einer Mulde oder der Höhlung des Schildes. Derartige Hüllen sind stets mit Fäden umwickelt, und zwar zuweilen so, daß man diese vor dem Herausnehmen des betreffenden Gegenstandes nicht zu lösen braucht. Die größten Bündel mit einer Hülle aus Bast sah ich bei den Waramunga; manche hatten die Länge eines Armes. Übrigens pflegen auch die Eingeborenen, welche im Besitze von Beuteln und Taschen sind, kleinere Zaubergegeräte und andere wertvolle Gegenstände auf diese Weise vor Beschädigung zu schützen.

Im Norden dienen längliche, geknotete Beutel (Taf. XXIV, Fig. 8 und Taf. XXV, Fig. 1), die von den Weißen und den englisch sprechenden Eingeborenen „dillybags“ genannt werden, zur Aufbewahrung der kleineren Gebrauchsgegenstände. Das Maschenwerk gleicht dem von Fischnetzen und zeichnet sich durch Stärke und Gleichmaß aus. Zu seiner Anfertigung benutzt man zweidrähtige Fäden (von etwa 1,5 mm Durchmesser), die sehr sorgfältig auf den Oberschenkeln aus Bast gedreht sind. In der Form weichen die Beutel nicht sehr voneinander ab, wohl aber in der Größe und zum Teil auch in der Beschaffenheit der Maschen. Unten sind sie stets weiter als oben, und über der Öffnung ist ein Fadenbündel befestigt, an dem sie auf dieselbe Weise über

eine Schulter (gewöhnlich die linke) gehängt werden, wie die Felltaschen der Diäri. Das Tragbündel, wenn ich mich so ausdrücken darf, hat gewöhnlich eine Länge von 47—49 cm und besteht aus 5—20 cm langen Fäden, oder, besser gesagt, aus einem Faden, der 5—20 Mal in gleichen Abständen an dem oberen Beutelrande befestigt ist. Damit die Fadenteile des Bündels nicht leicht in Verwirrung geraten, unwickelt man sie gleich oberhalb ihrer beiden Befestigungsstellen (Malack-Malack, Wulwanga, Wulna usw.), oder in der Mitte (Stämme am Catherine River) in einer Länge von mehreren Zentimetern dicht mit einem Faden. Im ersteren Falle pflegt man den Faden mit Wachs zu bedecken. Die größten Beutel sah ich am Daly River in der Gegend der jesuitischen Missionsstation. Sie waren 45—50 cm lang, unten 33—35 cm und oben 23—25 cm breit. Die Beutel der Tjauen, Wulwanga, Wulna, Minnitji, Larakia und anderer Stämme dagegen sind in der Regel nur halb so groß. Was die Beschaffenheit der Maschen betrifft, so tritt die einfachste Form (Taf. XXIX, Fig. 5), die den Urbewohnern der Kolonie bekannt ist, bei weitem am häufigsten auf. Nur bei den Tjauen am Catherine River hatten alle Beutel, die mir zu Gesicht gekommen sind, Maschen, deren Ecken feste Knoten bildeten (Taf. XXIX, Fig. 3).

Fischereigeräte kommen, abgesehen von einem kurzen Spieß zentraler Stämme, zwischen dem Macumba River und der Ashburton Range nicht vor. Im Süden und Norden dieses Gebietes wird mit Netzen gefischt. Angeln benutzen nur einige Stämme, die an der Westküste des Golfes von Carpentaria ihre Heimat haben.¹⁾

So viel ich weiß, besitzen die nördlich von dem genannten Höhenzuge befindlichen Stämme nur kleine bootförmige Handnetze, die eine Länge von 60 cm bis 1 m und eine Tiefe von 23—35 cm haben und durch zwei gekrümmte Stäbe, welche in Maschen des oberen Randes gesteckt und an den Enden zusammengebunden sind, klaffend gehalten werden. Diese Netze zeichnen sich, wie die „dillybags“ durch Dauerhaftigkeit und saubere Arbeit aus. Die größten Exemplare beobachtete ich bei den Malack-Malack und Pongo-Pongo und die kleinsten bei den Tjingale. Die Maschenform ist die der meisten Beutel (Taf. XXIX, Fig. 5).

Die Eingeborenen, welche das Seengebiet unter dem 29. und 30. Breitengrade bewohnen, fertigen aus Binsen große, weitmaschige Netze an, die lange, breite Streifen bilden, wie viele Netze unserer See- und Flußfischer. Dieselben nutzen rasch ab, da die Binsenhalme nicht zu Schnüren zusammengedreht, sondern durch Schaben nur ein wenig geschmeidiger gemacht werden, und das Maschenwerk (Taf. XXIX, Fig. 4) deutlich eine ziemlich oberflächliche Arbeit erkennen läßt. Das größte Exemplar, welches mir zu Gesicht gekommen ist, hatte eine Länge von 23 m und eine Breite von 80 cm; es gehörte einem Diäri.

Die Narryngeri fischen mit ähnlichen, aus Binsen geknoteten Netzen (Taf. XXXIV, Fig. 3), deren Maschenform die Figur 3 auf der Tafel XXIX wiedergibt. Diese Netze besitzen aber eine größere Dauerhaftigkeit, da die Halme zu Fäden verarbeitet werden. Die Streifen bestehen aus mehreren aneinander gebundenen Stücken, die dünne Querhölzer gespannt halten, welche in einem Abstand von einigen Metern angebracht sind. Heutzutage werden Netze dieser Art nur noch ausnahmsweise von den älteren Männern angefertigt.

Obwohl der Eingeborene ein Freund des Gesanges ist und Europäer gern spielen hört, so besitzt er nur zwei höchst einfache Musikinstrumente, nämlich ein Schwirrh Holz und eine aus einem Bambus- oder Holzrohr bestehende Trompete. Zum Taktschlagen bei Tanz und Gesang bedienen sich die Stämme des Südens zweier „Waddy“ und einer getrockneten Haut, die des Binnenlandes zweier Bumerang und die des Nordens ebenfalls zweier Bumerang oder zweier Stäbchen.

¹⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia, pag. 677.

Taktschläger der letzten Art finden übrigens dann und wann auch im Binnenlande Verwendung.

Das Schwirrhholz (Taf. XXXI) kommt bei allen Stämmen der Kolonie vor und hat annähernd die Gestalt eines Fisches. Gewöhnlich ist es nur eine Spanne lang; doch sind mir auch Exemplare zu Gesicht gekommen, welche die Länge eines halben Armes besaßen. Im Kreise geschwungen, erzeugt es einen summenden Ton, der dem des Waldteufels, einem Spielzeuge unserer Kinder, sehr ähnlich ist. Da dieses Musikinstrument in inniger Beziehung zum Zauberesen steht, so habe ich nähere Mitteilungen über dasselbe schon bei der Besprechung der Kultgeräte gemacht. So viel sei noch gesagt, daß der Eingeborene die Schwingschnur nicht an einen Stock knüpft, wie der Eskimo, sondern einfach um die Rechte schlingt.

Die beiden Trompeten unterscheiden sich in ihrer Form nicht wesentlich voneinander; gewöhnlich sind sie schwach gebogen. Der Eingeborene bringt auf ihnen einen lauten, dumpfen Ton hervor, wie ein Schäfer auf seinem Ochsenhorn.

Das Bambusrohr besteht aus dem unteren Teile älterer Halme und pflegt an dem einen Ende bedeutend dicker zu sein als an dem anderen. Im Durchschnitt ist es 1,25 m lang und in der Mitte so dick, daß es nicht ganz mit dem Daumen und dem Zeigefinger umspannt werden kann. Die Scheidewände in den Knoten sind natürlich durchgestoßen. Zuweilen hat es ein besonderes Mundstück (Taf. XXIV, Fig. 5), ein kurzes Bambusröhrchen, das in dem dünneren Ende des Hauptrohres steckt. Die Verbindungsstelle wird mit einem Wachsüberzug gedichtet. Die Verzierungen bestehen in Malereien und Einritzungen; das Bemerkenswerteste über sie teile ich in einem der nachfolgenden Kapitel mit. Diese Trompete wird selbstverständlich nur im Norden angefertigt, wo das Bambusrohr wächst.

Hölzerne Trompeten (Taf. XXIV, Fig. 7) beobachtete ich sowohl im Binnenlande, als auch an der Nordküste. Es scheint, daß dieses Musikinstrument wenig geschätzt wird, da es überall selten vorkommt, trotzdem seine Herstellung nicht viel Mühe und Zeit erfordert. Man fertigt es mit dem langen Meißel aus einem dünnen hohlen Gummibaumaste an und gibt ihm eine Länge von 60—80 cm und eine Dicke, die ungefähr der der anderen Trompete entspricht. Bei den Tjingale sah ich einige Exemplare, die an der Innenseite beider Enden verkohlt waren; man hatte also die Öffnungen mit Feuer erweitert. Gewöhnlich streicht man die Trompete rot an und verziert sie außerdem noch mit einigen weißen Ringen oder Punkten.

Zwischen dem Wendekreise und dem 30. Breitengrade werden bei einigen Festlichkeiten Pitchies als Trommel benutzt.

Zum Taktschlagen gebraucht man südöstlich vom Lake Eyre zuweilen reich verzierte Bumerang (Taf. XX, Fig. 5), die nie als Waffe Verwendung finden. In den übrigen Teilen des Binnenlandes dagegen bedient man sich zu dem genannten Zwecke zweier gewöhnlicher Bumerang. Man hält diese so in der Mitte, daß ihre Enden sich beim Zusammenschlagen kreuzen.

Im Norden, d. h. nördlich vom Catherine River und Roper River, benutzt man zum Taktschlagen zwei kleine, mehr oder minder abgeflachte Stäbe aus dem Kernholze von *Erythrophloeum Laboucherii* (Taf. XXIV, Fig. 6). Sie sind etwa 19—24 cm lang, 1—2 Finger dick und verjüngen sich ein wenig nach dem einen Ende zu. Von den Stäbchen, die ein Paar bilden, nennt man das eine, welches sich durch einen größeren Umfang auszeichnet „Weib“ und das andere „Mann“. Jenes wird von dem Zeigefinger und dem Daumen der linken und dieses von den gleichen Fingern der rechten Hand gehalten. Stets schlägt man mit dem „Mann“-Stab auf den „Weib“-Stab.

Wie schon gesagt, finden auch im Innern Stäbchen zum Taktschlagen Ver-

wendung. Sie gleichen in ihrer Gestalt und Größe entweder den eben beschriebenen der nördlichen Stämme, oder sie sind ein wenig länger, und das eine Exemplar des Paares besitzt zwei dornförmige Fortsätze. Nach Spencer und Gillen¹⁾ nehmen diese Fortsätze die Mitte der Seitenkanten oder das eine Ende ein. Ich sah nur Stäbchenpaare dieser Art — sie stammten vom Unterlaufe des Finke River — die etwa anderthalb Spangen lang waren, und von denen das eine Exemplar, der eigentliche Schlägel, einen runden, zugespitzten Stab bildete, das andere dagegen annähernd die Gestalt des oberen Brettes eines Stiefelknechtes besaß.

Im Süden bilden, wie gesagt, zwei Waddys und eine getrocknete Haut die Taktinstrumente. Die Haut benutzen nur die Weiber, und zwar als Schallkörper, indem sie dieselbe auf ihre Oberschenkel legen und mit der Rechten bearbeiten.

Gelegentlich markiert man übrigens in allen Teilen der Kolonie den Takt einfach auf die Weise, daß man mit einem Schilde, einem auf Geratewohl aufgelesenen Stücke Holz usw. auf den Erdboden schlägt.

Von geringerer Bedeutung als die Musikinstrumente sind die Spielzeuge. Im Innern sah ich einige Male Knaben mit kleinen Bumerang (Taf. XIX, Fig. 15) und Schilden spielen, die ihnen ihre Väter angefertigt hatten, und unweit Gosse's Range fand ich in einer Felsenspalte zwei kleine Pitchies, die nach der Aussage meines dunklen Begleiters einem Kinde gehörten. So viel ich weiß, besitzen unter den Erwachsenen nur die Männer der Stämme zwischen den Wendekreise und dem 30. Breitengrade ein eigentliches Spielgerät. Es ist dies ein dünner, wurfkeulenartiger Stab (Taf. XXIII, Fig. 12), den der Eingeborene so zu schleudern weiß, daß er eine große Strecke (gegen 150 m) wie eine Schlange pfeilschnell auf dem Boden dahingleitet. Vorn hat er eine mehr als handlange, drei Finger dicke, spindelförmige Anschwellung, und in der Mitte besitzt er einen Durchmesser von einem Zentimeter und einigen Millimetern. Seine Gesamtlänge beträgt ungefähr ein Meter. Man schnitzt ihn mit großer Sorgfalt aus dem sehr harten, braunen Holze des needle bush (*Hakea leucoptera*). Die Diäri, und auch wohl die anderen Stämme, halten den Stab, welchen sie kokoro nennen, beim Schleudern am hinteren Ende. Stets sind sie darauf bedacht, daß er unmittelbar von ihrer Hand aus auf eine kleine natürliche oder künstliche Erhebung (Grasbüschel, Sandhäufchen usw.) fliege, damit die Spitze sich nicht sofort in das Erdreich bohre. Dieses Spielzeug kommt heutzutage sehr selten vor; am häufigsten beobachtete ich es an Cooper's Creek. Die mir bekannten Abbildungen²⁾ geben ihm eine schwache Krümmung. Dieselbe tritt aber erst infolge starken Gebrauches auf; neuere Exemplare sind stets kerzengerade.

Ein derartiges Spiel kennen auch die Viti-Insulaner. Jung berichtet uns über dasselbe folgendes: „Solche Nationalspiele sind das Wietinga, das Lavo und das Wiedenga. Bei dem ersten kommt es darauf an, ein glattes Rohr mit einem Kolben von schwerem Holz so weit als möglich zu schleudern und zwar so, daß es einen Teil des Weges auf dem Boden entlang gleitet. Ganze Ortschaften stehen in diesem Spiel einander gegenüber; Preise in Matten und dgl. werden ausgesetzt, welche die verlierende Partei nebst einem Festessen zu zahlen hat.“

Nach Taplin haben die Narryngeri zur Unterhaltung Ball gespielt. Die betreffende Stelle in seinem schon oft genannten Buche³⁾ lautet: „The Narrinyeri have a game at ball. A number of men stand round, and one pitches the ball to another on the other side of the party, and those near try to catch it. The

¹⁾ Spencer and Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*, pag. 604.

²⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*, vol. I, pag. 352; und Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia, part. IV, pl. 5, Fig. 3.

³⁾ Rev. G. Taplin, *The Narrinyeri*, pag. 37.

sport gives occasion to a great deal of wrestling and activity.“ Leider erfahren wir nichts Näheres über die Beschaffenheit des Balles, der bei diesem Spiel Verwendung fand. Wie mir ein Narryngeri mitteilte, habe man als Ball den aufgeblasenen Hodensack eines großen Kängeruh benutzt.

Zum Anfachen des Feuers und als Fliegenwedel benutzen alle Stämme, die zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste wohnen, einen Fächer, der aus den im Handgelenke abgetrennten Flügelspitzen eines großen Vogels besteht. Die beiden Teile sind so zusammengebunden, daß die Knochen ungefähr gleichgerichtet aufeinanderliegen. Die Schwungfedern befinden sich stets in gespreizter Stellung. Man erzielt dieses dadurch, daß man die entblößten Handgelenksenden einige Minuten lang in glühende Asche hält und dabei die Federn voneinander zerrt. Man verwendet nur schwarze Flügelspitzen, und zwar mit Vorliebe die von *Anseranas melanoleuca*.

Europäische Werkzeuge und Geräte erfreuen sich einer großen Beliebtheit unter den Eingeborenen, besonders unter denen des Südens und des Nordens. Ferner werden die steinernen Klingen der Meißel und Beile gern durch eiserne ersetzt, die aus Tonnenbändern, Schafscheren, Schaufelblättern usw. geschliffen sind.

Im Binnenlande, wo die konservativsten Eingeborenen wohnen, dienen allen halb zivilisierten Horden außer den tiefen Mulden blecherne Konservbüchsen (hauptsächlich jamtins), die mit einem Henkel aus Draht oder Bindfaden versehen sind, als Wassergefäße. Die Zöglinge der Missionare, sowie die boys und Lubra der Vieh- und Telegraphenstationen benutzen sie außerdem als Kochtöpfe. In den Küstengebieten wissen sich die Eingeborenen, die in der Nähe der Ortschaften und auf den Goldfeldern wohnen, pannekins und billekins zu verschaffen; doch finden auch die Blechbüchsen ihre Liebhaber unter den Horden, die fernab von den Wohnsitzen der Fremden ihre Heimat haben.

Die eisernen Beile haben fast überall die steinernen verdrängt. Selbst zu den Stämmen scheinen sie zu gelangen, die fern von den Ansiedelungen der Fremden wohnen. In Gegenden, die vor mir der Fuß eines Weißen nie betreten hatte, sah ich nämlich Gummibäume, deren Rinde zahlreiche tiefe Hiebmarken aufwies, die nur von einem sehr scharfen Instrumente herrühren konnten. Ohne Zweifel gehören die eisernen Beile zu den eingeführten Gebrauchsgegenständen, die von den Eingeborenen am meisten begehrt werden.

Die eisernen Messer sind weniger beliebt. Da der Eingeborene sie bei der Anfertigung von Waffen und Geräten wie eine Hobel zu benutzen pflegt, und sie sich bei dieser Handhabung als wenig zweckdienlich erweisen, so machen auch die halbzivilisierten Eingeborenen noch gern Gebrauch von der alten Meißelform; die steinerne Klinge ersetzen sie aber regelmäßig durch eine eiserne.

Zum Schluß will ich noch einige Worte über die Böte sagen. Von dem Herkommen, die Fahrzeuge getrennt von den Werkzeugen und Geräten zu behandeln, nehme ich deshalb Abstand, weil sie sich im vorliegenden Falle von den kleineren Transportmitteln aus Holz oder Rinde, den Pitchis, der Hauptsache nach nur durch eine hervorragende Größe unterscheiden.

Die Eingeborenen des Nordens und Südens der Kolonie besaßen bereits Böte oder kanoes, wie der Engländer sagt, als die ersten Weißen ins Land kamen.

Die Stämme zwischen dem 15. Breitengrade und der Küste befahren die Flüsse, die tief ins Land dringenden Buchten und selbst das freie Meer mit Einbäumen oder Rindenkanoes. An der südöstlichen Hälfte der Südküste werden seit langem keine Böte mehr angefertigt. Vor einem halben Jahrhundert sollen solche aber noch auf den Gewässern zwischen dem Spencer Golf und der Kolonie Victoria gesehen worden sein.

Ob Flöße als Verkehrsmittel benutzt werden, vermag ich nicht zu sagen.

Früher ist dies nach J. M. Davis¹⁾ unter den Narryngeri der Fall gewesen, wie aus dem folgenden Satze hervorgeht: „These lubras also make rafts out of the reeds which grow on the banks, and on them go out sometimes miles on the lake to fish with nets.“

In den von mir bereisten Gebietsteilen zwischen der Nordküste und dem Catherine River sind die Eingeborenen in der Regel nur im Besitze von Einbäumen. Diese Böte fertigt man aus dem leichten Holze des malabarischen Wollbaumes (*Bombax malabaricum*)²⁾ an, einem gegen 30 bis 40 m hohen Baume, der in den Niederungen am Unterlaufe der größeren Flüsse seinen Standort hat und durch seinen langen, geraden Stamm sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Man verfährt dabei auf folgende Weise: Ist der Baum gefällt, so trennt man vom Stamme ein gegen 6 bis 7 m langes Stück ab, und nachdem man es von der Rinde befreit hat, stellt man auf ihm mit dem Beile eine gegen 0,5 m breite und von einem Ende zum anderen reichende gerade Fläche her. Von dieser aus nimmt man dann die Aushöhlung vor, wobei man sich ebenfalls des Beiles bedient. Zum Schluß bildet man an den Enden aus dem Vollen eine Art Steven, der sich, allmählich niedriger werdend, im Bogen nach abwärts erstreckt. Die Unterseite bekommt keinen Kiel, sondern pflegt im großen und ganzen ihre natürliche Form zu behalten. Zur Sicherung gegen die Wellen wird das eine Ende etwas höher hergestellt, als das andere. Im übrigen haben aber beide die gleiche Beschaffenheit, so daß das Fahrzeug ebensogut vorwärts als rückwärts bewegt werden kann. Sitzeinrichtungen läßt man weg; auch erhöht man weder die Bordwände, noch sorgt man für Vorrichtungen, welche die Stabilität vergrößern. Ist das Boot genügend getrocknet, so zündet man in seiner Höhlung und an seinen Seiten Rinde vom Cajaputbaume an. Warum dies geschieht, vermag ich nicht zu sagen. Zu Wasser bringt man es auf Rollen, wenn eine größere Strecke über Land zurückgelegt werden muß. Dieselben sind weiter nichts als gerade Knüppel, die man in geringen Abständen quer über den Weg gelegt hat. Auf ähnliche Weise pflegen bekanntlich Holzfäller dickere Stämme fortzuschaffen. Zur Fortbewegung des Bootes im Wasser bedient man sich langer Stoßstangen, die in der Regel aus einem Bambusrohre bestehen. Paddeln sollen die meisten Stämme vor der Ankunft der Weißen nicht gekannt haben. Heutzutage werden sie von allen Eingeborenen in der Gegend von Palmerston benutzt; am Daly River und in anderen Teilen des Nordwestens sind sie aber noch nicht eingeführt. Gebrauch von Segeln machen nur einige Stämme, und zwar, wie mir ein alter Eingeborener sagte, erst seit einigen Jahrzehnten. Es scheint, daß die Larakia bereits vortrefflich mit dieser neuerworbenen Einrichtung umzugehen wissen, da sie ihrer Angabe nach bei günstigem Winde an einem Tage die gegen 30 km lange Strecke zwischen Palmerston und der Stätte, auf welcher einst Southport stand, zurückzulegen vermögen. Anker irgend welcher Art scheint der Nordaustralier nicht zu kennen. Zum Festbinden des Bootes dienen ihm fingerdicke, schlanke, zähe Ranken. Will er sich irgendwo längere Zeit auf dem Lande aufhalten, so zieht er das Boot einfach auf das Trockene.

Oben habe ich gesagt, daß der Australier sich nicht darauf beschränke, seinen Einbaum als Verkehrsmittel auf den Flüssen und in den Buchten zu verwenden, sondern sich mit ihm selbst auf das freie Meer wage. Wie weit er seine Seefahrten auszudehnen pflegt, vermag ich nicht zu sagen, daß dieselben aber manchmal viele Tage in Anspruch nehmen, geht daraus hervor, daß Böte der Wagatsch, einem Stamme, der die wagemutigsten Seeleute zu besitzen scheint,

¹⁾ Brough Smith, *The Aborigines of Victoria*, vol. II, pag. 314.

²⁾ In Westindien und Südamerika soll eine andere Art der Gattung *Bombax*, *B. ceiba*, den dortigen Eingeborenen das Material zu Kanoes liefern, die eine große Zahl von Leuten zu tragen vermögen.

oft in größerer Zahl bei Palmerston anlangen. Der Wasserweg zwischen dieser Stadt und der Heimat dieser Eingeborenen beträgt mindestens mehr als 100 km.

Da, wie schon gesagt, keine Sitzrichtungen vorhanden sind, so pflegen die Männer mit etwas gespreizten Beinen zu stehen und die Weiber auf dem Boden zu sitzen. Daß es nicht leicht ist, selbst bei unbewegtem Wasser stehend das Gleichgewicht zu bewahren, weiß ich aus eigener Erfahrung. Wiederholt habe ich mich in einem Einbaume von Malack-Malack über den Daly River setzen lassen. Das erste Mal versuchte auch ich während der Fahrt zu stehen. Trotzdem der Fluß keine Wellen warf, wurde das Fahrzeug infolge der Stöße mit den Stangen in so große Schwankungen versetzt, daß ich mich schleunigst zu unserer Begleiterin auf den Boden setzen mußte, wenn ich nicht über Bord fallen und eine Beute der Krokodile werden wollte.

Die Einbäume, von denen bis jetzt die Rede gewesen ist, vermögen wohl nicht mehr als vier bis fünf Personen zu tragen. Im Durchschnitt beläuft sich ihre Länge auf 7 bis 8 m, ihre Breite auf 0,5 bis 0,7 m und ihre Tiefe auf 0,45 bis 0,55 m. Bei Palmerston sind mir mehrere Male recht große, gut gearbeitete Exemplare zu Gesicht gekommen, in denen zehn bis zwölf Personen Platz finden konnten. Sie sollten Eingeborenen gehören, ich glaube aber, daß sie aus der Hand von Malayen hervorgegangen waren.

Über die andere Bootform, das Rindenkanoe, vermag ich nicht viel zu sagen, denn ich habe nur zwei Exemplare derselben gesehen, und zwar das eine in der Nähe von Palmerston und das andere, welches ebenfalls aus dieser Gegend stammte, im naturhistorischen Museum zu Adelaide. Beide hatten ein Gerippe aus Holz und die Rindenstücke waren, wenn ich nicht irre, mit bandförmigen, von Bambusrohren geschälten Streifen zusammengefügt. An dem südwestlichen Gestade des Golfes von Carpentaria bilden ähnliche Rindenkanoes die herrschende Bootform. Spencer und Gillen beschreiben dieselbe eingehend. Nach der Beschreibung ist eine Anzahl von Rindenstücken so mit Fäden aus Pflanzenfasern aneinandergnäht, daß sie einen schmalen, gegen 4 m langen Trog bilden, der an den Enden in eine scharfe bogenförmige Kante ausgeht. Diese Kanoes sehen also unsern Booten, die vorn und hinten scharf zulaufen, nicht unähnlich. Zur Steifung des Ganzen dienen zwei lange Stäbe, die eine Naht überall innig mit dem Bordrande vereinigt, und gegen 0,5 m lange Sperrhölzer, die unter einem halben rechten Winkel mit der Senkrechten so zwischen diese Randverstärkung und den Seitenteilen des Bodens gesteckt sind, daß je zwei derselben ein schiefes, aufrechtstehendes Kreuz bilden. Außerdem ist über jedem dieser Kreuze von einem Bordrande zum anderen eine dicke Schnur gespannt.

Die Bewohner der Südküste stellten ihre Böte stets aus der Rinde von Gummibäumen (gew. *E. rostrata*) her, und zwar auf höchst einfache Weise. Wie die Narryngeri dabei verfahren, berichtet uns Taplin mit folgenden Worten: „They make canoes of the bark of the redgum tree stripped off in large sheets. These sheets are laid on the ground and the sides and ends encouraged to curl up to the proper shape while it is drying by being tied with cords strained from side to side and end to end, and stones are placed in the bottom. But these bark canoes, also handy when new, soon get sodden and break. They seldom last more than twelve mouths.“¹⁾ Hierzu möchte ich noch bemerken, daß man die nur wenig aufgebogenen Enden mit Ton etwas erhöhte und zur Steifung der Seitenwände zuweilen Sperrhölzer anbrachte. Wie mir ein alter Eingeborener sagte, habe er in seiner Jugend dann und wann auch Böte gesehen, deren Enden durch Zusammenschnürung geschlossen waren. Sie werden also ungefähr die Form der Rindenpitchis der Bewohner des Nordens gehabt haben (s. Taf. XXIV, Fig. 3).

¹⁾ Rev. G. Taplin, *The Narryngeri*.

Kapitel XX.

Das Spinnen, Weben und Flechten.

Der Übersichtlichkeit halber will ich hier im Zusammenhange zu schildern versuchen, wie der Eingeborene spinn, knüpft, webt und flechtet.

Alle Stämme fertigen Fäden aus Menschenhaar, Tierhaar und Pflanzenstoffen an und verfahren dabei der Hauptsache nach auf ein und dieselbe Weise. Als Spindel dient ein dünnes Stäbchen, das aber nie mit einem Wirtel versehen ist. Eine Art Kunkel oder Rocken habe ich nirgends beobachtet.

Die zentralen Stämme, wie Arünta, Lurritji, Kaititje und Waramunga benutzen bei der Herstellung ihrer Fäden aus Menschen- und Tierhaar ein gegen 40—45 cm langes, sehr dünnes Stäbchen, auf das zwei in der Mitte gespaltene Stäbchen, die eine geringere Länge haben und eine schwache Krümmung besitzen, so gesteckt sind, daß sie sich unter einem rechten Winkel kreuzen (Taf. XXIX, Fig. 2). Bei den Lurritji und West-Arünta sah ich hin und wieder auch Spindel, die nur ein Querhölzchen besaßen. Beim Spinnen rollt der Eingeborene, der eine knieende Stellung einnimmt, die Spindel mit der flachen linken Hand auf dem linken Oberschenkel auf und ab, während die Rechte die Flocke hält, das Ausziehen leitet und den Faden straff spannt, der an einem der Querhölzchen befestigt ist. Hinzufügen muß ich noch, daß der quirlförmige Teil der Spindel — die kurzen Stäbchen sind von dem einen Ende des langen Stäbchens nur gegen 15 cm entfernt — während der Arbeit stets nach rechts und ein wenig nach oben gerichtet ist. Hat der Faden ungefähr die Länge eines Meters erreicht, vermöchte ihn die Rechte also nicht mehr zu spannen, wenn er länger würde, so wickelt der Spinner ihn in Form eines länglichen Knauels zwischen den Querhölzchen um die Spindel und macht ihn dann mit einem „Stich“ fest. Beim Spinnen wird recht sorgfältig verfahren. Gewöhnlich unterbricht der Eingeborene von Zeit zu Zeit das Auf- und Abrollen der Spindel, um schadhafte Stellen des soeben hergestellten Fadenteiles mit der linken Hand auszubessern. Später werden die Fäden mit Hülfe desselben Spinnerätes und auf die gleiche Weise gezwirnt. Für die Herstellung der Fransen, Gürtel, Kopf- und Armschnüre kommen nämlich in der Regel nur zweidrätige Fäden zur Verwendung.

In den südlichen Gebietsteilen der Kolonie, wo bei allen Stämmen die Sitten und Gebräuche der Vorfahren rasch in Vergessenheit geraten, werden die Fransen, Beutel usw. meistens aus Baumwollfäden (durch Zerzupfen alter Hemden erhalten) angefertigt. Auch die Spinnergeräte weisen oft Abweichungen auf. So z. B. beobachtete ich auf der Missionsstation Kilalpanina, wie ein alter Diäri mit

Hülfe eines hakenförmigen Eisendrahtes Fäden aus Menschenhaar zusammen-drehte, welche er im Laufe der Arbeit nach und nach aus einer Mulde mit Wasser hervorzog.

Die Narryngeri bedienen sich beim Spinnen der Fäden aus Haar einer kreuzförmigen hölzernen Spindel, die der der West-Arünta und Lurritji sehr ähnlich ist. Die Fäden aus Fasern dagegen werden nach Taplin¹⁾ auf folgende Weise aus zwei Pflanzen hergestellt: „The rushes or roots (of a flag or bulrush) are first of all either boiled or steamed in the native oven, and then chewed by the women. A party of them will sit round the fire and masticate the fibrous material by the hour. While they do so, the masses of fibre which have been chewed are handed to the men who sit by, and they work it up, by twisting it on the thigh into hanks of twine, either stout or fine, according to the purpose to which it is to be applied.“ Auch die anderen Stämme der Südküste werden die gleiche Spindelform haben oder, besser gesagt, gehabt haben. Über das Spinnen der „Port-Lincoln-Eingeborenen“ sagt Wilhelmi²⁾: „Das Garn ist entweder aus Opossum- oder Kopffhaaren gesponnen, wozu sie sich einer Art Spindel bedienen, die etwa 6 cm lang, und nicht dicker als eine Gänsefeder ist. Gegen das eine Ende hat sie einen kurzen Querstab, worauf das gesponnene Garn gewunden wird. Die Spindel wird mit der flachen Hand auf den Schenkeln gerollt.“

Nördlich von der Ashburton Range knotet der Eingeborene die Fischnetze und netzförmigen Beutel aus dünnem, zweidrähtigem Garn. Wie und aus welchen Pflanzenstoffen die meisten Stämme dieses Garn herstellen, vermag ich leider nicht anzugeben. Am Birdum Creek traf ich einen Tjingale, der mit dem Knoten eines Fischnetzes beschäftigt war. Das Garn fertigte er aus Bastbündelchen an, die er auf einem der Oberschenkel durch Rollen dem Zwecke gemäß miteinander vereinigte. Den Bast, der einem Baume entstammte, welcher eine grauweiße Rinde hat und im Winter seine Blätter verliert, kauete er vor der Verwendung, um ihm die nötige Geschmeidigkeit zu verleihen.

Zwischen der Nordküste und dem Catherine River spinnen einige, wenn nicht alle Stämme, die Fäden aus Haar mit Hülfe eines hölzernen, gegen 20 cm langen Stäbchens, das an dem einen Ende einen Haken besitzt. Ein alter Pongo-Pongo, der zu einer Sippe gehörte, welche sehr selten mit Europäern und Asiaten in Berührung gekommen war, verfuhr dabei auf folgende Weise: Die Flocke, aus Menschenhaar bestehend, hielt er in hockender Stellung mit der großen Zehe des linken Fußes, der auf einem Stück Rinde von Melaleuca leucadendron ruhte, und die Spindel, die sich aufrecht in der Rechten befand, drehte er mit dem Zeigefinger und dem Daumen im Sinne des Uhrzeigers. Mit der freien linken Hand leitete er das Ausziehen der Flocke und besorgte das Ausbessern des sich bildenden Fadens. Jedesmal, wenn dieser Faden eine Länge von 60—70 cm erreicht hatte, wickelte er ihn um das untere, mit dem Häkchen versehene Ende des Stabes.

Sehr viele der aus Fäden bestehenden Gebrauchsgegenstände sind Knüpfarbeiten, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben. Am häufigsten werden unter denselben die Fransen, die netzförmigen Beutel und die Fischnetze angetroffen.

Es kommen zwei Hauptformen von Fransen bei den Eingeborenen vor, die zwischen der Nordküste und dem 30. Breitengrade wohnen. Sie unterscheiden sich hauptsächlich durch die Größe; die Herstellungsweise ist im wesentlichen die gleiche.

Die zentralen Stämme fertigen ihre kleinste Franse, die mehr ein Schmuck-

¹⁾ Rev. G. Taplin, The Narryngeri, pag. 41.

²⁾ Charles Wilhelmi, Aus allen Weltteilen. Jahrg. I.

stück, als ein Schamschurz ist (Taf. XXVI, Fig. 8), auf die Weise an, daß sie aus einem langen Faden, ohne ihn zu zerschneiden, gegen zwanzig bis sechzig Schnüre von 4—5 cm Länge drehen und die Enden, die aneinander hängen, so zusammenbinden, daß eine halbe Rosette entsteht. Die Schnüre der großen Fransen (Taf. XXVII, Fig. 1, 2) unterscheiden sich nur hinsichtlich der Länge von denen der kleinen Form. Sie sind aber nicht zusammengebunden, sondern in einer dichten Reihe auf einer Schnur befestigt — ich will sie die Hauptschnur nennen — die meistens aus einem recht widerstandsfähigen Materiale, z. B. Menschenhaar besteht. Wie die Befestigung bewirkt wird, geht zur Genüge aus den beigegebenen Abbildungen (Taf. XXVIII, Fig. 2, 4) hervor. Ich erwähne daher nur, daß man den Faden, der verarbeitet wird, jedesmal an die Hauptschnur knüpft, wenn eine der frei herabhängenden Schnüre gedreht worden ist.

Die eigentlichen Knüpfarbeiten sind die aus einem Maschenwerk bestehenden Stirnbinden, netzartigen Beutel und Fischnetze. Von fast allen Stämmen werden derartige Arbeiten ganz aus freier Hand hergestellt. Die Narryngeri sollen nach Taplin¹⁾ beim Netzmachen sich einer Art Netznadel bedienen. Die betreffende Stelle lautet: „They wind the twine on a short stick, which is used as a netting needle. The only measure of the size of the mesh is the finger of the netter, and yet their nets are wonderfully regular.“

Die Maschen haben nicht immer die gleiche Beschaffenheit. Meines Wissens kommen drei Haupt-Formen in der Kolonie vor.

Die einfachste Maschenform (Taf. XXIX, Fig. 5) ist die verbreitetste. Da man beim Knüpfen derselben keine Knoten, sondern nur lockere Schlingen bildet, so verändert sie ihr Aussehen sofort in einem hohen Grade, wenn sie straff gezogen wird. Ihre Größe ist nicht bedeutend. Im Norden bestehen alle Fischnetze und die meisten Beutel aus einem Maschenwerk, das diese Form zusammensetzt. Viele Taschen der Diäri und ihrer Nachbarn müßten wir ebenfalls zu den hierher gehörigen Knüpfarbeiten rechnen, wenn nicht durch jede Schlinge in der Richtung der Maschenreihe ein Faden aus Menschenhaar gezogen wäre (Taf. XXIX, Fig. 1). Die in Rede stehende Maschenform ist übrigens auch den Eingeborenen Victorias bekannt, wie wir aus Brough Smith's Werk, *The Aborigines of Victoria* erfahren.

Eine andere quadratische Maschenform (Taf. XXVIII, Fig. 6) beobachtete ich an den Stirnbinden der Diäri. Die Seiten sind gegen 6—7 mm lang, und die Knoten gehören zu den einfachsten ihrer Art. Nach Brough Smith bestehen die Enden von Stirnbinden der Eingeborenen am Unterlaufe des Murray aus dem gleichen Maschenwerk.

Die dritte Maschenform (Taf. XXIX, Fig. 4) ist fast ebenso weit verbreitet, wie die zuerst genannte. In der südlichen Hälfte der Kolonie sind die Fischnetze der Narryngeri und der Diäri und nördlich vom Catherine River die „dilly bags“ einiger Stämme aus ihr gebildet. Meistens stellt sie ein Quadrat dar. Der Unterschied in der Größe ist beträchtlich. So z. B. haben die Maschenseiten der Fischnetze eine Länge von etwa 5 cm und die der Beutel eine solche von etwa 1 cm. Die in Frage kommenden Knoten lassen sich schlecht beschreiben: sie sind weit weniger einfach, als die der zweiten Form; die beigegebene Abbildung läßt aber deutlich erkennen, wie sie geschlungen sind. Diese Maschenform kommt übrigens auch häufig bei uns vor. Die, welche Brough Smith im ersten Bande seines Werkes über die Eingeborenen Victorias auf Seite 390, Fig. 225, abgebildet hat, ist der in Rede stehenden sehr ähnlich; er beobachtete dieselbe an Fischnetzen aus dem Norden und Nordosten von Queensland.

Bei der Herstellung der Knüpfarbeiten pflegen die Eingeborenen auf dem

¹⁾ Rev. G. Taplin, *The Narryngeri*, pag. 41.

Boden zu sitzen. Die Bewohner des Nordens fertigen die Beutel auf die Weise an, daß sie zunächst ein einige Zentimeter breites Band aus einem Faden knüpfen, den sie an eine der großen Zehen oder einen feststehenden Gegenstand gebunden haben, und dann dieses Band, das den Boden des Beutels darstellt, zwischen den beiden großen Zehen oder zwei Stöcken ausspannen und solange eine kreisförmige Maschenreihe an die andere fügen, bis die Arbeit vollendet ist.

Die Anfangsgründe des Webens sind einigen Stämmen bereits bekannt. Ich habe nur im Norden, zwischen dem Catherine River und der Küste gewebte Gegenstände — es waren Haarbinden — beobachtet. Brough Smith beschreibt eine ähnliche Binde, die vom Unterlaufe des Murray stammte; es ist also wahrscheinlich, daß viele, wenn nicht alle Stämme der Südens das Bandweben verstanden haben. Ich will hier eine Tagebuchnotiz anführen, die eingehend schildert, wie der Eingeborene des nördlichen Küstengebietes bei der Anfertigung seiner Haarbinden verfährt.

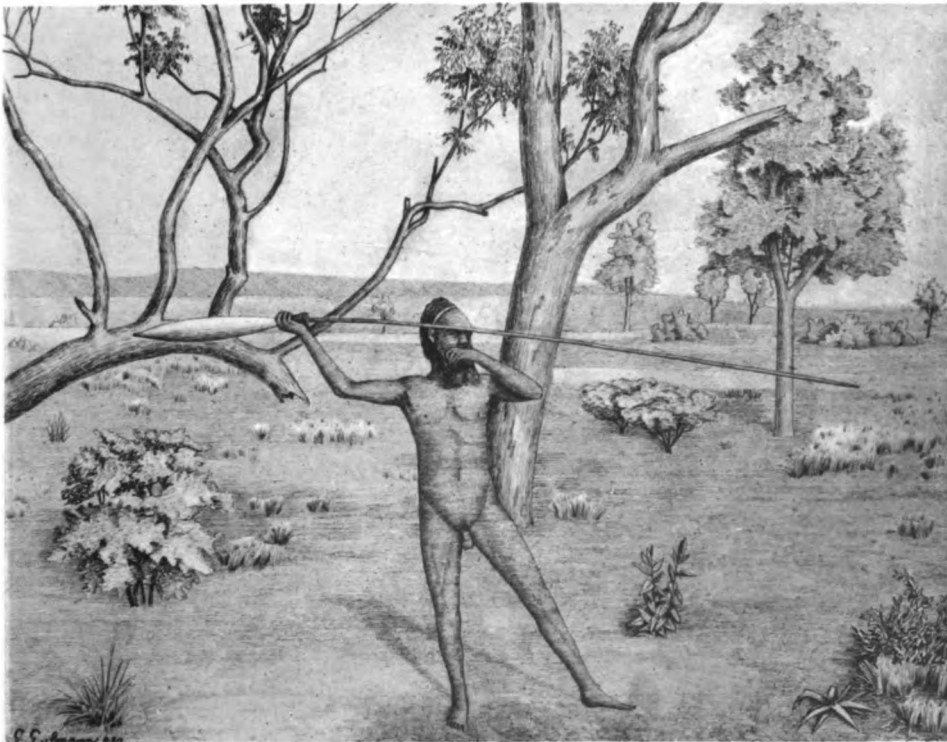
„Pine Creek, 8. Juli 1897. — Ein ‚blackfellow‘ zeigte mir, wie die Haarbänder angefertigt werden. Zunächst wickelte er einen aus Bast gedrehten Faden von etwa 15 m Länge mit Hilfe der linken großen Zehe kranzförmig auf. Dann legte er die so erhaltene Docke, die eine Länge von 45 cm hatte, über einen in den Boden gesteckten Stock, und nachdem er sie straff gespannt hatte, befestigte er ihr freies Ende mit einer Schnur an seinem Gürtel. Hierauf begann er, ohne Benutzung irgend eines Werkzeuges, einen ununterbrochenen Faden in die Docke zu flechten, deren Fadenteile er mit der Linken so gespannt hielt, daß sie sich in einer Ebene nebeneinander befanden, wie die Kettenfäden auf einem Webstuhl.“

Wie aus der auf der Tafel XXVIII mit Fig. 7 bezeichneten Abbildung eines unvollendeten Haarbandes ersichtlich ist, zieht sich der Einschlagfaden abwechselnd über und unter einem Kettenfaden hin, und zwar so, daß er in der einen Reihe unter diesem, in der nächsten über diesem und in der nächst folgenden wieder unter diesem liegt u. s. f. Da nur ein einziger Einschlagfaden benutzt wird, derselbe also an den Rändern des Gewebes beständig zurückkehrt, so entsteht eine feste Kante (Egge, Leiste), die nicht dem Ausfasern unterworfen ist.

Man hat die Vermutung ausgesprochen, das Weben sei früher erfunden worden, als das Spinnen und habe im Anfang in einem Flechten mit Bast- oder Tierhautstreifen bestanden. Wie wir wissen, verstehen alle Stämme Fäden zu spinnen. Da wirkliche Gewebe nur von sehr wenigen derselben angefertigt werden, und dichte Flechtarbeiten nur bei den Küstenstämmen vorkommen, so ist es wahrscheinlich, daß unser Australier schon spinnen konnte, als er das Weben erlernte.

Im Flechten der Matten und Taschen haben die Narryngeri es zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Auch die Bewohner des Nordens wissen mit Geschick ihre köcher- und glockenförmigen Behälter anzufertigen. Den Stämmen des weiten Innern dagegen ist, wie eben schon angedeutet, das Flechten unbekannt. Den Grund hiervon haben wir aber nicht in dem Mangel an einem brauchbaren Materiale zu suchen — Binsen und Rohrkolben kommen in und an manchen Creeks vor, außerdem gibt es wohl noch andere pflanzliche Stoffe, die sich verwenden ließen — sondern höchst wahrscheinlich in den geringen Fortschritten, die diese Eingeborenen bisher in den Anfängen der Kultur gemacht haben.

Die Narryngeri verfahren bei der Herstellung aller Flechtarbeiten auf ein und dieselbe Weise. Eine Anzahl bündelförmig zusammengelegter dünner Binsenhalmes, die in ihrer Gesamtheit etwa die Dicke zweier Bleistifte haben, umschlingen sie wiederholt mit einem einzelnen Halme. Haben sie gegen ein Dutzend Schlingen gebildet, deren gegenseitiger Abstand 0,5 cm beträgt, so biegen



E. Eylmann gez.

Oberes Bild: Lager von Tjingale.

Unteres Bild: West-Arünta, der im Begriff ist, einen Speer zu schleudern.

sie die Halmenden, welche durch dieselben zusammengeschnürt sind, an den noch losen Teil des Bündels, und setzen dann die Arbeit auf die Weise fort, daß sie jede neue Schlinge, unter Benutzung eines spitzen Stäbchens, mit dem Verbindungsteile zweier älterer Schlingen vereinigen (Taf. XXIX, Fig. 6), und zwar so, daß das Bündel zu einer Spirale aufgerollt wird. Aus ein oder mehreren derartigen Spiralen, die natürlich stets aus einer größeren Zahl von Bündeln zusammengesetzt sind, bestehen alle Flechtarbeiten der Narryngeri. Eine auf diese Weise angefertigte Tasche stellt die Figur 2 auf der Tafel XXV dar.

Die Flechtereien der nördlichen Stämme weichen wesentlich von denen der Narryngeri ab. Für viele derselben sind weite, aus einzelnen Binsenhalmen geflochtene Maschen (Taf. XXVIII, Fig. 5) charakteristisch. Über die dichten Geflechte vermag ich leider keine genaue Auskunft zu geben.

Zum Schluß will ich noch ein paar Worte über die Behandlung der Binsen sagen, die zu Knüpf- und Flechtarbeiten verwandt werden sollen. Will ein Diäri ein Fischnetz knüpfen, so macht er die Binsen, nachdem dieselben einige Tage in Wasser gelegen haben, zuerst geschmeidig, indem er mit der Schalenhälfte einer Teichmuschel zwei oder drei Male der Länge nach so stark über jeden Halm schabt, daß derselbe zum Teil von der Epidermis entblößt und in Fasern zerrissen wird. Der Eingriff ist jedoch nie so gewaltsam, daß die Fasern ihren Zusammenhang ganz verlieren. Zu Garn dreht er die Halme nicht zusammen (Taf. XXIX, Fig. 4). Die Narryngeri machen die Binsen, aus denen sie Netze anfertigen wollen, wie bereits erwähnt, durch Behandlung mit feuchter Wärme und durch Kauen geschmeidig und drehen dann Garn aus ihnen. Die Binsen dagegen, die sie zum Flechten verwenden, unterwerfen sie keiner besonderen Behandlung. So viel ich weiß, benutzen auch die nördlichen Stämme die Binsen ohne weiteres zu ihren Flechtarbeiten, nachdem sie die Spirren abgeschnitten haben.

Kapitel XXI.

Der Schmuck.

Unter allen Himmelsstrichen sucht der Mensch das Aussehen seines Körpers in einem mehr oder minder hohen Grade zu verändern, und zwar in der Regel aus Gefallsucht. Die Natur, die so viele Lebewesen mit den schönsten Farben geschmückt hat, gab ihm ja nur eine eintönige weißliche, gelbe, braune oder schwarze Haut. In einigen Fällen dagegen bezweckt er keineswegs eine Verschönerung seiner Person, sondern er bewirkt die Änderungen nur, weil Sitte und Herkommen sie fordern, oder weil er hofft, durch dieselben in den Besitz von Glücksgütern oder besonderen Kräften zu gelangen. Auch ist er nicht selten bei der Vertreibung von bösen Geistern oder beim Auszug in einen Kampf bemüht, sein Äußeres derartig zu entstellen, daß die Widersacher schon bei seinem Anblick mit Furcht und Schrecken erfüllt werden.

Auf dreierlei Weise pflegt der Mensch die Änderungen seines Aussehens vorzunehmen. Gewöhnlich behängt oder bedeckt er sich mit fremden Stoffen, die scheinbaren oder wirklichen Mängeln abhelfen sollen, z. B. beim Herausputzen mit Farben und Schmucksachen, sowie beim Ersatz von Körperteilen. Ferner sucht er den natürlichen Zustand des Körpers dauernd oder vorübergehend zu ändern, indem er mehr oder minder eingreifende, zu mannigfachen Zwecken dienende Umformungen hervorruft, wie die Spaltung des Penis, die Durchbohrungen der Nase, der Lippen und Ohren und die Verkrüppelung der Füße. Endlich entfernt er gar bestimmte Teile des Körpers, wie Zähne, Fingerglieder und die Vorhaut.

Unser Australier gehört als echter „Wilder“ zu den Völkern, die mit Vorliebe den eigenen Körper zum Gegenstande ihrer operativen und dekorativen Versuche machen. Im nachstehenden wird alles das besprochen werden, was auf den Personenschmuck Bezug hat, dessen Anlegung und Wahl der Willkür des Einzelnen überlassen ist. Auf die Verschönerungen und Verbesserungen, die bleibende Veränderungen zur Folge haben, brauche ich schon aus dem Grunde nicht einzugehen, weil von ihnen bereits eingehend in dem Kapitel „Die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers“ die Rede gewesen ist. Aber auch den Schmuck werde ich hier außer acht lassen, der für besondere Gelegenheiten, wie Corroborees, geheime Zeremonien, Jünglingsweihen usw., bestimmt ist, und, wie ich hier gleich bemerken will, wohl in keinem Falle ganz nach Belieben gewählt werden darf.

Dem Leser fällt es vielleicht auf, daß ich nicht alles, was zur Körperverschönerung (Kosmetik) gehört, im Zusammenhange besprechen will. Zur Erklärung füge ich deshalb hinzu, daß durch die von mir gewählte Anordnung

das genaue Kennenlernen gesellschaftlicher Einrichtungen usw., bei denen der Personenschmuck eine Hauptrolle spielt, nach Möglichkeit erleichtert werden soll.

Alle Eingeborenen, sowohl die Männer, als auch die Frauen, sind bestrebt, die Haut und das Haar durch Färbung zu verschönern. Rot ist die beliebteste Farbe, und zwar ein Rot, das einen Stich ins Bläuliche hat. Gelb und Schwarz finden weit weniger häufig Verwendung. Weiß kommt hier der Hauptsache nach nicht in Frage, da es die Farbe der Trauer ist. Zuweilen beschmiert der Eingeborene den ganzen Körper mit Farbe; gewöhnlich beschränkt er sich aber darauf, das Gesicht oder die Brust zu färben. Durch umfangreiche oder sorgfältig ausgeführte Malereien schmückt er sich auffallender Weise nicht im gewöhnlichen Alltagsleben. Seiner Gefallsucht zur Liebe beschmiert er meistens einen oder mehrere Körperteile in ganz regelloser Weise mit ein oder mehreren Farben; selten bringt er im Gesicht oder auf der Vorderseite des Rumpfes ein paar höchst einfache, aus geraden oder krummen Strichen bestehende Zierformen an.

Damit der Leser eine gute Vorstellung von der Art und Weise gewinnt, wie der Eingeborene sich mit Farbe zu beschmieren oder, wenn wir lieber wollen, sich zu schminken pflegt, führe ich hier einige diesbezügliche, aus dem Zusammenhang gerissene Tagebuchnotizen an.

„Sterling Creek Station, 15. Juli 1896. — . . . Am Abend kam ein Trupp Männer zur Station. Der Körper aller war zum größten Teil mit purpurfarbigem Ocker angestrichen. Das Gesicht und die Brust der meisten hatte eine tief-schwarze Färbung erhalten, und die Schultern und die Brust einiger zierten dunkelrote Striche. Ein junger Mann, der mir besonders durch eine tiefe Trauerwunde im Oberschenkel auffiel, hatte das Kinn, die Backen und die Brust mit Braunstein geschwärzt und über die Stirn und die Mitte des Gesichtes mit rotem Ocker je einen breiten Querstrich gezogen. . . .“ „Lager am 20-Mile Creek, 21. August 1896. — . . . Ich sah einen gegen sieben Jahre alten Knaben, dessen Stirn, Schläfen und Backen unterhalb der Augen mit Roteisenstein gefärbt waren. Ein dicker, mit Kohle hergestellter Strich befand sich am unteren Stirnrande und reichte von der einen Schläfe bis zur anderen. . . .“ „Lager am Tea-tree Well, 27. Oktober 1896. — . . . Eine Lubra hatte ihren Körper und den ihres zwei- bis dreijährigen Kindes rot gefärbt. . . .“ „Lager am Pine Creek, 8. Juli 1897. — . . . Der Mann, dessen Haut ein Ausschlag bedeckte, war von Kopf bis zu Fuß mit rotem Ocker bestrichen. . . .“ „Lager an Knuckey's Lagoon, 7. Oktober 1897. — . . . Der älteste und häßlichste der Männer hatte ein wahrhaft diabolisches Aussehen: das Gesicht war gelb und das Kopfhaar rot gefärbt.“

Die kunstvollste der nur aus Liebe zum Putz angefertigten Hautmalereien sah ich auf dem Rumpfe eines West-Arünta. Den Nabel umgaben ein roter und ein weißer Ring, und auf der Brust befand sich eine rote, weiß umrandete halbmondförmige Figur.

Die Sucht zu gefallen ist ohne Zweifel der Hauptbeweggrund des Eingeborenen, sich mit Farben zu schmücken. Ob der Anstrich größerer Hautpartien mit einer Mischung aus Ocker und Fett manchmal auch eine Art urtümlicher Kleidung darstellt, d. h. den Zweck hat, den Körper vor der Einwirkung der Nässe, der Kälte oder der Sonnenbestrahlung zu schützen, ist schwer zu sagen. So viel steht wohl fest, daß er beim Eingeborenen durchaus nicht ein Gefühl des Unbehagens hervorruft. Es ist behauptet worden, die Farbe biete einen Schutz gegen Insekten. In Südastralien könnte dies höchstens an den Küsten der Fall sein, wo die Moskito gar arge Plagegeister für Menschen und Tiere bilden. Im Binnenlande wird der Mensch von den Fliegen in einer kaum erträglichen Weise belästigt, während die Moskito nur nach einem der seltenen starken Regenfälle in größerer Zahl auftreten. Die Fliegen werden aber nur dadurch unangenehm, daß sie in die Augen zu kriechen suchen; gegen ihre Zudringlichkeit schützt also eine Mischung aus Ocker und Fett wohl nicht.

Wie viele andere Völker, so läßt es sich auch der Südaustralier angelegen sein, besonders den Kopf auf die verschiedenste Art und Weise herauszuputzen. Vor allen Dingen ist es das Haupthaar, das er zum Gegenstande seiner Schmückungsversuche macht. Von einer sorgfältigen Pflege desselben habe ich aber nirgends etwas bemerkt.

Die Haartracht ist nicht überall gleich.

Die Männer der Arünta, Lurritji, Kaititje und anderer zentralen Stämme entfernen das Stirn- und das Schläfenhaar in der Breite zweier Finger durch Ausrupfen. Das übrige Haar ordnen sie unter Benutzung eines Ockerbreies in handlange und kleinfingerdicke Zotten (Taf. VI, unteres Bild), und damit es die Seiten des Kopfes nicht völlig bedecke, schlingen sie eine lange Schnur kranzförmig um die Stirn und das Genick (unter dem Haar). Von Zeit zu Zeit reiben sie die Zotten mit rotem Ocker und Fett ein. Es sammelt sich daher eine ungeheure Menge Schmutz in denselben an. Verbrennten wir das Haupthaar mancher Leute, so würden wir mit der Asche mindestens eine Handvoll Sand erhalten. In meinem Besitze befindliche Zotten, die ich einem West-Arünta dicht an der Kopfhaut abgeschnitten habe, weisen im Durchschnitt eine Länge von 30 cm und einen Umfang von 6 cm auf. Eine Zotte habe ich gewogen; ihr Gewicht beträgt 17 gr. Hin und wieder traf ich Lurritji und Arünta, deren Haar eine bedeutende Länge besaß und am Hinterkopfe chignonartig zusammengebunden war. Zu den aus Südaustralien mitgebrachten Sammlungsstücken gehören zwei Zotten, von denen die eine 50 cm und die andere 40 cm lang ist. Sie stammen von einem Lurritji und sind die längsten, die ich beobachtet habe. Diese seltsamen Haargebilde der zentralen Stämme sieht man aber nicht auf den Köpfen aller Männer; denn fast jeder muß in seinem Leben ein oder mehrere Male seine sämtlichen Zotten irgend einer Sitte zum Opfer bringen.

Den Bart lassen die genannten Stämme seine volle Länge erreichen und schmücken ihn höchstens für Corrobborees und geheime Zeremonien. Trotzdem er keine nennenswerte Pflege erhält — nur hin und wieder sah ich, daß sie ihn mit den Fingern strähnten — entsteht er nie das Gesicht, wie z. B. die roten, struppigen Bärte mancher Buschleute.

Die Weiber dieser Eingeborenen pflegen das Haar finger- bis handlang zu tragen. Fast immer hängt es ihnen wirr und wild um den Kopf und birgt eine Menge fettigen und sandigen Schmutzes. Daß sie es nie waschen und kämmen, wird der Leser wohl als selbstverständlich voraussetzen. Ist es ziemlich lang geworden, so streifen sie ein oder mehrere ringförmige Schnüre über den Scheitel, damit es ein wenig festgehalten werde. Ausnahmsweise ordnen sie es wie die Männer mit Hilfe eines Ockerbreies in Zotten von gleicher Dicke. Ich besitze ein paar derartiger Gebilde, die vom Kopfe einer West-Arünta stammen. Sie sind aber nicht stark verfilzt, wie es gewöhnlich der Fall ist. Ihre Mitte umschließt ein dicker Farbklumpen. Eines derselben habe ich gemessen und gewogen; seine Länge beträgt 14 cm, sein größter Umfang 3,5 cm und sein Gewicht 10,5 gr.

Das Haar der halbwüchsigen Personen und Kinder ist in der Regel ein wenig kürzer, als das der Lubra. Schnüre oder dgl. werden von ihnen nicht benutzt.

Diese beiden grundverschiedenen Haartrachten sind aber keineswegs allein unter dem Einfluß des Schmückungstriebes entstanden. Daß auch Zweckmäßigkeitsgründe bei ihrer Gestaltung obgewaltet haben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Auch Brauch und Sitte, die in Beziehung zu Verwandtschaftsverhältnissen usw. stehen, machen sich geltend.

Was zunächst die Haartracht der Männer betrifft, so ist sie nach unserm Geschmacke keineswegs schön zu nennen, obwohl nicht zu leugnen ist, daß sie die lebhaft an eine Allongen-Perücke erinnert, im Verein mit einem stattlichen

Vollbart manchem wilden Sohne der australischen Wildnis das Aussehen eines ehrwürdigen Patriarchen verleiht. Eine gewisse Zweckmäßigkeit dürfen wir ihr aber nicht absprechen, denn die Zotten bilden in ihrer Gesamtheit vielleicht einen besseren Schutz gegen eine Überhitzung des Kopfes, als mancher Hut, der einen fast luftdichten Verschuß darstellt. Außerdem lassen sich die Zotten vermittels einer einfachen Schnur viel leichter von den Augen fernhalten, als loses Haar. Eine starke Verkürzung des Haares würde die Benutzung von Schnüren und ähnlichen Befestigungsmitteln natürlich überflüssig machen. Im Innern Australiens, wo die Sonne das ganze Jahr hindurch gegen Mittag ihre glühenden Strahlen fast senkrecht herabsendet, und wo gute Schattenbäume fehlen, könnte sie aber leicht üble Folgen nach sich ziehen.

Die Haartracht der Weiber läßt an Einfachheit natürlich nichts zu wünschen übrig. Daß sie sehr zweckmäßig sei, möchte ich nicht behaupten, da die Schnüre es nicht immer verhindern, daß die Augen frei bleiben; auch schützt sie den Kopf nur in unvollkommener Weise gegen starke Sonnenbestrahlung. Die Vermehrung der Läuse begünstigt sie wohl ebenso sehr als das seltsame Haargebilde der Männer. Ihre jeweilige Beschaffenheit bei den einzelnen Personen ist mehr oder minder vom Zufall abhängig, denn die Sitte erfordert, daß die Mütter ihre zukünftigen Schwiegersöhne mit Haar für einen Leibgürtel versorgen, daß die Schwangeren und viele Leidtragende ihr Kopfhaar bis auf einen spärlichen Rest absengen oder abschneiden.

Viele Personen beider Geschlechter pflegen die Schamhaare abzuschneiden. Ob sie dies aus ästhetischen oder rein praktischen Gründen tun, muß ich dahingestellt sein lassen. Bemerken will ich hierzu, daß ich nur einmal im Innern, und zwar an einem Weißen, Filzläuse beobachtet habe.

Das Haupthaar der Eingeborenen zwischen Tennant's Creek und der Nordküste hat bei allen den Stämmen, mit welchen ich in Berührung gekommen bin, oft kaum die Länge eines Fingers. Gewöhnlich bleibt es ganz ungeordnet, und nur einige Lubra der Tjingale und Nord-Waramunga flechten das mittlere Scheitelhaar in einen winzigen Zopf. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ich in der Nähe des Lake Woods eine junge Lubra traf, die das Haar mit Hülfe von Ocker und Fett in Strähnen von der Dicke eines Kinderfingers geordnet und auf dem Hinterkopfe zu einem steif abstehenden Zopf zusammengebunden hatte, und daß sich am Birdum Creek ein Mann zu mir gesellte — leider beschränkten sich seine Kenntnisse in der englischen Sprache auf die beiden Wörter tobacco und matches — dessen Kopf viele kleine Flechten zierten, die hinten zu einer Art Chignon vereinigt waren. Diese letztere Haartracht gleicht ganz der, die nach Spencer und Gillen bei den „Binbinga“ am Mac Arthur River und den „Karawa“ am südwestlichen Gestade des Golfes von Carpentaria üblich ist.

Der Bart gilt bei den Stämmen im Norden von Tennant's Creek jedenfalls nicht als eine Zierde, da alle Männer ihn recht kurz tragen. Auf der Oberlippe und den Backen ist er häufig auffallend dünn und höchstens einige Zentimeter lang; am Kinn dagegen pflegt er dichter zu sein und eine größere Länge zu besitzen. Sein Haar wird abgesengt oder abgeschnitten und außerdem zum Teil ausgerupft. Als Schermesser dient ein Steinsplitter oder eine Glasscherbe. Das Ausrupfen erleichtern sich die Eingeborenen der nördlichen Hälfte des Gebietes dadurch, daß sie die betreffenden Stellen mit Wachs bekleben. Trotzdem der Bart diese Geringschätzung erfährt, sieht man doch hin und wieder im Lande der Nord-Waramunga und Tjingale eine Schmuckform desselben. Sie besteht darin, daß das Haar am Kinn büschelförmig zusammengebunden ist. Beiläufig gesagt, verleiht sie manchem alten, hageren Gesellen ein wahrhaft diabolisches Aussehen.

Im Osten des Lake Eyre bedeckt das Haar den Kopf beider Geschlechter gewöhnlich ordnungslos in einer Länge von 8 bis 10 Zentimeter. Einige Male

sind mir dort aber auch alte Männer zu Gesicht gekommen, deren Haartracht sich in nichts von der unterschied, welche bei den Männern der zentralen Stämme üblich ist. Der Bart besitzt bei diesen Eingeborenen in der Regel nur eine ganz geringe Länge, was vielleicht daher rührt, daß er der Sitte gemäß bei vielen Trauerfällen abgesengt wird.

Die Narryngeri lassen das Haupthaar höchstens finger- bis handlang werden. Den Bart stutzen sie ein wenig, und zwar nur unten, nicht an den Seiten des Gesichtes.

Ich gehe jetzt zur Besprechung der Gegenstände über, die als Haarschmuck verwendet werden.

Es ist bereits gesagt worden, daß die zentralen Stämme Schnüre zum Festhalten des Haares benutzen. Die einfachsten derselben dienen wohl ausschließlich praktischen Zwecken; ich bespreche aber auch sie hier eingehend, da eine scharfe Trennung zwischen ihnen und den Schnüren und Bändern sich nicht ermöglichen läßt, welche die gleiche oder eine ähnliche Verwendung finden, aber zweifellos nach der Ansicht der Eingeborenen einen mehr oder minder hohen Schmuckwert besitzen.

Die Schnur, mit der die Männer der Lurritji, Arünta, Kaititje usw. gewöhnlich ihre Zotten vom Gesichte fernhalten, ist aus Opossumhaar gedreht und besitzt nur eine geringe Dicke, aber oft eine große Länge. Man wickelt sie so um den Kopf, daß die Haargrenze fast überall mehr oder minder vollständig bedeckt wird.

Außerdem benutzen die Männer für den gleichen Zweck eine Stirnbinde (Taf. XII, unteres Bild), aber öfter bei festlichen Gelegenheiten, wie mich dünkt, als im gewöhnlichen Alltagsleben. Sie wird mit ein paar Fäden befestigt, die an ihre Enden geknüpft sind. Man stellt sie auf eine höchst einfache Weise her. Zunächst bildet man aus einem langen Faden eine fingerdicke Docke (Gebund), die, wenn sie straff gezogen ist, etwa eine Länge von 25 cm besitzt. Diese Docke beschmiert man alsdann mit einem Brei aus Kalk oder einem anderen mineralischen Stoffe, und zwar so, daß ein dünnes, breites Band erhalten wird.

Die schon erwähnte kranzförmige Schnur der Weiber hat einen Umfang von 26 bis 28 cm und schwankt in ihrer Dicke zwischen der einer Gänsefeder-spule und eines Bleistiftes. Gewöhnlich ist sie in dem Grade mit rotem Ocker beschmiert, daß man nicht einmal erkennen kann, woraus sie angefertigt ist. Zwei Exemplare habe ich genau untersucht. Das eine, welches aus der Reynold Range stammte, bestand aus einem dreidrähtigen Menschenhaarfaden und einem dünnen zweidrähtigen Opossumhaarfaden, der dicht um jenen gewickelt war. Das andere, welches einer West-Arünta gehört hatte, war ganz aus Opossumhaar hergestellt, aber nicht genau auf die eben angegebene Weise, denn der innere Teil bildete eine dünne, aus fünf Windungen bestehende Docke. Daß die Weiber sich nicht immer mit einer Schnur begnügen, ist schon erwähnt worden. Hin und wieder sah ich übrigens auch Männer, die Schnüre dieser Art über ihr Haar gestreift hatten.

Nördlich von Tennant's Creek bis zur Küste benutzen die Männer ebenfalls eine Stirnbinde. Bei den Waramunga und einigen ihrer Nachbarn ist sie genau so beschaffen, wie bei den zentralen Stämmen. Die Jöngmän, Tjauen, Wulwanga und anderen Eingeborenen im Norden des 15. Breitengrades benutzen zu ihrer Herstellung aber keine Tierhaare, sondern Pflanzenfasern; auch geben sie ihr dadurch eine größere Dauerhaftigkeit, daß sie einen Faden (Einschlag) in die Docke weben. Wie dies Weben geschieht, veranschaulicht die Figur 7 auf der Tafel XXVIII. In dem vorhergehenden Kapitel habe ich es übrigens eingehend beschrieben. Eine Kruste aus Kalk oder einem anderen weißen Mineralstoff pflegt nicht zu fehlen. Auf ihr werden mit roter Farbe ganz einfache Zierformen angebracht. Die Binde der zentralen Stämme erhält, nebenbei

bemerkt, auch eine derartige Verzierung, aber nur bei ganz besonderen Gelegenheiten. Ein Exemplar dieser Bindenform, das von einem Wulwanga angefertigt worden war, habe ich gemessen; seine Länge betrug 44,5 cm und seine Breite 5,4 cm.

Die Weiber der Waramunga, Tjingale und anderer Stämme des nördlichen Binnenlandteiles tragen die einfache kranzförmige Schnur. Im Küstengebiet kommt dieselbe selten oder nie vor. Dort dient zum Festhalten des Haares gewöhnlich eine aus einem dünnen, rot gefärbten Faden bestehende Docke, die gegen fünfzig bis achtzig Windungen aufweist und so an zwei Stellen in einer Länge von einigen Zentimetern mit einem Faden umwickelt ist, daß sie aus zwei gleichlangen Fadenbüscheln zusammengesetzt zu sein scheint. Sie findet sich nirgends häufig vor. Straff gezogen, besitzt sie eine Länge von 19 bis 21 cm und einen Umfang von 5 bis 6 cm.

Auch im Osten des Lake Eyre bedienen sich die Männer einer Stirnbinde (Taf. XXVII, Fig. 4). Dieselbe ist wie ein Netz geknotet und mit Ocker rot gefärbt. Im Durchschnitt besitzt sie eine Länge von 40—45 cm und eine Breite von 10—11 cm. Gason und E. Jung führen in ihrer Arbeit über dortige Eingeborene eine Stirnbinde an, die sie als ein breites, weiß gefärbtes Band bezeichnen. Ob diese Form mit der von mir beobachteten identisch ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Männer des Südküsten-Gebietes zwischen Victoria und dem Spencer Golf sollen nach Angaben, die ich Naryngeri verdanke, früher ihr Haar mit einem langen Faden, den sie kranzförmig um den Kopf schlangen, vom Gesichte ferngehalten haben.

Diese Schnüre und Binden dienen aber nicht allein zum Festhalten und Schmücken des Haares, sondern nebenbei auch zum Befestigen von allerlei kleineren Schmucksachen.

Unter diesen Schmucksachen nehmen im Innern die Schwanzspitzen des Kaninchenbandikut (*Peragale langotis*) die erste Stelle ein. Da ihr langes, feines, schneeweißes Haar sich vortrefflich von dem dunklen Kopfe abhebt, so bilden sie auch nach unserm Geschmack einen wirklichen Schmuck für den Eingeborenen. Man verwendet sie aber nicht ohne weiteres, sondern zieht die Haut von den Wirbelknöchelchen und befestigt dieselbe mit Sehnenfäden auf einem mehrere Zentimeter langen dünnen Stäbchen, wobei man Sorge trägt, daß das Haar die Form eines Pinsels erhalte. Besitzt man nur ein oder zwei derartige Schmuckstücke, so pflegt man sie einfach vorn unter die Haarschnur zu stecken, stehen aber viele zur Verfügung, so macht man ein Bündelchen und bindet es auf die Weise an die Schnur, daß es auf die Stirn hinabhängt. Als einen Kopfschmuck dieser Art werden die Schwanzspitzen ungleich häufiger von den Weibern als von den Männern verwandt.

Ein beliebter Schmuck der Weiber aller Stämme zwischen dem 17. und 25. Breitengrade besteht aus Kängeruhzähnen, die strahlenförmig zu zwei bis zehn in die Ränder einer dreieckigen Platte oder eines mehr oder minder scheibenförmigen Gebildes aus Triodiarharz eingesetzt sind (Taf. XXVI, Fig. 6). Zur Verwendung kommen nur die beiden 4 bis 5 cm langen Schneidezähne des Unterkiefers. In Alice Springs sah ich ein paar dieser Schmuckstücke, deren Harzteil mit Paternostererbsen (rot, schwarz genabelt) in recht geschmackvoller Weise verziert war. Ihr Besitzer, ein Weißer, konnte mir leider über ihre Herkunft keine genauen Angaben machen. Die Pflanze (*Abrus*), von der der Same stammt, kommt übrigens nur im Norden der Kolonie vor. Die größeren Exemplare werden, wie die Schwanzspitzen des Kaninchenbandikuts, so an die Haarschnur befestigt, daß sie auf die Stirn hinabhängen. Die kleineren hingegen erhalten ihren Platz nicht selten vor den Ohren auf der Schläfe. Manchmal werden ein oder zwei Zähne einfach mit einem bißchen Harz ans Schläfenhaar geklebt. Auf diese Weise pflegen sich auch die Männer zu schmücken.

Im Norden finden die Kängeruhzähne ebenfalls zur Herstellung eines

Schmuckes Verwendung. Soviel ich weiß, wird dieser Schmuck viel häufiger von den Männern als von den Weibern getragen. Er besteht aus einer kranzförmigen Schnur und einer größeren Zahl von Zähnen, die an jener gleichgerichtet dicht nebeneinander mit Fäden und Wachs befestigt sind. Die Zahnreihe ist gewöhnlich gegen eine Spanne lang und erhält ihren Platz auf der Stirn, über der Haargrenze. Einige tragen die oben beschriebene, weißgetünchte Binde und dieses Schmuckstück gleichzeitig, und zwar so, daß die Zähne über den unteren Bindenrand hängen.

Einen Schmuck, der wegen seiner hellen Färbung und seines Perlmutterglanzes ebenfalls recht wirkungsvoll ist, stellen sich die Küstenbewohner des Nordens aus Gehäusen von Nautilus und zuweilen auch aus Muschelschalen her. Er ist oval, scheibenförmig oder unregelmäßig vieleckig und schwankt in der Größe zwischen der eines Zweimarkstückes und eines Handtellers von einem zehnjährigen Kinde. An einer Stelle in der Nähe des Randes weist er eine Durchbohrung auf, die zur Aufnahme des Befestigungsfadens dient. Hin und wieder sah ich Stücke, die aus Scheidewänden der größeren Kammern angefertigt waren und nur die natürliche Durchbohrung des Siphos besaßen. Auch dieser Schmuck wird, an die gewöhnliche Haardocke gebunden, auf der Stirn getragen. Es scheint, daß er bei den Männern besonders beliebt sei. Ob sich die Weiber des Nordens seiner bedienen, muß ich dahingestellt sein lassen.

Plättchen dieser Art trifft man auffallender Weise vereinzelt im ganzen Binnenlande an, wo sie gleichfalls als Schmuck dienen, aber als solcher eine ausgedehntere Verwendung finden. Auch die Lubra dieses Gebietes machen von ihnen Gebrauch: ich sah eine Kaititje und eine Diäri, die mit einem scheibenförmigen Stückchen aus dem Gehäuse eines Nautilus ihre Stirn geschmückt hatten. Natürlich gelangen die Plättchen durch Handel zu den Binnenlandstämmen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur von der Nord-, sondern auch von der Westküste. Daß die Arünta, Lurritji, Kaititje und andere Stämme, die weitab vom Meer ihre Heimat haben, sie hoch bewerten, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Im Norden des 15. Breitengrades gehört auch eine Rosette aus Wachs und langem, gelbbraunem Dingohaar zu den beliebtesten Schmucksachen (Taf. XXVII, Fig. 5). Sie hat höchstens die Größe eines Handtellers. Das Wachs bildet eine fünfpfennigstückgroße Scheibe, und das Haar ragt aus dem Rande derselben ringsum strahlenförmig hervor. Dieses Schmuckstück ist nur für die Stirn bestimmt und wird entweder an das Haar geklebt, oder an die oben beschriebene Binde oder Docke geknüpft. Ich erinnere mich nicht, es im Besitze eines Weibes gesehen zu haben.

Ebenso gern wie dieser Stirnschmuck und oft gleichzeitig mit ihm wird von den Männern des nördlichen Küstengebietes der Schläfenschmuck getragen, den die Figur 5 auf der Tafel XXVII darstellt. Er ist in Form einer Quaste aus einem Bündelchen Fäden und einem Büschel bunter Federn (von Enten und anderen Vögeln) zusammengesetzt und hat durchschnittlich eine Länge von 15 cm. Die Federn sind, wie in einem Federwisch, so geordnet, daß ihre Spitzen nach außen ragen und mit Fäden und Wachs an dem einen Ende des Bündelchens befestigt. Eine mit Wachs bedeckte Verschnürung vermittelt die Verbindung mit der Haardocke oder der Haarbinde. Der Eingeborene pflegt vor jedem Ohr ein Exemplar dieses Schmuckes zu tragen.

Wie mit Kängeruhzähnen, so schmücken die Männer und Weiber des Binnenlandes ihre Schläfen auch mit kleinen Knochen (Taf. XXV, Fig. 4). Diese sind gegen 3 bis 4 cm lang und an dem einen Ende mit einem Klümpchen Triodiarharz versehen, das zu ihrer Befestigung an einer Strähne dient; das freie Ende bildet stets einen Gelenkkopf. Man hängt entweder vor jedem Ohr ein Exemplar, oder vor einem Ohre ein bis zwei Exemplare auf.

Federn finden zwar häufig als Kopfputz Verwendung, aber nicht so häufig, wie man in Anbetracht des farbenprächtigen Gefieders sehr vieler Vogelarten des Landes voraussetzen sollte. Ein Schmuckstück, das aus Federn und Fäden zusammengesetzt ist, kennen wir bereits. Im nachstehenden werde ich eingehend auseinandersetzen, welcher weiteren Gebrauch der Eingeborene von Federn zum Schmücken des Kopfes macht.

Größere weiße oder bunte Federn, wie die Steuerfedern verschiedener Kakadu (*Cacatua gymnopsis*, *Calyptorhynchus stellatus*) steckt der Eingeborene oft einfach in sein Haar, und zwar so, daß die Spitze nach vorn gerichtet ist.

Verwendet er kleinere Federn als Kopfputz, was vielerorten sehr selten im Alltagsleben vorkommt, so pflegt er sie mit einem seiner Kette zu befestigen. So z. B. sah ich bei den Kaititje einen zwei Wochen alten Säugling, dem die Mutter die farbenprchtige Haube eines Inkakadu (*Cacatua Leadbeateri*) mit Triodiarharz an ein Scheitellöckchen geklebt hatte.

Von größeren unscheinbaren Federn verwendet der Eingeborene gewöhnlich nur die Fahnen. Wie dem Leser bekannt sein wird, kann man ohne Schwierigkeit von der Spitze der Feder aus sämtliche Rami einer Seite mitsamt einem Streifen der Schaftoberfläche im Zusammenhange loslösen. Auf solche Weise gewonnene Fahnen werden vom Eingeborenen ohne weiteres zur Anfertigung einiger sehr einfacher Schmuckstücke des Kopfes und auch anderer Körperteile benutzt. Dieses Verfahren, durch das der Kiel entfernt wird, ist zwar auffallend, aber durchaus zweckdienlich; denn aus den abgetrennten, ein wenig spiralförmig gewundenen Fahnen lassen sich mühelos Schmuckstücke herstellen, die ein geschmackvolles Aussehen haben, deren Teile leicht beweglich sind, die Druck, rauhes Anfassen usw. gut ertragen, und an denen Beschädigungen wenig auffallen. Daß aus größeren ganzen Federn wegen der Zerbrechlichkeit und der ziemlich beträchtlichen Starrheit des Kieles usw. nicht leicht Schmuckstücke gewonnen werden können, die mindestens die meisten dieser Eigenschaften besitzen, ergibt sich wohl von selbst.

Im Binnenlande und an der Nordküste begegnete ich hin und wieder Eingeborenen, deren Scheitel ein wallender Busch aus Federfahnen zierte. Zur Herstellung dieses Schmuckes waren Federn von Tagraubvögeln, Eulen, Kakadu und einigen anderen Vögeln verwandt worden.

Einen ähnlichen, aber ein wenig kleineren Schmuck sah ich einige Male auf der Stirn von Männern zentraler Stämme. Die Fahnen waren an ein oder zwei dicke Kiele gebunden, und das freie Ende von diesen, die Spule, steckte unter der Haarschnur.

Die Männer im Gebiete der Alligator Rivers machen sich ebenfalls einen Stirnschmuck aus Federfahnen; sie geben ihm aber die Form einer Rosette.

Im Innern benutzen beide Geschlechter zuweilen Blumen zum Schmücken ihres Kopfes. Gewöhnlich stecken sie sie unter die Haarschnur, und zwar so, daß sie auf die Stirn hinabhängen. Ich bin überzeugt, daß mancher Weiße, der dort jahrelang gelebt hat, diese meine Angabe für unrichtig halten wird. So weit meine Erfahrung reicht, machen nämlich die betreffenden Eingeborenen nur dann von diesem schönen, von der Natur dargebotenen Schmuck Gebrauch, wenn sie sich weitab von den Siedelungen der Fremden befinden, wenn Furcht und Sorge sie nicht bedrückt, Hunger und Durst sie nicht quält, und die Lebensfreudigkeit voll und ganz zum Durchbruch gekommen ist. Daß der Blumenschmuck unter Umständen eine Art Reizmittel für das andere Geschlecht bildet, habe ich einst auf einem Streifzuge mit zwei Buschleuten und einer Anzahl eingeborener Männer und Weiber in das nordöstlich von der Osborne Range gelegene Gebiet in ausgezeichnete Weise beobachten können. Da wir über das Seelenleben der Australier und anderer auf der untersten Stufe der Kultur befindlichen Völker noch wenig wissen, so will ich es nicht unterlassen, diese meine Beobachtung hier ausführlich mitzuteilen.

Einen der Buschleute begleitete eine recht lebenslustige, wohlgenährte Schönheit, die ihm ein Handwerker in Alice Springs, welcher sich mit einer weißen „lady“ verheiraten wollte, überlassen hatte. Als wir an dem prächtigen rockhole zu Elkidra für einige Wochen unser Lager aufgeschlagen hatten, merkte ich alsbald, daß alle unsere boys für diese dunkle Maitresse schwärmten. Zuerst schmückten sich nur die Verliebtesten unter ihnen mit Blumen, dann folgte die Vielumworbene ihrem Beispiele, und schließlich sah man den Blumenschmuck auf der Stirn aller jüngeren Leute. Daß sich der Schmückungstrieb ebenfalls bei den jüngeren Weibern geltend machte, die bereits einen Ehemann hatten, glaubte ich verschiedenen Ursachen zuschreiben zu müssen. Unverkennbar befanden sich auch diese Weiber in einer erhöhten geschlechtlichen Erregung, und außerdem waren ihre Herzen mit Neid und Eifersucht gegen die Rivalin erfüllt. Ferner spielte wohl die Suggestion eine mehr oder minder bedeutende Rolle. Der Liebe Lohn pflegt der eingeborene Mann ja sehr bald zu erhalten, wenn er jung und nicht häßlich ist, oder mit Geschenken nicht kargt. In diesem Falle nahm die Werbung aber längere Zeit in Anspruch, da die Lubra sich nicht gleich getraute, ihren weißen Liebhaber zu hintergehen. Als aber dieser und der andere Buschmann den Lagerplatz auf eine Woche verlassen hatten, hörten die Liebeständeleien bald ganz auf, und an Blumen schien auf einmal niemand mehr Gefallen zu finden.

Einen seltsamen Haarschmuck fand ich bei den Wulwanga und einigen anderen Stämmen im Norden des 15. Breitengrades vor. Er besteht aus einer Menschenhaar-Strähne und einem Wachsklumpchen, das jene an dem einen Ende umschließt. Die Strähne ist gegen eine Spanne lang und schwankt in ihrer Dicke zwischen der eines Bleistiftes und eines kleinen Fingers. Die Männer kleben das Schmuckstück mittels des Wachses an ihr Haupthaar, und zwar so viele Exemplare desselben, daß es den Anschein hat, als hätten sie sich die von Zotten gebildete Haartracht der zentralen Stämme zu eigen gemacht. Dieser Schmuck wird selten getragen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß seine Anlegung Zeit und Geduld erfordert. Ein Wulwanga sagte mir, daß man vornehmlich dann Gebrauch von ihm mache, wenn man sich um die Gunst eines Weibes bewerbe. Wir müssen wohl annehmen, daß innige Beziehungen zwischen ihm und der Haartracht im Innern obwalten. Vielleicht ist er aus dieser hervorgegangen; das Umgekehrte ist weniger wahrscheinlich, wie mich dünkt.

Nach älteren Berichten über die Stämme im Osten des Lake Eyre haben die Männer derselben ein Haarnetz getragen. Mir ist nur einmal ein derartiges Netz am Lake Kopperamana zu Gesicht gekommen. Leider konnte ich es nicht genau untersuchen, da sein Träger, ein alter Diäri, der kein Wort englisch verstand, sich sofort entfernte, als ich ihm durch Zeichen zu verstehen gab, es mir zu zeigen. Es hatte ungefähr die Größe zweier Hände und bestand aus einem weiten Maschenwerk, zu dessen Herstellung ein dünner, rot gefärbter Faden gedient hatte. Ich glaube, daß es mehr zur Zierde, als zum Festhalten des Haares dienen sollte; denn es bedeckte nur den Scheitel.

Ich führe noch zwei auffallende Kopfputze an, die mir im Innern einige Male zu Gesicht gekommen sind. Zu welchem Zwecke sie gewöhnlich angelegt werden, vermag ich aber nicht zu sagen.

Der eine Putz hat die Form einer flachen Mulde und besteht aus Emufedern, die mit großer Geschicklichkeit verfilzt sind. Seine Haltbarkeit wird durch eine Umschnürung mit Fäden erhöht. So viel ich weiß, befestigt man ihn mit kleinen Knochennadeln und Fäden am Hinterkopfe auf den zu einem Wulste zusammengelegten Zotten. In meinem Besitze befinden sich zwei Exemplare, die von einem Eingeborenen aus der Gegend des Central Mount Stuart stammen. Das größere hat eine Länge von 27 cm, eine Breite von 13 cm, eine Dicke von 3 bis 4 cm und ein Gewicht von 156 gr.

Den anderen Haarputz bildet ein gelblich-weißes, auffallend verziertes Stäbchen, das gegen 25 cm lang ist, und nicht ganz die Dicke des kleinen Fingers besitzt. Zwei Drittel sind dicht mit gekräuselten Spänchen bedeckt, der übrige Teil ist abgerundet und läuft in eine stumpfe Spitze aus. Die Spänchen stammen vom Stäbchen selbst und haben eine Länge von 1 bis 3 cm. Sie werden mit dem langen Meißel durch geschickte, von vorn nach hinten gerichtete Stöße erzeugt. Eine völlige Lostrennung derselben findet nicht statt. Ich sah diese Zierstäbchen nur einige Male auf dem Kopfe von Männern, die sich zum Zweikampfe anschickten oder sich für besondere Festlichkeiten herausgeputzt hatten. Vor jedem Ohr war ein Exemplar mit dem glatten, zugespitzten Ende so unter die Haarschnur gesteckt, daß es wie ein Horn nach vorn ragte. Der gleiche Schmuck kommt unter den gleichen Breitengraden in Westaustralien vor. Beiläufig gesagt, gelangen ähnlich gestaltete Stäbchen zuweilen aus Neu-Guinea zu uns, wo sie jedenfalls auch als Kopfputz Verwendung finden.

In dem Kapitel über die von Menschenhand herrührenden Verunstaltungen des Körpers ist gesagt worden, daß alle Eingeborenen der Kolonie die Nasenscheidewand durchbohren, um ein Stäbchen in derselben tragen zu können.

Wo im Innern das „swampgrass“ wächst, z. B. am Sterling Creek, benutzt man gern ein gegen 15 bis 20 cm langes Stück eines Stengels dieser Graminee als Schmuck für die Nase. Ist das Loch in der Nasenscheidewand groß, so steckt man nicht selten zwei Exemplare in dasselbe.

In anderen Gebietsteilen des Binnenlandes verwendet man in der Regel lange dünne Knochen von Beuteltieren oder Vögeln zur Anfertigung von Nasenstäben. Über die Formen aus diesem Materiale, die mir dort zu Gesicht gekommen sind, handeln die nachfolgenden Zeilen.

Nicht selten trägt man einen rinnenförmigen knöchernen Nasenstab, der wie Elfenbein aussieht und durch sein Ebenmaß auffällt. Er bildet nicht das „Spaltstück“ eines Röhrenknochens, wie es den Anschein hat, und wie auch von den Weißen des Landes angenommen wird, sondern besteht aus der Fibula einer der beiden größten binnenländischen Känguruharten, *Macropus robustus* und *M. rufus*. Die Enden rundet man durch Schleifen auf einem Steine ab. Nur ausnahmsweise versieht man den Stab mit einigen aus geraden Strichen bestehenden Einritzungen; gewöhnlich läßt man ihn ohne jede Verzierung. Unter allen Nasenstäben pflegt er der längste zu sein. Durchschnittlich beträgt seine Länge 22 bis 24 cm; seine Breite 1 cm und sein Gewicht 10 bis 12 gr.

Der kürzeste unter den knöchernen Nasenstäben hat die Form eines Nagels (Taf. XXV, Fig. 6). Die Verdickung, die dem Kopfe entspricht, wird von dem ein wenig abgerundeten Gelenkende des Knochens oder einem eiförmigen Klümpchen *Triodiaharz* gebildet. Die Zuspitzung bewirkt man durch Schleifen auf einem Steine. Am häufigsten beobachtete ich den Stab in der Gegend von Tennant's Creek, bei den Waramunga; doch kommt er auch im Westen der Mac Donnell Ranges und am Oberlaufe des Birdum Creek vor. Den Knochen, aus welchem man ihn herstellt, halte ich für die Fibula eines Wallaby. Vielleicht benutzt man ihn nicht nur als Schmuck, sondern auch zum Durchbohren der Nasenscheidewand. Seine Länge beläuft sich auf 15 bis 16 cm und sein Gewicht auf 10 gr.

Sehr geschätzt ist der Radius des Pelikanen wegen seiner schönen Rundung, seines geringen Gewichtes und seiner hellen, fast weißen Färbung. Die Gelenkenden beißt man einfach ab, und die hierdurch entstehenden Unebenheiten beseitigt man durch Schleifen auf einem Steine. Die eine oder auch beide Öffnungen verschließt man mit einem *Triodiaharz*klümpchen. Meistens formt man dieses so, daß es wie ein kleiner stumpfer Kegel nach außen ragt. Einige Male sah ich Exemplare, die durch ein paar eingekratzte, die Enden umschließende Kreise verziert waren. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich Verzierungen anderer

Art nicht wahrgenommen. Im Durchschnitt beträgt die Länge 19 bis 21 cm; der Umfang 2,5 cm und das Gewicht 6 gr.

Bei den Lurritji, Arünta, Kaititje und anderen zentralen Stämmen verwendet man mit Vorliebe einen leicht gebogenen gelblichen Knochen, den ich für den Radius eines großen Raubvogels halte (Taf. XXVI, Fig. 2). Die Verdickung des dünneren Endes trennt man ab und verschließt die entstandene Öffnung auf die oben angegebene Weise mit Triodiaharz. Vom Gelenkteil des anderen Endes bleibt oft ein Stück erhalten. In die Öffnung steckt man den an ein Stöckchen gebundenen weißen Haarbüschel vom Schwanzende des Kaninchenbandikut, die Haube des Inkakakadu, den roten Teil der Steuerfedern des Rabenkakadu (*Calyptorhynchus stellatus*) usw. Das Knochenstück ist gegen 19 cm lang und hat in der Mitte einen Umfang von 3 cm. Der Haar- oder Federbüschel besitzt eine Länge von 7 bis 8 cm. Das Gewicht des ganzen Nasenstabes beträgt 10—12 gr.

Hölzerne Nasenstäbe werden hin und wieder von Waramunga, Tjingale und einigen anderen Stämmen benutzt. Sie sind gegen 15 cm lang und haben ungefähr die Dicke eines gewöhnlichen Bleistiftes. Ihre Enden laufen in eine stumpfe Spitze aus. Einritzungen, Malereien oder dgl. habe ich nie auf ihnen wahrgenommen; ein roter Ockeranstrich pflegt aber nicht zu fehlen. Sie wiegen gegen 6 gr.

Im Lande der Waramunga habe ich von einem Manne, der kurz vorher Zauberarzt geworden war, gegen ein Geschenk von einigen Stangen Tabak einen Nasenstab (Taf. XXXI, Fig. 6) erworben, der eine Art Fetisch darzustellen schien, denn den Lubra durfte er nicht gezeigt werden. Er besitzt eine Länge von 10,8 cm. Soweit es sein Anstrich aus rotem Ocker und Fett erkennen läßt, ist er aus Menschenhaarfäden angefertigt.

Als ich mich bei den Kaititje aufhielt, traf ich dann und wann Leute, die eine wohlriechende Blume oder einen beblätterten Zweig in der Nasenscheidewand trugen.

Nördlich vom 15. Breitengrade sah ich nur Nasenstäbe, die aus einem 15 bis 20 cm langen Stücke eines abgestorbenen Grasstengels bestanden; es sind dort aber auch knöcherne in Gebrauch. Wie selten diese letzteren sind, geht daraus zur Genüge hervor, daß ein jüngerer Wulna ihr Vorkommen mir gegenüber in Abrede stellte. Die Knochen, aus denen der Stab hergestellt wird, stammen gewöhnlich aus den Flügeln des Pelikans, der schwarz-weißen Gansente, des Kranichs und des Jabirus; zuweilen kommt auch die Fibula von Kängeruh zur Verwendung.

Wie ich hörte, seien vor Jahren im Osten des Lake Eyre manchmal bunte Federn in der Nasenscheidewand getragen worden.

Im Süden, am Lake Alexandrina und L. Albert, ist heutigen Tages die Sitte, die Nase zu schmücken, ganz in Vergessenheit geraten. Früher sollen dort knöcherne Nasenstäbe im Gebrauch gewesen sein.

Die Nasenstäbe dienen beiden Geschlechtern als Schmuck; die Männer tragen sie aber häufiger als die Weiber. Im gewöhnlichen Alltagsleben kommen die schweren, aus Knochen oder Holz bestehenden Formen aber so selten zur Verwendung, daß die Personen, welche sich mit ihnen geschmückt haben, stets auffallen.

Zuweilen schmückt der Eingeborene auch den Bart, aber nur für Corrobborees, geheime Zeremonien und Veranstaltungen ähnlicher Art.

Alle Stämme besitzen eine geringe Anzahl einfacher Schmucksachen für den Hals und die Brust.

Im Binnenlande kommt eine kranzförmige, gänsekiel- bis bleistiftdicke Halsschnur vor. Sie wird auf die gleiche Weise hergestellt wie die von den Weibern benutzte Kopfschnur und unterscheidet sich von dieser höchstens durch

ihre Länge. Die Weiber tragen sie recht oft, die jungen Burschen nicht häufig und die langbärtigen Männer ziemlich selten. Will sich der Eingeborene mit ihr schmücken, so streift er sie nicht einfach über den Kopf — in vielen Fällen würde dies auch nicht möglich sein — sondern zieht sie in die Länge, wenn ich mich so ausdrücken darf, befestigt an jedem schlingenförmigen Ende einen Faden und bindet sie dann so um den Hals, daß der Knoten sich im Nacken befindet. Gewöhnlich legt der Eingeborene aber nicht eine, sondern zwei, drei oder mehr Schnüre an. Durch die Endfäden pflegt er sie aber vorher so miteinander auf ganz einfache Weise zu vereinigen, daß sie einen losen Strang bilden. Ein derartiger, aus zwei Stücken bestehender Schmuck, den ich von einer West-Arünta erworben habe, hat eine Länge von 27 cm und einen Umfang von 4 cm.

Bei den zentralen Stämmen ist mir hin und wieder eine derartige Schnur zu Gesicht gekommen, die ungefähr doppelt so lang war, als die eben angeführte. Auch aus ihr bildet man einen gegen ein bis anderthalb Spannen langen lockeren Strang; wie dies geschieht, brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen.

In den Mac Donnell Ranges sah ich hin und wieder Männer und auch Knaben, die um den Hals eine lange, dünne Haarschnur geschlungen hatten. Die Enden derselben waren mit der Quaste aus den weißen Haaren vom Schwanzende des Kaninchenbandikuts verziert und hingen lang auf den Rücken hinab. Dieser Schmuck kommt auch in Westaustralien vor.

Auf die gleiche Weise schmücken sich zuweilen die Waramunga mit einer langen Schnur und einem dreieckigen Plättchen aus Triodiaharz, in dem zwei Adlerkrallen (v. *Aquila audax*) in Form eines Ringes stecken (Taf. XXVI, Fig. 7).

Einen recht wirksamen Putz für den Hals und die Brust fertigen sich die Weiber der Arünta, Kaititje und Waramunga aus dem Samen des bean-tree (*Erythrina vespertilio*) an, indem sie denselben der Quere nach mit einem glühenden Drahte durchbohren und dann auf einen Faden reihen. Der Same ist grellrot und hat die Größe und Gestalt von dem unserer gemeinen Schmink- oder Vietsbohne. Diese Schmuckkette besitzt nicht selten eine Länge von 1 bis 2 m und wird in einer oder mehreren Windungen um den Hals oder um diesen und die Brust gelegt. Auch Kinder pflegen mit ihr behängt zu werden.

Einmal sah ich am Halse eines kleinen Kaititje eine lange Schmuckkette, die aus gebleichten Helixgehäusen hergestellt war.

Ein merkwürdiges Schmuckstück, von dem noch weiter unten die Rede sein wird, ist eine einfache, gegen 15 cm lange und 10 cm breite Franse (Taf. XXVII, Fig. 2). Zwischen Tennant's Creek und dem Finke River binden beide Geschlechter sie mit der Schnur, welche die gleichlangen, zusammengedrehten Fadenteile trägt, so um den Hals, daß sie auf die Brust hinabhängt. Man fertigt sie aus Kusuhaaren an.

Im Norden, d. h. zwischen dem Roper River und dem Catherine River einerseits und der Küste andererseits, besitzen die Eingeborenen, so viel ich weiß, für den Hals und die Brust nur die im nachstehenden beschriebenen Schmuckstücke.

Den Hals der Männer und Weiber dieses Gebietes ziert häufig ein einfacher, aber nicht unschöner Schmuck (Taf. XXVI, Fig. 5). Er besteht aus 7 bis 9 mm langen gelblich bis bräunlich weißen Grashalmstückchen, die zu einer Kette auf einem Faden vereinigt sind. Die Kette — sie hat eine Länge von 4,5 bis 5,5 m — wird in Form einer 25 bis 30 cm langen Docke genau so getragen, wie der viele Meter lange Faden, welcher den Männern im Innern zum Festhalten des Haares dient. Der Knoten der Befestigungsfäden befindet sich stets im Nacken. Der Schmuck kommt ebenfalls im Osten des Lake Eyre vor. Auch an der Südküste der Kolonie soll er vor Jahren allgemein bekannt

gewesen sein. Nach Angaben älterer Narryngeri sei er im Seengebiet aber nicht aus Grashalm-, sondern aus dünnen Rohrhalmstückchen hergestellt worden. Im Berliner ethnographischen Museum befindet sich ein Exemplar dieser Art, das aus Victoria stammt. Seine Glieder sind etwa 2 cm lang. Wahrscheinlich hat dieser Halsschmuck ein großes Verbreitungsgebiet, denn er findet sich auch in Westaustralien vor.

Die einfache kranzförmige Schnur der binnenländischen Stämme wird auch im Norden getragen; wenn ich mich recht erinnere, habe ich sie aber nur einige Male am Halse von Lubra gesehen.

Sehr häufig wird von den beiden Geschlechtern ein rotgefärbter, aus dünnen Fäden hergestellter Putz benutzt. Er ist aus zwei Docken zusammengesetzt, die, straff gezogen, gegen 25 cm lang sind und acht bis zwölf Windungen aufweisen. Beide sind in der Länge von 10 bis 12 cm durch eine dichte Umwicklung mit einem dünnen Faden zu einem Gebilde miteinander vereinigt, das, gleichmäßig ausgebreitet, die Form einer Acht hat. Der Schmuck wird so um den oberen Teil des Rumpfes geschlungen, daß die Docken sich auf der Brust kreuzen, und ihre Verbindungsstelle sich zwischen den Schulterblättern befindet. Nach Spencer und Gillen¹⁾ kommt er auch am südwestlichen Gestade des Golfes von Carpentaria vor. Den Rohstoff für die Fäden bilden Pflanzenfaser. Von den Eingeborenen habe ich nichts über seine Herkunft erfahren. Ich will aber nicht unerwähnt lassen, daß im botanischen Museum zu Adelaide ein paar Schmuckstücke der in Rede stehenden Art aufbewahrt werden, auf deren Etiquette folgendes angegeben ist: „Necklaces made from the fibre of *Ficus nitida* by the natives of the Northern Territory.“

Im Lande der Wulwanga sah ich einen Kriegsschmuck, der eine rechteckige, gegen 60 cm lange und 25 cm breite Matte bildete. Er war aus Bast geknotet, weiß angestrichen und in der Mitte mit einem roten Querstrich versehen. An dem einen Ende befand sich eine aus einem Fadenbündel bestehende schlingenförmige Tragschnur. Wie mir mitgeteilt wurde, hänge man diese Schmuckform beim Auszuge in einen Kampf so um den Hals, daß sie die Mitte der Brust bedecke. Im Kampfe selbst dagegen schlüge man sie zurück über den Kopf. Wolle man andeuten, daß man mit dem Gegner auf Leben und Tod zu kämpfen wünsche, so nehme man ihren oberen Rand zwischen die Zähne und lasse sie vor der Brust hinabhängen.

In dem Kapitel über die Jünglingsweihen habe ich mitgeteilt, daß der beschnittene Bursche im Norden des Landes seine Vorhaut eine Zeitlang in einem um den Hals gehängten Netzbeutelchen aufbewahre. Dieses Beutelchen ist halb Schmuckstück, halb Amulet. In der Form gleicht es ganz den gewöhnlichen „dillybags“ (Taf. XXIV, Fig. 8); es hat aber eine weit geringere Größe. Stets erhält es einen roten Anstrich. Die Beschaffenheit der Maschen zeigt die Figur 5 auf der Tafel XXIX. Das Beutelchen wird auch dann noch getragen, und zwar mit Federn gefüllt, wenn die Vorhaut beseitigt ist. Die Krieger der Waramunga und vielleicht auch die mancher anderen Stämme nehmen es im Kampfe zwischen die Zähne, in dem Glauben, sich dadurch vor Verwundungen zu schützen. Beiläufig gesagt, dient es häufiger als andere Gegenstände dazu, die Burschen am Schreien zu verhindern, wenn an ihrem Geschlechtsgliede eine Operation vollzogen wird (vergl. Kap. IX). Ein in meinem Besitze befindliches Beutelchen, das von einem Tjingale stammt, ist 12 cm lang, oben 6,5 cm und unten 8 cm breit.

Nach den Mitteilungen, die ich Narryngeri verdanke, hätten die Eingeborenen zwischen dem Spencer Golf und Victoria früher Ketten aus Fruchsteinen und aus Schneckengehäusen oder Muscheln um den Hals getragen.

¹⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 695.

Nach Spencer und Gillen¹⁾ kommen südwestlich vom Golfe von Carpentaria einige besondere Schmuckformen für den Hals vor. Der Vollständigkeit halber führe ich sie hier an.

Von den oben beschriebenen Formen unterscheidet sich am meisten ein schmaler, geflochtener Ring. Er hat aber große Ähnlichkeit mit dem Armbande, welches die Figur 4 auf der Tafel XXVI darstellt.

Ein Halsschmuck ist bindenförmig. Man stellt ihn dadurch aus einem Fadenbündel (Docke?) her, daß man ein paar kurze Fäden in gleichen Abständen in dasselbe flicht. An das eine Ende des Schmuckes ist eine große Troddel geknüpft, die ihren Platz auf dem Rücken erhält.

Eine dritte Form besteht aus Kängeruhzähnen und einer kranzförmigen Schnur. Sie unterscheidet sich nur wenig von dem Stirnschmuck, welchen die Figur 6 auf der Tafel XXVI wiedergibt.

Außerdem verwendet man in der genannten Gegend noch ein paar mehr oder minder dicke Docken als Halszierat. Durch einige Wachsklumpchen macht man den einen Teil schlingen- und den anderen strangförmig. Jener ist dazu bestimmt, den Hals zu umschließen, und dieser, auf den Rücken hinabzuhängen.

Armschnüre und Armbänder finden sich wohl bei allen Stämmen vor. Sie werden nur am Oberarme getragen.

Die Binnenlandbewohner haben nur eine kranzförmige, gänsekiel- bis bleistiftdicke Schnur. Sie stellen sie auf die gleiche Weise her, wie ihre Kopf- und ihre Halsschnur, und beschmieren sie auch dick mit Fett und rotem Ocker. Obwohl sie kranzförmig ist, streifen sie sie nicht einfach über den Arm, sondern befestigen sie mit Fäden in Form eines zweiteiligen Stranges, und zwar stets unterhalb des Schultergelenkes. Gewöhnlich tragen sie ein, zwei oder drei Exemplare an einem Arme; zuweilen ist die Zahl derselben aber so groß, daß die obere Hälfte des Oberarmes größtenteils oder ganz bedeckt ist. Dieser Schmuck ist für beide Geschlechter bestimmt.

Bei einigen Corroborees und ausnahmsweise auch im gewöhnlichen Alltagsleben tragen die Eingeborenen einen Büschel Federfahnen an der Armschnur. Sie benutzen die Schnur aber auch zu rein praktischen Zwecken; denn gar oft trifft man Leute an, die Witchettis, Pfeife, Tabak oder andere kleine Gegenstände unter dieselbe gesteckt haben.

Zwischen dem 15. Breitengrade und der Küste schmücken die Arme häufig ring- oder spiralförmige Armbänder.

Das ringförmige Band (Taf. XXVI, Fig. 4) ist gegen 1,3 cm breit und besitzt einen Durchmesser von 8 bis 9 cm. Es wird aus zwölf bis 14 Streifen geflochten, die 1,5 bis 2,5 mm breit sind und in jeder Hinsicht den Rotangstreifen gleichen, die bei uns zum Flechten von Stuhlsitzen verwandt werden. Das gleiche Armband kommt nach Spencer und Gillen²⁾ unter den Stämmen an der Südwestküste des Golfes von Carpentaria vor. Auch auf Neu-Guinea wird es getragen.

Ich will hier einschalten, daß die beiden genannten Forscher an der Südwestküste des Golfes außerdem ein Armband beobachtet haben, das nur aus einem Rohrstreifen besteht und manchmal durch Anhängsel und eine Bedeckung mit bunten Federn in geschmackvoller Weise herausgeputzt wird.

Die Spirale (Taf. XXVI, Fig. 3) pflegt ein wenig schmaler zu sein als der Ring und fünf bis acht Windungen zu bilden. Auch sie ist aus sehr schmalen biegsamen Spaltstückchen eines Rohres geflochten. Zu ihrer Befestigung dienen ein paar Fäden, die an die Enden geknüpft sind. Ein Exemplar, das ich von einem Tjauen erworben habe, ist aus sechs 1,5 bis 2 mm breiten Streifen zu-

¹⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 690 et seq.

²⁾ Ebenda. Pag. 687.

sammengesetzt, und die Gesamtheit seiner Windungen hat einen Umfang von 1,62 m.

Sowohl der Ring, als auch die Spirale werden stets dicht über dem Ellbogengelenk am Oberarme getragen. Sie bilden der Hauptsache nach nur einen Schmuck des männlichen Geschlechtes.

Im Gebiet der Alligator Rivers ist bei den Männern ein Armschmuck recht beliebt, der dem fingerlangen Schläfenschmuck sehr ähnlich sieht, welchen die Figur 5 auf der Tafel XXVII darstellt. Er besteht aus einem Bündel oder, besser gesagt, aus einer Docke roter Fäden. Das eine Ende zielt in der Regel ein Büschel Federn (schwarze Gänsefedern, roter Teil der Steuerfedern des Rabenkakadu usw.). Die Länge beträgt 20 bis 25 cm. Er wird so an das ringförmige Armband gebunden, daß er hinter dem Ellbogengelenk am Vorderarme hinunterhängt.

Gürtel tragen die Männer aller Stämme.

Eine überall sehr beliebte Gürtelform (Taf. V) besteht aus einer Docke, die zwei bis drei Finger dick und 50 bis 60 cm lang ist. An einer Stelle weist sie eine kurze Umschnürung auf, die verhindern soll, daß die Windungen in Unordnung geraten. Zur Herstellung des Fadens, welcher die Docke bildet, verwendet man Menschenhaar und, wenn dieses nicht zur Verfügung steht, ausnahmsweise auch Opossumhaar. Der Faden ist gewöhnlich zweidrätig. Seine Länge pflegt recht bedeutend zu sein: oft beläuft sie sich auf 50 bis 60 m. Sein Umfang dagegen ist gering: er beträgt durchschnittlich nur 5 bis 6 mm. Diesen Gürtel befestigt man mit zwei Schnüren, die sich an seinen schlingenförmigen Enden befinden, und zwar so, daß der Knoten seinen Platz auf dem Rücken (Inneres) oder in der Nabelgegend (Norden) erhält. Manche Exemplare streift man aber auch einfach über den Leib. Wegen seiner bedeutenden Elastizität ist er von wirklichem Nutzen bei körperlicher Anstrengung. Der Eingeborene scheint dies zu wissen; denn mehr als einmal sah ich, daß boys ihren Gürtel umbanden, wenn sie eine schwere Arbeit verrichten wollten. Das Haar stammt von lebenden Personen und Leichen. Da der Bedarf an menschlichem Haar nur notdürftig gedeckt werden kann, so liegt es auf der Hand, daß der Gürtel zu den wertvollsten Sachen gehört, die der Mann sein eigen nennt. Im Innern werden einige Exemplare besonders hoch bewertet. Sie sollen aus einem Haar gearbeitet sein, das für zauberkräftig gilt. Hat der Eingeborene keinen passenden Behälter für kleinere Gegenstände, wie Nasenstab, Prieme, Witchettis usw., so steckt er sie nicht selten zwischen den Leib und den Gürtel. Auch der leichte Bumerang erhält zuweilen diesen Platz.

Bei Corrobborees, geheimen Zeremonien und anderen Veranstaltungen ähnlicher Art trägt der Eingeborene oft Federbüschel, Muschelplättchen, Bündel weißer Schwanzspitzen vom Kaninchenbandikut usw. am Gürtel. Im gewöhnlichen Alltagsleben pflegt er an diesem nur den Schamschurz zu befestigen.

Ich erinnere mich nicht, eine Lubra mit einem Gürtel gesehen zu haben. Wie ich hörte, werde im Innern und im Osten des Lake Eyre vom weiblichen Geschlechte ausnahmsweise eine Gürtelform getragen, die der eben beschriebenen sehr ähnlich sehe, aber in der Regel aus Kusuhaar oder Fasern des native flax (*Psoralea patens*) angefertigt sei. Ferner ist mir mitgeteilt worden, im Lande der Narryngeri sei früher ein Gürtel aus Fäden allein oder aus Fäden und Emufedern eine Art Abzeichen für unverheiratete Lubra gewesen.

Eine zweite Form, die ich hin und wieder bei nördlichen Stämmen, wie Pongo-Pongo, Malack-Malack, Wulwanga und Minnitji beobachtete, ist in hohem Grade auffallend gestaltet. Sie bildet einen 15 cm breiten, sehr dünnen biegsamen Ring, der den Leib zwei bis zweieinhalb Mal umschließt. Wie ich von Eingeborenen hörte, bestehe sie aus dem leichten Splintholze des „pinetree“ (*Callitris*). Gewöhnlich ist sie dicht mit Wollfäden umwickelt, und zwar auf die



Malereien der Arünta am Ooraminna Rockhole.

E. Eylmann gem.

Weise, daß diese erst gelöst werden müssen, wenn sie abgelegt werden soll. Einmal sah ich auch ein Exemplar, das keine Fadenumwicklung aufwies, dagegen mit roter und weißer Farbe reich bemalt war. Ein diesem sehr ähnliches, aber um die Hälfte schmäleres Exemplar befindet sich im Berliner ethnographischen Museum unter den Sammlungsstücken aus Australien. Aus welcher Kolonie es stammt, vermag ich nicht zu sagen, da die beigelegte Etiquette über die Herkunft keinen Aufschluß gibt. Bemerkenswert ist, daß dieser auffallende und höchst unbequeme Gürtel auch von Papuanen auf Neu-Guinea getragen wird.

Die Schamschurze stellen bei den meisten Naturvölkern mehr ein Kleidungsstück als einen Schmuck dar. Bei unserm Australier ist im großen und ganzen das Umgekehrte der Fall, wie wir im nachstehenden sehen werden.

Voranschicken will ich, daß die Schurze, die im Alltagsleben getragen werden, aus Tierhaarfäden hergestellt sind und Fransen oder Quasten bilden. Die Herstellungsweise zeigt die Figur 2 auf der Tafel XXVIII an. Von ihr wird übrigens in einem späteren Kapitel noch die Rede sein.

Die Männer der Arünta, Lurritji, Kaititje und anderer Stämme des Innern sind im Besitze eines fächerförmigen Schurzes (Taf. XXVI, Fig. 8), der etwa so groß ist, wie der Handteller eines zehnjährigen Kindes. Sie stellen ihn aus einer fingerlangen Franse her, und zwar dadurch, daß sie diese an dem oberen Rande stark zusammenschnüren. Am häufigsten befestigen sie ihn wohl mit zwei Fäden am Gürtel; oft knüpfen sie ihn aber einfach mit einer dünnen Sehnenfaser an die Schamhaare. Sie lassen ihn ungefärbt. Die Fäden drehen sie aus dem Haar des Kusu oder des Kaninchenbandikuts. Daß dieser Schurz nicht zur Bedeckung der Geschlechtsteile dienen soll, geht aus seiner geringen Größe hervor. Außerdem wird er nicht häufiger getragen als der Nasenstab. Da er sich durch seine helle Farbe scharf von den schwarzen Haaren abhebt, so wird der Blick anderer leicht auf ihn und damit auf den in Frage kommenden Körperteil gelenkt. Vielleicht ist dies auch der Grund, weswegen mancher Eingeborene den seltsamen Schmuck anlegt. Das kleinste unter den von mir gesammelten Exemplaren — es ist von einem West-Arünta angefertigt — hat eine Länge von 9 cm und eine Breite von 5 cm.

Die Männer der Nord-Waramunga und Tjingale bedienen sich eines Schamschurzes, der mehr oder minder die Gestalt einer Quaste oder Troddel hat und fast so groß ist, wie eine Faust. Sie befestigen ihn mit ein oder zwei Haarschnüren am Gürtel. Er ist aus Kusuhaarfäden angefertigt und aus zwei fächerförmigen Fransen zusammengesetzt, die sich im wesentlichen von dem eben beschriebenen Schurze nur durch eine bedeutendere Größe unterscheiden. Auch er pflegt ungefärbt zu bleiben. Ein in meinem Besitze befindliches Exemplar, das von einem Waramunga stammt, hat eine Länge von 10 cm und einen Umfang von 18 bis 20 cm. Nach Spencer und Gillen¹⁾ kommt die gleiche oder eine sehr ähnliche Form bei den Stämmen im Südwesten des Golfes von Carpentaria vor. Beiläufig gesagt, sind troddelförmige Schamschurze auch bei Eingeborenen in Queensland in Gebrauch.

Zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste wird zur Bedeckung des Penis ein Schurz (er gleicht dem, welchen die Figur 1 auf der Tafel XXVII darstellt) verwandt, der seinen Namen mit größerem Rechte verdient, als die beiden schon beschriebenen Formen. Er hat durchschnittlich eine Länge von 30 cm und eine Breite von 15 cm und ist aus zwei gleichen Fransen zusammengesetzt, die sich nur ganz unwesentlich von jener Franse unterscheiden, welche wir als Halsschmuck der zentralen Stämme kennen gelernt haben. Gewöhnlich wird er aus dem Haar des Kusu angefertigt und mit Ocker rot gefärbt. Zu seiner Befestigung am Gürtel dienen zwei Menschenhaarschnüre. Besonders häufig

¹⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 684 et 685.

benutzen ihn die älteren Leute, deren Geschlechtsteile entstellt sind oder recht unappetitlich aussehen; für die jungen Burschen ist er wohl nur ein Schmuckstück.

Die Eingeborenen, welche im Osten des Lake Eyre wohnen, haben einen Schamschurz, der sich nicht wesentlich von dem eben beschriebenen unterscheidet. Im Durchschnitt beträgt seine Länge 30 cm und seine Breite 20 cm. Dem Anschein nach ist er aus zwei ganz gleichen Fransen zusammengesetzt; in Wirklichkeit besteht er aber nur aus einer einzigen zusammengefalteten Franse, deren obere Randenden aneinander befestigt sind. Mit zwei Schnüren aus Menschenhaar wird er an den Gürtel gehängt. Alle Exemplare, die ich gesehen habe, waren rot gefärbt.

Im vorhergehenden ist nur die Rede von den Schamschurzen der Männer gewesen. Die Weiber der Arünta, Kaititje, Lurritji und anderer zentraler Stämme gehen völlig nackt; auch die der Stämme im Norden des 15. Breitengrades bedecken die Scham nicht, wenn sie sich unter den Leuten von ihrer Hautfarbe befinden. Als ich mich bei den Waramunga und Tjingale aufhielt, traf ich hin und wieder Lubra, die an einer um den Leib geschlungenen Schnur einen rotgefärbten Schurz trugen, welcher sich in keiner Hinsicht von dem mehrfach genannten fransenförmigen Halsschmuck unterschied. Die Figur 1 auf der Tafel XXVII stellt ihn dar. Wie er angefertigt wird, zeigt die Fig. 2 auf der Tafel XXVIII. Ein Exemplar, welches ich in der Gegend von Tennant's Creek erworben habe, ist 21 cm breit und 15 cm lang. Nach Spencer und Gillen¹⁾ erstreckt sich das Verbreitungsgebiet dieser Schurzform bis zu den Gestaden des Golfes von Carpentaria.

Zuerst meinte ich, der fransenförmige Halsschmuck sei ein Weiberschamschurz der Waramunga und Tjingale und gelange durch Tauschhandel zu den im Innern wohnenden Eingeborenen, und diese hängten ihn aus irgend einem Grunde nicht vor die Schamteile, sondern um den Hals. Später konnte ich mich mehrere Male davon überzeugen, daß Kaititje die Franse selbst anfertigten und nachher als Halsschmuck trugen. Auch kam ich im Lande der Waramunga zu Lagerplätzen, wo dieselbe von Lubra auf beiderlei Weise verwandt wurde. Vielleicht ist es dort üblich, ein und dasselbe Exemplar bald zum Schmücken des Halses, bald zum Bedecken der Geschlechtsteile zu benutzen. Daß der Eingeborene dies nicht als einen Vorstoß gegen die Sitte betrachten würde, zeigte mir das Verhalten eines jungen Liebespaares. Die betreffende Lubra hatte von einem Buschmanne ein gelbseidenes Taschentuch als Sündenlohn bekommen. Gewöhnlich schmückte es ihren Kopf, obwohl es im Laufe der Zeit so schmutzig geworden war, daß man die ursprüngliche Farbe kaum noch erkennen konnte. Kam ihr dunkler Liebhaber zu den Weißen, so hing es jedoch als Schamschurz am Gürtel desselben.

Bei festlichen Veranstaltungen, geheimen Zeremonien und ganz ausnahmsweise auch im Alltagsleben werden im Binnenlande von den Männern Federbüschel, Plättchen (s. Titelbild) und Bündel aus den Schwanzspitzen des Kaninchenbandikuts zur Bedeckung der Scham benutzt.

Die Federbüschel sind wie die meisten derjenigen, welche ausschließlich als Schmuck dienen, aus Federfahnen von *Aquila audax*, verschiedenen Eulen und anderen Vögeln zusammengesetzt. Sie pflegen ein bis zwei Fäuste groß zu sein.

Auch die Plättchen kennen wir bereits. Das zu ihrer Herstellung verwandte Material bilden die Gehäuse von *Nautilus* und die Schalen der Perlmuschel (*Meleagrina margaritifera*). Sterling²⁾ hat zwischen den Mac Donnell

¹⁾ Spencer and Gillen, *The Northern Tribes of Central Australia*. Pag. 686.

²⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia. Part. IV, pag. 109.

Ranges und dem Lake Eyre Plättchen beobachtet, die dem Gehäuse von *Melo aethiopica* entnommen waren.

Die Bündel aus den weißen Schwanzspitzen des Kaninchenbandikuts sind auf eine etwas andere Weise angefertigt, als die, welche an der Kopfschnur befestigt werden. Der Eingeborene bindet so viele der Hautstückchen vom Schwanzende um eine größere Zahl von 25 bis 50 cm langen Schnüren, daß diese ganz bedeckt werden. Er verfährt dabei so geschickt, daß die Haare gleichgerichtet alle Umschnürungsstellen verdecken, und die Gebilde ganz das Aussehen von glatten Tierschwänzen erhalten. Das Weitere über die Herstellungsweise der Bündel, die natürlich stets die Gestalt einer Troddel bekommen, ergibt sich von selbst. Durch ihre glänzend weiße Farbe und die leichte Beweglichkeit ihrer Teile zeichnen sich diese Schurze recht vorteilhaft aus. Meines Erachtens sind sie unter allen Schmuckstücken, welche aus der Hand der südaustralischen Eingeborenen hervorgehen, die schönsten. Heutigen Tages verwenden die Diäri und andere Stämme des in Frage kommenden Gebietes zu ihrer Herstellung meistens das weiße Fell von der Unterseite des Kaninchenschwanzes. Ein Exemplar, das aus Fellstückchen dieser Art angefertigt ist, habe ich von Cooper's Creek mitgebracht. Es besteht aus dreiundvierzig katzenschwanzartigen Strängen, die durchschnittlich eine Länge von 50 cm haben und aus fünfundzwanzig bis dreißig Fellstückchen zusammengesetzt sind. Besonders schöne Exemplare aus den Schwanzspitzen des Kaninchenbandikuts werden im Adelaiden naturhistorischen Museum aufbewahrt.

Europäische Schmucksachen werden im ganzen Binnenlande nur ausnahmsweise von Eingeborenen getragen. Nördlich vom 15. Breitengrade dagegen schmücken die Lubra, welche in Beziehung zu den Fremden getreten sind, oft die Finger mit messingenen Ringen, den Hals mit Glasperlen und den Kopf mit bunten Tüchern.

Unter den Leuten, welche fern von den Siedelungen der Weißen ihrer Alltagsbeschäftigung nachgehen, pflegen nur einige wenige irgend ein Schmuckstück zu tragen. Aus eigenem Antriebe schmückt sich der Eingeborene nämlich nur dann, wenn die Sorgen des Lebens ihn nicht drücken, wenn es gilt, die Gunst des anderen Geschlechtes zu gewinnen, oder wenn die Entstellungen, welche Krankheiten und das Alter verursachen, verdeckt werden sollen. Sämtliche Schmucksachen, über die er verfügt, trägt er aber sehr selten gleichzeitig. Damit der Leser sich eine Vorstellung von den höchsten Leistungen in der zwanglosen persönlichen Ausschmückung machen kann, gebe ich hier einige Tagebuchnotizen über Personen wieder, die sich in außergewöhnlich reicher Weise herausgeputzt hatten, um Eindruck auf das andere Geschlecht oder Fremde zu machen.

„Lager am Sterling Creek, 15. Juli 1896. — . . . Eine junge Lubra hatte das Gesicht und die Brust rot gefärbt, an die Haarschnur ein Bündel weißer Schwanzspitzen geknüpft, in das Loch der Nasenscheidewand einen langen Vogelknochen gesteckt und um den Hals, den Nacken und die Brust Ketten aus dem feuerroten Samen des Korallenbaumes geschlungen. . . .“

„Lager am Catherine River, 2. Juli 1897. — . . . Zwei junge Tjauen waren stark herausgeputzt. Auf dem Scheitel wallte ein Büschel gelber und weißer Federfahnen, die Stirn umspannte ein breites, rot und weiß bemaltes Band, an dem vor jedem Ohre ein Schmuckstück aus Fäden und bunten Federn hing, und die Oberarme umschlossen geflochtene Ringe. . . .“

„Lager am Daly River, 26. Juli 1897. — . . . Bei der hiesigen Malack-Malack-Horde befinden sich vier junge Wulwanga auf Besuch, die mit Schmuck geradezu überladen sind. Die Haut ist blaßrot gefärbt, auf dem Kopfe nicken ein paar weißer Federn, das Haupthaar bedecken fingerlange Menschenhaarsträhnen, die mit Wachs festgeklebt und mit rotem Ocker reichlich beschmiert sind, auf die Stirn hängen Muschelplättchen oder Rosetten aus Dingohaar, und

vor jedem Ohr baumelt ein Strang mit einer Federquaste. Außerdem tragen zwei ein langes, dünnes Stück eines Grashalmstengel in der Nasenscheidewand und zwei andere um den Hals ein Band aus aufgereihten Grashalmstückchen. . . .“

„Lager an Knuckey's Lagoon, 12. September 1897. — . . . Am Nachmittage gingen drei Männer vom Wulna-Stamme an meinem Lager vorüber. Der älteste, ein Greis, der an einer sehr ausgedehnten schuppenbildenden Hautkrankheit litt, hatte sich von Kopf bis zu Fuß mit einer Mischung aus Fett und rotem Ocker bestrichen. Die beiden anderen Leute, die bedeutend jünger waren, fielen ebenfalls auf, und zwar durch ihren reichen Putz. Derselbe bestand in einem breiten Haarbande mit einer Rosette aus Dingohaar, einem dicken, trockenen Grashalmstück, das als Nasenstab diente, zwei Armbändern mit Anhängseln aus Fäden und bunten Federn, einer 8-förmigen Brustschnur und einem Gürtel aus Menschenhaar.“

Der Leser wird wohl aus diesem Kapitel entnommen haben, daß das weibliche Geschlecht über eine weit geringere Anzahl von Schmucksachen verfügt, als das männliche. Dies beruht aber nicht auf einer ungleichen Entwicklung des Schmückungstriebes, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß das Weib in bezug auf Geschicklichkeit und Fleiß hinter dem Manne zurücksteht und außerdem weit weniger oft seines Lebens froh wird, als dieser. Im Siedelungsgebiet der Fremden, wo beide Geschlechter sich mühelos in den Besitz von billigen europäischen Schmucksachen zu setzen vermögen, ist das Weib durchgehends öfter und reicher herausgeputzt als der Mann.

Kapitel XXII.

Die Belustigungen.

Wie wir wissen, muß der Eingeborene einen harten Kampf ums Dasein führen; es darf uns daher nicht wundernehmen, daß es bei ihm selten zu einer Äußerung des Frohsinns kommt. Seine Hauptbelustigungen bestehen in Tanzen, Singen, Bumerangwerfen und einigen kindlichen Spielen.

Die Tänze werden, wie bekannt, allgemein als Corroborees bezeichnet. Wir können sie in zwei Hauptgruppen einteilen, nämlich in solche, die nur von Männern und in solche, die von Männern und Weibern zugleich, oder von Weibern allein aufgeführt werden. Wir dürfen sie nicht als Kriegstänze bezeichnen, auch haben sie nichts gemein mit den mimischen Aufführungen, die bei vielen geheimen Zeremonien die Hauptsache bilden. Charakteristisch ist für alle der strenge Rhythmus in den Bewegungen und der Schmuck, welcher in vielen Fällen eine Art Verkleidung bildet und wie Masken früherer und jetziger Völker fast den ganzen Kopf verhüllt. Veranlaßt werden sie durch Ereignisse, welche die Fröhlichkeit zum Durchbruch kommen lassen, wie die Jünglingsweihen, die Ankunft von Gästen, das Auftreten von viel Wild, die Ernte einer großen Menge von Früchten oder Wurzeln u. s. f. Daß sie sowohl den Darstellern, als auch den Zuschauern einen hohen Genuß bereiten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; worin aber ihr Hauptlustwert eigentlich besteht, ist schwer zu sagen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die rhythmischen Bewegungen, der Anblick der phantastisch herausgeputzten Gestalten, das Klappern der Taktinstrumente und der Gesang den Eingeborenen in eine Art Rausch versetzen, den wir am passendsten mit dem vergleichen könnten, welcher in uns hervorgerufen wird, wenn wir gute Musik hören. Gewiß ist aber auch, daß durch die Corroborees die geschlechtlichen Leidenschaften erregt werden, obwohl keine innige Berührung der beiden Geschlechter stattfindet, wie bei unseren Tänzen. Es bereitete mir stets ein großes Vergnügen, halb verborgen im Dunkel unter einem Baume die Leute scharf zu beobachten, in denen die Lust zum Überschäumen gekommen war. Aus manchen Kinderaugen sah ich reine, helle Freude strahlen, manche junge Frau verriet durch ihr Mienenspiel, ihre Blicke und ihre Körperhaltung, daß die sinnliche Erregung Gewalt über sie gewonnen habe, und mancher Mann zeigte durch seine unanständigen, Bocksprünge gleichenden Bewegungen, wie sehr ihn der widerwärtigste aller Triebe beherrschte. Tanzten Leute beider Geschlechter zugleich, so schienen die weiblichen Zuschauer nur Augen für die männlichen Darsteller zu haben, während die männlichen Zuschauer ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich den Darbietungen der Weiber zu schenken pflegten.

Woher der Name Corroboree stammt, und was er bedeutet, vermag ich nicht anzugeben. Mit dem ähnlich lautenden englischen Hauptworte corroboration, Bestätigung, steht er, so viel ich weiß, in keinem ursächlichen Zusammenhange. Dr. Sterling¹⁾ meint, daß er der Sprache eines ostaustralischen Stammes entlehnt sei. Sehr wahrscheinlich hat er recht, da auch andere Wörter, die den Buschleuten als Bezeichnung bestimmter Sachen usw. der Eingeborenen dienen, dem Wortschatze von Stämmen der Ost- und, wie ich hinzusetzen muß, auch der Südküste entnommen sind.

Jeder Stamm hat eine größere Zahl mit einem besonderen Namen bezeichneter Corroborees.

Manche Corroborees gelangen von einem Stamme zum anderen. Nach Spencer und Gillen²⁾ soll dies stets in der Richtung von Norden nach Süden geschehen. Mr. Mackay, der ehemalige Vorsteher der Telegraphenstation an Barrow's Creek, machte mir folgende diesbezügliche Mitteilung: Sei bei einem Stamme des Binnenlandes eine Corroboree ersonnen worden, so prüfe man sie zunächst durch einige Aufführungen auf ihren Wert. Habe man ein günstiges Urteil erhalten, so sende man einen Mann, der sie sich gut eingepägt habe, zu einem anderen, und zwar südlicher wohnenden Stamm, um diesen mit ihr bekannt zu machen. Von nun an werde sie dort, wo sie erdacht worden sei, nie wieder aufgeführt.

Die Tänzer sind meistens Männer im Alter von fünfundzwanzig bis fünfzig Jahren. Ihre Kunst besteht im großen und ganzen darin, daß sie sich von einem Platze aus, der durch ein Feuer oder Zweige gekennzeichnet ist, im Takte mit langsamen, stampfenden Schritten den Zuschauern nähern, wobei sie die Beine in eigentümlicher Weise gekrümmt und gespreizt und den Oberkörper ein wenig nach vorn gebeugt halten und dann, oft nachdem sie eine größere oder geringere Zahl von Schwenkungen gemacht haben, in gewöhnlicher Gangart zu dem genannten Platze zurückkehren. Haben sie sich einige Minuten ausgeruht, so beginnen sie ihren Tanz von neuem.

Die Tänzer sind stets recht auffallend geputzt. Im großen und ganzen bietet der Putz wenig Abwechslung. Nie wird er ganz willkürlich gewählt: für jeden Tanz, der einen eigenen Namen hat, muß mindestens der Kopf auf eine bestimmte Weise geschmückt werden.

Die Eingeborenen zwischen dem Unterlaufe des Finke River und dem Roper River tragen beim Tanzen in der Regel einen kegelförmigen, aus Fäden und feinen Zweigen oder harten Grashalmen gebildeten Hut. Auf der Vorderseite des Rumpfes und der Oberschenkel befinden sich bumerang-, hufeisen- oder schlangenförmige Figuren aus den mit einer grauweißen, wolligen Behaarung versehenen Samenkörnern von *Portulaca filifolia*. Meistens sind diese Figuren von drei Streifen gebildet, und zwar von einem inneren roten (Wollhaar mit trockenem Ockerpulver gefärbt) und zwei grauweißen äußeren. Mit diesem Wollhaar (gefärbt und ungefärbt) bekleben sie auch das Gesicht und den vorderen Teil des Hutes. Als Klebmittel verwenden sie regelmäßig Menschenblut, das sie einer Armvene eines Tänzers entnehmen. Den Aderlaß führen sie unter Gesang und Geklapper aus, und das Blut fangen sie entweder in dem schaufelförmigen Wurf Brett, der Griffhöhlung des Schildes, einem Stückchen Rinde usw. auf. Zum Auftragen des Blutes dient ein kleiner Pinsel aus Pflanzenfasern oder Fäden. An die Außenseite der Beine, eben oberhalb des Fußgelenkes, haben sie stets einen Büschel feiner Gummibaumzweige mit trockenen Blättern gebunden. Diesen eigenartigen Schmuck, der beim Aufstampfen ein lautes Rasseln verursacht, tragen übrigens auch die Tänzer der nördlichen und südlichen Stämme. Das Titelbild stellt einen West-Arünta in vollem Corroboreeschmuck dar.

¹⁾ Report on the Work of the Horn Scientific Expedition to Central Australia. Part. IV, pag. 70.

²⁾ Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. Pag. 20.

Der Putz der Bewohner des Nordens gleicht sehr dem eben beschriebenen. Die Narryngeri dagegen malen oder, besser gesagt, malten Figuren mit einem weißen Farbstoffe auf die Haut.

Die Zuschauer sitzen in Reihen auf dem Boden, und zwar vorn die Männer und Knaben und hinten die Weiber und Mädchen. Alle singen, und einige schlagen den Takt.

Der Gesang besteht im Binnenlande und an der Nordküste nur aus wenigen Wörtern, die beständig wiederholt werden. Man bringt aber dadurch eine gewisse Abwechslung hervor, daß man die Wörter im Anfange mit lauter und höher werdender Stimme etwa drei Mal singt, dann unter beständiger Wiederholung derselben, den Gesang allmählich zu einem leisen, dumpfen Gemurmel herabsinken läßt und hierauf von neuem mit lauter Stimme anhebt. Die Wörter der Gesänge sollen im Binnenlande und an der Nordküste keine Bedeutung haben. Ein alter, sehr zuverlässiger Wulna sagte mir, Teufel teilten sie den Zauberern an einem abgelegenen Orte mit. Folgende drei Wörter bilden einen Corrobboree-gesang der Wulwanga: „Dangára parpá polangi“. Wie uns Wilhelmi in „Aus allen Weltteilen“ (Jahrg. I) mitteilt, wußten auch die „Port-Lincoln-Eingeborenen“ nicht, was die meisten ihrer Gesänge bedeuteten. Die betreffende Stelle lautet: „Die meisten Gesänge, die jetzt unter ihnen existieren, werden als fernen Stämmen angehörig bezeichnet; den Sinn der Wörter können sie nicht erklären.“ Eine Ausnahme in dieser Hinsicht bildeten die Corrobboree-gesänge der Narryngeri. Taplin¹⁾ sagt über dieselben: „I have often been asked for one of the corrobory songs, and a translation of it. It is exceedingly difficult to get. Their songs consist principally of words descriptive of incidents of travel or hunting or war. I never heard of one which was not of this character.“

In dem Kapitel über die Werkzeuge und Geräte habe ich bereits mitgeteilt, daß der Takt von den Männern der Südküste mit zwei Waddy, von denen des Binnenlandes mit zwei Bumerang, von denen der Nordküste mit zwei Stäben oder ebenfalls mit zwei Bumerang geschlagen wird, und daß die Weiber der Narryngeri sich zu dem gleichen Zwecke eines zusammengelegten Felles bedienen. Die Weiber des Binnenlandes sind nicht im Besitze eines Takt-instrumentes. Sie begleiten Tanz und Gesang mit Klatschen, welches sie dadurch erzeugen, daß sie, mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden sitzend, mit der linken Hand, deren Gelenk von der rechten umspannt ist, auf die zusammengepreßten Oberschenkel schlagen, und zwar stets auf die von diesen gebildete Furche. Ebenso pflegen auch die Weiber nördlicher Küstenstämme zu verfahren.

Wie mir Eingeborene versicherten, finde bei den Stämmen des Innern nach bestimmten Corrobborees ein Weibertausch für ein oder mehrere Nächte statt, und den Männern sei es dann gestattet, selbst mit Lubra geschlechtlich zu verkehren, die als seine „Verwandten“ betrachtet würden. Mancherlei ist mir über diese Sitte aus dem Munde von Eingeborenen und Weißen zu Ohren gekommen, da aber die Angaben voll Widersprüche sind, so unterlasse ich es, sie hier anzuführen. Erwähnen will ich jedoch, daß mir Herr Missionar Strehlow, der unter den Europäern, welche sich im Innern aufhalten, wohl der beste Kenner der Sprache der Arunta ist, sagte, diese Ausschweifungen bildeten bei den Stämmen zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Breitengrade den Abschluß der Jünglingsweihen, und nur „Vetter“ pflegten ihre Weiber für kurze Zeit untereinander auszutauschen.

Die Corrobborees werden nur nach Anbruch der Dunkelheit aufgeführt. Am Tage ist den Eingeborenen das Tanzen wohl selbst im Schatten zu anstrengend. Übrigens würde in vielen Gegenden der Kolonie nicht leicht ein geeigneter Platz aufgefunden werden können, der allen Festteilnehmern Schutz böte vor

¹⁾ Rev. G. Taplin, The Narryngeri. Pag. 38.

den glühenden Strahlen der Sonne, da im ganzen Binnenlande keine guten Schattenbäume vorkommen. Damit die Tänzer in wünschenswerter Weise sichtbar sind, veranstaltet man die Corrobboree nur in mond hellen Nächten; außerdem unterhalten die Zuschauer unmittelbar vor ihren Reihen ein oder mehrere Feuer. Warum der Schmuck größtenteils aus Stoffen hergestellt wird, die weiß sind, die also die wenig beliebte Farbe der Trauer haben, geht aus dem eben Gesagten zur Genüge hervor.

Es wird schon früh mit dem Unterricht in der Tanzkunst begonnen. Oft sah ich, daß Knaben im Takte nach dem Gesange und dem Klappern oder Klatschen von Männern oder Weibern die vorhin beschriebenen stampfenden Bewegungen machen mußten.

Durch die nachstehenden Tagebuchnotizen wird der Leser ein genaues Bild von einigen Corrobborees der nördlichen Hälfte Südaustraliens erhalten.

„Alice Springs, 15. April 1896. — Am Abend gelangte ich in der Nähe der Station zu einer Anzahl Eingeborener, die im Kreise auf dem Boden saßen und Vorbereitungen für eine Corrobboree trafen. Einer der Männer fertigte einem seiner Genossen einen kegelförmigen Kopfputz aus Zweigen vom tea-tree¹⁾ an. Er befestigte die gegen 30 cm langen Zweige so rings um den Kopf, nachdem er dessen Zotten zu einem aufrecht stehenden Büschel zusammengebunden hatte, daß die Spitzen nach unten gerichtet waren, dann wickelte er Haarfäden um das Gebilde, und schließlich steckte er in die Spitze desselben einen gegen 25 cm langen weißgefärbten, von einem Büschel Emufedern gekrönten Holzstab. Die übrigen machten sich gegenseitig mit Blut Figuren auf die Haut und beklebten dieselben mit den Wollhaaren von *Portulaca filifolia*. Ein Teil dieses Pflanzenstoffes war mit Ocker rötlich gefärbt. Das Blut befand sich in der für die Hand angebrachten Höhlung eines Schildes; es war unter Absingung eines bestimmten Gesanges einer Armvene eines älteren Mannes entnommen worden.

Einige Stunden später wurde die Corrobboree aufgeführt. Die Tänzer nahmen auf die gleiche Weise an derselben teil. Auf der Stirn hatten sie einen breiten, von der einen Schläfe bis zur andern reichenden rötlichen Streifen; der übrige Teil des Gesichtes, mit Ausnahme des Bartes, war weiß. Die Vorderseite des Körpers schmückten zwei rötliche, weiß umsäumte Bänder, die sich von den Schultern bis zu den Knien erstreckten und auf dem Rumpfe einen nach der entgegengesetzten Seite gekrümmten Bogen bildeten. Die meisten hatten an den Hüften einen Büschel Federfahnen vom Keilschwanzadler befestigt, und einer trug einen mit bunten Federn versehenen Nasenstab.“

Bei den Tjingale sah ich eine Corrobboree, deren Darsteller fast auf die gleiche Weise geputzt waren.

„Lager am Sterling Creek, 20. Juni 1896. — Nach Sonnenuntergang veranstalteten Eingeborene (Kaititje) eine Corrobboree. Leider sah ich nicht den Anfang derselben. Als Festplatz hatten sie eine sandige Stelle unfern des Creeks gewählt. Sie bildeten zwei Gruppen: Tänzer und Zuschauer. Die Tänzer waren sechs phantastisch herausgeputzte Männer, von denen der eine, der Leiter der Corrobboree, ungefähr drei Schritt von den Zuschauern Aufstellung genommen hatte. Auf der Vorderseite seines Körpers befanden sich zwei schlangenförmige Figuren, die aus drei Bändern zusammengesetzt waren und sich von den Schultergelenken bis zu den Knien erstreckten. Das innere Band war mit einem schwarzen Farbstoffe hergestellt, und die beiden äußeren bestanden aus den grauweißen Wollhaaren von *Portulaca filifolia*, einer baumwollartigen Masse, in der stecknadelkopfgroße Samenkörner steckten. Das Gesicht war, mit Ausnahme einiger Stellen in der Nähe des Mundes und der Augen, ganz mit diesem Pflanzenstoffe beklebt. Als Kopfputz trug er einen gegen 30 cm

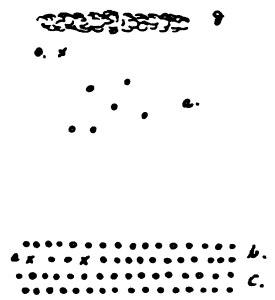
¹⁾ Auch ti-tree geschrieben.

hohen, aus Zweigen und Fäden angefertigten kegelförmigen Hut, aus dessen Spitze ein gegen 1 m langer breiter Stab hervorragte, der von weißen Federfahnen gekrönt war. Die Hände hatte er auf dem Rücken zusammengelegt, und zwischen dem Rücken und den Vorderarmen steckte ein Wurfbrett. Die übrigen Fünf, die eigentlichen Tänzer, unterschieden sich nicht durch die Ausschmückung voneinander. Auf der Brust befand sich eine U-förmige und auf den Oberschenkeln eine bumerangförmige Figur. Beide Figuren waren auf die gleiche Weise aus drei Bändern, einem roten und zwei weißen, zusammengesetzt. Zur Herstellung derselben hatten die schon genannten Wollhaare gedient. Der Kopfputz unterschied sich nur dadurch von dem des Leiters der Corrobboree, daß an Stelle des Stabes zwei nach unten gebogene Hörner in der Spitze desselben steckten. Diese Hörner bestanden aus einem gegen 30 cm langen, und ein bis zwei Finger dicken Grashalmbündel, das der ganzen Länge nach mit Fäden umwickelt war, und dessen freies Ende ein Büschel weißer Schwanzspitzen von *Perameles lagotis* zierte. In der einen Hand trugen diese Tänzer einen Strauß feiner Gummibaumzweige. Alle, auch der Leiter, hatten einen gleichen Strauß oberhalb des Fußgelenkes befestigt. Die Zuschauer saßen im Schutze eines Windschirmes aus Zweigen in Reihen auf dem Boden, und zwar vorn die Männer und hinten die Weiber. Der Tanz bestand darin, daß sich die fünf Männer von einem Feuer aus, das 150 Schritt von den Zuschauern entfernt war, mit stampfenden Schritten und im Hüft- und Kniegelenke gebogenen Beinen dem im Vordergrund meist unbeweglich stehenden Leiter näherten, diesen rasch umkreisten und dann in gewohnter Gangart zu ihrem Feuer zurückkehrten. In der Regel nahm jeder Tanz nicht länger als drei Minuten in Anspruch und wurde von den Zuschauern mit einem kurzen Gesange, z. B.: „I jadem behai“, begleitet. Den Takt schlugen fünf Männer und einige Weiber, jene mit zwei Bumerang und diese, indem sie mit der linken Hand auf die zusammengepreßten Oberschenkel hieben. Links von den Zuschauern brannte ein Feuer, daß die Tänzer aber nur unvollständig beleuchtete. Gegen das Ende der Festlichkeit entfernte einer der Zuschauer rasch den Kopfputz des Leiters, worauf die Tänzer sofort niederknieten. Die Zuschauer erhoben sich alsdann; die Weiber liefen hastig davon, und die Männer umringten die Tänzer und begannen von neuem zu singen und den Takt zu schlagen. Nach Verlauf von fünf Minuten begaben sich die Tänzer zu den Feuern, wo sie mit Hülfe anderer den Schmuck ablegten.“

„Lager am Oberlaufe des Finke River, 28. Juli 1898. — Am Abend wohnte ich einer gewöhnlichen Corrobboree bei, die auf den westlich von hier gelegenen Hügeln veranstaltet wurde. Die Tanzenden, sechs an der Zahl, hatten sich bemalt und trugen außer einem zwei Finger breiten, weiß gefärbten Haarbande keinen Kopfputz. Das Haar war aber mit Fäden fest an den Kopf gebunden. In den Händen hielten alle einen gabelförmigen Stock, dessen obere Enden ein Büschel Emufedern zierte. Die Bemalung der Vorderseite des Körpers wies bei sämtlichen Leuten keine nennenswerten Unterschiede auf und war mit weißer Farbe ausgeführt. Auf der Brust bestand sie in einer U-förmigen, auf den Oberschenkeln in einer bumerangförmigen Figur und auf den Oberarmen in horizontalen Strichen; außerdem hatte einer zwei kleine schwarze konzentrische Kreise auf der Mitte des Rückens. Als weißer Farbstoff war Kalkbrei zur Verwendung gekommen, und die beiden größeren Figuren bestanden aus je drei gleichlaufenden schmalen Strichen. Als die Corrobboree beginnen sollte, entfernten sich die Tänzer und kamen erst zurück, nachdem die Zuschauer sich eingestellt und in vier Reihen auf den Boden gesetzt hatten. Bevor der Tanz seinen Anfang nahm, stellte sich jeder der Tänzer einzeln den Zuschauern vor, indem er in der Körperhaltung, wie sie beim Tanzen üblich ist, zwei oder vier Mal vor denselben auf den Boden stampfte und dabei den gegabelten Stock,

den er in beiden Händen hielt, auf und ab bewegte. Was den Tanz selbst betrifft, so wurde er auf die Weise ausgeführt, daß die Darsteller sich in einer Reihe mit stampfenden Schritten den Zuschauern näherten, einige Schritte vor denselben, wie bei der Vorstellung, auf den Boden stampften, ohne sich vom Platze zu bewegen, und schließlich mit gewöhnlichen Schritten zu ihrem Rastplatze zurückkehrten, der durch ein Feuer und einen Windschirm aus Zweigen gekennzeichnet war. Solange sie sich dort aufhielten, was etwa vier bis fünf Minuten dauerte, schwieg der Gesang und ruhten die Taktinstrumente.“

Die nebenstehende Skizze soll den Tanzplatz mit den Festteilnehmern veranschaulichen; auf ihr bezeichnet a. die Tänzer, b. die männlichen und c. die weiblichen Zuschauer, d. den Windschirm und x die Feuer.



„Lager am Oberlaufe des Finke River, 30. Juli 1898.

— Heute fand wieder eine Corrobboree statt, die sich von der am vorhergehenden Abend vornehmlich dadurch unterschied, daß die Zahl der Tänzer eine größere war, und man zur Ausschmückung der Vorderseite des Körpers nicht Kalkbrei, sondern die Wollhaare von *Portulaca filifolia* verwandt hatte. Auf der Brust befand sich entweder eine U-förmige, oder auf jeder Seite derselben eine schlangenförmige Figur, die aus einem roten und zwei weißen Bändern bestand. Eine auf die gleiche Weise hergestellte bumerangförmige Figur zog sich auf der Vorderseite des Beines von der Oberschenkelbeuge bis zum Knie hin. Wie üblich, war der unbehaarte Teil des Gesichtes ganz mit dem Pflanzenstoffe beklebt. Außerdem zierten den Rücken der meisten schwarze und weiße Kreise oder Striche, die mit Farbe hergestellt waren. Zwei, die sich beim Tanze in der Regel am Ende der Flügel aufhielten, trugen einen kegelförmigen Hut, in dessen Spitze ein dicker Stock mit einem Büschel Emufedern steckte. Dem einen der beiden hing ein Schamschurz, der aus einem Bündel weißer Schwanzspitzen von *Peragale lagotis* bestand, und dem anderen ein fingerlanges Stückchen eines *Nautilus*-Gehäuses vom Gürtel hinab. Mit Ausnahme der beiden Leute, die einen Hut trugen, hielten alle einen gegabelten Stock in der Rechten; die Linke ließen sie auf dem Rücken ruhen.“

Einen der mit einem Hute geschmückten Tänzer stellt das Titelbild dar.

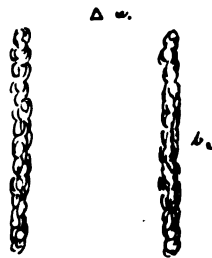
„Lager an Ellery's Creek, 8. Jan. 1897. — Nach Anbruch der Dunkelheit veranstalteten auf unsere Veranlassung hin die Eingeborenen eine kleine Corrobboree. Man sah aber auf den ersten Blick, daß die Vorbereitungen dazu höchst ungenügend waren, und die Tänzer so wenig Schulung besaßen, daß sie nicht einmal Takt zu halten vermochten; auch dauerte die ganze Ausführung nicht länger als zwanzig Minuten. Die Tanzenden, fünf an der Zahl, hatten mit Farbe und weißen Dunen — der wollige Flaum von *Portulaca filifolia* stand ihnen wohl nicht zur Verfügung — auf jeder Brusthälfte eine keulen- und auf den Oberschenkeln eine bumerangförmige Figur angebracht, sowie das Gesicht zum Teil mit den Dunen beklebt. An den Unterschenkeln oberhalb der Knöchel trugen sie einen Büschel feiner belaubter Gummibaumzweige, und in den Händen hielten sie einen Stock, mit dem sie auf den Boden schlugen, oder den sie zwischen dem Rücken und den Oberarmen stecken hatten. Nach jedem Tanze zogen sie sich hinter einen kleinen, aus Zweigen hergestellten Windschirm zurück, der etwa 6 m von den Zuschauern entfernt war.“

Mein Begleiter, der während seines langjährigen Aufenthaltes im Innern der Kolonie schon mehr als eine derartige Corrobboree gesehen hat, meinte, daß die Darsteller manches verkehrt gemacht hätten.

Diese Corrobboree, eine der ersten, welcher ich beigewohnt habe, brachte mich auf den Gedanken, daß, wenn man die zur Unterhaltung dienenden Auführungen, die geheimen Zeremonien u. dergl. gut kennen lernen wolle, es nicht sein Bewenden dabei haben dürfe, sich dieselben gegen Verabreichung von Geschenken zeigen zu lassen. Ähnliche Beobachtungen haben mich später überzeugt, daß der Eingeborene allzu leicht geneigt ist, alle Veranstaltungen der genannten Art, die auf Bestellung stattfinden, willkürlich abzuändern, um von manchen Dingen den Schleier des Geheimnisses nicht zu heben, oder durch Zusätze den fremden Zuschauer besser zu unterhalten und damit freigebiger zu machen.

„Lager am Pine Creek, 10. Juli 1897. — Am Abend wurde eine Corrobboree in der Nähe des Creek abgehalten. Auf dem Festplatze, der, wie immer, sandig und frei von Gebüsch war, standen zwei aus Eucalyptus-Zweigen errichtete parallele Zäune. Zwischen ihnen hatten sich die Tänzer und Zuschauer versammelt. Diese Zäune besaßen eine Länge von 12 m und eine Höhe von 0,5 m und waren 7,5 m voneinander entfernt. Die Tänzer hatten sich wie die des Innern geschmückt. Sie trugen eine zuckerhutförmige, aus Grashalmen und Fäden angefertigte Kopfbedeckung, in deren Spitze ein gegen 15 cm langer Stab steckte, welcher von einem Büschel Emufedern gekrönt war. Auf der Vorderseite des Rumpfes und der Oberschenkel waren aus weißen Dunen (rot gefärbt und ungefärbt) zwei auf der Brust und dem Bauche vereinigte Figuren hergestellt, die hakenförmig über den Schultergelenken ihren Anfang nahmen, in schwachem Bogen sich bis in die Gegend der Schamhaare erstreckten und dann, in stumpfem Winkel auf die Oberschenkel übergehend, bumerangförmig kurz oberhalb der Kniee endigten. Sie waren aus drei Bändern, einem roten und zwei weißen, zusammengesetzt. Das Gesicht und die Vorderseite des Hutes zeigten ähnliche Verzierungen. Als Klebmittel hatte in allen Fällen Blut gedient, das einer Vene kurz unterhalb des Ellbogengelenkes entnommen worden war. In den Händen hielten die Tänzer entweder einen kurzen, aus Grashalmen und Fäden hergestellten Stab, oder einen Wurfstock, und die Unterschenkel schmückte ein Strauß aus feinen Eucalyptus-Zweigen mit getrockneten Blättern. An dem Tanze fiel mir besonders auf, daß sich zwei Darsteller — ihr szepterartiger Stab war mit weißen Federfahnen geschmückt — von den übrigen gesondert hielten, die dem Anschein nach ein buntes Durcheinander bildeten. Der Rastplatz befand sich zwischen zwei Enden der Zaunreihen und war durch eine 2,5 m hohe Pyramide aus Eucalyptus-Zweigen gekennzeichnet. Die Zuschauer sangen, und die Weiber und zwei Männer unter ihnen schlugen außerdem den Takt, und zwar jene mit der linken Hand auf die allgemein im Binnenlande übliche Weise und diese mit zwei Bumerang. — Vor ein oder zwei Abenden hatten wir, beiläufig gesagt, das erste Mondviertel.“

Die nebenstehende Skizze soll den Tanzplatz anschaulich machen; a. bezeichnet die Pyramide und b. die Zäune oder Schirme.



Die sog. Lubra-Corrobboree unterscheidet sich nicht unwesentlich von der eben besprochenen Corrobboree-Art. So viel ich weiß, ist sie im ganzen Innern bekannt und wird von beiden Geschlechtern im Verein, oder nur von Weibern aufgeführt. Die für sie charakteristischen Bewegungen bestehen in einem eigentümlichen Spiel der Oberschenkelmuskulatur. Dem Anschein nach handelt es sich um schnell aufeinander folgende Zusammenziehungen und Erschlaffungen der Muskeln. Wie der „Bauchtanz“ der Ghawäsi, so dient auch diese Corrobboree ohne Zweifel dazu, die Geschlechtslust der Zuschauer zu erregen. In dieser

meiner Ansicht wurde ich noch bestärkt, als auf Hermannsburg eines Tages ein siebzehnjähriges Halbcaste-Mädchen, namens Tatarintja, zu mir kam und mich um Tabak bat und zugleich ihr einziges Bekleidungsstück, ein langes Frauenkleid, in die Höhe hob und die Muskeln ihrer Oberschenkel in die charakteristische zitternde Bewegung setzte. Diese Corroboree führt der Eingeborene höchst ungern in der Anwesenheit von Fremden auf. Das Nähere über dieselbe kann aus der folgenden Tagebuchnotiz entnommen werden.

„Hermannsburg, 13. Juli 1898. — Am Abend veranstalteten die hiesigen Eingeborenen eine Corroboree. Sie hatten dazu einen Platz auf den nordwestlich von hier gelegenen Hügeln gewählt, wo sie sicher waren, daß ihr Gesang nicht von den Missionaren gehört wurde. Nathanael, ein getaufter boy, diente mir als Führer. Unterwegs trafen wir einen älteren Mann und fünf junge Burschen, die damit beschäftigt waren, sich für die Festlichkeit herauszuputzen. Auf der Vorderseite des Körpers machten sie zunächst mit einem schwarzen Farbstoffe zwei gegen 4 cm breite Striche, die in der Gegend der Schlüsselbeine ihren Anfang nahmen und in zwei Bogen bis zu den Knien liefen. Dann fügten sie seitwärts von diesen mit Blut je einen ebenso breiten hinzu, den sie mit weißen Dunen beklebten. Als sie fertig waren, gingen wir mit ihnen zum Festplatze, wo wir unter anderen zehn ältere und jüngere Männer, sowie sechs Weiber und einige halbwüchsige Mädchen antrafen, die, wie aus ihrem Schmuck hervorging, am Tanze teilnehmen wollten. Der Schmuck der Lubra bestand in einer auf die Haut gemalten Figur, die sich hufeisenförmig vom einen Knie über den Bauch bis zum anderen erstreckte, und aus drei weißen und zwei schwarzen Bändern zusammengesetzt war. Beim Beginn der Corroboree versammelten sich die Tänzer um zwei nahe beieinander befindliche Feuer, und zwar die männlichen um das eine und die weiblichen um das andere. Etwa fünfzehn Schritt von ihnen entfernt setzten sich die übrigen Leute neben einem dritten Feuer in Reihen auf den Boden. Als dieselben einen gewöhnlichen Corroboreegesang anstimmten, verließen die Tänzer, nach dem Geschlechte in zwei Gruppen gesondert, mit langsamen, schlürfenden Schritten und auf den Rücken gelegten Händen ihre Plätze. In geringer Entfernung von der ersten Zuschauerreihe blieben sie stehen und versetzten bei vorgebeugtem Oberkörper ihre Oberschenkelmuskulatur in eine zitternde Bewegung. Nach einer Minute etwa zogen sie sich auf die gleiche Weise zu ihren Feuern zurück, wie sie dieselben verlassen hatten. Dieser eigentümliche Tanz wurde eine Stunde lang ohne Abwechslung wiederholt. Zum Schluß setzten sich die Tänzer zu den Zuschauern, und zwar die Männer zu den Männern und die Lubra zu den Lubra. Nachdem sich die Gesellschaft einige Minuten durch Gesang unterhalten hatte, verließ sie den Tanzplatz.“

Es scheint, daß diese Corroboree im Innern weit verbreitet sei, denn am Frew River, gegen 500 km nordöstlich von Hermannsburg, wird sie ebenfalls aufgeführt, und die Tänzerinnen schmücken sich zu ihr genau auf die oben angegebene Weise. Nach den Mitteilungen, die ich Eingeborenen verdanke, seien auch zwischen dem Roper River und der Nordküste Tänze bekannt, die der Hauptsache nach in Zitterbewegungen der Beine beständen.

Drückt den Eingeborenen keine Sorge, so vertreibt er sich am Abend die Zeit gern mit Singen und Muskmachen, sowie Geschichtenerzählen. Gar oft hielt mich ihr einförmiger, von Klatschen, Geklapper oder den dumpfen Tönen der Trompete begleiteter Gesang bis lange nach Mitternacht wach, wenn ich in der Nähe eines ihrer Lager übernachtete.

Über Kriegsspiele habe ich wenig in Erfahrung zu bringen vermocht. So viel ich weiß, werden sie nur im Norden veranstaltet. Im nachstehenden gebe ich aus meinem Tagebuche vom Jahre 1897 die Beschreibung eines Schein-

gefehtes wieder, das von Larakia und Leuten anderer Stämme ausschließlich mit Rohrspeeren und ohne irgend eine Schutzwaffe ausgefochten wurde.

„Palmerston, 9. Oktober 1897. — Nach Sonnenuntergang fand in der Nähe des Städtchens ein Scheingefecht statt. Leider sah ich nur das Ende desselben. Es standen sich zwei Parteien gegenüber, von denen die eine den Körper mit weißer und die andere mit gelber Farbe bemalt hatte. In einer Gasse von etwa 200 Zuschauern wurde der Kampf ausgefochten, und obwohl nur kleine Rohrspeere zur Verwendung kamen, deren Spitze durch einen stumpfen Pflock ersetzt war, und die Entfernung der beiden Abteilungen zwanzig bis vierzig Schritt betrug, so ging doch fast keiner der Kämpfenden ohne ein oder mehrere Wunden aus dem Gefechte hervor. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre zum Schluß aus dem Spiel bitterer Ernst geworden. Die vom Platze verdrängte Partei war nämlich über ihre Niederlage so erbittert, daß sie große Speere herbeiholte; doch gelang es schließlich einigen besonnenen Ältesten, sie zu beruhigen. Man scheint übrigens bei derartigen Unterhaltungen auf einen ernsten Ausgang gefaßt zu sein, da nicht allein die Kämpfenden, sondern auch die Männer unter den Zuschauern Keulen und Bündel großer Speere mitgebracht hatten.“

Die Verletzungen sind aber nicht immer leicht. Zuweilen führen sie selbst zum Tode oder zu langem Siechtum. Am Daly River sah ich einen jungen Mann, der sich am Rande des Grabes befand; ihm war bei einem derartigen Kampfspele ein Speer in die Brust gedrungen.

Ich sah nie, daß erwachsene Eingeborene zu ihrer Belustigung mit Speeren nach einem Ziele warfen. Übrigens sind die meisten Speerformen sehr zerbrechlich und werden in der Regel schon beschädigt, wenn sie nach einem fehlgegangenen Wurf auf harten Erdboden fallen.

Ein wenig häufiger werden die Bumerang, besonders die, welche im Fluge zum Werfer zurückkehren, als Spielgerät benutzt.

Die Bewohner des zwischen dem Wendekreise und dem 30. Breitengrade gelegenen Gebietes unterhalten sich zuweilen damit, den dünnen werfkeulenartigen Stab (Taf. XXIII, Fig. 12), von dem Diäri kokkoro genannt, so zu werfen, daß er auf dem Boden pfeilschnell wie eine Schlange dahingleitet. Wie der Wurf ausgeführt wird, habe ich bereits in dem Kapitel über die Werkzeuge und Geräte mitgeteilt.

Daß die Narryngeri nach den Angaben Taplins ein Ballspiel hatten, ist bei der Beschreibung der Spielgeräte erwähnt. Über ein anderes Spiel dieses Stammes berichtet uns derselbe Schriftsteller folgendes: „Another game is a sort of wrestling match for the possession of a bunch of feathers.“¹⁾

Eine beliebte Unterhaltung der Lubra des Innern besteht in einem Spiel mit steifen Blättern (gewöhnlich von Eucalyptus oder Ficus). Sie stecken die Blätter, die Männer und Lubra vorstellen sollen, so in den Sand, daß dieselben einen Kreis oder Gruppen bilden, und wechseln dann beständig die Stellung der einzelnen Blättern zueinander; auch legen sie wohl unter schallendem Gelächter zwei Blätter aufeinander. Läßt man sich die Einzelheiten des Spieles erklären, so erfährt man zu seinem Erstaunen, daß es sich ausschließlich um die Darstellung von Vorgängen handelt, die in inniger Beziehung zum Geschlechtsleben von Bekannten der betreffenden Lubra stehen.

Die Knaben vergnügen sich am liebsten damit, Jagd auf kleine Tiere zu machen, oder Krieger zu spielen. In ihren Gefechten dienen ihnen Rohrstengel oder Stöckchen als Speere; nur ausnahmsweise sind sie im Besitze eines Bumerang oder eines Schildes en miniature. Im Innern sah ich einige Male,

¹⁾ Rev. G. Taplin, The Narryngeri, pag. 37.

daß spielende Kinder die Fährten vom Menschen, Dingo, Känguruh, Emu usw. naturgetreu im Sande herstellten. Jede Fußspur setzen sie mit großer Geschicklichkeit aus Abdrücken von Teilen der Hände zusammen. Am 20-Mile Creek (gegen 240 km nördlich von Alice Springs) traf ich einst einen Knaben, der „white-fellow“ spielte. Ringe aus Stücken von trockenem Rinderfladen stellten stockyards und Kiesel innerhalb derselben Vieh vor. Ein Stöckchen war seine Büchse. Häufig ahmte er das Brüllen des Rindviehs oder den Knall eines Gewehres nach.

Kapitel XXIII.

Die Anfänge in der bildenden Kunst.

Der Ursprung der Malerei und der Bildhauerei ist bekanntlich in tiefes Dunkel gehüllt. Da in letzter Zeit von berufener und unberufener Seite oft weit voneinander abweichende Theorien über denselben aufgestellt worden sind, so möge mir der Leser verzeihen, wenn ich hier meine Vermutungen über die Entstehung der bildenden Kunst bei unseren australischen Urbewohnern voranschicke. Eignet sich diese Rasse doch am besten zum Studium der uranfänglichen Kunst, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach ungezählte Jahrhunderte fast ohne jede fremde Beeinflussung geblieben ist, und ihre Kunstschöpfungen zu den einfachsten ihrer Art gehören.

Daß unter den bildenden Künsten die Malerei — zu ihr zähle ich im weiteren Sinne auch die Zeichenkunst — bei den Australiern die älteste ist, unterliegt meiner Meinung nach keinem Zweifel; denn während dieselbe überall gern und nicht ganz ohne eine gewisse Geschicklichkeit geübt wird, bemerkte ich nur bei einigen Stämmen die bescheidensten Anfänge in der freien Bildnerei. Von einer eigentlichen Architektur habe ich nirgends eine Spur wahrgenommen. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß Alois Riegel und M. Hoernes annehmen, die freie Bildnerei sei früher entstanden als die Malerei. Der letzte Autor sagt in seinem ausgezeichneten Werke über die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa: „Die Plastik ist aber nicht nur die absolut ältere, sondern durch alle Zeiten hin die primäre Bildkunst. Darüber belehrt uns jeder Gang durch eine große ethnographische Sammlung.“

Was die Freude an glänzenden, bunten und auffallenden Sachen anbetrifft, so müssen wir annehmen, daß sie, wie bei den Laubenvögeln, den Raben und anderen Tieren, angeboren sei. Da der Eingeborene — in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle handelte es sich wohl um das männliche Geschlecht — diese Freude auch beim Weibe voraussetzte, so wird er sich in der grauen Vorzeit, wie heute, besonders dann mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln geschmückt haben, wenn er sich um die Gunst einer Schönen bewarb. Selbstverständlich dehnte sich dieser Schmückungstrieb, wenn ich mich so ausdrücken darf, gar bald auf die Geräte, und zwar besonders auf die zur Jagd und zum Kriege dienenden, die Waffen, aus.

Wie der primitive Mensch dazu gekommen sei, den eigenen Körper zu bemalen, ist kein völliges Rätsel. Wahrscheinlich beschmützte irgend einer bei einer Spielerei oder durch Zufall seinen Körper mit einem Farbstoffe, z. B. Ocker, und da diese rohe Schmückung allseitiges Gefallen fand, so wurde das Beschmieren mit Farbe schließlich zu einer sich immer weiter ausdehnenden Sitte.

Wie wir weiter unten sehen werden, gibt der Kultus heutzutage sehr

häufig die Veranlassung zu Kunstschöpfungen, und zwar in der Regel zu solchen, die sorgfältiger und geschmackvoller hergestellt sind, als die anderen, die profanen. Hieraus dürfen wir aber nicht den Schluß ziehen, die erste Anregung zu Betätigungsversuchen in der bildenden Kunst hätte die Religion gegeben. Die Anfänge der Malerei reichen jedenfalls in eine Zeit zurück, wo unsere Wilden die Gespensterfurcht vielleicht schon kannten, aber noch nicht dazu übergegangen waren, durch schamanistische Handlungen oder dergl. Übles von sich fern zu halten und Gutes sich zuteil werden zu lassen.

Meine Ansicht über den Ursprung der bildenden Kunst unter den Ureinwohnern Australiens ist also, kurz ausgedrückt, folgende: Die Malerei, die erste der hier in Frage kommenden Künste, ist aus der Kosmetik hervorgegangen, und diese wiederum ist durch das Bestreben ins Dasein gerufen worden, den Körper mit einem in die Augen stechenden Schmuck zu versehen, und zwar nicht allein als Selbstzweck, d. h. um die Freude am eigenen Leibe zu erhöhen, sondern vor allen Dingen, um das Wohlgefallen des anderen Geschlechtes zu erringen. Daß im Anfange das Sexuelle auch den Hauptanstoß zur Ausübung der Malerei gegeben hat, liegt auf der Hand. Mithin verdankt diese Kunst im Grunde genommen ihre Entstehung dem allgewaltigen Geschlechtstrieb im Verein mit dem ästhetischen Empfinden, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Daß die Bemalung oder das einfache Beschmieren des Körpers mit Farbe zuweilen auch eine abstoßende Wirkung ausüben soll, wie z. B. im Kampfe, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Meines Erachtens ist übrigens gar oft das, was wir bei primitiven Völkern für einen „Schreckschmuck“ halten, weil es sich unserm Auge als ein solcher darstellt, im Grunde genommen weiter nichts als ein „Reizschmuck“.

Wie wir später sehen werden, pflegt der Eingeborene seine Zierformen sehr häufig rhythmisch oder symmetrisch anzuordnen.

Bei der Ergründung der Entstehung des einfachsten Rhythmus in der Ornamentik müssen wir uns vor allen Dingen fragen, ob er als solcher ein ästhetisches Gefühl erweckt, oder ob es in der Natur des Menschen begründet liegt, daß sich gleichartige Zierformen leichter in annähernd rhythmischer, als in ganz regelloser Weise darstellen lassen.

Wir alle haben wohl die Empfindung, daß eine aus gleichartigen Gliedern, z. B. Punkten oder kurzen Strichen bestehende Linie, also eine Kettenlinie, eine bessere Zierform bildet, als eine ununterbrochen fortlaufende Linie. Auch die häufige Verwendung des Eierstabes und ähnlicher Gebilde in der griechischen Architektur spricht dafür, daß die einfachste rhythmische Anordnung schon unser Wohlgefallen zu erregen vermag. Andere Künste, wie die Musik und die Tanzkunst, meiden dagegen gewöhnlich das einfachste Gleichmaß in zahlreicher Wiederholung, da es leicht Überdruß und Langeweile hervorruft. Was die aus zwei oder mehr Elementen bestehende rhythmische Reihe anbetrifft, so müssen wir sie wohl als eine noch bessere Zierform ansprechen, als die einfache rhythmische Reihe.

Bei der Erörterung unserer Frage nach der Entstehung des einfachsten Rhythmus in der Ornamentik dürfen wir auch den Umstand nicht außer acht lassen, daß die Darstellung der einfachsten rhythmischen Reihe an den Geist und die Hand, wenn ich so sagen darf, das geringste Maß von Anstrengung stellt; denn meines Erachtens läßt sich nämlich dieselbe Anzahl von Punkten, Strichen oder dergl. leichter in einer annähernd regelmäßigen Kettenlinie, als ganz regellos zerstreut über die zu Gebote stehende Fläche darstellen, da im letzteren Falle das Wählen des Ortes weniger rein mechanisch erfolgt und eine kompliziertere Handbewegung erfordert, als im ersteren, wenn vermieden werden soll, daß die Elemente stellenweise ineinander übergehen.

Ob Suggestion, hervorgerufen durch die unzähligen rhythmischen Be-

wegungen, die der Mensch tagtäglich macht und machen muß, eine gewisse Rolle spielen, vermag natürlich niemand zu sagen.

Der Vollständigkeit halber führe ich noch an, daß nicht gar selten die Beschaffenheit der Fläche die verziert werden soll, es bedingt, daß die Zierglieder eine reihenförmige Anordnung erhalten.

Die Gründe für die Entstehung und die fortgesetzt häufige Verwendung der einfachsten rhythmischen Reihe in der Ornamentik sind meines Erachtens folgende: In erster Linie vermag schon der einfache Rhythmus ein mehr oder weniger starkes ästhetisches Empfinden zu erzeugen, und dann hat er den großen Vorzug, daß er sich äußerst leicht zur Darstellung bringen läßt, was bei einem primitiven Menschen, wie dem Australier, schon von Ausschlag gebender Bedeutung ist oder, besser gesagt, war. Hinzufügen möchte ich noch, daß heutzutage bei Natur- und Kulturvölkern manches Ornament, das einen Rhythmus aufweist, seine Entstehung lediglich der traditionellen Suggestion, oder, wenn wir lieber wollen, dem Nachahmungstrieb zu verdanken hat.

Ich will jetzt auch ein wenig näher darauf eingehen, wie wir uns das Zustandekommen der symmetrischen Ornamente bei unsern Australiern zu denken haben.

Voran schicke ich, daß die Symmetrie, welche wir an den meisten Geräten beobachten, ohne Zweifel die Zweckmäßigkeit erheischt.

Wollen wir ergründen, wie es gekommen ist, daß bei sehr vielen Natur- und Kulturvölkern die Symmetrie in der bildenden Kunst eine hervorragende Rolle spielt, so haben wir hauptsächlich diese zwei Fragen zu beantworten: Bedingt es die physische Beschaffenheit des Menschen, der einen ausgesprochen bilateral-symmetrischen Bau besitzt, daß in vielen Fällen sein Lustgefühl besonders dann wach gerufen wird, wenn die Zierformen sich in gleicher Lage zu einer bestimmten geraden Linie befinden, oder handelt es sich lediglich um eine Suggestionwirkung? Eine in jeder Hinsicht befriedigende Antwort auf diese Fragen wird wohl nie eines Menschen Geist zu geben vermögen. Wäre dem Menschen der Drang angeboren, viele seiner Werke nach den Regeln der Symmetrie zu gestalten oder anzuordnen, ohne daß dabei die Zweckmäßigkeit in Frage kommt, so würden wir ihn wahrscheinlich auch bei einigen anderen Vertretern der Tierwelt antreffen, so viel ich weiß, ist dieses aber nicht der Fall. Manches Vogelnest, mancher von Insekten aufgeführte Bau ist zwar mehr oder minder symmetrisch gebildet, stets zeigt sich aber, daß Zweckmäßigkeitsgründe die Veranlassung hierzu gegeben haben.

Einen größeren Wert müssen wir wohl der Suggestion beimessen, d. h. Eindrücken, die eine Nachahmung von häufig Gesehenem veranlassen. Es ist naheliegend, daß der Mensch, der auf allen Kulturstufen als Kind und als Erwachsener einen ausgesprochenen Nachahmungstrieb besitzt, schließlich dazu geführt ist, viele Erzeugnisse seiner Hand symmetrisch zu gestalten, wie die Geschöpfe, die sein größtes Interesse in Anspruch nehmen: seine Mitmenschen und die höheren Tiere. — Aber auch ein anderer Umstand ist nicht außer acht zu lassen. Unserer Annahme nach haben wir die Kosmetik als die Mutter der Malerei anzusehen. Bei der Ausübung dieses Kunstzweiges hat der „Wilde“ die Gewohnheit, zu deren Entstehung jedenfalls seine leibliche Beschaffenheit die Veranlassung gibt, gleiche Teile seines Körpers gleichmäßig mit Farbe zu schmücken. Hat er z. B. auf die rechte Backe einen runden Fleck gemalt, so erhält auch die linke einen solchen. Die Annahme liegt nun nahe, daß der eine oder der andere schließlich dazu geführt wurde, diese Bemalung, mochte sie noch so primitiv sein, auch auf seinen Geräten zur Darstellung zu bringen. Hierdurch wurden vielleicht andere, die ja ebenfalls mehr oder minder unter dem Banne der in dieser Richtung wirkenden Suggestion standen, zur Nachahmung veranlaßt, und als die Geräte aus Zweckmäßigkeitsgründen der Mehrzahl nach

eine symmetrische Konstruktion erhalten hatten und insofern dem menschlichen Körper glichen, dehnte sich diese Sitte, die Ornamente symmetrisch anzubringen, mehr und mehr aus, bis sie schließlich zu einem Gemeingut aller wurde.

Ihrer Natur nach sind die in einer Ebene ausgeführten Kunstgebilde flach, vertieft oder erhaben. Zu den flachen gehören Zeichnungen und die Malereien, zu den vertieften die Gravierungen, die „Brandmalereien“, die Sand- und die Rindenzeichnungen und zu den erhabenen geschnitzte Reliefe und die aus Dunen oder Pflanzenwolle hergestellten Schmuckformen.

Viele der Malereien bilden insofern einen Übergang zu den Zeichnungen, als sie nur aus breiten Strichen bestehen. Um eine bessere Wirkung zu erzielen, pflegt man gern einen farbigen Malgrund (meistens rot) zu benutzen. Nie habe ich bemerkt, daß man beabsichtigt hatte, durch „Verwaschen“ einen bestimmten Farbenton allmählich heller werden zu lassen oder nach und nach in einen anderen überzuführen. Die Farbstoffe kommen stets unvermischt zur Verwendung. Wie ich bereits in Kapitel XVII mitgeteilt habe, verreibt man sie auf einem Steine mit Wasser und trägt sie mit dem Zeigefinger oder einem Pinsel aus Pflanzenteilen auf, oder zerkleinert sie zu einem feinen Pulver und streicht dieses dann auf die vorher eingefetteten Gegenstände. So viel ich weiß, stellt man die Malereien immer nach dem Augenmaß her, ohne vorher eine Vorzeichnung der Skizze mit Kohle oder dergl. zu machen. Oft haben sie eine beträchtliche Größe. Da sie wegen der ungeeigneten Bindemittel sehr vergänglich sind, so fertigt man sie gewöhnlich nur dann an, wenn der eigene Körper, die Waffen oder die Kultgeräte für den Krieg, eine Festlichkeit, eine geheime Zeremonie usw. eines in die Augen springenden Schmuckes bedürfen. Es finden sich aber auch Malereien auf Felsen an geweihten Orten vor, wo sie auf das Gemüt des Mannes — Weiber und Kinder dürfen diese Stätten nicht betreten — einen geheimnisvollen Zauber ausüben sollen. In diesen Fällen pflegt man sie zu erneuern, sobald Witterungseinflüsse sie fast unkenntlich gemacht haben.

Zeichnungen, die mit Kohle oder einem anderen abfärbenden Stoffe hergestellt waren, sind mir nur ausnahmsweise zu Gesicht gekommen. In allen Fällen hatten sie ihre Entstehung einer Spielerei zu verdanken.

Vertiefte Zeichnungen, Gravierungen, werden sehr häufig angefertigt. Befinden sie sich auf Holz oder Stein, so erhält in der Regel mindestens die ganze verzierte Fläche einen farbigen Anstrich (gewöhnlich aus rotem Ocker). Hierbei pflegt sich die dick angerührte Farbe in so großer Menge in den vertieften Strichen anzusammeln, daß sie diese in einem etwas anderen, meistens helleren Tone scharf hervortreten läßt, wodurch eine schöne Wirkung erzielt wird. Ist der farbige Überzug an den nicht gravierten Stellen bis auf geringe Reste abgerieben, was sehr bald geschieht, so haben die Figuren das Aussehen, als seien sie durch eine Art Inkrustationsverfahren hergestellt. Von Bewohnern Europas wurden während der jüngeren Steinzeit die in Tongefäße und dergl. eingegrabenen Verzierungen zuweilen mit einer kreidigen Masse ausgefüllt, und die Germanen der Bronzezeit stellten flache Verzierungen dadurch her, daß sie zunächst Figuren in das Metall ihrer Schwertgriffe, Hängegefäße usw. meißelten und dann Harz in diese Vertiefungen brachten. Eine derartige Ziertechnik ist unsern Eingeborenen aber nicht bekannt. Manchmal sind mir vertiefte Zeichnungen zu Gesicht gekommen, über die gemalte Figuren hinwegliefen. In der Mehrzahl der Fälle waren jene höchst einfach und bedeckten die ganze zur Verfügung stehende Fläche.

Die Gravierungen zeichnen sich vor den Malereien durch eine sorgfältigere Ausführung und eine größere Beständigkeit in den Zierformen aus. Am häufigsten trifft man sie auf Kultgeräten und Waffen an. Auf einem Felsen habe ich nur einmal eingravierte Zeichnungen bemerkt. Sie befanden sich auf der glatten,

steilen Uferwand eines kleinen Creeks in nächster Nähe von Palmerston und stellten Fische und Blumen dar. Da sie mit großer Naturtreue ausgeführt waren und sich an einem Platze befanden, zu dem häufig Europäer und Asiaten gelangten, so ist es nicht sicher, daß sie ihre Entstehung der Hand eines eingeborenen Künstlers verdanken.

Zur Anfertigung der Gravierungen dient ein an einem langen Stiele befestigter Splitter eines harten, zähen Minerals (Jaspis, Achat, Quarzit usw.). In meinem Besitze befindet sich ein solcher Splitter aus Chalcedon, der die Größe und Gestalt eines Wolfseckzahnes hat (Taf. XXIII, Fig. 5).

Ist das zur Verwendung gekommene Material Holz, so pflegt dieses, wenn es sich um vielfach zusammengesetzte Figuren handelt, recht hart zu sein und ein feines gleichmäßiges Gefüge zu besitzen, damit es sich leicht nach allen Richtungen hin gleich gut gravieren läßt und auch an den scharfen Kanten nicht leicht abbröckelt. Hinsichtlich des Gefüges gilt dasselbe von dem steinernen Material.

Wenn wir wollen, können wir die hierher gehörigen Ornamente in bezug auf ihre Herstellungsweise in eingegrabene oder eingekratzte, in eingeschnittene und in eingeritzte einteilen. Selbstverständlich sind diese drei Arten durch keine scharfen Grenzen voneinander geschieden.

Die eingegrabenen oder eingekratzten Ornamente sind aus 1—15 mm breiten und 0,5—2 mm tiefen Rillen zusammengesetzt, die man mit der stumpfen Spitze des Steinsplitters in kurzen von vorn nach hinten gerichteten Stößen, wie hobelnd, möchte ich sagen, erzeugt. Kleine, ungefähr in gleichen Abständen wiederkehrende Unebenheiten in den Vertiefungen deuten diese Herstellungsweise an.

Eingeschnittene Ornamente, also solche, deren vertiefte Striche durch zwei nebeneinander laufende Schnittreihen hergestellt sind, habe ich nur selten gesehen, und in keinem Falle vermochte ich mit Sicherheit festzustellen, ob zu ihrer Anfertigung ein steinernes oder eisernes Werkzeug gedient habe.

Die eingeritzten Zierformen dagegen werden mit einem recht scharfen Steinsplitter erzeugt, und zwar ungefähr durch dieselben Handbewegungen, durch die wir sie mit einem Bleistifte auf Papier zeichnen würden. Da derartig verzierte Gegenstände meistens eine glatte Oberfläche haben (Bambus, Knochen usw.) und wegen dieser Beschaffenheit gewöhnlich keinen farbigen Anstrich erhalten, so treten die Ritzlinien erst dann gebührend hervor, wenn sich der Schmutz in ihnen festgesetzt hat. Beiläufig gesagt, können wir von der Ritztechnik behaupten, daß sie der Hauptsache nach durch die Beschaffenheit des zur Verwendung gekommenen Materials bedingt wird.

Die „Brandmalerei“ scheint nur wenigen Stämmen bekannt zu sein: während meines Aufenthaltes unter den Eingeborenen sind mir nur in den Mac Donnell Ranges ein paar Gegenstände zu Gesicht gekommen, die durch sie verziert waren (Taf. XXX, Fig. 4). Daß aber nicht allein Bewohner des Innern von diesem Verzierungsverfahren Gebrauch machen, sondern auch ein oder mehrere Stämme der Südküste, beweisen einige im Adelaiden naturhistorischen Museum aufbewahrte Waffen aus dem südwestlichen Gebiete vom Spencer Golf (Taf. XIX, Fig. 5 u. 14). Zum Einbrennen der Figuren bedient sich der Eingeborene eines spitzen Steines, dessen Griffende er bei der Arbeit zum Schutze der Hand in Bast hüllt.

Die „Sandzeichnungen“ haben nur eine geringe Bedeutung. Zog ich auf meinen Reisen von Eingeborenen Erkundigungen über die Lage irgend einer Örtlichkeit, z. B. einer Wasserstelle ein, so zeichneten mir zuweilen Männer sowohl, als auch Frauen unaufgefordert zum besseren Verständnis ihrer Aussage mit wenigen Strichen eine rohe, aber ganz brauchbare Kartenskizze der betreffenden Gegend und des Weges zu derselben in den Sand. Ich glaube daher, annehmen zu können, daß die Australier auch unter sich von diesem Auskunfts-

mittel Gebrauch machen. Streng genommen, gehören derartige Zeichnungen nicht zu den Kunstschöpfungen, selbst nicht zu den allereinfachsten, dienen sie doch ausschließlich einem praktischen Zwecke. Ich habe ihrer aber an dieser Stelle Erwähnung getan, da sie ebensoviel Übung im Zeichnen erfordern, wie manches flüchtig hingeworfene Ornament. Der Vollständigkeit halber habe ich noch zu erwähnen, daß, wie in Kapitel XXII schon angegeben, Kinder der Artinta aus Spielerei sehr geschickt die Fußspur des Menschen und vieler Wildarten im lockeren Erdreich nachzubilden pflegen, und zwar aus einer Vereinigung von Abdrücken verschiedener Teile der Hände (Fingerglieder, Fingerspitzen, Daumenballen usw.).

Auch über die Rindenzeichnungen vermag ich nur sehr wenig mitzuteilen. Besonders in der Nähe von Stationen stößt der Reisende nicht selten auf Bäume, die mit eigentümlichen Zeichen versehen sind. Ist er ein „new chum“, so wird er diese Zeichen vielleicht den Eingeborenen zuschreiben; ist er dagegen ein erfahrener Buschmann, so wird er sie sofort als „brands“ (Brandzeichen für Vieh) erkennen, die von einem weißen Viehtreiber herrühren. Wie selten der Eingeborene die Rinde von Bäumen zu seinen künstlerischen Versuchen wählt, geht daraus hervor, daß ich nur einmal auf meinen jahrelangen Wanderungen in Südastralien Bäume sah, in die Eingeborene Figuren geschnitten hatten (Taf. XVII, Fig. 1—5).

Geschnittene Reliefs kommen unzweifelhaft als Zierformen vor, wie die Waffen der Narryngeri zur Genüge beweisen. Ihre Zahl ist aber weit geringer, als mancher nach oberflächlicher Musterung einer Sammlung verzierter Gegenstände der Eingeborenen anzunehmen geneigt sein würde. Viele Muster sind nämlich aus derartig angeordneten vertieften Strichen zusammengesetzt, daß nicht diese, sondern die zwischen ihnen gelegenen Partien sich uns als die Hauptsache aufdrängen; daß es also den Anschein hat, als habe die Hand des Eingeborenen nicht vertiefte, sondern erhabene Zierformen darstellen wollen (Taf. XXX, Fig. 3). Vielleicht ist hierdurch die erste Anregung zu einer beabsichtigten Darstellung von Reliefs gegeben worden.

Die aus Dunen oder Pflanzenwolle angefertigten Ornamente spielen eine große Rolle bei den geheimen Zeremonien und den Tänzerieen, und zwar sowohl als Körper-, als auch als Sachenschmuck (s. Titelbild). Gewöhnlich sind sie auf mannigfache Weise aus roten und weißen Bändern — das Material wird gefärbt und ungefärbt verwandt — zusammengesetzt. Im Verein mit Malereien kommen sie häufig vor; auch sieht man nicht gar selten Figuren, die durch diese Zierweise und Malerei hergestellt sind. Die Dunen stammen vom Keilchwanzadler (*Aquila audax*) und die wolligen Pflanzenteile von einem *Portulak*-Gewächse. Beide Stoffe werden mit Menschenblut auf die Haut oder das Gerät geklebt.

Die Werke der Bildnerie, die frei hervortreten in abgeschlossener Körperlichkeit, und deren Vorbild der Natur entnommen ist, gehören zu den größten Seltenheiten. Etwas häufiger dagegen kommen künstlerisch ausgeführte Schnitzereien vor, die der Phantasie entsprungen sind, von denen man aber nicht recht weiß, ob sie nur aus einer Vereinigung verschiedener Reliefdarstellungen bestehen oder ob sie als eine Schöpfung der ganz freien Bildnerie zu betrachten seien.

Der überwiegenden Mehrzahl nach gehören die Zierformen unserer Südaustralier zu den geometrischen.

Früher hatte die Sempersche Theorie sehr viele Anhänger. Nach ihr sollen die geradlinigen geometrischen Ornamente ihren Ursprung nicht einer rein künstlerischen Erfindung verdanken, sondern weiter nichts sein als eine Nachbildung von Figuren, die, möchte ich sagen, mehr oder minder zufällig beim Flechten und Weben durch Verwendung von ungleichfarbigem Materiale entstanden seien. Seit 10—15 Jahren ist aber durch Forscher, deren Namen einen hohen Klang

in der Wissenschaft hat, ein völliger Umschwung in der Anschauung über die Entstehungsweise der geometrischen Ornamente hervorgerufen worden. Nach Ehrenreich, K. v. d. Steinen, Hoernes, Grosse und anderen sind nämlich die geometrischen Zierformen nicht aus der Natur entnommen, sondern sie sollen etwas Konkretes darstellen, und zwar in der Regel Menschen oder Tiere, oder auch nur Teile von diesen. Daß sie meistens nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihrem Vorbilde besitzen, rühre von einer sehr weitgehenden Vereinfachung oder Stilisierung her.

Ich kann mich mit dieser Theorie nicht befreunden. Meiner Meinung nach war es für Menschen, die einem auf der untersten Stufe der Kultur befindlichen Volke angehören, leichter, bei Spielereien oder beim Beschmieren ihres Körpers oder eines anderen Gegenstandes mit Farbe auf die Darstellung so einfacher geometrischer Figuren zu kommen, daß sie dieselben selbst aus dem Gedächtnisse nachzubilden vermochten, als zunächst den Gedanken zu fassen, konkrete Gegenstände durch Malerei oder Schnitzerei darzustellen und dann diesen Gedanken in die Tat umzusetzen.

Als eine Art Beweis für die Theorie hat man angeführt, daß auch unsere Kinder ihre ersten Versuche in der Zeichenkunst mit der Hervorbringung von allerhand Gebilden begannen, die man trotz der Stümperhaftigkeit der kleinen Hand der Mehrzahl nach als mehr oder minder gelungene geometrische Figuren bezeichnen müsse. Frage man nun die Kinder nach der Bedeutung des Dargestellten, so würde dieses meistens ohne Besinnen als die Nachbildung irgend welcher konkreten Gegenstände bezeichnet werden. Daß dieses sich in der Tat so verhält, weiß ich aus eigener Erfahrung. Es ist aber durchaus nicht angängig, in dieser, wie in mancher anderen Hinsicht, einen Wilden in seinem primitivsten Zustande als Mensch dem Kinde eines auf hoher Kulturstufe befindlichen Volkes gleichzustellen. Was unsern Fall anbetrifft, so möchte ich nur betonen, daß unsere Kinder in frühester Jugend gelehrt werden, das Gezeichnete und Gemalte habe eine bestimmte Bedeutung, und daß sie besonders auf Abbildungen aufmerksam gemacht werden, die Gegenstände ihrer Bekanntschaft darstellen und ihr größtes Interesse erregen, wie Menschen, Tiere, Bäume, Häuser usw., während die einfachsten geometrischen Figuren ihnen in der Regel noch lange unbekannt bleiben. Dazu kommt noch, daß, sobald sie anfangen, Papier oder die Schiefertafel zu bekritzeln, ihnen gar häufig von den Personen ihrer Umgebung suggeriert wird, daß diese Kritzeleien die Eltern, Geschwister, den Haushund oder dergl. darstellten. Selbstverständlich darf es uns nicht wundernehmen, wenn derartig beeinflusste Kinder in ihrer Naivetät den Stift in der Absicht in die Hand nehmen, das in ihrem Gedächtnisse entstandene Abbild irgend eines Gegenstandes darzustellen, oder ohne Verlegenheit uns Kritzeleien, die sie aus Spielerei angefertigt haben, als Menschen, Tiere, Pflanzen usw. bezeichnen.

Ist das geometrische Ornament nicht das bis zur Unkenntlichkeit vereinfachte oder stilisierte Abbild eines realen Gegenstandes, so muß es, wie manche folgern, der Phantasie entsprungen sein. Diese Folgerung führt uns aber nicht zur Wahrheit, wie mich dünkt, denn sie würde uns zu der Annahme verleiten, jede geometrische Grundfigur sei der Hauptsache nach ein reines Erzeugnis des Denkprozesses. Nein, besonders im Anfange wird der primitive Mensch auf wesentlich andere Weise zu seinen Zierformen gelangt sein. So z. B. gaben beim Schminken vielleicht die Spuren, welche die mit Farbe beschmierten Finger der in einer Richtung fortbewegten Hand auf der Haut hinterlassen hatten, die Veranlassung zur Darstellung eines aus parallelen Strichen bestehenden Musters. Auf ähnliche Weise mag er zur Einverleibung des Kreises, der Ellipse, der Spirale usw. in seinen Formenschatz gelangt sein. Aber auch der Technik verdankt er jedenfalls manchen Fingerzeig, wenn auch nicht der des Webens und Flechtens.

Nicht nur bei allen Stämmen des Innern und des Südens, sondern auch in Westaustralien und anderen Teilen des Festlandes findet sich ein sehr häufig verwendetes Muster vor, das aus parallelen Rillen besteht und in größerem Umfange zur Verwendung kommt, als irgend ein anderes: gewöhnlich bedeckt es die ganze oder doch mindestens die halbe Oberfläche der mit ihm verzierten Gegenstände (Taf. XXIV, Fig. 1). Aus seiner Beschaffenheit an Geräten aus weichem Holze, wie Schilden, Mulden usw., läßt sich mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß es aus den gleichlaufenden Vertiefungen hervorgegangen ist, die bei der Bearbeitung des Holzes mit einem Schaber entstehen. Der einzige Unterschied zwischen diesen Furchen und denen des Ornamentes besteht nämlich in diesem Falle nur darin, daß letztere eine größere Regelmäßigkeit besitzen. Ich schließe diesen Absatz mit den Worten Joh. Rankes: „Regelmäßig, eurhythmisch, sich wiederholende Unregelmäßigkeiten, ja Fehler der technischen Herstellung werden zum Ornamente.“¹⁾

Neben den rein geometrischen Ornamenten kommen aber auch organische vor, wenn auch in weit geringerer Zahl. Als Vorbilder sind mit besonderer Vorliebe Tiere (oder Teile derselben) verwandt worden, die den Eingeborenen in hervorragendem Maße nutzbringend sind (Taf. XXXI, Fig. 9). Die Voll- und Teilbilder von diesen werden stets aus dem Gedächtnisse dargestellt und stehen der Mehrzahl nach in inniger Beziehung zum Kultus. Von ihnen läßt sich, wie mich dünkt, ein allmählicher Übergang zu reinen Symbolen verfolgen, die völlig geometrischen Figuren gleichen. Die Darstellungen von ganzen Tieren erscheinen oft stark stilisiert zu sein, was daher rührt, daß der Künstler nicht nach der Natur gezeichnet oder gemalt hat. Nebenbei bemerkt, verdankt die Kunst des Stilisierens von Tieren und Pflanzen wahrscheinlich dem Verfahren ihre Entstehung, konkrete Gegenstände aus dem Gedächtnisse darzustellen; wurde doch dem Künstler durch dieses Verfahren die Gelegenheit geboten, in seinem Werke seine ausgesprochene Vorliebe für die Regeln der Symmetrie zu äußern.

Wie der Eingeborene darauf gekommen sei, konkrete Gegenstände bildlich darzustellen, wird uns natürlich immer ein Rätsel bleiben. Nicht ganz ausgeschlossen ist es, daß die zufällig beim Schminken oder Anstreichen erhaltenen Händeabdrücke und die Wildfährten den ersten Anstoß zu Darstellungen nach der Natur gegeben haben.

Die Zahl der Symbole scheint nicht gering zu sein; vielleicht ist sie ebenso groß wie die der geheimen Zeremonien, denen sie ja höchst wahrscheinlich ihre Entstehung verdanken. Trotzdem sie nicht im entferntesten so aussehen, als seien sie Abbilder der Natur, so müssen wir sie doch wohl als das Ergebnis eines Darstellungsversuches des Gegenstandes (oder eines Teiles desselben) betrachten, für den sie als Zeichen dienen. Diesen Ursprung haben ja auch viele Symbole nordamerikanischer Indianerstämme genommen. So z. B. sollen die Delawaren den Himmel durch einen wagerechten Strich und einen darüber befindlichen Kreisbogen, den Kopf mit der Skalplocke durch einen Kreis und einen schrägen Strich usw. bezeichnen.

Dem eben Gesagten möchte ich noch hinzufügen, daß die Eingeborenen es nicht verstehen, die Abbildungen konkreter Gegenstände und die Symbole in nennenswerter Weise zu Gedankenmitteilungen zu benutzen; sie sind also nicht im Besitze einer Bilderschrift (Piktographie). Nicht gar selten hört man zwar die Ansicht, daß die Zeichen auf den Botschaftsstäben (message sticks) (Taf. XXVII, Fig. 6 u. 7) Schriftzeichen entsprächen. Dieses ist aber keineswegs der Fall, wie ich durch eingehende Erkundigungen festgestellt habe. Die Stäbe finden nur bei Veranlassungen Verwendung, die das Allgemeininteresse eines Stammes oder einer Horde in Anspruch nehmen; und man erachtet es

¹⁾ Joh. Ranke, Der Mensch.

als unerlässlich, daß die Botschaft mündlich in ihrem vollen Umfange übermittelt wird. Es ist demnach wahrscheinlich, daß die Gravierung höchstens erkennen läßt, daß der Bote als der Überbringer einer wichtigen Nachricht unverletzlich sei.

Die reinen Zierformen werden mit einigen Ausnahmen in geringer Weise willkürlich abgeändert; die Form der Symbole dagegen scheint viel beständiger zu sein.

Mit einem gewissen Rechte können wir von verschiedenen Stilarten der Südaustralier sprechen; der Übergang von einer Art zu einer anderen vollzieht sich jedoch so allmählich, daß zwischen den Zierformen zweier benachbarter Stämme kaum merkliche Unterschiede vorhanden sind.

Manche Zierformen sind weit verbreitet. So z. B. schmückten die Schilde zwischen der Küste im Süden und dem Macumba und Warburton River im Innern oft farbige Bogenlinien in gleicher Anordnung (Taf. XXXII u. XXXIII) und werden Muster aus gleichlaufenden geraden, gebrochenen oder wellenförmigen Rillen in Südaustralien, Victoria Neu-Südwaies und Westaustralien vielerorten häufig angetroffen.

Aus dem einfachen Rillenmuster sind übrigens höchst wahrscheinlich viele andere Muster hervorgegangen. In Zentralaustralien bedecken parallele Rillen die ganze Vorderseite der Schilde in der Längsrichtung (Taf. XXXIII, Fig. 1). In Westaustralien kommen Schilde vor, deren Vorderseite ebenfalls ein derartiges Muster ziert, das aber insofern eine Abweichung aufweist, als die vom einen Ende zum anderen laufenden Rillen in der Mitte eine Abknickung zeigen, d. h. zweimal gebrochen sind: Von diesem Muster können wir ohne große Mühe Übergänge zu Mustern aus gleichgerichteten Zickzack- oder Wellenlinien finden (Parierschilde im Süden des Kontinentes). Das Auffinden weiterer Übergänge wird uns gleichfalls nicht schwer werden, wie der Leser aus den beigegebenen Abbildungen von Waffen und Geräten zu entnehmen vermag.

Viele Zierformen, die bei anderen primitiven Völkern der Gegenwart und der Vergangenheit eine hervorragende Rolle spielen und gespielt haben, treten nur ausnahmsweise bei einigen Stämmen auf. Zu ihnen gehören vornehmlich Kreuze, Sterne, Winkel, Halbmonde, ganze Ellipsen, Polygone (mit Einschluß des Dreiecks und des Vierecks) usw. Konzentrische Dreiecke und Vierecke, 8- und S-förmige Figuren, ein- und wieder ausgerollte Spiralen, tangential verbundene Kreise („unechte Spiralen“) und viele andere Ornamentformen scheinen vollständig zu fehlen. Die Dreiecke und Vierecke, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren übrigens fast ausnahmslos durch eine Kreuzung verschiedener Linien-systeme entstanden.

Die Ornamentik hat sich unter den Eingeborenen der Kolonie nicht überall in derselben Richtung gleichmäßig entwickelt. An der Südküste zeigen sich die ersten Versuche, erhabene Muster zu schnitzen. Die größte Vollkommenheit in der Herstellung vertiefter Zierformen haben meines Wissens die Stämme im Süden des 27. Breitengrades erreicht. Bei dem großen Stamme der Arünta und seinen Nachbarn verwendet man einen besonderen Fleiß auf die Ausschmückung der handelnden Personen bei den geheimen Zeremonien und Corroborees durch Malereien und Bekleben mit Dunen oder Pflanzenwolle; während die Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens in der Regel außer einer Riefelung keinerlei Verzierung erhalten. Weiter nördlich bis zum Roper und Catharine River legen die Eingeborenen einen größeren Wert auf die Ausschmückung ihrer Sachen durch Malereien; vertiefte Ornamente dagegen sieht man gewöhnlich nur auf ihre Zaubergeräten. Die Stämme im nördlichen Küstengebiet haben vielleicht einen ausgeprägteren Schönheitssinn, als die des Innern. Doch legen ihre Waffen und Geräte nicht oft Zeugnis davon ab, und zwar aus dem Grunde, weil sich diese aus Mangel an größeren Flächen — Schilde,

Bumerangs und hölzerne trogförmige Wassergefäße werden nicht angefertigt — schlecht zur Anbringung von rohen Ornamenten eignen.

Ich gehe jetzt zur Besprechung der Kunstschöpfungen über, die am häufigsten auftreten, oder die zu den hervorragendsten ihrer Art gehören.

Wie ich schon erwähnt habe, wird der Körper nur bei zeremoniösen Veranstaltungen und Lustbarkeiten, wie geheimen Zeremonien, Aufnahme der jungen Burschen in die Gesellschaft der Männer und Tanzcorroborees, mit Dunen oder Pflanzenwolle herausgeputzt. Auch die Bemalung der Haut mit Figuren findet in der Regel nur bei diesen Anlässen statt. Da ich in einem der vorhergehenden Kapitel schon ziemlich ausführlich das Verfahren, Zierformen aus Dunen und Pflanzenwolle herzustellen, geschildert habe, so will ich hier nur erwähnen, daß die Hautmalereien meistens aus Kreisen, bumerang- und schlangenförmigen Strichen bestehen, aber wenig zur Geltung kommen, wenn sie im Verein mit den Ziergebilden aus Dunen oder Pflanzenwolle auftreten.

Von den Waffen ist es besonders der Schild, dessen Vorderseite man durch sorgfältig ausgeführte Malereien zu schmücken pflegt. Die Narryngeri verwenden zu diesem Zwecke nur rote und weiße Farben. Das beliebteste Muster für ihren großen Schild aus Gummibaumrinde bilden rote bogenförmige Striche auf weißem Grunde (Taf. XXXIII, Fig. 3). Die gewölbte Fläche ihres schmalen, dreikantigen Schildes dagegen versehen sie mit Malereien und Gravierungen. Jene bestehen in einem breiten, roten Bande, das ungefähr in der Richtung der Längsachse von oben nach unten läuft und sich an den Enden lanzettförmig erweitert, und in zwei ähnlichen Bändern, die dasselbe eine Spanne weit von den Schildspitzen kreuzen. Die von diesen Strichen gebildeten Felder haben einen weißen Anstrich und sind mit vertieften schlangen- und netzförmigen Linien bedeckt (Taf. XXXIII, Fig. 4 a). Die Diäri binden sich beim Bemalen ihres Schildes nicht streng an ein oder mehrere Zierformen. Ein Schild dieses Stammes, der sich in meiner Sammlung befindet, ist auf beiden Seiten mit breiten roten Strichen auf gelbem Grunde verziert. Das Muster der Vorderseite stellt vier Gruppen von Bogen konzentrischer Kreise dar. Die beiden an den Spitzen befindlichen sind durch einen in der Längsrichtung verlaufenden, 4 cm breiten Strich miteinander verbunden. Die Rückseite halbiert ein Strich, der sich von der einen Spitze über den Griff zu der anderen erstreckt. An den Enden schneiden denselben je zwei Bogen. Außerdem ist auf jeder Seite des Griffes, hart am Schildrande, ein gegen 35 cm langer Strich angebracht, der mit dem zuvor genannten die gleiche Richtung hat (Taf. XXXII, Fig. 2 a, b). Ein anderer Schild, den ich auf einem Lagerplatze von Diäri sah, die ihre Jagdgründe am Cooper haben, war mit drei Farben bemalt. Die Verzierung der Vorderseite bestand in der Mitte aus roten Bogen und Strichen im schwarzen Felde und an den Enden aus je einer roten T-förmigen Figur, die zum Teil schwarz umsäumt war, und die ein breites, unregelmäßiges gelbes Band von dem mittleren Teile des Musters trennte. Die gelb angestrichene Hinterfläche war rot umrandet und der Länge nach durch einen roten Strich halbiert (Taf. XXXII, Fig. 1 a, b). Charakteristisch für die meisten derartigen Muster bei dem genannten Stamme sind die fast beständig wiederkehrenden Bogen konzentrischer Kreise, deren Öffnung stets nach dem Rande gerichtet ist. Sie erinnern uns lebhaft an das Muster der Narryngeri für ihren Rindenschild. Die Stämme zwischen dem Fike River und Catherine River pflegen ihren Schild nur ausnahmsweise mit Figuren zu bemalen. In Sammlungen sieht man allerdings nicht selten Schilde derselben, die mit einer reichen Malerei versehen sind; sie erwecken jedoch den Verdacht, daß sie von den Eingeborenen herausgeputzt seien, nur um ihren Wert in den Augen des Sammlers zu erhöhen.

Bemalte Bumerang sind mir hin und wieder zwischen dem Fike River und dem Catherine River zu Gesicht gekommen. Man pflegt nur das stark

gekrümmte Ende mit farbigen Figuren zu schmücken. Bei den westlichen Arünta besteht die Malerei gewöhnlich in breiten weißen oder gelben Querstrichen. Ausnahmsweise ist sie etwas reicher auf der gewölbteren Seite. Am Finke River (Arüntagebiet) erwarb ich einen gut geschnitzten Bumerang, der auf der flacheren Seite des Vorderendes mit dreizehn weißen, querlaufenden Strichen und auf der entgegengesetzten mit einer schwarzen, weißsummten Schlangelinie und zahlreichen weißen Tupfen bemalt ist (Taf. XXXII, Fig. 6).

Die kleineren Speere bleiben stets schmucklos. Die größeren dagegen verziert man in einigen Gegenden mit Malereien. Bei den Arünta und anderen Stämmen des Innern ist der Schaft des großen Kriegsspeeres (Taf. XVIII, Fig. 5) rot und die Spitze schwarz; hin und wieder sind die beiden Teile durch einen weißen Ring voneinander abgegrenzt. Die Eingeborenen zwischen dem Catherine River und Roper River einerseits und der Nordküste andererseits legen mehr Wert auf die Ausschmückung ihres größten Speeres. Gewöhnlich färben sie die mit Wachs bedeckte Vereinigungsstelle der Spitze und des Schaftes gelb und bringen oberhalb und unterhalb derselben mit weißer Farbe Ringe oder auch andere Figuren an (Taf. XXXII, Fig. 5). Der Schaft muß dem Herkommen gemäß rot sein; aber nicht selten geben sie dem freien Ende desselben einen weißen Anstrich.

Die Keulen erhalten nur bei den nördlichen Stämmen durch Bemalung ein schöneres Aussehen. Besonders üben die Eingeborenen an dem breiten Ende der fischförmigen Keule ihre Kunst aus. Eines der schönsten Muster, das ich auf dieser Waffe sah, hatte man mit roter Farbe auf weißem Grunde hergestellt. Es war auf beiden Seiten gleich und bestand aus Rauten, halbmondförmigen Figuren, Querstrichen und einem aus winzigen Dreiecken und Vierecken zusammengesetzten Bande (Taf. XXXII, Fig. 3). Die kleine Keulenform pflegt man in der Mehrzahl der Fälle am Schlagende mit roten oder weißen Ringen zu umgeben (Taf. XXXIV, Fig. 4).

Bei den Waramunga und ihren Nachbarn ist es Sitte, den hölzernen Teil des Messergriffes zu bemalen. Fast nie fehlen weiße Tupfen auf rotem Grunde in dem Muster.

Die Geräte, welche täglich in Gebrauch sind, wie die zu verschiedenen Zwecken dienenden Holzmulden, die Grabstöcke usw., bekommen höchstens einen roten Anstrich. Der Grund, weswegen diese Gegenstände und die Teile der Waffen, die als Handhabe dienen, ohne Malereien bleiben, ist in der mangelhaften Beschaffenheit der Farben zu suchen, die wegen der unvollkommenen Bindemittel so schlecht haften, daß die mit ihnen ausgeführten Verzierungen schon durch bloße Berührung mit den Händen verwischt werden.

Was ich über die in Sammlungen befindlichen Schilde sagte, gilt vor allen Dingen auch für viele der Geräte. Eingeborene haben mir selbst trogförmige Wassergefäße und Schwingen zum Verkaufe angeboten, die nicht allein außen mit Malereien verziert waren, sondern auch innen einen dicken roten Anstrich besaßen, der natürlich wegen seiner geringen Haltbarkeit das Wasser oder andere Lebensmittel mehr oder minder stark verunreinigt haben würde.

Die zum Blasen dienenden Rohre versieht man im Norden, wo sie am häufigsten Verwendung finden, gern mit weißen Tupfen oder Ringen, den beliebten Mustern für alle stilkunden Gegenstände (Taf. XXXIV, Fig. 5).

Von den Schmucksachen pflegt man nur das etwa zwei Finger breite Haarband zu bemalen. Am verbreitetsten ist diese Sitte unter den nördlichen Stämmen. Dort färbt man die Vorderseite des Bandes gewöhnlich weiß und verziert sie dann mit einigen roten Querstrichen.

Die Brettchen, die viele Stämme bei gewissen Zeremonien aufrecht auf dem Scheitel befestigt haben, sind in mannigfacher Weise mit Kreisen, Schlangelinien, geraden Strichen oder Tupfen auf farbigem Grunde geschmückt. Ob

einige von diesen Figuren mit Totemzeichen identisch sind, vermag ich nicht zu sagen.

Nicht alle Malereien sind aber in erster Linie Ornamente. Zuweilen stößt der Reisende in wilden, abgelegenen Schluchten, die meistens einem Creek den Austritt in die Ebene gewähren, auf seltsame farbige Figuren an den Felswänden in der Nähe einer Wasserstelle (rockhole). Gewöhnlich rühren diese Malereien von Zauberern oder Stammesältesten her und stehen in der Regel in Beziehung zum Zauberwesen. Manche derselben stellen Totemzeichen dar.

Auffallend ist, daß diese Malereien sich besonders an Wasserbecken in wilden, versteckt liegenden Schluchten befinden, und zwar nicht selten auf den Innen- und Außenwänden kleiner Grotten. In der Nähe sollen sich manchmal Verstecke von „Corroboreestones“ und anderen Kultgeräten befinden. Vielleicht hält man dort auch die Zeremonien ab, auf welche die Malereien Bezug haben. Jedenfalls zollt man diesen Plätzen wegen ihres guten Trinkwassers, ihres Reichtums an Wild und ihres düstern Charakters eine gewisse Verehrung, was schon daraus hervorgeht, daß auf manchen derselben für Weiber und Kinder das Tabu ruht.

Der interessanteste Ort dieser Art, den ich besucht habe, ist die Schlucht mit dem Ooraminna rockhole (24° 10' südl. Br.). In den Fuß der Terrasse, die sich hart an dem Strudeloch erhebt, welches das Wasserbecken bildet, haben die wirbelnden Fluten eine niedrige, mehrere Meter tiefe Grotte gegraben. Die Decke derselben und die glatten Felsflächen in der Nachbarschaft sind mit zahlreichen Malereien bedeckt, von denen einige im Jahre 1898, bei meinem letzten Besuche des Ortes, in frischen Farben prangten, die Mehrzahl aber mehr oder minder verwischt war. Ein hohes Alter dürfen wir aber selbst den am schlechtesten erhaltenen Figuren nicht beimessen, da sich alle bemalten Felsparteien unter der höchsten Wassermarke befinden. Auf Taf. XVI sind eine Anzahl der am besten erhaltenen Figuren dargestellt.

Über die Bedeutung der meisten Figuren bin ich vollständig im unklaren. Einige sollen wahrscheinlich Tiere oder Pflanzen darstellen. Konzentrische Kreise treten sehr häufig auf; Dreiecke, Vierecke und Vielecke fehlen dagegen. Die weiße handschuhförmige Figur ist der deutliche Abklatsch einer mit Kalkbrei beschmierten Hand, und die beiden mit schwarzer Farbe ausgeführten Malereien, die wie Pfeilspitzen aussehen, sind die Abbildung einer Emufährte.

Ein Buschmann erzählte mir folgendes kleine Reiseerlebnis, welches darauf hindeutet, daß die Ältesten die Umgebung des rockhole mit dem Tabu belegt haben. Als er einst auf der Reise nach Alice Springs seinen Weg durch die Ooraminna-Schlucht genommen habe, hätte sich eine Lubra seiner Begleitung hartnäckig geweigert, ihm zu folgen, und erst nach vielem Zureden habe sie schließlich das verbotene Gebiet betreten, aber nur mit verbundenen Augen.

Weniger bedeutend sind die Malereien im Emily Gap, dem Felsentor, in welchem der gleichnamige Creek das im Innern allbekannte prächtige rockhole geschaffen hat. Ich besuchte diese Örtlichkeit im Jahre 1896 von den nördlichen Granithöhen aus. Damals bildete die Mitte der Schlucht einen kleinen See, der mich hinderte, bis in die Nähe der Malereien zu gelangen.

Ich nahm nur einige Figuren wahr, die aus einer größeren Zahl roter und weißer Striche in wechselnder Folge gebildet waren. Dieselben liefen von oben nach unten und besaßen etwa eine Länge von 1,5—2 m und eine Breite von 3 cm. Nach der Angabe von Spencer und Gillen stehen diese Figuren in Beziehung zu verschiedenen Totem.¹⁾

An Mannigfaltigkeit in den Figuren, obwohl nicht in den Farben, wetteifern die Malereien zu Adnirra (Waramunga-Gebiet) fast mit denen der Ooraminna

¹⁾ Spencer und Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*. Pag. 631 u. 632.

Ränge. Ich suchte diesen Platz auf meiner ersten Überlandreise in Begleitung des trooper Bennett von Barrow's Creek Station und eines Eingeborenen auf. Dieser Beamte hatte die Malereien vor Jahren aufgefunden; wie sich herausstellte, besaß er aber nur noch eine ganz unklare Vorstellung von denselben.

Von der Elbow Soakage im Tailor Creek aus ritten wir unter der Führung des Eingeborenen durch einen dichten Mulgascrub zu dem mittleren, knieförmig nach Norden vorspringenden Teile der Crawford Range und schlugen dort, wo der kleine Adnirra Creek aus der gleichnamigen Schlucht kommt, unser Nachtlager auf. Wie aus alten Lagerplätzen mit Resten von Hütten und Feuerstellen und ausgetretenen Pfaden, in denen der anstehende Fels an manchen Stellen deutlich geglättet ist, hervorging, diente der Platz Eingeborenen häufig als Aufenthaltsort. In dem kleinen Creek waren einige Wasserlöcher (rockholes) vorhanden, von denen das größere nie austrocknet, da es von einer in seinem Grunde befindlichen Quelle gespeist wird. Neben diesem „permanent rockhole“ befindet sich in der schroff abfallenden hohen Uferwand aus Sandstein eine kleine Grotte, die nur wenig höher gelegen ist als das Creekbett. Sie ist 1,10 m hoch, 3,59 m weit und 4,80 m tief. Den Boden bedecken Sand und Kohlestückchen, und die Decke ist von Rauch geschwärzt.

Die am besten erhaltenen und umfangreichsten Malereien finden sich an der glatten Uferwand, in der Umgebung des Grotteneinganges, vor. Eine Kopie, die ich von ihnen angefertigt habe, ist in dem Buche von Spencer und Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*, wiedergegeben. Sie bilden eine viereckige Figur, die aus gleichlaufenden schwarzen, roten und weißen Strichen besteht, und in Gruppen angeordnete konzentrische Kreise, von denen mehrere Systeme vermittels eines senkrechten Striches, der durch alle Mittelpunkte geht, miteinander verbunden sind. Die Wandung der Grotte schmückten nur einige Kreise. Außerdem bemerkte ich halb verlöschte Schlangenlinien, Füße mit vier Zehen, Kreise usw. an den Felswänden in der Nachbarschaft. Für diese Malereien ist charakteristisch, daß sie alle auf rotem Grunde und mit Ausnahme der beschriebenen viereckigen Figur, in weißer Farbe ausgeführt sind. Der Eingeborene, welcher uns begleitete, sagte mir, die Figuren neben dem Grotteneingang rührten von einem alten, noch lebenden Manne her. In einem Jahrzehnt werden die Fluten des Creeks sie wohl wegwaschen haben. Die meisten halb verlöschten Malereien sind über der höchsten Wassermarke angebracht. Über ihr Alter konnte ich nichts erfahren. Ich glaube aber nicht, daß sie schon vorhanden waren, als die ersten Weißen in diese Gegend gelangten; da sie durch keine Felsenvorsprünge oder dergl. vor dem Einflusse der Witterung geschützt sind.

Wie die Ooraminnaschlucht, so ist wahrscheinlich auch dieser Ort ein geweihter. Gillen sprach mir gegenüber die Vermutung aus, daß die konzentrischen Kreise usw. in der Umgebung der Grottenöffnung auf den Honigameisen-Totem Bezug hätten.

Im folgenden werde ich die Malereien am rockhole im Twenty-Mile Creek und am Frew River beschreiben. Dieselben waren bisher unbekannt.

Als ich im Jahre 1897 auf einem abenteuerlichen Ritt mit zwei Buschleuten und einer Anzahl Männer und Weiber vom Kaititjestamme nach dem westlichen Ende von Reynold's Range gelangt war und am Twenty-Mile Creek lagerte, entdeckte ich an der steilen, glatten Granitwand, die das rechte Creekufer neben dem unteren rockhole bildet, einige mit schwarzer Farbe angefertigte Figuren (Taf. XVII, Fig. 6—9). Die bemerkenswerteste stellt einen Menschen mit gespreizten Beinen und in die Seiten gestemmt Armen (Tanzstellung) dar. Die größte Figur ist aus einer Anzahl geraden und krummen Linien in scheinbar willkürlicher Weise zusammengesetzt. Unter ihr bilden hufeisen- und hakenförmige Striche eine Reihe. Diese Haken treten dem Anschein nach nicht selten unter den Malereien der Australier zu beiden Seiten der Mac Donnell Ranges auf.

So z. B. sind sie in den Sandsteingrotten zu Arcoillina (westl. vom Finke River) beobachtet worden, und bemerkte ich sie in der Ooraminna-Schlucht. Die übrigen Figuren sind ein wenig einfacher als die größte Figur und lassen ebenfalls nicht erkennen, was sie vorstellen sollen.

Auch diese Malereien werden nicht von langer Dauer sein, da jede hohe Flut sie bedecken würde. Erwähnen will ich, daß die Trümmer, die von dem Zusammensturz eines Teiles der Granitwand herrühren, eine Art Grotte geschaffen haben. Ob auf diesem Orte das Tabu ruht, vermag ich nicht zu sagen. Einige der uns begleitenden Weiber gingen auf Geheiß der Buschleute, wenn auch mit großem Widerstreben, nach dem rockhole zum Wasserholen. Da unsere dunklen Begleiter nicht zu dem Stamme gehörten, auf dessen Gebiet wir uns aufhielten, so hatten sie vielleicht keine volle Kenntnis von der Bedeutung, die die dortigen Bewohner der Schlucht beimessen.

Die Malereien am Frew River fand ich einige Monate später auf, als die am Twenty-Mile Creek. Etwa 1 km westlich von den Ruinen der Viehstation am Frew River ragt ein gegen 4 m hoher Sandsteinfelsen klippenartig aus einem kleinen, tief in das Gestein gegrabenen Creek. Durch Verwitterungsprozesse ist er ausgehöhlt worden. An seinem Fuße befindet sich im Creekbett eine muldenförmige, glattwandige Vertiefung, die fraglos das Becken eines unbedeutenden rockhole darstellt. Die grottenartige Höhlung hat einen flachen Boden und eine unregelmäßig gewölbte Decke. Sie ist 3 m weit, 2—3 m tief und vorn 2 m hoch. An der Deckenwölbung erblickt man außer Schwalbennestern eine Anzahl schwarzer Figuren, von denen der größere Teil gesetzmäßig gebildet ist, der Rest aber wie eine sinnlose Kritzelei aussieht (Taf. XVII, Fig. 10—18). Auf dem Boden der Höhlung lagen angebrannte Holzstücke und Kohle umher. Jedenfalls befanden sie sich dort schon seit Jahr und Tag, da die Schwalbennester nicht geschwärzt waren, während die Decke ein ganz verräuchertes Aussehen hatte. Ich konnte nichts Näheres über die Malereien erfahren, da ich von den dortigen Eingeborenen scheu gemieden wurde. Die Örtlichkeit mit dem tief eingegrabenen Creek, dem rockhole und der grottenartigen Höhlung deutet jedoch darauf hin, daß wir es auch in diesem Falle wahrscheinlich mit Zeichen zu tun haben, die zu irgend einem Totem in Beziehung stehen.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch, daß Spencer und Gillen Malereien beschrieben haben, die auf dem vorher mit Menschenblut gehärteten Boden ausgeführt worden waren.¹⁾ Mir sind solche nicht zu Gesicht gekommen.

Wenden wir uns jetzt zu den Gravierungen, der anderen Hauptart der Kunstschöpfungen des Eingeborenen.

Wie schon gesagt, haben wir die Gravierungen auf den „Corrobboreestones“ und den Schwirrhölzern als die Symbole oder die Abbildungen der Tiere, Pflanzen und unbelebten Gegenstände zu betrachten, von denen der Eingeborene glaubt, daß er in geheimnisvoller Weise mit ihnen verbunden sei. In den meisten Fällen sind sie streng symmetrisch auf der Fläche verteilt und bilden konzentrische Kreise, Spiralen, halbe Ellipsen usw. oder Figuren, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Gegenständen haben, die sie darstellen sollen. Da diese Gravierungen in erster Linie nicht zur Verzierung, sondern zur genauen Bezeichnung der Kultgeräte dienen, und eine größere Zahl dieser Geräte schon in Kapitel VII genau beschrieben ist, und ferner auch die zu unlauteren Zwecken bestimmten Zaubersteine und Zauberhölzer, die weit seltener eingegrabene Figuren aufweisen, in dem gleichen Kapitel schon eingehend besprochen sind, so halte ich es für überflüssig, hier noch einmal näher auf die Gravierungen der Gegenstände des Ritual- und Zauberwesens einzugehen; ich wende mich

¹⁾ The Native Tribes of Central Australia u. The Northern Tribes of Central Australia.

daher zur Besprechung der Gravierungen, die fraglos einzig und allein zur Zierde dienen sollen.

Zuvor führe ich hier noch einmal an, daß vertiefte Ornamente unter allen Stämmen der Kolonie vorkommen, und zwar in einem sehr ungleichen Grade der Häufigkeit, daß sie sich nördlich des Roper und des Catherine River im wesentlichen auf Gegenstände des Ritual- und Zauberwesens, Botschaftsstäbe und das als Trompete dienende Bambusrohr beschränken, und daß sie in den übrigen Teilen der Kolonie, besonders in der Gegend des Lake Eyre, auch Waffen zieren.

Das verbreitetste und am häufigsten vorkommende Muster ist das wiederholt genannte Rillenmuster, welches aus gleichgerichteten, in gleichen Abständen befindlichen Vertiefungen von gleicher Breite besteht. Die Stämme des Innern, welche nördlich des 25. Breitengrades ihre Heimat haben, verzieren die Schilde, die Bumerang, die großen einteiligen Kriegsspeere, einige Keulen und die Mehrzahl der Holzmulden mit demselben. Auf den Waffen laufen die Rillen in der Längsrichtung; auf den Gefäßen suchen sie diese Richtung ebenfalls innezuhalten, soweit die Wandungen es erlauben. Auf den Gegenständen die aus hartem Holze gearbeitet sind, wie den Speeren, den Bumerang, den Keulen und einer verschwindend geringen Zahl von Mulden, haben sie durchschnittlich eine Breite von 4 mm, während sie auf den Schilden und den meisten Mulden, die aus dem sehr weichen Holze des „bean-tree“ (*Erythrina vespertilio*) angefertigt zu sein pflegen, im Durchschnitt 8—14 mm breit sind. Der Steg, den je zwei Rillen zwischen sich frei lassen, ist recht schmal (1—2 mm). Die Bewohner des Lake Eyre-Gebietes verwenden ebenfalls das einfache Rillenmuster, die Diäri und ihre Nachbarn aber nur, so viel ich weiß, für die stielrunden Keulen, die Schilde und die Gefäße. Im Osten des Sees sind übrigens, so weit ich es beurteilen kann, die Rillen auf den runden Keulen, den Schilden und der Innenseite der Gefäße auffallend schmal: ihre Breite pflegt zwischen 1,5 mm und 3 mm zu schwanken. Bei den Narryngeri habe ich das Muster nur auf der zwei Spannen langen Wurfspeere bemerkt. Daß es vielleicht noch sonstwo an der Südküste der Kolonie vorkomme, darauf deutet eine im Adelaider naturhistorischen Museum aufbewahrte Keule hin, die der Etikette nach von der „Great Bight“ stammt. Die Küstenbewohner des Nordens scheinen es nicht zu kennen.

Weniger einfache Gravierungen, die ausschließlich zur Zierde dienen, kommen in der nördlichen Hälfte der Kolonie äußerst spärlich vor, in der südlichen dagegen werden sie stellenweise recht häufig angefertigt.

Bei den Artinta im Südwesten und Süden ihres Stammesgebietes sieht man hin und wieder schon stielrunde und flache bumerangförmige Keulen, die mit einem anderen, vielfacher zusammengesetzten Muster, als das aus lauter gleichlaufenden Rillen bestehende, geziert sind (Taf. XIX, Fig. 12 u. Taf. XX, Fig. 2). Hervorheben möchte ich aber, daß sehr viele dieser Waffen fraglos durch Tauschhandel zu dem Stamme gelangen. In der Gegend des Lake Eyre, namentlich im Osten des Sees, treten die gravierten Muster bereits in großer Mannigfaltigkeit auf. Sie dienen dort fast ausschließlich zur Verzierung der oberen, gewölbteren Seite der Bumerang und bumerangförmigen Schlagkeulen.

Bei den Diäri sind die in Rede stehenden Gravierungen weniger oft aus krummen Linien gebildet, als die, welche die „Corrobboreestones“ und die Schwirrhölzer der meisten Stämme des Innern kennzeichnen. Konzentrische Kreise und Spiralen scheinen zu fehlen. Von den krummen Linien findet die Schlangenlinie am häufigsten Verwendung. Gewöhnlich treten längere gerade oder gewundene Linien zu Bändern zusammen, und zwar oft auf recht verschiedene Weise (Taf. XX, Fig. 1, 3, 4). Bald bestehen diese Bänder aus einer Anzahl gleichlaufender Linien, bald aus aneinander gereihten spindelförmigen

Figuren, die mit Längslinien gefüllt sind, bald aus zwei gleichgerichteten Linien und einer großen Zahl kurzer Linien, die den Zwischenraum jener in wechselnder Weise bedecken.

Was die Verteilung der Bestandteile des Musters auf der Fläche anbetrifft, so erstrecken sich die Bänder entweder ununterbrochen (Taf. XX, Fig. 3), oder in der Mitte durch ein gerades oder geschlängeltes Querband geteilt (Taf. XX, Fig. 1), symmetrisch vom einen Ende der Waffe zum anderen.

Bei den Narryngeri findet man heutzutage Gravierungen nur auf der Vorderfläche des dreikantigen Parierschildes und auf dem Griffende einiger Keulen vor. Wie ich bereits mitgeteilt habe, bedecken Schlangelinien und Netzornamente die von der roten Malerei gebildeten, weiß angestrichener Felder (Taf. XXXIII, Fig. 4a). Dieses streng symmetrische, aus Malerei und Gravierungen zusammengesetzte Muster scheint in seinen Grundformen ein hohes Alter zu besitzen. Mehr oder minder große Abweichungen von demselben kommen selbstverständlich nicht selten vor; wesentlich andere Muster für den Schild sind aber, so viel ich weiß, nicht bekannt, oder nicht mehr bekannt. Die Gravierungen auf den Keulen gehören zu den einfachsten ihrer Art; gewöhnlich bestehen sie aus netzförmig angeordneten geraden Linien. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Narryngeri früher ihre Kunst in der Herstellung vertiefter Zierformen nicht auf die genannten Waffen beschränkt haben. Vielleicht diente sie ihnen auch zur Schmückung ihrer Wurfhölzer. Im naturhistorischen Museum zu Adelaide befindet sich nämlich ein derartiger Gegenstand, auf dessen abgeflachtem Teile der Oberseite eine Anzahl feiner geschlängelter Rillen angebracht ist (Taf. XXII, Fig. 4).

Wie schon gesagt, habe ich nicht festzustellen vermocht, ob die eingeschnittenen Gravierungen wirklich in einigen Fällen mit einem nicht aus Eisen bestehenden Werkzeuge angefertigt werden; ich beschränke mich daher darauf, nur die eingeschnittenen Figuren auf zwei Botschaftsstäben zu beschreiben.

Der eine Botschaftsstab ist ein 11,5 cm langes Stückchen Bambusrohr, dessen Epidermis an den Enden in einer Länge von 2,5 cm abgekratzt ist (Taf. XXVII, Fig. 7). Es wurde von den Wagatsch zu den Malack-Malack mit der Bitte um Tabak geschickt. Den anderen erwarb ich von einem alten angesehenen Waramunga in der Gegend der Rennerssprings Station. Er bildet ein flaches, 14 cm langes und 2,3 cm breites Stäbchen, das einem Schwirrhölze mit gerade abgeschnittenen Enden gleicht (Taf. XXVII, Fig. 6). Wie mir gesagt wurde, ließ ein Mann durch den Boten, dem er den Stab mitgegeben hatte, einen weit entfernten Bekannten zu sich rufen.

Wie in der Form, so weichen die beiden Botschaftsstäbe auch in der Gravierung beträchtlich voneinander ab. Den mittleren von Epidermis überzogenen Teil des Bambusröhrchens bedecken große, aneinander hangende Dreiecke und Vierecke, die mit einer feinen netzförmigen Einritzung ausgefüllt sind. Der flache Stab ist ganz mit Einschnitten bedeckt. Auf der einen Seite läuft von einem Ende zum anderen ein aus paarigen Kerben zusammengesetztes Zickzackband, in dessen winkligen Einbuchtungen zwei, drei oder vier Kerben fast senkrecht zur Mittellinie eingeschnitten sind. Das Muster der anderen Seite ähnelt diesem. Eine wesentliche Abweichung besteht in einer kreuzförmigen Einkerbung, die in das Band eingeschaltet ist.

Im Anschluß an die eben besprochenen Gravierungen will ich ein paar Worte über die „Rindenzeichnungen“ sagen, die mir auf meinen Reisen zu Gesicht gekommen sind.

Es war am Daly River. Auf einer Streiferei im Dschungel des linksseitigen Ufers hatte mich ein Eingeborenenpfad zu einem großen Lager von Pongo-Pongo geführt. Aus den Stämmen vieler Bäume des Platzes war die Rinde an ein oder mehreren Stellen in der Form von Menschen oder Tieren

ausgeschnitten (Taf. XVII, Fig. 1—5). Manche der Figuren stellten Männer mit einem abnorm langen Penis dar. Die gelungenste aller Figuren gab ziemlich getreu die Umrisse eines Buschmannes mit einem großen Schlapphute wieder, der einen Stock drohend in der Rechten hält. Auch die Darstellung eines Alligators legte Zeugnis ab für die Geschicklichkeit des Schnitzers. Auffallender Weise waren die Augen neben dem Kopfe angebracht.

Eingeritzte Ornamente kommen ein wenig häufiger vor, als die „Rindenzeichnungen“. Gewöhnlich handelt es sich um Ringe, netzförmige Figuren oder Bänder, die aus Querstrichen bestehen. Zierformen dieser Art sah ich hin und wieder auf dem vorderen Ende des Jagdspeerschafes der Arünta (Bänder), der Bambustrumpete nördlicher Stämme (netzförmige Einritzungen Taf. XXXIV, Fig. 5), dem knöchernen Nasenstab der Eingeborenen, zwischen dem Finke River und dem Roper River (Ringe) und einem Botschaftsstab der Wagatsch (netzförmige Einritzungen Taf. XXVII, Fig. 7).

Mit Brandmalerei versehene Gegenstände sind mir unter den Eingeborenen, wie schon erwähnt, nur einmal zu Gesicht gekommen. Es waren fünf eine Spanne lange Zauberstäbchen, „pointing sticks“, die aus der Gegend von Haast Bluff (westliches Ende der Mac Donnell Ranges) stammten. Ihre Verzierung bestand in wenig sorgfältig eingebrannten Spirallinien (Taf. XXX, Fig. 4). Im Westen des Spencer Golf scheint man für diese Verzierungsweise eine größere Vorliebe zu haben. Im Adelaiders naturhistorischen Museum befinden sich nämlich verschiedene Waffen mit „Brandmalerei“ aus der Gegend der Großen Australischen Bucht. Von diesen lenken besonders eine Keule mit Zickzack- und Netzornament aus Kettenlinien (Taf. XIX, Fig. 6) und ein Bumerang mit halbmondförmigen Figürchen (Taf. XIX, Fig. 14) die Aufmerksamkeit auf sich.

Erhabene Zierformen beobachtete ich nur am Lake Alexandrina. Sie sind höchst einfacher Natur und dienen hauptsächlich dazu, das Griffende der Wurf- und Schlagkeulen zu schmücken. Zu den einfachsten Erzeugnissen dieser Art können wir flache Ringe mit steilen Seitenflächen rechnen, die von der Umgebung, mit der sie in gleicher Höhe liegen, durch allmählich sich verlierende Vertiefungen getrennt sind (Taf. XIX, Fig. 8 [oben]). Nicht selten ist die Oberfläche dieser versenkten Reliefs mit einem engmaschigen Netzornament aus schmalen Kerben bedeckt. Indem die Narryngeri die äußeren Kanten dieses Ringornamentes entfernen und die Oberfläche dachförmig oder gewölbt machen (Taf. XIX, Fig. 7, 10, 11), erhalten sie zwei neue Zierformen, aus denen sich die Mehrzahl der übrigen ableiten läßt. So z. B. geben sie den Seitenflächen des dachförmigen Reliefs sehr häufig eine ungleiche Breite. Lassen sie die eine der beiden Flächen steil abfallen, während sie die andere breit abschragen, so entsteht ein Gebilde, das die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat (Taf. XIX, Fig. 8). Hinten endet der Stiel in der Regel in einen spitzen Knauf (Taf. XIX, Fig. 7, 8, 10, 11). Auch diesen können wir uns aus einem Ringe mit gewölbter oder kantiger Oberfläche hervorgegangen denken: wir brauchen uns nur vorzustellen, der Schnitzer habe das äußerste Ende des Stieles so zugespitzt, daß es mit dem angrenzenden Ringe zu einem Gebilde verschmolzen sei, welches mehr oder minder kegelförmig ist. Außer den angeführten Ziergliedern tritt hin und wieder eine Schnitzerei auf, welche einem Schraubengewinde gleicht (Taf. XIX, Fig. 6); daß es in seiner Bildung dem dachförmig zugeschnittenen Ringe nahe verwandt ist, erkennt man auf den ersten Blick.

Was die Anordnung und Verteilung der Ziergebilde betrifft, so nimmt gewöhnlich eine Anzahl gleichartiger das freie Ende des Stieles (hinter der Rauigkeit für die Hand) in einer Länge von 10—15 cm ein. Zuweilen hat die Schnitzerei in ihrer Gesamtheit eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Tannzapfen (Taf. XIX, Fig. 11), wenn die einzelnen Teile gegen das Stielende hin kleiner und kleiner werden.

Die meisten der angeführten Zierformen erheben sich mehr oder minder über das Niveau der Umgebung. Wenn wir wollen, können wir den zuerst genannten Ring als eines der Glieder betrachten, welche die vertieften mit den erhabenen Schnitzereien verbinden.

Auf einer der ersten Seiten dieses Kapitels habe ich gesagt: „Die Werke der Bildneri, die frei hervortreten in abgeschlossener Körperlichkeit, und deren Vorbild der Natur entnommen ist, gehören zu den größten Seltenheiten“. Auf der Missionsstation Kilalpanina sah ich einen roh aus Holz geschnitzten Pelikan, dessen Rumpf ungefähr die Gestalt und Größe eines Bumerangs hatte. Er befand sich im Besitze eines Weißen und sollte das Werk eines Diäri sein. Weit kunstvollere Erzeugnisse von Eingeborenen befinden sich im Adelaid Museum für Naturkunde. Es sind Wurfkeulen aus der Gawler Range, in dessen verdicktes Vorderende ein menschliches Gesicht mit einer sehr großen Judennase geschnitten ist. Dasselbe gleicht auffallend den Fratzen, die zuweilen Spazierstöcke und hölzerne Tabakspfeifen zieren. Wäre nicht Herr A. Zietz, der verdiente Direktor des Museums, der Gewährsmann für die Herkunft der Keulen, so würde ich geneigt sein, sie für die Arbeit eines weißen Künstlers zu halten. Wir müssen aber annehmen, daß derartige Keulen in der betreffenden Gegend nicht allgemein angefertigt werden, sondern das Werk von ein oder mehreren Eingeborenen sind, die längere Zeit in Verkehr mit Weißen gestanden haben. Daß es solche hochbegabte Leute selbst unter Eingeborenen gibt, deren künstlerische Leistungen durchaus nicht zu den besten der Rasse gehören, beweist der von einem Manne aus dem Innern der Kolonie geschnitzte Spazierstock, den Th. Worsnop in seinem Buche „The Prehistoric Arts, Manufactures, Works, Weapons etc.“ abgebildet hat.

Wie wir gesehen haben, treffen wir nicht selten Gegenstände an, die auf zweierlei Weise verziert sind, so z. B. bei dem Diäri die Schilde (mit Rillen und Malerei), bei den Narryngeri die Wurf- und Schlagkeulen (mit erhabenen und vertieften Ziergebilden) und bei den nördlichen Stämmen die Bambustrompete (mit Einritzungen und Malerei). Fast überall ist es dagegen Sitte, viele der auf irgend eine Art durch Gravierungen geschmückten Gegenstände mit einem farbigen Anstriche — gewöhnlich aus rotem Ocker bestehend — zu versehen.

Die in dieses Kapitel gehörenden Kunstschöpfungen sind fast ausnahmslos das Werk der Männer. Die Weiber leisten in der bildenden Kunst ebenso wenig wie in der Herstellung von Geräten. Gravierungen fertigen sie nie an, und mit der Malerei befassen sie sich nur ganz ausnahmsweise. Nur einige Male sah ich Lubra, die anlässlich eines Todesfalles oder einer Tanzerei ihre Haut bemalt hatten. Außerdem beobachtete ich, wie eine Arünta mit Kalkbrei auf einem beruften Stück Rinde malte. Die dargestellte Figur hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit einem fliegenden Insekt. Auf meine Frage, was das Gemalte zu bedeuten habe, gab mir die Lubra jedoch zur Antwort: „It means nothing“.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das, was in diesem Kapitel gesagt ist, so können wir uns nicht verhehlen, daß die künstlerischen Leistungen der Eingeborenen auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Wir dürfen aber nicht die Behauptung aufstellen, es sei deshalb bei den ersten Anfängen in der bildenden Kunst geblieben, weil die Anlagen zum Malen, Zeichnen und Schnitzen äußerst gering seien. Ich glaube, wir haben die Ursachen, warum diese Leistungen so unbefriedigend sind, in der eigentümlichen geistigen Veranlagung des Eingeborenen zu suchen: er ist ziemlich gewandt im Nachahmen, aber auffallend schwerfällig im Ersinnen von Neuerungen. Überdies hält er, solange er sich in seinem Naturzustande befindet, ungemein fest am Althergebrachten. Wie bei manchen anderen Völkern, so bedarf es auch bei unseren Australiern einer Anregung von

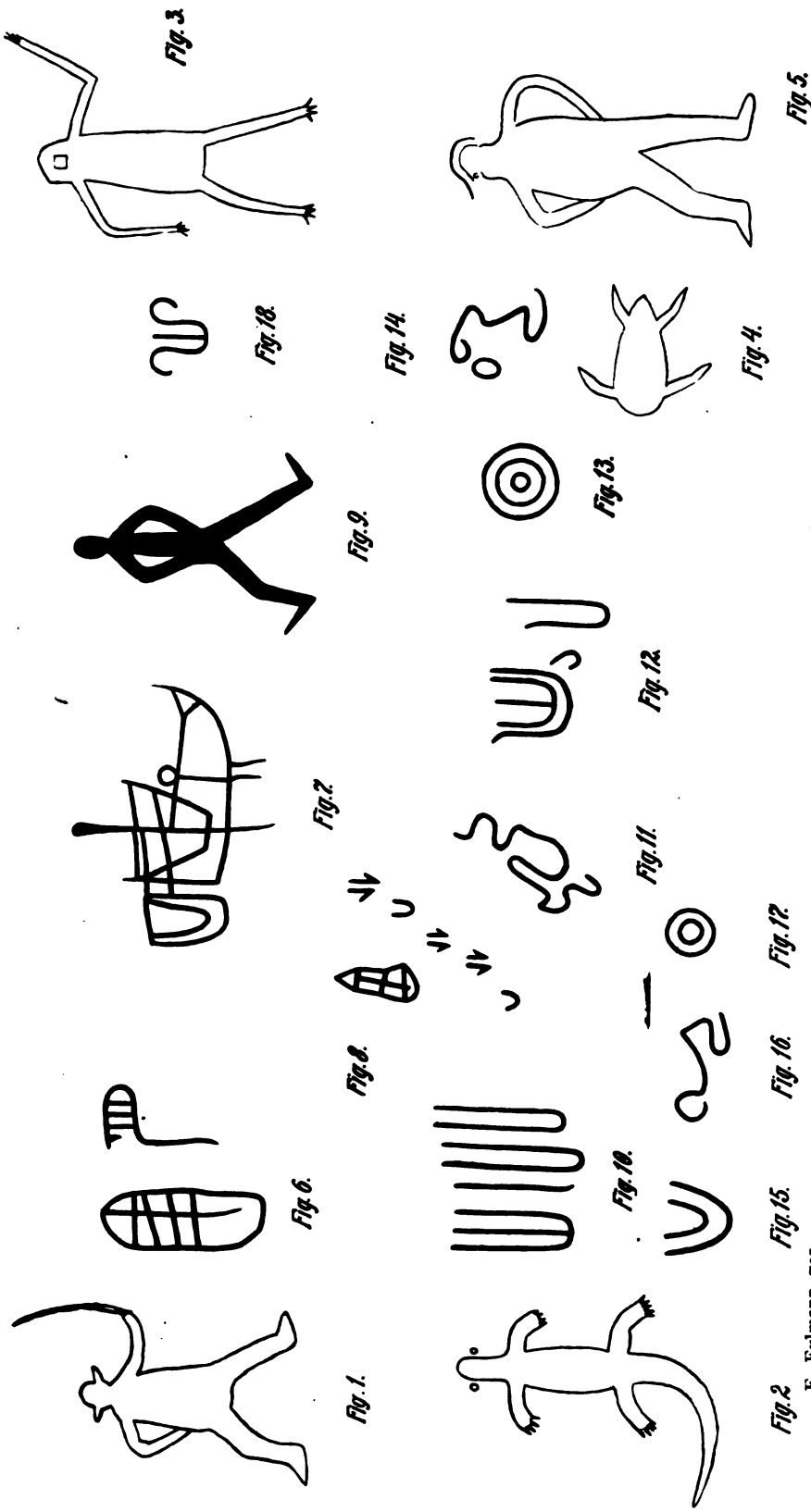


Fig. 1—5 in Baumstämme geschnittene Zeichnungen am Unterlaufe des Daly River (Land der Pongo-Pongo).
 Fig. 6—9 Malereien auf einer Felswand am Twenty-milo Creek.
 Fig. 10—18 Malereien auf einer Felswand am Frew River.

E. Eylmann gez.

Fremden, die auf einer höheren Stufe der Entwicklung stehen, wenn es zu nennenswerten Fortschritten in der geistigen und materiellen Kultur kommen soll. „Boys“, die nie Zeichenunterricht gehabt hatten, setzten oft Weiße durch ihre gut ausgeführten Bleistiftskizzen in Erstaunen. Auch sind manche Beispiele bekannt, daß Eingeborene, die längere Zeit im Verkehr mit Europäern gestanden hatten, ohne jede Anleitung eigenartige, aber für einen „Wilden“ ganz vortreffliche Schnitzereien anfertigten. Auf der Telegraphenstation an Barrow's Creek hörte ich, daß einst ein Kaititje das Stationsgebäude und seine Bewohner mit so großem Geschick abgezeichnet habe, daß jede Person deutlich erkennbar war. Er muß ein geborener Künstler gewesen sein, denn vor seinem kurzdauernden Aufenthalte auf der Station hatte er bei seiner Horde im Busch gelebt; ihm war also kein Unterricht im Zeichnen zuteil geworden. Ich hatte leider nicht das Glück einen so hochbegabten Eingeborenen kennen zu lernen. Die auf Tafel XXXIV (Fig. 3) wiedergegebene Federzeichnung hat ein älterer Zögling der Missionsstation Point Macleay für mich angefertigt, um mir zu zeigen, wie seine Stammesgenossen beim Fischfang mit ihrem großen Netze verfahren. Ob er in seiner Jugend von Taplin¹⁾ im Zeichnen unterrichtet worden ist, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls sind ihm aber häufig Abbildungen zu Gesicht gekommen. Die auf der gleichen Tafel befindlichen Figuren 1 und 2 sind Kopien von Bleistiftzeichnungen eines jungen, von der Kultur der Weißen ganz unberührten Plinara. Ich weiß nicht, wie weit es die Kinder von Eingeborenen im Zeichnen bringen könnten, wenn sie guten Unterricht darin bekämen; ich bin aber überzeugt, daß ihre Leistungen nicht von denen weißer Kinder allzusehr in den Schatten gestellt würden.

¹⁾ Der Gründer der Missionsstation.

Kapitel XXIV.

Die Krankheiten und die Krankenbehandlung.

Der Eingeborene erträgt seine körperlichen Leiden mit bewundernswürdigem Stoizismus: unter den Erwachsenen jammern und klagen höchstens die Weiber im Übermaße des Schmerzes. Hülfe sucht er nur ausnahmsweise bei den Missionaren und den übrigen weißen Ansiedlern, selbst wenn diese so freigiebig wie möglich mit Arzneien sind; zu den Zauberern seines Stammes dagegen hat er ein unbegrenztes Vertrauen. Der Kranke entzieht sich gern den Blicken des Fremden, und sowohl er, als auch seine Angehörigen geben nur widerwillig auf die Fragen Antwort, die Bezug auf das Leiden haben. Was der Grund dieses Verhaltens ist, vermag ich nicht anzugeben. Vielleicht fürchtet er, der in seinem Aberglauben viele Krankheiten und Todesfälle Zauberkünsten übelwollender Menschen zuschreibt, daß der Fragende ihm schaden wolle. Handelt es sich um eine Erkrankung, die in auffallender Weise das Äußere des Körpers verändert hat, so fühlt er sich jedenfalls gekränkt, daß man die Rede auf seine Entstellung bringt, welche er mehr oder minder als eine unverdiente Schmach empfindet. Mitleid erwartet er natürlich von keinem Menschen, da sein Zustand selbst seinen Genossen gar häufig Veranlassung zu Neckereien oder Verspottungen gibt. So z. B. wurde auf der Missionsstation Kilalpanina ein junger Bursche, der ein Bein verloren hatte, fortwährend von den Weibern gehänselt, daß er ein Krüppel sei. Als ich ihn eines Tages fragte, wie er sich den Verlust des Beines zugezogen habe, machte er ein tieftrauriges Gesicht und bat mich, keine derartigen Fragen wieder an ihn zu richten. Ein anderer Eingeborener der Station, dem vor Jahren ein Gewehr beim Abfeuern zersprungen war, wobei ein Splitter einen Teil seiner Oberlippe weggerissen hatte, trug beständig eine Binde über der verunstalteten Stelle. Anfangs suchte er jedes Zusammentreffen mit mir ängstlich zu vermeiden, und später, wenn ich mit ihm sprach, hielt er den Kopf immer so, daß ich nur eine Seite des Gesichtes sah. Seine Genossen hatten ihm den Spitznamen „Flintenmund“ gegeben.

Die Wunden und Geschwüre sind gewöhnlich in hohem Grade durch Erde, Asche, Ocker und Fett verunreinigt, die im Verein mit den Sekreten nicht selten eine dicke, übelriechende Kruste bilden. Zu einer gründlichen Säuberung der leidenden Teile könnte man die meisten Kranken nicht einmal durch kleine Geschenke veranlassen. Ist die Haut durch Effloreszenzen irgend welcher Art in etwas auffallender Weise verändert, so beschmiert er sich gern mit rotem Ocker, wie schon erwähnt, um sein Äußeres weniger unvorteilhaft erscheinen zu lassen.

Trotz meines jahrelangen Aufenthaltes in der Kolonie war es mir nicht

möglich, mich mit den Hauptkrankheitsformen der Eingeborenen bekannt zu machen. Der Leser wird dies wohl nach dem oben Gesagten begreiflich finden.

Ich beginne meine Darstellung mit den Mißbildungen. Wie viele im Naturzustande lebende Völker, so tötet der Australier die Kinder, welche mit einem auffallenden Formfehler geboren werden. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß wir unter der Urbevölkerung Südaustraliens selten oder nie Leute sehen, die durch eine Hasenscharte, rudimentäre Gliedmaßen, Klumpfüße, überzählige Finger und Zehen usw. verunstaltet sind. So viel ich in Erfahrung zu bringen vermochte, gehören derartige Mißbildungen durchaus nicht zu den größten Seltenheiten; es scheint aber, daß sie nicht so oft auftreten, wie bei uns. Auf der Telegraphenstation Alice Springs wurde mir ein halbjähriges Kind gezeigt, welches einen Klumpfuß hatte. Daß es der erwähnten Sitte nicht zum Opfer gefallen war, hatte es jedenfalls dem Einflusse der Weißen zu verdanken, von denen die Mutter den größten Teil ihrer Lebensmittel erhielt. Dies ist die einzige angeborene Mißbildung, abgesehen von einfachen Anomalien, die ich an einem Eingeborenen beobachtet habe.

Im nachstehenden führe ich einige hierher gehörige Fälle an, die mir von zuverlässigen Weißen mitgeteilt worden sind. Auf der Missionsstation Hermannsburg gebar eine christliche Lubra Zwillinge, die die Angehörigen der Wöchnerin sofort ins Feuer warfen, weil sie dieselben für kleine Teufel hielten. Wie ich von Weißen der Station erfuhr, handelte es sich um Mißgeburten. Worin aber die Formfehler bestanden haben, konnte ich nicht genau feststellen. Herr Bogner der älteste der Missionare behauptete, die Kinder hätten einen auffallend großen Kopf und ein „entstelltes“ Gesicht gehabt. Ende der achtziger Jahre soll zu der Elkidra-Station ein erwachsener Eingeborener gekommen sein, der wegen seines mißgebildeten Gesichtes Aufsehen unter den Buschleuten erregt habe. Ein Irländer, der damals als stockman auf der genannten Viehstation angestellt war, erzählte mir, der betreffende Mann hätte sehr kleine „Augen“ und einen sehr kleinen „Mund“ gehabt, und an Stelle der Nase wären zwei Löcher vorhanden gewesen. Wie ich von Telegraphenbeamten an Powell's Creek hörte, hätte Anfang der neunziger Jahre eine Lubra auf Renner's Springs Station Zwillinge mit einer Atresia oris (Verschluß des Mundes) zur Welt gebracht.

Formveränderungen des Skelettes, die in der Wachstumsperiode aufgetreten sind, finden sich hin und wieder vor. Am Finke River sah ich einst einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben, bei dem es durch Narbenkontrakturen zu einer Schiefstellung des Kopfes (Caput obstipum) und schließlich auch zu einer ganz geringen kompensativen seitlichen Ausbiegung der unteren Hals- und der oberen Brustwirbel (Skoliose) gekommen war. Augenfällige Verbiegungen der Wirbelsäule habe ich nie wahrgenommen; auch ist mir nicht bekannt, daß Eingeborene mit Buckel oder hoher Schulter von Weißen gesehen worden sind. In den anderen Kolonien scheinen Rückgratsverkrümmungen ebenfalls selten oder nie aufzutreten. So z. B. sagt Brough Smith in seinem Werke *The Aborigines of Victoria*, vol. I, pag. 30: „Collins states that few deformities of person were noticed amongst the natives of New South Wales: once or twice the prints of inverted feet were seen on the sand. Round shoulders or humpbacks were never observed in any one instance. I cannot remember ever having seen a native with any deformity“. Eine Verbiegung der Tibia dagegen findet sich hin und wieder im ganzen Binnenlande vor. Am häufigsten habe ich sie in dem mit Höhenzügen bedeckten Gebiete beobachtet, das zwischen dem Wendekreise und dem 25. Breitengrade gelegen ist. Stets stellt der Knochen einen nach hinten offenen Bogen dar und ist oft mehr oder minder platyknemisch; bei älteren Personen schien er mir in einigen Fällen recht plump und dick zu sein. Zuweilen ist diese Formveränderung, Dr. Sterling hat sie *Camptocnemia* genannt, so beträchtlich, daß sie in geringem Grade den Gang beeinflußt. So weit meine

Beobachtungen reichen, entsteht sie nur bei schwächlichen, schlecht genährten Kindern. Wie das *Genu varum* (O-Bein), so gleicht sie sich zum Teil durch das fortschreitende Wachstum aus. Ich glaube, daß sie nur bei einer allgemeinen Ernährungsstörung, Rachitis, die zu einer abnormen Weichheit der Knochen geführt hat, zustande kommt, und zwar lediglich durch Muskelzug und die Körperlast. Wir können nun mit Recht fragen: Warum führt diese rachitische Störung des Ossifikationsprozesses nicht auch zu Verbiegungen und Knickungen anderer Skeletteile, z. B. der Wirbelsäule? und Warum biegt sich die Tibia nach vorn, und nicht mitsamt dem Femur nach der Seite? In betreff der ersten Frage möchte ich nur bemerken, daß augenfällige Verunstaltungen des Rumpfskelettes vielleicht deswegen beim eingeborenen Kinde ausbleiben, weil es keine den Körper belastende und einengende Kleider trägt, und nicht stundenlang auf Stühlen oder Bänken sitzt. Meine Antwort auf die zweite Frage ist kurz folgende: Der Eingeborene nimmt gern eine hockende Stellung ein, wenn er sich mit seinesgleichen unterhält, wenn er sich am Lagerfeuer wärmt, wenn er seine Mahlzeiten einnimmt, und wenn er bestimmte Arbeiten verrichtet. Diese Stellung gleicht insofern der Lage des Kindes im Mutterleibe, als die Unterschenkel stark flektiert und die Kniee dem Kinn genähert sind. Da das Gesäß den Boden nicht berührt, so wird naturgemäß auf das obere Ende der Tibia ein nach hinten und unten gerichteter Zug ausgeübt, der schließlich sehr wohl zu einer bogenförmigen Verkrümmung des Knochens führen kann, wenn dieser infolge einer rachitischen Erkrankung nur eine geringe Widerstandsfähigkeit besitzt. Wo ich die Tibiaverkrümmung am häufigsten beobachtet habe, sind die Nächte wegen der beträchtlichen Erhebung des Bodens über den Meeresspiegel kühler als sonstwo im Innern. Aus diesem Grunde pflegt der dortige Eingeborene im Winter morgens und abends länger am Feuer zu hocken, als die Bewohner der anderen zentral-australischen Gebietsteile. Ferner ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß der Formfehler bei Kindern, die an einer abnormen Weichheit der Knochen leiden, auch durch häufiges Klettern auf hügeligem Gelände hervorgerufen werde. Sein Vorkommen ist übrigens nicht auf Australien beschränkt. Im naturhistorischen Museum zu Hamburg befindet sich z. B. das Skelett eines alten Viti-Insulaners, dessen Schienbeine ihn aufweisen und überdies in der Gegend der *Crista tibiae* auffallend verdickt sind. Aber auch in Deutschland findet er sich vor. In Hamburgs Gassen sind mir in den letzten drei Jahren gegen ein Dutzend an Rachitis erkrankte Proletarienkinder zu Gesicht gekommen, die nach vorn gekrümmte Schienbeine hatten. Wie mich dünkt, wäre es wohl der Mühe wert, zu erforschen, ob häufiges Treppensteigen bei Rachitischen die Krümmung hervorzurufen vermag. Die Kinder, deren Eltern unter dem Dache eines hohen Hauses wohnen, pflegen ja im Laufe des Tages gar oft die vielen Treppen hinauf und hinunter zu steigen.

Bevor ich zu den eigentlichen Krankheiten übergehe, möchte ich noch ein paar Worte über eine wenig in die Augen springende Abnormität sagen. Sie betrifft die Zehen. Zwischen dem Finke River und der Nordküste habe ich viermal an erwachsenen Personen eine abnorme Kleinheit der vierten Zehe beobachtet. Ob es sich hier um einen angeborenen oder durch eine Verletzung erworbenen Formfehler handelt, vermag ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Wahrscheinlich ist aber das erstere der Fall, da bei zwei Personen die betreffende Zehe an beiden Füßen auffallend klein war. Nach der Aussage einer alten Tjüngale-Lubra komme diese Abnormität nicht selten unter den Eingeborenen vor. Einmal traf ich auch eine Person, deren dritte Zehe des einen Fußes durch ihre Kleinheit auffiel. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich bemerken, daß man in der Kolonie ziemlich oft Eingeborene sieht, die sich durch Verletzungen oder Geschwüre eine bleibende Verunstaltung einer oder mehrerer Zehen zugezogen haben.

Unter allen Krankheiten nimmt ein Conjunctivalkatarth in betreff der Häufigkeit des Vorkommens den ersten Rang ein. Er beginnt gewöhnlich mit einem leichten Juckreiz an der Innenseite eines Lides. Im Verlaufe von vier- und zwanzig Stunden stellt sich Augenfluß, eine starke Rötung der Conjunctiva palpebrarum und eine geringe Schwellung der Lider ein. Am zweiten oder dritten Tage wird das Sekret, welches anfangs wässerig war, schleimig und eiterig, und die Hyperämie dehnt sich auf die Conjunctiva bulbi aus. Die Empfindlichkeit gegen grelles Licht und Rauch ist jetzt groß. In der Regel hält der Katarth Monate lang an; schließlich kommt es in der Mehrzahl der Fälle zu einer spontanen Heilung. Hornhautaffektionen stellen sich häufig ein, doch geben sie selten die Veranlassung zu einer Vereiterung des ganzen Auges. Die der Entzündung der Hornhaut folgenden reparativen Vorgänge machen sich natürlich durch Narbenbildung bemerkbar, die zu einer Nubecula, einer Macula oder einem Leucom führt. Narbenstaphylome kommen dann und wann vor.

Was das aetiologische Moment betrifft, so glaube ich, daß bei dieser Erkrankung spezifische Mikroorganismen eine Rolle spielen. Von dem gewöhnlichen Katarth der Conjunctiva unterscheidet sie sich hauptsächlich durch eine stärkere Eiterung und durch das häufige Auftreten von Hornhautaffektionen. Verschweigen will ich aber nicht, daß die Augen an der Nordküste und im ganzen Binnenlande einer großen Zahl von Schädlichkeiten ausgesetzt sind, die sehr wohl eine starke Entzündung ihrer Bindehaut verursachen können. So z. B. werden die Augen am Tage beständig durch die in ungeheurer Menge auftretenden Fliegen gereizt. Diese Plagegeister suchen mit einer solchen Hartnäckigkeit in den Mund, die Ohren und die Augen zu dringen, daß man nur auf Sekunden von ihnen befreit wird, wenn man sie einfach wegscheucht. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, die Fliegen, welche meine Augen belagerten, auf die Weise unschädlich zu machen, daß ich sie mit den Fingern die Backen hinunterrollte, ohne sie zu zerquetschen; wobei sie ein kaum sichtbares Tröpfchen einer klebrigen Flüssigkeit von sich gaben. Während eines langen Rittes sammelte sich diese Flüssigkeit oft in einer so großen Menge an, daß ich schließlich die Lider nur mit Mühe offen zu halten vermochte.

Wie häufig dieser Katarth übrigens in der Kolonie vorkommt, geht daraus hervor, daß sich immer unter zehn Eingeborenen mindestens einer befindet, dessen Sehvermögen durch eine Hornhautentzündung in einem mehr oder minder hohen Grade gelitten hat. Im Binnenlande ziehen sich auch die Weißen diese Erkrankung sehr häufig zu. Die reisenden Buschleute führen daher meistens ein Fläschchen eye-lotion mit sich. Während meines Aufenthaltes in Südaustralien habe ich etwa sechsmal eine Augenentzündung gehabt, die aber nie länger als zwei oder drei Tage dauerte, da ich sofort alle zwei Stunden einige Tropfen einer 0,5 % Lösung von Zincum sulfuricum in den Bindehautsack träufelte. Wie ich hörte, bestehe auch das Augenwasser der Buschleute der Hauptsache nach aus einer derartigen Lösung.

Ein Oedem des unteren Lides, „bun-ge-d-eye“, kommt im Binnenlande ziemlich häufig vor; an der Nordküste habe ich es nicht oft beobachtet. Es soll durch den Stich einer kleinen Fliege hervorgerufen werden, die die Buschleute „bung-fly“ nennen. Die Schwellung erreicht in der Regel die Größe eines Taubeneies und verdeckt die Pupille fast vollständig. Sie verursacht aber weder Schmerzen, noch Augenfluß. Tritt sie gleichzeitig an den beiden unteren Lidern auf, was sich nicht gar selten ereignet, so ist die betreffende Person beinahe ganz des Sehvermögens beraubt. Glücklicherweise dauert dies kleine Leiden nicht lange: am vierten Tage ist meistens der normale Zustand wiederhergestellt. Ich glaube, daß Kinder diese Lidschwellung öfter bekommen, als Erwachsene.

Über andere Augenkrankheiten des Eingeborenen vermag ich keine Auskunft zu geben. Ich bin mit mehreren Buschleuten zusammengetroffen, die auf

beiden Augen ein Pterygium hatten. Wahrscheinlich tritt diese Affektion, die in dem Hinüberwachsen einer Bindehautfalte auf die Cornea besteht, auch unter den Urbewohnern auf, da die Augen derselben durchschnittlich noch größeren Schädlichkeiten ausgesetzt sind, als die der Weißen.

Auf allen Altersstufen, besonders aber unter den im Greisenalter stehenden Leuten, befinden sich verhältnismäßig viele, die durch eine oder mehrere Erkrankungen an Conjunctivalkatarrh ihr Augenlicht völlig verloren haben. Diese ihres wichtigsten Sinnes beraubten Unglücklichen gehören in der Regel zu den größten Hungerleidern der Horde. Einer lieblosen Behandlung sind sie aber nicht ausgesetzt, und nur dann überläßt man sie ihrem Schicksal, wenn die Not so hoch gestiegen ist, daß selbst die Gesunden kaum ihr Leben zu fristen vermögen. Auf ihren Gängen in der Nähe des Lagers bedürfen sie nicht der Hilfe eines anderen; auf der Wanderung dagegen werden sie geführt. Der, welcher die Führung übernommen hat, geht voran und hält das eine und der Geführte das andere Ende eines gegen ein Meter langen Stabes (gewöhnlich das Bruchstück eines Speeres) in der Hand. Einen Hemmschuh, wenn ich so sagen darf, bildet das auf diese Weise verbundene Paar nicht für die Horde, da es sogar ohne große Schwierigkeit über felsige Höhenzüge zu klettern vermag. Übrigens wissen sich die australischen Blinden viel besser zurecht zu finden als die unserigen. Am Finke River traf ich einst eine erblindete Greisin, die fast so sicher wie eine Person mit sehenden Augen auf einem sehr wenig ausgetretenen Pfade von ihrer Hütte zu einem $\frac{1}{2}$ km entfernten Wasserloche ging. Wäre ihr Kopf nicht dicht mit Lumpen behängt gewesen, so hätte ich sie sicher nicht für eine Blinde gehalten.

Die meisten älteren Leute sind infolge häufiger Conjunctivalkatarrhe oder der von den Fliegen, dem Staube, dem Rauche und der grellen Sonnenbeleuchtung verursachten Reize sehr empfindlich gegen Licht geworden. Um die Augen ein wenig zu beschatten, lassen sie unbewußt beständig die Haut vom Supraorbitalrande in einer kleinen Falte auf das obere Augenlid herabhängen, wodurch das Gesicht einen ungemein finsternen Ausdruck erhält.

Während der kalten Jahreszeit leiden viele an Schnupfen. Man sieht dann häufig Leute, deren Oberlippe in ekelregender Weise mit schleimig-eiterigem Nasensekret besudelt ist.

An Magen- und Darmkatarrh erkranken gewöhnlich selbst dann wenig Erwachsene, wenn schwer verdauliche Vegetabilien die Hauptnahrung ausmachen. Ein großer Prozentsatz der Kinder dagegen geht alljährlich an Brechdurchfall zu Grunde. Im Depressionsgebiet des Lake Eyre tritt unter der englischen Bevölkerung nicht selten ein „Barcoo“ genanntes Leiden auf, welches darin besteht, daß bei gutem Appetit und wenig gestörtem Allgemeinbefinden nach jeder Mahlzeit fast alles Genossene erbrochen wird. Zuweilen soll es auch Eingeborene befallen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um ein nervöses Erbrechen. Außer diesen Krankheiten des Verdauungsapparates habe ich noch ein Leberleiden bei einer Lubra der Narryngeri beobachtet.

Die Syphilis ist in der ganzen Kolonie verbreitet. Meiner Beobachtung nach gibt es unter den älteren Eingeborenen nur wenige, die von ihr verschont geblieben sind. Nicht selten tritt sie in schwerer Form auf. So z. B. trifft man Leute, die durch den Verlust der Nase hochgradig entstellt sind, oder bei denen sie zu einer Zerstörung des harten Gaumens und damit zu einer Verbindung zwischen dem Munde und der Nasenhöhle geführt hat, häufiger an als bei uns. Knochenaffektionen sind keine Seltenheit. Zur Entstehung von Hautgeschwüren hingegen kommt es verhältnismäßig nicht oft. Ich will aber nicht unerwähnt lassen, daß ich an Tennant's Creek einen eingeborenen Mann kennen lernte, der mit stark eiternden syphilitischen Geschwüren behaftet war, und der behauptete, daß er sich seine Krankheit bei einem im Osten wohnenden

Stamme zugezogen habe, dessen Angehörige der Mehrzahl nach an ihr gelitten hätten.

Wir können mit Recht annehmen, daß die Syphilis unter den Eingeborenen im großen und ganzen einen schwereren Verlauf nimmt als z. B. unter den Deutschen. Dies beruht aber wohl nicht darauf, daß sie noch nicht lange im Lande geherrscht habe. Jedenfalls würde die Zahl der schweren Fälle eine viel geringere sein, wenn ärztliche Behandlung so leicht erreichbar wäre und so häufig in Anspruch genommen würde wie bei uns. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der Eingeborene, welcher sich in einem chronischen Hungerzustande befindet, aller Wahrscheinlichkeit nach eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten besitzt, als der wohlgenährte Weiße.

Daß die Zahl der Kinder, die an hereditärer Syphilis leiden, nicht gering ist, brauche ich wohl nicht zu betonen. Wie bei uns, so bringen aber auch syphilitische Weiber oft schon nach einer kurzen Reihe von Jahren ganz gesunde Kinder zur Welt. So z. B. hatte ich auf Barrow's Creek Station eine fünfundzwanzig- bis dreißigjährige Lubra in Behandlung, deren Gaumen und Rachen mit syphilitischen Geschwüren bedeckt waren, welche bereits das Zäpfchen zerstört und den harten Gaumen durchbohrt hatten. Ihre beiden kleinen Mädchen, der Vater des jüngeren war ein Engländer, gehörten aber zu den kräftigsten und gesundesten Kindern, die mir unter den Eingeborenen zu Gesicht gekommen sind.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß Buschleute, die die Syphilis von einer Lubra erworben haben, selten schwere Affektionen aufweisen, trotzdem ihnen keine ärztliche Behandlung zuteil wird. Es steht dies in Widerspruch mit der Annahme, daß die Krankheit in schwereren Formen aufzutreten pflege, wenn sie von den Angehörigen einer fremden Rasse auf Europäer übertragen werde. Ob das Klima und die Lebensweise von günstigem Einflusse auf den Krankheitsverlauf sind, muß ich natürlich dahingestellt sein lassen. Übrigens ziehen sich die Buschleute im Binnenlande verhältnismäßig nicht oft eine Ansteckung zu, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß ihnen in der Regel nur Gelegenheit geboten ist, mit Lubra im reiferen Alter geschlechtlich zu verkehren, von denen die überwiegende Mehrzahl bereits vor längerer Zeit syphilitisch geworden ist, und andere Personen nicht mehr ansteckt.

Wann und wo die Syphilis zuerst in Australien aufgetreten ist, vermag uns natürlich niemand zu sagen. Wir sind aber wohl zu der Annahme gezwungen, daß sie schon vor langer Zeit von Malayen oder Papuanen eingeschleppt worden sei. Die meisten Syphilitiker habe ich auf der Missionsstation Hermannsburg, in der Umgegend der Ortschaften und auf den Goldfeldern angetroffen. Hier, wo fast sämtliche Lubra Prostituierte sind, kommen Erkrankungen an Syphilis natürlich häufiger vor, als bei den Stämmen, die den unerlaubten Ehebruch, wenn ich so sagen darf, noch schwer ahnden. Die Zahl der Syphilitiker würde aber in der Nähe der Ansiedlungen etwas geringer sein, wenn nicht stets zum Anhang der im Dienste der Fremden stehenden boys und Lubra viele kränkliche Leute gehörten.

Über den Tripper habe ich leider wenig in Erfahrung zu bringen vermocht. Ich glaube aber nicht, daß er selten auftritt, da ich manchen Buschmann kennen gelernt habe, der sich diese Infektionskrankheit ein oder mehrere Male durch den Beischlaf mit Lubra zugezogen haben wollte. Einst rühmte sich eine Wulwanga, die eine Stange Tabak verdienen wollte, mir gegenüber, daß sie unter allen ihren Genossinnen die einzige sei, die keinen „krankmachenden, stinkenden Scheidenausfluß“ habe. Diese Behauptung ist selbstverständlich nur insofern von Wert, als sie uns beweist, daß die Person mit dem Wesen der Krankheit vertraut war. Es scheint, daß der Tripper bei beiden Geschlechtern höchstens ausnahmsweise in schwerer Form vorkomme. Bei den Buschleuten dagegen

führt er häufig zu Komplikationen, wie Cystitis gonorrhoeica, Epidydimitis, Strikturen usw., was jedenfalls daher rührt, daß diese Leute selbst dann täglich stundenlang zu Pferde sitzen, wenn sich die Erkrankung in ihrem akuten Stadium befindet.

Beiläufig gesagt, begünstigt beim Manne die Hypospadie das Zustandekommen der gonorrhoeischen Infektion (A. Bardeleben, Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre. Bd. IV, S. 35).

Die Tuberkulose fordert auch unter den Eingeborenen ihre Opfer. Meines Wissens gehört sie aber keineswegs zu den am häufigsten vorkommenden Krankheiten. Die meisten Fälle von Lungenschwindsucht und tuberkulöser Knochen- und Gelenkentzündung habe ich in der südlichen Hälfte der Kolonie beobachtet, und zwar in der Nähe der Ortschaften und auf den Missionsstationen Hermannsburg, Kilalpanina und Point Macleay.

Die Influenza ist, soviel ich weiß, die einzige epidemische Krankheit, die alljährlich die Mehrzahl der Stämme heimsucht. Im großen und ganzen tritt sie ziemlich heftig auf, und nicht allein altersschwache und kränkliche, sondern auch junge und kräftige Leute werden von ihr hinweggerafft.

Der Luftröhrenkatarrh kommt hin und wieder wohl überall vor.

Die Pocken haben jedenfalls vor mehr als einem halben Jahrhundert mit großer Heftigkeit im Süden der Kolonie gewütet; denn Gason traf am Cooper und Taplin am Lake Albert und Lake Alexandrina viele alte Leute, die an ihnen erkrankt gewesen waren. Ich habe nur auf Hermannsburg ein altes Ehepaar und auf der Sterling Station eine Lubra gesehen, die ein pockennarbiges Gesicht hatten. Wie ich von Wulwunga hörte, habe vor etwa vierzig Jahren eine Epidemie das ganze Gebiet im Norden des Roper River und des Daly River schwer heimgesucht. Die Zahl ihrer Opfer sei so groß gewesen, daß viele Leute unbestattet bleiben mußten, und daß fast alle Stämme auf die Hälfte ihrer Leute zusammengeschnitten seien. Diese Krankheit bezeichnete man mir als small-pox. Ich glaube aber nicht, daß es sich um die Pocken gehandelt habe, da es, wie wir eben gesehen haben, in der ganzen Kolonie nur wenig Eingeborene geben kann, die Pockennarben aufweisen. Zwei gegen sechzig Jahre alte Wulwunga, von denen der eine ein Auge und der andere das vordere Glied der großen Zehe des einen Fußes durch die Krankheit verloren haben wollten, hatten eine glatte, narbenfreie Gesichtshaut. Nach den Angaben, die mir über die Hautaffektionen gemacht worden sind, ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß es eine pestartige Seuche gewesen sei. Die Krankheit soll von den Jermangel aus, die an der Mündung des Adelaide River wohnen, ihre Wanderung begonnen haben. Es scheint demnach, daß sie von Fremden, vielleicht Malayen, eingeschleppt worden sei. Auch andere Stämme wissen über verhängnisvolle, von Horde zu Horde fortschreitende Krankheiten zu berichten. So z. B. hörte ich von Arünta, daß vor der Ankunft der Weißen seucheartige Krankheiten zuweilen im Innern eine große Zahl von Opfern gefordert hätten.

Zu den Infektionskrankheiten des Nordens gehört auch die Malaria. Zuverlässige Engländer, die sich schon viele Jahre im Northern Territory aufgehalten hatten, sagten mir, sie herrsche vornehmlich in sumpfigen Gegenden und nach der Regenzeit, und komme nur in milder Form vor. Wie im Nildelta und auch sonstwo ist man der Ansicht, daß die Richtung des Windes unter Umständen von Einfluß auf die Häufigkeit ihres Vorkommens sei. Auf meiner Überlandreise von Adelaide nach Palmerston beobachtete ich den ersten Fall auf der Daly Waters Station, in deren Nachbarschaft sich einige Sümpfe befinden. Zwischen der Ashburton Range und dem Lake Eyre tritt die Malaria nie auf. Es scheint auch, daß sie die Narryngeri verschone; sagt doch Taplin, der viele Jahre als Missionar auf der Station Point Macleay gewirkt hat, in seinem Buche über diesen Stamm: „I have never known a case of intermittent fever amongst them“.

Was Geschwülste anbetrifft, so sah ich auf der Missionsstation Point Macleay einen vierzigjährigen Mann, der auf der Mitte der Wirbelsäule eine walnußgroße, knochenharte Wucherung hatte und an einer Parese der Beine und der Blase litt. Dies ist das einzige Mal, daß ich eine größere Geschwulstbildung bei einem Eingeborenen mit Sicherheit festzustellen vermochte. An Tennant's Creek wurde mir ein achtjähriges Mädchen gezeigt, das auf dem Rücken, in der Gegend der letzten Lumbalwirbel, eine zwei Fäuste große Anschwellung besaß, da es aber wegen heftiger Schmerzen keine Berührung der erkrankten Stelle dulden wollte, so mußte ich es unentschieden lassen, ob es sich um eine Geschwulst oder um einen Abszeß handelte. Dieses Kind war im höchsten Grade abgemagert und hatte „bumerang-legs“, d. h. nach vorn gebogene Schienbeine, und eine Anomalie des rechten Fußes, die in einer auffallenden Kleinheit der vierten Zehe bestand.

An Muskelrheumatismus leidet der Eingeborene sehr häufig, da er sich nur in ganz ungenügender Weise gegen die Nässe und Kälte zu schützen weiß.

Taubstumme Leute habe ich nirgends angetroffen. Wie mir ein Polizist mitteilte, soll vor Jahren ein Taubstummer am Finke River gesehen worden sein.

Die Erkrankung des Geistes scheint trotz des häufigen Vorkommens von Syphilis und Schädelverletzungen zu den größten Seltenheiten zu gehören; ihr Wesen ist aber dem Eingeborenen bekannt. Ich habe nur einen Geisteskranken angetroffen. Er gehörte zu dem Stamme der Malack-Malack und war wiederholt an Syphilis erkrankt gewesen.

Die Haut des Eingeborenen erkrankt gar oft. In vielen Fällen geben die mannigfachen Schädlichkeiten, die auf dieselbe einwirken, die Veranlassung dazu, oder sie führen, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine günstige Beschaffenheit des Bodens für pathogene Pilze herbei. Im Binnenlande übt jedenfalls die Schmutzkruste, welche den ganzen Körper zu bedecken pflegt, einen Reiz auf die Haut aus, indem sie die Wärmeabgabe herabsetzt, die Öffnungen der Schweiß- und Talgdrüsen teilweise verstopft und zu einer Anreicherung von Salzen und zu einer Bildung von Fettsäuren führt. Durch den Schweiß wird nichts entfernt, da sein Wasser infolge der großen Lufttrockenheit augenblicklich verdunstet. Oft war am Abend nach einem langen Ritt die Haut vor meinen Ohren in dem Grade mit Salzen bedeckt, daß sie so aussah, als sei sie leicht mit Mehl bestäubt, obwohl ich mir nicht bewußt war, stark geschwitzt zu haben. Diese auffallende Salzablagerung auf der Haut habe ich auch an Buschleuten wahrgenommen. Beim Eingeborenen wird sie wohl nie so bedeutend werden, da er seine Speisen nicht salzt.

Eine Geschwürsform ist die interessanteste aller Hautkrankheiten des Eingeborenen. Die Artinta nennen sie irrakintja oder einfach mamma (Wunde). Mit dem ersten Namen pflegt auch der Buschmann des Binnenlandes sie zu bezeichnen. Der Eingeborene behauptet, daß er sie nur einmal bekäme, und zwar meistens in der Kindheit. Zuweilen häufen sich die Fälle an einem Orte in auffallender Weise. So z. B. litten auf der Missionsstation am Daly River von vier Kindern im Alter von einem und einem halben Jahr drei an diesen Geschwüren. Gewöhnlich werden die Hautpartien ergriffen, die der mazerierenden Wirkung des Schweißes oder anderer Flüssigkeiten ausgesetzt sind; in der Mehrzahl der Fälle ist daher der Damm mitsamt den Geschlechtsteilen und der Umgebung des Afters erkrankt. Zu den Prädispositionsstellen gehören natürlich auch die Achselhöhlen und die Lippen (bei Kindern). Oft ist das Leiden auf eine Stelle beschränkt, an mehr als drei oder vier voneinander entfernt liegenden Stellen tritt es nur ausnahmsweise auf. Zuweilen greift es von der äußeren Haut der Geschlechtsteile auf die Schleimhaut der Schamlippen oder des Penis über. Hat es noch nicht lange bestanden, so findet sich auf einer Hautpartie, die man bequem mit einer Hand bedecken kann, nicht selten eine kleine Zahl Geschwüre von verschiedener Größe vor (Taf. XXXIV, Fig. 6). Später gehen dieselben inein-

ander über und bilden dann ein einziges Geschwür, das im Laufe von Jahren zuweilen einen Durchmesser von 15—20 cm erreicht. Wie die Affektion beginnt, habe ich leider nicht in Erfahrung zu bringen vermocht. Die kleinsten Geschwüre, welche mir zu Gesicht gekommen sind, hatten etwa die Größe einer Linse. Der Geschwürsgrund ist bläulich-rot und sezerniert in einigen Fällen eine geringe, in anderen dagegen eine bedeutende Menge Eiter. Im Laufe der Zeit bilden sich auf ihm nicht selten in die Augen springende hochrote Granulationen. Bei einem älteren Waramunga, der mich wegen eines Blasenleidens aufsuchte, hatten sie die künstliche Spalte im Penis vollständig ausgefüllt. Die größte derartige Wucherung, die ich gesehen habe, besaß eine Höhe von 1 cm und einen Umfang von 10—12 cm. Der Geschwürsrand ist ein wenig wallartig aufgeworfen und an den meisten Stellen scharf abgegrenzt. Anfangs hat er die Form eines Kreises; später bildet er Bogen, die nach außen konvex sind. Die erkrankte Hautpartie fühlt sich hart an, und der Geschwürsgrund liegt nicht tiefer als die Umgebung. Diese ist wenig oder gar nicht verändert; die benachbarten Lymphdrüsen dagegen sind geschwollen. Haben die Geschwüre keine bedeutende Größe, und ist ihre Zahl gering, so üben sie bei Erwachsenen nur einen ganz unbedeutenden Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand aus. Schmerzen sind selbstverständlich vorhanden, doch scheinen sie nicht heftig zu sein. Umgibt das Geschwür den After, so erreichen sie bei der Kotentleerung aber oft einen hohen Grad. Die Heilung läßt Monate oder Jahre auf sich warten, und in einigen Fällen erfolgt sie wohl nie. Auf der Missionsstation Kilalpanina sah ich einen älteren Mann, der ringsum den After ein außerordentlich großes Geschwür dieser Art besaß. Wie ich von Herrn Missionar O. Siebert hörte, habe dasselbe kürzlich den Tod des Mannes herbeigeführt. Die Narben liegen im Niveau der Haut und zeigen keine Neigung zur Retraktion. Ausnahmsweise sind sie so unbedeutend, daß sie der Wahrnehmung entgehen; die Stellen, wo sich die Geschwüre befunden haben, sind dann durch einen stark pigmentierten Fleck gekennzeichnet.

Zu welcher Geschwürsform haben wir die Irrakintja zu rechnen? Im Innern tritt hin und wieder bei Weißen eine Geschwürsform, „Barcoo rot“ genannt, auf, die sich rasch vergrößern soll, und keine großen Abweichungen von den einfachen Hautgeschwüren aufweist. Ähnliche Geschwüre, die höchst wahrscheinlich durch Infektionskeime, welche in irgend eine, vielleicht ganz unbedeutende Hautverletzung gelangt sind, hervorgerufen werden, und unter dem Einfluß des Klimas und mannigfacher Insulte einen hartnäckigen Charakter annehmen, finden wir übrigens in vielen heißen Erdstrichen vor. Manche Hautleiden dieser Art, wie z. B. das „Geschwür von Aden“ und das „Malabar-Geschwür“, sind von einer starken entzündlichen Infiltration begleitet, die unter Umständen bis zum Lebensende der betreffenden Person bestehen bleibt. Auch verschonen sie diejenigen nicht, welche einmal an ihnen erkrankt gewesen sind. Die zwei Fälle von „Barcoo rot“ — sie wurden mir als solche von Buschleuten bezeichnet — die ich gesehen habe, hatten ebenfalls eine beträchtliche Schwellung der leidenden Körperpartie bewirkt; ich glaube aber, daß sie durchaus nicht typisch waren. Ich bin also außerstande, zu sagen, ob diese Hauterkrankung der Weißen mit jener der Eingeborenen identisch ist. Von dem einfachen Hautgeschwür weicht die Irrakintja in einigen Punkten merklich ab. Der Hauptunterschied besteht wohl darin, daß jenes eine Person mehr als einmal befallen kann. Auch mit lupösen Geschwüren hat die Irrakintja eine unverkennbare Ähnlichkeit, sie breitet sich aber nur in der Peripherie und nie in die Tiefe aus. Einem ulzerösen Syphilid gleicht sie dann, wenn der Grund ihrer Geschwüre tiefer ist, als er gewöhnlich zu sein pflegt, und einen starken eiterigen Belag hat. Nahe verwandt mit ihr scheinen die „Beulen von Aleppo“, die „B. von Biscara“ und die „B. von Delhi“ zu sein, die in Syrien,

Nordafrika und Indien endemisch vorkommen. Die „Beulen“ befallen die Eingeborenen in der Regel nur einmal, und zwar vorzugsweise dann, wenn sich dieselben in ihren ersten Lebensjahren befinden. Die Fremden besitzen ebenfalls eine große Empfänglichkeit für sie. Die Irrakintja dagegen pflegt die Weißen zu verschonen, vorausgesetzt, daß sie nicht mit der „Barcoo rot“ identisch ist. Zwei Irländer meiner Bekanntschaft wollten an ihr gelitten haben; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß es sich bei ihnen nur um ein Ekzem gehandelt habe. Da auch Haustiere von den „Beulen“ befallen werden, so will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich auf einem Lagerplatze von Diäri einen Hund sah, der an den Geschlechtsteilen ein fünfmarkstückgroßes Geschwür hatte, das sich in keiner Hinsicht von einem Irrakintja-Geschwür unterschied.

Wie der Leser sieht, ist es mir nicht gelungen, die Irrakintja mit irgend einer bekannten Krankheit zu identifizieren. Ob es sich um ein bisher unbekanntes Hautleiden handelt, muß ich dahingestellt sein lassen. Es liegt natürlich nahe, sie für die einfache Hautgeschwürsform zu halten, die durch klimatische Einflüsse usw. eine ungewöhnliche Beschaffenheit bekommen habe. Meiner Überzeugung nach verdienen aber die Angaben des scharf beobachtenden Eingeborenen, daß derjenige, welcher die Irrakintja überstanden habe, nicht zum zweiten Male an ihr erkrankte, volle Berücksichtigung.

Im regenreichen Küstengebiete des Nordens tritt eine schuppenbildende, mit Jucken verbundene Hautkrankheit, die sich nicht selten über einen großen Teil der Körperoberfläche erstreckt, recht häufig auf. Die Schuppenbildung erreicht einen so hohen Grad, daß die betreffenden Hautstellen schmutzig grau gefärbt erscheinen. Außerdem kommt es bei alten Leuten zuweilen zu einer starken Ausprägung der Hautfurchen und selbst zu leichten Einrissen, wodurch das Leiden eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Ichthyosis erhält. Hin und wieder beobachtete ich im Norden auch ein papulöses Exanthem, das einen starken Juckreiz verursacht und mäßig abschuppt. Ich glaube, daß es ansteckend ist. In Rum Jungle besuchte mich oft ein alter Wulwanga, der an ihm litt. Wenn wir im Gespräch nebeneinander saßen, so pflegte er eine seiner Hände auf eine meiner Hände zu legen. Schon einige Wochen nach seinem ersten Besuche bemerkte ich auf meinem linken Handrücken einige leicht juckende und abschuppende Papeln; durch eine Kupfervitriol-Salbe brachte ich sie aber in wenigen Tagen zum Verschwinden. — Wie mich dünkt, ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß wir es hier nicht mit zwei verschiedenen Krankheiten, sondern mit zwei Stadien ein und derselben Krankheit zu tun haben.

Im Innern sah ich drei Fälle von Ichthyosis palmaris. Et plantaris wage ich nicht hinzuzufügen: die Fußsohlen der betreffenden Personen waren zwar mit einer dicken Lage verhornter Epidermis bedeckt, dies ist aber auch bei allen anderen barfußgehenden Eingeborenen der Fall. Bei den drei Personen, zwei Artüta und einem Mischling der Waramunga, handelte es sich um eine bedeutende Verdickung der Hornschicht auf den Handtellern und an der Innenseite der Finger. Über den Gelenken befanden sich tiefe, schmerzhaft Einrisse, und einige der Finger konnten nicht völlig gestreckt werden. Die Hornsubstanz war schmutzig grau und stellenweise mit großen Schuppen bedeckt. Die Kranken wollten das Leiden in frühester Jugend bekommen haben, und behaupteten, daß es durch Reiben der Hände auf Steinen geheilt werden könnte, wenn es sich zu entwickeln beginne.

Wie mir der Vorsteher der Missionsstation Point Macleay mitteilte, litten die Narryngeri oft an ring-worm (Herpes tonsurans). Im Binnenlande scheint diese Flechte nicht vorzukommen; auch an der Nordküste habe ich sie nie beobachtet.

Lichen tropicus (engl. prickly heat) befällt die Europäer zwischen dem 15. Breitengrade und der Nordküste außerordentlich häufig. Im Binnenlande da-

gegen, wo der Schweiß infolge der großen Lufttrockenheit selten einen starken Reiz auf die Haut ausübt, stellt er sich meistens nur nach einer schweren körperlichen Anstrengung ein. Vielleicht gehört dieses Ekzem auch zu den Krankheiten des Eingeborenen: hin und wieder bemerkte ich nämlich auf der Brust von Leuten nördlicher Stämme eine größere Zahl sandkorngroßer Bläschen. Da natürlich das Hauptsymptom, die scharlachrote Hautfärbung, fehlte, so vermag ich nicht zu sagen, ob es sich hier wirklich um *Lichen tropicus* gehandelt hat.

Das gewöhnliche Ekzem kam mir unter den Eingeborenen merkwürdigerweise nur äußerst selten zu Gesicht. Die ausgedehnteste Hauterkrankung dieser Art beobachtete ich bei den Kaititje an einem einige Wochen alten Säugling, der gleich nach seiner Geburt ein zu heißes Sandbad erhalten haben sollte.

Der Aussatz soll unter den nördlichen Stämmen herrschen. Ich selbst sah keinen Eingeborenen, der an ihm litt.

Mehrere Male traf ich ältere Eingeborene, deren Nase eine auffallende Größe besaß und unten mit kleinen Bindegewebsknoten und großen, tiefen Poren (Ausführungsgänge der Talgdrüsen) bedeckt war. Ohne Zweifel haben die Leute an *Acne rosacea* gelitten. Der Nase fehlte allerdings die charakteristische Röte; eine Hyperämie der Haut ist aber ja bei dem Eingeborenen nicht sichtbar.

An Ungeziefer der Haut ist kein Mangel.

Flöhe scheinen im Innern nicht vorzukommen. An der Südküste belästigen sie den Menschen in hohem Grade, was man schon daraus entnehmen kann, daß in den Städten des South-East Radikalmittel gegen sie ebenso häufig angewiesen werden wie Whisky und Tabak. An der Nordküste habe ich sie nicht bemerkt; doch werden sie auch dort nicht fehlen.

Leute, die Kopfläuse haben, trifft man wohl unter allen Stämmen an.

Im Innern findet sich eine linsengroße, dunkelgraue Milbe vor, die hauptsächlich ein tierischer Parasit ist, aber nicht selten auch auf die Haut des Weißen und des Eingeborenen gelangt. Ihr Biß ruft einen heftigen Juckreiz hervor, der manchmal durch vieles Kratzen in einen brennenden Schmerz übergeht. Ein Missionar, der eine recht reizbare Haut besitzt, hatte sehr durch sie zu leiden. War er gebissen worden, so stellte sich ein unerträgliches Jucken ein, zu dem sich am zweiten Tage eine nicht unbeträchtliche Schwellung und eine ausgedehnte, scharf abgegrenzte Rötung der betreffenden Stelle gesellte. Hin und wieder kam es dann auch zu einer Entzündung von Lymphgefäßen und Lymphdrüsen.

Die lästigsten Parasiten unter den Insekten sind ohne Zweifel die Stechmücken oder Mosquito. Glücklicherweise kommen sie im Binnenlande nur an einigen Orten in größerer Menge vor. Im Norden dagegen sind sie während der schwülen Regenzeit eine große Plage für Menschen und Tiere. Weit mehr als der Weiße ist der Eingeborene ihren Stichen ausgesetzt, da er über kein Mosquitonetz verfügt, und sein Körper nicht zum größten Teil durch Kleider geschützt ist. Nachts sucht er diese Quälgeister allerdings durch Rauch von sich fern zu halten. Daß dieser aber nur einen unvollkommenen Schutz gewährt, weiß ich aus eigener Erfahrung; auch hörte ich von Eingeborenen, daß sie selbst dann gar oft im Schlafe durch Mosquito gestört würden, wenn ihr Ruheplatz von qualmenden Feuern umgeben sei.

Außer den Mosquito gibt es im Gebiete der Nordküste noch andere Dipteren, wie mehrere Bremsenarten und die „sandfly“, die zu den Parasiten der menschlichen Haut gerechnet werden müssen.

Die Bremsen schwärmen hauptsächlich zur Sommerszeit in den Morgen- und Abendstunden. Den Angriffen der größeren Arten sind besonders die Beine ausgesetzt.

Die „sandfly“ ist trotz ihrer Kleinheit — sie hat nur eine Länge von 1 mm — ein gefürchtetes Insekt. Ihr Stich ruft einen kleinen, scharf um-

schriebenen Fleck, wie der des Flohes, hervor und verursacht einen brennenden Schmerz. Am lästigsten ist sie zwischen 6 und 10 Uhr morgens.

Ich schalte hier ein paar Worte über giftige Tiere ein.

Giftige Schlangen kommen überall in der Kolonie ziemlich häufig vor; doch wird nicht oft ein Mensch von ihnen gebissen.

Im Innern trifft man hin und wieder einen Skorpion, einen großen Tausendfuß und eine kleine schwarze Spinne mit einem roten Fleck auf dem Abdomen an, deren Stich oder Biß heftige Entzündung hervorrufen soll.

Über Entoparasiten vermag ich keine Angaben zu machen. Erwähnen will ich aber, daß ich auf der Missionsstation Kilalpanina einen Weißen kennen lernte, dem eine Echinococcusgeschwulst schweres Siechtum gebracht hatte.

Der Scrub des Innern beherbergt eine Raupe, die wir zwar nicht zu den Parasiten zählen können, deren Haare aber, wenn sie in größerer Menge auf die Haut gelangen, einen so starken Reiz auf dieselbe ausüben, daß es unter Umständen zur Bildung von Geschwüren kommt. Ihre faust- bis kindskopfgroßen Gespinste, die eine Unmenge von Haaren und Kot enthalten, sieht man besonders häufig in den Wipfeln der Gummibäume hängen. Unweit Alice Springs wurde mir ein Kind gezeigt, dessen Gesäß und linker Oberschenkel mit zahlreichen kleinen Geschwüren bedeckt waren. Nach der Aussage der Mutter hatte es sich auf ein Raupennest der eben genannten Art gesetzt.

Kürzlich las ich in den Monatsheften für Praktische Dermatologie,¹⁾ daß Galewsky (Dresden) bei einer Dame und ihrer Dienstmagd erythematös-urtikarielle, stark juckende Dermatitis beobachtet habe, die durch Eukalyptussträucher verursacht worden war. Mir ist in der Kolonie nicht zu Ohren gekommen, daß die Berührung mit Blättern oder anderen Teilen von Eukalypten unter Umständen zu einer Hautentzündung führen könne.

Der Eingeborene verbrennt sich häufig. Bei kalter und regnerischer Witterung schläft er so dicht neben dem Feuer, daß oft schon eine einzige Wendung des Körpers die Haut in eine unangenehme Berührung mit den glühenden Kohlen bringt. Schwere Verbrennungen ziehen sich meistens nur Kinder zu.

Unter den chirurgischen Krankheiten nehmen die Hieb-, Schnitt-, Stich- und Quetschwunden in betreff der Häufigkeit des Vorkommens den ersten Rang ein. Größere Bißwunden gehören zu den Seltenheiten, da die Hunde zum Beißen zu feige sind, und die reißenen Tiere des Landes, mit Ausnahme der Krokodile, den Menschen nicht anfallen.

Die Wunden heilen trotz der vielen Schädlichkeiten, denen sie ausgesetzt sind, im allgemeinen überraschend schnell, wenn auch nicht so schnell, wie die Buschleute meinen.

Knochenbrüche zieht sich der Eingeborene mindestens ebenso oft zu, wie der Europäer. Gebildete Ansiedler des Northern Territory behaupteten mir gegenüber, seine Knochen seien auffallend brüchig. Die Veranlassung zu diesem Irrtum gab wohl der Umstand, daß sein Skelett im großen und ganzen schwächer ist als das des Europäers, und überdies nicht gut durch Weichteile vor äußeren Gewalten geschützt ist. Armbrüche kommen besonders häufig beim weiblichen Geschlecht vor, was wohl daher rührt, daß die Lubra die Gepflogenheit haben, jeden Streit unter sich mit dem Grabstock auszufechten, und daß die Männer bei ehelichen Zwisten ihre Schönen nicht mit der Faust, sondern mit der Keule und dem Bumerang zum Nachgeben zu zwingen suchen.

Leute, die infolge eines schiefe geheilten Knochenbruches verkrüppelt oder in auffallender Weise verunstaltet waren, traf ich nicht an. In der Regel heilen nicht allein einfache, sondern auch komplizierte Knochenbrüche rasch und ohne wesentliche Herabsetzung der Gebrauchsfähigkeit des Gliedes, und zwar selbst

¹⁾ Monatshefte für Praktische Dermatologie. Bd. 40, pag. 314.

dann, wenn ein immobilisierender Verband nicht angelegt worden ist. Daß nicht in allen Fällen eine Konsolidation des Bruches erfolgt, nahm ich an einem Waramunga wahr. In der Mitte eines seiner Vorderarme befand sich nämlich ein falsches Gelenk. Zu meiner Verwunderung vermochte er schwere Gegenstände, wie einen Eimer Wasser, mit dem Arme zu tragen.

Unterleibsbrüche scheinen viel seltener vorzukommen als bei uns: nur einmal habe ich einen Bruch (*Hernia femoralis*) an einem Eingeborenen beobachtet.

Vorzeitige Kahlheit tritt nicht auf.

An Karies der Zähne leidet auch der Eingeborene, aber bei weitem nicht so häufig, wie der Europäer. Zwischen dem 16. und 21. Breitengrade haben viele Leute kleine und unregelmäßig gestellte Zähne. Wie schon erwähnt worden ist, wird das betreffende Gebiet, eines der unwirtlichsten der ganzen Kolonie, von einem schwächlichen Menschenschlage bewohnt.

Die Vorstellungen, die sich der Eingeborene von der Ursache der Krankheiten macht, sind, im Grunde genommen, unklar und verworren. Die Todesfälle und Erkrankungen, für welche er keine Erklärung hat, pflegt er den Zauberkünsten übelwollender Geister oder menschlicher Feinde zuzuschreiben. Daß er aber auch an eine natürliche Entstehung von Krankheiten glaubt und glauben muß, ist ja selbstverständlich; weiß er doch ebenso gut wie wir, daß der Biß giftiger Schlangen ihm Siechtum oder gar den Tod bringt, daß der reichliche Genuß einiger Nahrungsmittel zu einer mehr oder minder schweren Erkrankung führen kann, und daß Verletzungen des Körpers unter Umständen sofort tödlich wirken oder einen tödlichen Verlauf nehmen. In ungetrübter Lebensfreudigkeit und dem Vollbesitze seiner Kraft wähnt er wohl, daß die Natur ihn zu einem immerwährenden Dasein auf Erden bestimmt habe. Machen sich aber die Beschwerden und Hinfälligkeiten des hohen Alters geltend, und hat er das Leben in Genossen seiner Jugend langsam erlöschen sehen, nachdem sie, gleich ihm, zu gebrechlichen Greisen geworden waren, so wird vielleicht gar manches Mal der Gedanke in ihm aufsteigen, ob es nicht das Los des Menschen sei, nach einer kurz bemessenen Lebenszeit wie die Pflanzen zu welken und zu vergehen.

Mit der Heilkunst befassen sich vornehmlich die Zauberer; sie verabreichen aber keine Arzneien, sondern suchen ausschließlich durch Magie zu kurieren. Da kein Eingeborener daran zweifelt, daß sie Verkehr mit der Geisterwelt hätten und imstande seien, nach Belieben Gesunde krank und Kranke gesund zu machen, so geschieht es wohl hin und wieder, daß Leute wie durch ein Wunder von ihnen geheilt werden. Sogenannte Wunderkuren kommen ja manchmal dann zustande, wenn der Kranke die Gewißheit erlangt zu haben glaubt, daß ihm die Hülfe eines Gottes, eines mit übernatürlichen Kräften ausgerüsteten Menschen oder eines zauberkräftigen leblosen Gegenstandes zu teil geworden sei. Wird ein Zauberer mit der Behandlung eines Leidenden betraut, so schreibt er fast regelmäßig die Ursache des krankhaften Zustandes einem Fremdkörper (Knochen, Stöckchen, Steinchen usw.) zu, der durch Zauberkraft in den betreffenden Körperteil gelangt sei. Sein Heilverfahren besteht demgemäß in der Entfernung des krankmachenden Gegenstandes. Zeigt er diesen nun nach beendeter Kur vor, so überzeugt er nicht nur die Zuschauer von seinen hohen übernatürlichen Fähigkeiten, sondern er übt gleichzeitig eine nicht zu unterschätzende suggestiv-therapeutische Wirkung auf den Patienten aus. Haben seine Bemühungen keinen Erfolg, so hilft er sich einfach durch die Behauptung aus der Verlegenheit, seine Künste würden durch einen anderen, mächtigeren Zauberer zu schanden gemacht. Die Behandlung der Kranken nimmt er höchst ungern in der Gegenwart von Europäern vor, da er fürchtet von diesen ausgelacht oder gar verspottet zu werden. Einmal war ich aber doch Zeuge, wie ein alter, in hohem Ansehen stehender Schamane der Kaititje eine Lubra zu

kurieren suchte, die sich durch eine zu reichliche Mahlzeit heftige Magenschmerzen zugezogen hatte. Der ganze Vorgang entbehrte nicht einer unfreiwilligen Komik. Die Patientin lag lang ausgestreckt und leise wimmernd auf dem Boden und der „Doktor“, der neben ihr kniete, betastete oder knetete zuerst die leidende Stelle, wobei er wie ein Besessener schwatzte und Gesichter schnitt. Alsdann fing er an zu saugen, und schließlich spie er ein mehrere Zentimeter langes Stöckchen aus, das, im Leibe der Lubra steckend, die Schmerzen verursacht haben sollte. Es scheint, daß der Schamane des Nordens zuweilen verbietet, bestimmte Nahrungsmittel zu essen. Ein junger Malack-Malack wollte nämlich eine Schlange nicht annehmen, die ich ihm anbot, weil ihm, wie er sagte, von einem „Doktor“, der ihn von einer schweren Krankheit befreit habe, für einen Monat der Genuß des Schlangenfleisches untersagt worden sei.

Die Waramunga und andere Stämme sollen zur Heilung von Kranken auch geheime Zeremonien veranstalten.

Außer den Zauberkünsten der Schamanen dienen allen Stämmen Stoffe aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, sowie bestimmte Manipulationen zur Vertreibung von Krankheiten.

Die Arzneistoffe, wir können sie als die Volksmittel bezeichnen, werden meines Wissens, mit einer Ausnahme, nur äußerlich angewandt; eine besondere Heilkraft sucht man ihnen durch zauberkundige Leute oder Fetische nicht zu erteilen. Einige wirken in der Weise, wie sie zur Verwendung kommen, entzündungswidrig und schmerzlindernd, andere haben schwache adstringierende Eigenschaften.

Fett spielt überall eine Hauptrolle bei der Behandlung der Wunden und Geschwüre; jedenfalls deshalb, weil es die Schmerzen ein wenig lindert. Die Diäri pflegen die Wunden zuerst mit demselben einzureiben und dann mit Emudern zu verbinden.

Hin und wieder findet ein Gemisch aus Ocker und Fett zu dem gleichen Zwecke Verwendung; auch reibt man die Haut bei fieberhaften Zuständen mit demselben ein.

Zu den Arzneipflanzen der Arünta gehört eine ngalta-ngalta genannte Papilionacea, die mit Vorliebe im Sande der Creeks wächst. Sie wird gegen 1 m hoch und hat dicke, saftreiche, längliche Blätter und goldgelbe Blüten. Man benutzt sie gegen Schmerzen und Augenentzündung, indem man sie zuerst in glühender Asche oder über einem flammenden Feuer erhitzt und dann auf den leidenden Körperteil legt. Wie ich von einer Lubra hörte, verwendeten die Arünta auf die gleiche Weise eine an Creeks vorkommende Pflanze, die bläuliche Blüten besitze und stark aromatisch rieche. Von einem derartigen Heilverfahren machen übrigens auch die Diäri und andere Binnenlandstämme Gebrauch.

Im Norden ist die Rinde des „plum-tree“ eines der geschätztesten Heilmittel gegen Erkrankungen der Haut. Wie ich durch den Geschmack festzustellen vermochte, enthält sie eine nicht unbedeutende Menge Gerbsäure; sie wirkt also adstringierend. Für den Gebrauch wird sie weich geklopft, und zu ihrer Befestigung auf der erkrankten Stelle dienen Baststreifen von *Melaleuca leucadendron*. Der Verband wird jeden Tag erneuert.

Nach der Angabe von Buschleuten sollen nördliche Stämme den Milchsaft von *Excoecaria passiflora* („gutta-percha tree“) gegen Hautkrankheiten verwenden. Beiläufig bemerkt, gibt es unter den Wolfsmilchgewächsen, zu denen ja dieser Baum gehört, viele in Südeuropa und tropischen Ländern gebräuchliche Arzneipflanzen.

In der Ashburton Range traf ich eine Lubra, die den Kopf ihres Kindes mit einem Brei bestrich, welchen sie aus zerriebenen Blättern und Wasser hergestellt hatte. Der kleine Patient litt an einem Ekzem der behaarten Kopfhaut, und die Blätter stammten dem Anschein nach von einer Hakea.

Ein Tjiras teilte mir mit, das man in seiner Heimat zerkaute Blätter von *Erythrophloeum Laboucherii* für ein gutes Heilmittel gegen Hautleiden jeder Art halte.

Unter den mineralischen Stoffen kommen hauptsächlich Erde und Asche in Betracht; sie werden aber bei weitem nicht so oft angewandt, wie viele Buschleute meinen. Die Wunden und Geschwüre sind allerdings fast immer durch sie stark verunreinigt. Dies ist aber ja unausbleiblich, wenn der Eingeborene auf dem bloßen Erdboden neben seinem Feuer schläft. Nasser Sand gilt bei den Arünta als ein schmerzlinderndes Mittel. Ich sah Augenkranke, die das Gesicht, und an Kopfschmerz Leidende, die das Haupthaar mit ihm bedeckt hatten. Beiläufig bemerkt, findet ein Teig aus Erde und Wasser in den hannöverschen Marschen der Unterelbe gegen Insektenstiche und leichte Verbrennungen recht häufig Verwendung. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, erfüllt dieses Volksmittel seinen Zweck in ganz vortrefflicher Weise, indem es die Schmerzen entweder ganz aufhebt, oder doch in hohem Grade mildert.

Bei dem Diäri beschmieren sich die Frauen ihre Brüste mit einem Gipsbrei, wenn sie eine Milchabsonderung derselben hervorrufen wollen. Herr Missionar Siebert erzählte mir, daß es auf der Missionsstation Kilalpanina einer etwa fünfzigjährigen Frau mit Hilfe dieses Mittels gelungen sei, Ammendienste bei einem ihrer Enkel zu tun, als dessen Mutter infolge einer Krankheit nicht mehr stillen konnte. Für dieses eigentümliche Säugen durch alte Frauen hat Dr. Bartels ¹⁾ den Namen Spät-Laktation oder *Lactatio serotina* vorgeschlagen.

Wahrscheinlich gehört zu den therapeutischen Maßnahmen auch die Kaute-risation. Buschleute behaupteten nämlich mir gegenüber, daß hartnäckige Geschwüre zuweilen mit dem fire-stick behandelt würden. Im Norden der Mac Donnell Ranges sah ich einen jungen Eingeborenen, dem beide Lippen fehlten. Die Verunstaltung sollte von der eigenen Mutter dadurch herbeigeführt worden sein, daß sie ihm in seiner frühesten Jugend am Munde befindliche Irrakintja-Geschwüre in zu eingreifender Weise ausgebrannt habe.

Zu den Heilverfahren der Narryngeri gehören Räucherungen und die Anwendung von Dampfbädern. In bezug auf die letzteren sagt Taplin: „In cases of rheumatism they employ a sort of vapour bath which is prepared as follows: — They make a fire, and heat stones, as if for cooking; then they make a sort of stage with sticks, and the patient is put thereon. Under the stage they put some of the hot stones, and, having first covered up the sick person with rugs, all but his head, and closed in the place where the hot stones are in the same way, they put wet water-weed on the stone, and the steam ascends under the rugs and envelopes the body of the patient. This method of cure is often found very effectual.“ ²⁾

Zu den soeben gemachten Mitteilungen will ich noch das hinzufügen, was ich über die Behandlung von Operationswunden und Knochenbrüchen, die Linderung von Schmerzen ohne Arzneien, die Entfernung von Fremdkörpern, den Aderlaß zu therapeutischen Zwecken und die Verwendung des Blutes, die Abnabelung des Kindes und die Maßnahmen in betreff der Gesundheitspflege in Erfahrung zu bringen vermocht habe. Über die Operationen an den Geschlechtsteilen, der Haut usw. habe ich bereits das Wichtigste mitgeteilt.

Die durch die Subincision bewirkte Blutung suchen die Diäri dadurch zu stillen, daß sie auf die Wundränder und die Schleimhaut der Harnröhre ein mehrere Zentimeter breites Stück Rinde binden. Nach Verlauf von fünfzehn bis zwanzig Stunden pflegen sie dasselbe zu entfernen. Die Kaitütje, die Arünta und andere Binnenlandstämme treffen keine Vorkehrungen dieser Art, infolge

¹⁾ Ploss, *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde*. Bd. II, S. 420.

²⁾ Rev. G. Taplin, *The Narryngeri*. S. 45.

dessen sollen die Operierten durch den starken Blutverlust sehr geschwächt werden. Im Norden, wo man die Subincision nicht ausführt, behandelt man die Wunde des Beschrittenen recht sorgfältig. Bei den Wulwanga wird der Penis jeden Morgen bis zur Heilung in heißen Wasserdampf gehalten, mit einem stark erwärmten Gemisch aus Asche und Lehm von einem Termitenhügel bestreut, mit Baststreifen von *Malaleuca leucadendron* verbunden und schließlich in der Schwebelage am Gürtel befestigt. Den Dampf erzeugt man, indem man Wasser auf glühende Steine gießt, die sich in einer kleinen Grube befinden.

Was die Behandlung der Knochenbrüche der Extremitäten anbetrifft, so ist es mir nicht bekannt, daß die Bewohner des Innern die Bruchenden in die richtige Lage bringen und dann dieselben durch einen Verband vor der Verschiebung bewahren. Die Stämme des Nordens hingegen legen bei Brüchen einen Kontentivverband an, der seinen Zweck in befriedigender Weise erfüllt. Zur Fixierung der gebrochenen Knochen dienen lange, sehr schmale Bambusstäbe, die durch Fäden zu einer Art Matte ¹⁾ (Taf. XXVIII, Fig. 3) vereinigt sind, welche sich, wie der schneidbare Schienenstoff, leicht aufrollen läßt, und als Auspolsterungsmaterial kommt der Bast von *Melaleuca leucadendron* zur Verwendung. Die Beinbrüche der Hunde werden auf die gleiche Weise behandelt.

Die Schmerzen, namentlich die, welche von Wunden und Muskelrheumatismus herrühren, sucht man dadurch zu lindern, daß man an ein oder mehreren Stellen einen Faden um den leidenden Körperteil schnürt (Taf. VI). Da von diesem Verfahren auffallend oft Gebrauch gemacht wird, so ist an seiner Zweckmäßigkeit wohl nicht zu zweifeln. Übrigens pflegten europäische Chirurgen noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts das Glied, an welchem sie operieren wollten, zusammenschnüren, um seine Empfindlichkeit herabzusetzen. Neuerdings hat Prof. Bier ein Heilverfahren angegeben, das auf einer Umschnürung der erkrankten Körperteile beruht. In vielen Fällen soll es die Schmerzen in kurzer Zeit zum Verschwinden bringen. Der Vollständigkeit halber schalte ich hier ein, daß Spencer und Gillen in ihrem Buche über die Stämme Zentral-Australiens ²⁾ berichten, die Burschen der Arünta verschafften sich gleich nach der Subincision auf die Weise Linderung ihrer Schmerzen, daß sie auf glühende Kohlen urinierten und ihren Penis in den aufsteigenden Dampf hielten.

Die mit Widerhaken versehenen Speere entfernt man auf die Weise aus dem Körper, daß man die Spitze nach außen stößt und abbricht und dann den Schaft aus dem Wundkanale reißt. Zum Entfernen von Splintern oder dergl. aus den Füßen benutzen die Weiber der Waramunga einen kleinen Knochenpfriemen, den sie gewöhnlich im Haar stecken haben (Taf. XXII, Fig. 7).

Die Tjiras sollen zur Heilung von Krankheiten zuweilen einen Aderlaß vornehmen. Im Innern, bei den Kaititje, Arünta usw., gibt man in verzweifelten Fällen den Patienten Blut zu trinken, das den Geschlechtsteilen einer gesunden männlichen oder weiblichen Person entnommen ist; auch pflegt man die Haut mit demselben einzureiben.

Was die Abnabelung des Kindes bei den Binnenlandstämmen betrifft, so durchschneidet man die Nabelschnur mit einem Steinsplitter in geringer Entfernung vom kindlichen Körper und bringt alsdann ein wenig heiße Asche auf die Wunde, um eine zu starke Blutung zu verhindern. Ob eine Ligatur angelegt wird, vermag ich nicht zu sagen, da ich auf diesbezüglichen Fragen Antworten erhalten habe, die miteinander in Widerspruch stehen. Auch in der Literatur stimmen die Angaben über diesen Punkt nicht überein. So z. B. behaupten

¹⁾ Auf dieselbe Weise aus Stöcken und Bindfäden hergestellte Schienen werden im Notfalle auch von unsern Chirurgen benutzt. Sie führen den Namen Kettenschienen.

²⁾ Spencer and Gillen, *The Native Tribes of Central Australia*, pag. 256.

Spencer und Gillen,¹⁾ daß eine Unterbindung nicht stattfände; Kempe²⁾ dagegen, der viele Jahre als Missionar auf Hermannsburg gewirkt hat, sagt, daß die Eingeborenen am Finke River vor der Entfernung der Nachgeburt um die Nabelschnur des Neugeborenen einen Faden bänden und dann dieselbe mit einem Steine oder den Fingernägeln durchtrennten. Nach den Mittheilungen, die ich einer Wulwanga verdanke, durchschneide man im Norden die Nabelschnur erst, nachdem man sie unterbunden und die Plazenta mit Erde bedeckt habe. Das Kind reibe man, beiläufig erwähnt, sofort mit Asche ab. Eine andere Lubra aus derselben Gegend stellte aber in Abrede, daß man die Nabelschnur mit einer Ligatur versehe.

Wenn sich ein Todesfall ereignet hat, so wählt die Horde dem Herkommen gemäß sofort einen anderen Lagerplatz; auch ist es bei einigen Stämmen in der südlichen Hälfte des Landes Sitte, dem Toten einen Teil seiner Habseligkeiten auf das Grab zu legen. So z. B. fand ich auf Diäri-Gräbern in der Nähe der Missionsstation Kilalpanina Reste von Kleidern, Fischnetzen usw., und ein Buschmann erzählte mir, daß er im „Süden“ auf dem Grabe eines boy außer anderen Sachen auch eine Tabakspfeife habe liegen sehen. Ich erwähne hier deshalb dieses Verhalten, weil es dem Umsichgreifen von ansteckenden Krankheiten entgegenwirkt. Die Sitte, das Lager bei Todesfällen zu verlegen, verdankt ihren Ursprung wohl der Furcht vor unheilbringenden Mächten; muß der Eingeborene doch auf das höchste erschrecken, wenn kurz hintereinander mehrere Personen in derselben Hütte oder auf demselben Lagerplatze unter den gleichen Erscheinungen erkranken und dem Tode erliegen.

Mit ein paar Bemerkungen über den Rassentod des Australiers will ich dieses Kapitel schließen. Tritt ein Volk, das sich auf einer sehr niedrigen Kulturstufe befindet, mit dem Weißen in nähere Berührung, so erfolgt in vielen Fällen ein jähes oder langsames Aussterben. So z. B. nehmen die Indianer Nordamerikas, viele Südseeinsulaner, die Stämme Südafrikas und auch Australiens so überraschend schnell an Zahl ab, seitdem der Europäer sich unter ihnen niedergelassen hat, daß sie in absehbarer Zeit völlig vom Erdboden verschwunden sein werden. Als Ursachen des Völkertodes hat man viele Umstände angegeben. Nach der Meinung Max Nordaus³⁾ würden die Wilden von der großen Zahl der neuen Eindrücke, die sie durch die hereinbrechende Zivilisation bekämen, zu einer so aufreibenden Tätigkeit des Geistes gezwungen, daß sie schließlich erschöpft zusammenbrächen. Andere glauben, daß die Krankheiten, welche die Fremdlinge eingeschleppt haben, zu ihrem raschen Dahinsterben führten. Wieder andere schreiben diese Wirkung dem unmäßigen Genuß geistiger Getränke zu. Auch die augenöftigte europäische Tracht soll den im Naturzustande lebenden Menschen zum Verderben gereichen, da sie dem Klima nicht angepaßt sei.

Wie schnell die Abnahme der eingeborenen Bevölkerung Südausaliens erfolgt, läßt sich nicht genau feststellen, da die Aufzeichnungen über die Kopfhöhe einzelner Stämme oder der Gesamtheit mit wenigen Ausnahmen höchst unzuverlässig sind. Dr. Karl Emil Jung⁴⁾ berichtet uns, daß der „Adelaider Stamm“, der ein Gebiet von 2800 squaremiles am St. Vincent Golf bewohnte, um das Jahr 1841 aus 650 Personen und 15 Jahre später aus 180 Personen bestanden habe, und daß derselbe zur Zeit der Abfassung seines Berichtes (1876 oder 1877) bis auf einige „schmutzige, verkommene Gestalten“ zusammen geschmolzen gewesen sei. Heute ruht der Letzte dieses Stammes längst in seinem unbekanntem Grabe, und dort, wo noch vor 100 Jahren der „Wilde“ in uralten

¹⁾ Ebenda. Pag. 467.

²⁾ Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Bd. II, S. 195 u. 196.

³⁾ Max Nordau, Paradoxe. S. 57.

⁴⁾ Dr. Karl Emil Jung, Die Zukunft der australischen Eingeborenen. Globus, Bd. 32, S. 219 u. 235.

Gummibaumwäldern ein unstätes Jägerleben führte, wohnen jetzt Krämer und Bauern.

In einigen Jahrzehnten wird auch kein Narryngeri mehr unter den Lebenden weilen. Nach der Angabe von Taplin¹⁾ zählte dieser Stamm im Jahre 1840 gegen 3000 Angehörige. Als ich vor einigen Jahren das Gebiet des Lake Alexandrina und L. Albert bereiste, waren, wie bereits erwähnt, nur noch gegen 100—120 Vollblut-Eingeborene desselben übrig geblieben. Jetzt wird dieses Häuflein wohl schon kleiner geworden sein, da die Zahl der Todesfälle beständig die der Geburten überwiegen soll.

Auch die Binnenlandbewohner nehmen rasch an Zahl ab, wie ich aus den Mitteilungen von zuverlässigen Leuten schließen muß, die sich jahrelang im Lande ein und desselben Stammes aufgehalten haben. Kürzlich teilte mir Herr Missionar Siebert mit, daß das Häuflein der Diäri während einer langen Dürre im Anfange dieses Jahrzehntes sehr zusammengeschmolzen sei.

Widerstandsfähiger scheinen in dieser Hinsicht die Eingeborenen des Nordens zu sein, aber auch sie werden wohl über kurz oder lang eine Beute des Völkertodes werden. So viel ich weiß, hat sich seit der Einwanderung der weißen und der gelben Rasse bei keinem Stamme eine auffällige Verminderung seiner Mitglieder bemerkbar gemacht. Hinzufügen will ich noch, daß mir ein Pater der Missionsstation am Daly River mitteilte, im Jahre 1895 seien 30 und in den ersten 7 Monaten des folgenden Jahres 25 Todesfälle unter den 600 Eingeborenen vorgekommen, deren Gebiet sich 10—15 Stunden im Umkreise der Station befindet.

Dem Anschein nach ist die Sterblichkeit unter den Kindern bedeutend größer als unter den Erwachsenen. Genaue Angaben über das Verhältnis der Geburten zu den Todesfällen kann ich selbstverständlich nicht machen. Im Jahre 1896 sagte mir Herr Missionar Bogner, daß in den 18 vorhergehenden Monaten auf Hermannsburg 7 Kinder geboren seien, und von diesen nur noch 3 lebten. Auf der Station hielten sich damals gegen 80 Eingeborene auf.

Höchst auffallend ist die geringe Fruchtbarkeit der Weiber oder, besser gesagt, die kleine Zahl von Geburten ausgetragener Kinder, und ich glaube, daß sie die Hauptursache bildet, weswegen die meisten Stämme zusehends zusammenschmelzen. Einen geringen Teil der Schuld hieran trägt wohl die Syphilis. Wie wir wissen, geht diese Krankheit in den ersten Jahren nach der Ansteckung des Mannes oder des Weibes sehr häufig auf den Foetus über und führt gar oft zu einer Unterbrechung der Schwangerschaft während der ersten Wochen oder Monate ihres Bestehens, oder zu der Frühgeburt eines nicht lebensfähigen Kindes. Bleibt das mit erblicher Syphilis behaftete Kind am Leben, so ist es kränklich und schwächlich und wird gewöhnlich frühzeitig eine Beute des Todes. Dieses von den Eltern erworbene schwere Leiden veranlaßt wohl teilweise die große Sterblichkeit der eingeborenen Kinder im Säuglingsalter. Kommt die Erkrankung an Tripper recht häufig vor, wie es den Anschein hat, so ist sie jedenfalls von einschneidender Bedeutung in bezug auf den Rückgang der Bevölkerung, da sie, wie bekannt, beim Weibe in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Unfruchtbarkeit zur Folge hat.

Der Umstand, daß fast jeder Fremde des Binnenlandes und der Nordküste mit Lubra in geschlechtlichem Verkehr steht, trägt nicht allein durch die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, sondern auch dadurch zur Verringerung der Bewohnerzahl bei, daß sich viele der jungen Weiber mehr oder minder vollständig von ihrer Horde lossagen, oder ihre Kinder sofort nach der Geburt umbringen, um nicht die Gunst ihrer weißen oder chinesischen Galane einzubüßen.

¹⁾ Rev. G. Taplin, The Narryngeri, pag. 9.

Oft wird den Buschleuten und den Polizisten der Vorwurf gemacht, sie verführen zu schonungslos bei der Bestrafung des Eingeborenen wegen Mordes oder Viehdiebstahles. In der Tat sind Fälle bekannt, wo dieselben sich garnicht bemühten der Täter habhaft zu werden, sondern einfach mit Pulver und Blei unter dem betreffenden Stamm ein großes Blutbad anrichteten. Ein derartiges summarisches Verfahren läßt sich aber nur selten zur Ausführung bringen. Hat der Eingeborene seine weißen Unterdrücker zur Genüge kennen gelernt, so weiß er sich bei Zeiten vor ihren Verfolgungen in den dichtesten Scrubs oder auf den fast unzugänglichen Felsenhöhen in Sicherheit zu bringen. Trotzdem diese Menschenjagden in der Regel erfolglos verlaufen, so tuen sie doch insofern der Bevölkerung großen Abbruch, als sie die Veranlassung dazu geben, daß weit mehr neugeborene Kinder umgebracht werden denn sonst, weil die Lubra nicht gewillt sind, auf der Flucht übermäßig gehindert zu sein.

Daß die Behauptung, die südaustralische Urbevölkerung nehme deshalb rasch an Zahl ab, weil sie infolge der Verminderung des Wildes durch die Ansiedler häufiger Not leiden müsse, als in früheren Jahren, grundfalsch ist, geht, wie ich bereits in dem Kapitel über die Nahrungsmittel und die Kochkunst gezeigt habe, daraus zur Genüge hervor, daß dort, wo der Wildstand erheblich zurückgegangen ist, verwildertes Vieh herdenweise auftritt, oder Kaninchen in ungeheurer Menge vorkommen.

Auch der Umstand ist der Beachtung wert, daß das Wasser vieler Becken von dem Vieh des Squatter in hohem Grade verunreinigt und nicht selten auch zum raschen Versiegen gebracht wird. Andererseits hat die Regierung des Landes am Überlandwege viele Brunnen graben oder bohren lassen, wodurch manche unwirtliche Gegend für den Eingeborenen bedeutend an Wert gewonnen hat.

Daß man den narkotischen Genußmitteln keine Schuld an dem Dahinschwinden der Stämme Südaustraliens beimessen darf, geht aus Kapitel XIV hervor.

Kleider tragen in der Regel nur die im Dienste von Fremden stehenden Eingeborenen, und diese sehen durchschnittlich gesünder aus, als ihre Stammesgenossen, die fern von den Ansiedelungen leben. Man kann also nicht behaupten, daß die südaustralische Bevölkerung dadurch an ihrer Gesundheit geschädigt worden sei, daß der Europäer ihr seine für das Klima unzweckmäßige Tracht aufgenötigt habe.

Kapitel XXV.

Die Beziehungen zwischen den Eingeborenen und den Europäern und Asiaten.

Die Bewohner der unerforschten weiten Gebietsteile der Kolonie suchen die fremden Ansiedler selten oder nie auf, da ja jeder Stamm, der noch an den althergebrachten Sitten und Gewohnheiten festhält, seine Nachbarn als Feinde betrachtet, und deren Land aus diesem Grunde nur bei besonderen Gelegenheiten betritt. Anders ist es jedoch mit den Eingeborenen, die nicht mehr auf eigenem Grund und Boden leben. Entweder treten sie in die Dienste der Herren ihrer Heimat, oder sie statten von Zeit zu Zeit den Ortschaften oder Stationen einen Besuch ab, um sich irgendwie in den Besitz von Tabak, Kleidungsstücken, eisernen Werkzeugen usw. zu setzen. Selbst die, welche nichts von ihren Unterdrückern wissen wollen, und das auf ihren Jagdgründen befindliche Vieh zu ihrem Wilde rechnen, kommen doch mindestens einige Male im Jahre mit Polizisten und Viehtreibern in Berührung.

Bevor ich auf den eigentlichen Gegenstand meiner Besprechung eingehe, halte ich es für angezeigt, dem Leser in flüchtigen Umrissen ein Bild von den Einwanderern des Binnenlandes und der Nordküste zu entwerfen.

Zwischen Flinders Range und dem Roper River kommen, abgesehen von den Missionaren und einigen Asiaten, nur Engländer, und zwar Regierungsbeamte und Buschleute in Frage; auf dem großen halbinselartigen Landvorsprung des Nordens hingegen nimmt neben der englischen Bevölkerung die chinesische einen hervorragenden Platz unter den Eingewanderten ein.

Die Angestellten der Regierung sind, mit Ausnahme derjenigen in Palmerston, der Mehrzahl nach Telegraphenbeamte und Polizisten. Sie zeichnen sich durch große Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in ihrem Berufe aus, und manche unter ihnen haben der Wissenschaft schon anerkanntswerte Dienste geleistet. Die welche sich auf den Stationen zwischen Oodnadatta und Pine Creek befinden, müssen ein wahres Einsiedlerleben führen, da selten Reisende zu ihnen kommen.

Die Buschleute des Innern, zu ihnen rechne ich auch die Bewohner der kleinen Ortschaften und die Arbeiter auf dem Goldfelde Arltunga, hält man bei oberflächlicher Bekanntschaft für rohe, wilde Gesellen, lernt man sie aber näher kennen, so findet man, daß manche derselben durchaus ehrliche und fleißige Leute sind, die nicht aus Arbeitsscheu, sondern aus Abenteuerlust und Liebe zu einem freien, ungebundenen Leben der Zivilisation den Rücken gewendet haben. Verschweigen will ich aber nicht, daß im Gebiete der Mac Donnell

Ranges und auch sonstwo der Pferdediebstahl an der Tagesordnung ist. Von den Polizisten haben die Diebe wenig oder garnichts zu befürchten, da kein Viehtreiber sie verrät, und selbst Verwalter von Viehstationen mit ihnen unter einer Decke stecken. Wie schlau sie übrigens zu Werke zu gehen pflegen, erhellt aus dem Folgenden. Ein Squatter am Anna Creek versieht seine Pferde mit einem brillenförmigen Zeichen. Ein Dieb, der besonders die Ländereien dieses Mannes heimsucht, benutzt ein Herdzeichen (brand), das ein Trensengebiss darstellen soll. Hat er nun ein Pferd eingefangen, dem ein brillenförmiges Zeichen eingebrannt ist, so fügt er diesem zwei kurze, senkrechte Striche hinzu, und macht es damit seinem eigenen Herdzeichen täuschend ähnlich. Ein anderer Dieb, dessen Herdzeichen ein Ziegenkopf ist, fälscht wiederum das Zeichen von Trensengebissform durch Hinzufügung von einigen krummen und geraden Strichen, und so ist es nicht ausgeschlossen, daß auf diese Weise das Zeichen an ein und demselben Pferde des Squatters zweimal abgeändert werde. Bushranger dürfte man aber diese Pferdediebe nicht nennen, denn andere Diebstähle lassen sie sich nicht zu Schulden kommen. Daß sie durchgängig verwegene Reiter sind, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Einmal bin ich mehrere Wochen lang mit zwei derartigen Leuten gereist, die gegen 50 Pferde, welche sie auf der Station am Hugh River eingefangen hatten, zum Verkauf nach Palmerston brachten. Noch heute erinnere ich mich gern der Abende, die ich im Gespräch mit dem älteren der beiden, einem ernsten, fast schwermütigen Manne verbracht habe.

Auf jeder Viehstation — es sind nicht mehr als zwanzig in dem zwischen dem 15. und 27. Breitengrade gelegenen Gebiete der Kolonie vorhanden — befinden sich zwei bis vier Weiße. Hin und wieder ist ihr Dienst schwer und mit großen Strapazen verbunden; in der Regel verträdeln sie aber die Zeit mit Schwatzen und Rauchen und überlassen ihre Arbeiten den boys. Wenn es möglich ist, begeben sie sich mindestens einmal im Jahre „zur Erholung“ nach der nächsten, oft mehrere hundert Miles entfernten Schänke, wo sie ihr Lohn bis auf den letzten Heller vertrinken. Diese Schänken sind ein wahrer Fluch für das Land. Die Inhaber derselben, meistens alte, verschmitzte Gauner, suchen ihre Gäste so rasch wie möglich betrunken zu machen. Ist ihnen dieses gelungen, so sorgen sie dafür, daß dieselben tagelang nicht nüchtern werden und schließlich fordern sie an Geld das zeh- bis zwanzigfache des wirklichen Wertes der verabreichten Getränke. Manche gehen zur Erreichung ihres Zweckes recht gewissenlos zu Werke. So z. B. hörte ich von einem Polizisten, daß ein unter den Buschleuten des Binnenlandes wohlbekannter Wirt am Finke River zu seinem „Rum“ eine Abkochung von Tabak setze.

Unter den weißen Arbeitern des Nordens übertreffen die Bergleute an Zahl bei weitem die eigentlichen Buschleute. Sie stammen zum großen Teil aus Queensland, und, ohne ihnen Unrecht zu tun, kann man sie zum Abschaum der europäischen Bevölkerung des Kontinentes rechnen. Wenig besser sind die dortigen Bahnarbeiter. Als ich auf meiner ersten Überlandreise nach Rum Jungle (Rum-Dickicht) kam, saßen die beiden einzigen Weißen des Ortes, der ganger (Bahnwärter) und der Wirt, splitternackt und völlig betrunken unter der Veranda der aus Wellblechstücken roh aufgebauten shanty und ließen sich die oft geleerten Gläser von einem Chinesen füllen. Sobald sie meiner ansichtig wurden, riefen sie mir eine Einladung zu. Da ich nicht willens war, an dem Trinkgelage teilzunehmen, so erwiderte ich, daß ich mich zunächst nach einem guten Weideplatze umsehen müsse. An meiner Gesellschaft schien ihnen aber viel gelegen zu sein, denn der Wirt ergriff den Zügel meines Reitpferdes und schrie: „Come on and have a drink; then go to hell!“ Es blieb mir dann nichts anderes übrig, als meinem Pferde die Sporen in die Seiten zu stoßen und davon zu reiten. Einige Monate darauf hörte ich zu Palmerston, daß der ganger vom

Wirte erschossen worden sei. Einem Engländer, dem ich darauf hin meine Erlebnisse zu Rum Jungle erzählte, meinte, es sei ein wahres Wunder, daß der Wirt, der sich stets auf blutige Weise zu rächen pflege, mir keine Kugel nachgeschickt habe. Hätte ich übrigens an dem Trinkgelage teilgenommen, so würden die beiden Kumpane ohne Zweifel versucht haben, mir mein Geld und meine Pferde im Kartenspiel abzunehmen. Auf meiner zweiten Überlandreise mußte ich mich längere Zeit zu Rum Jungle aufhalten, da mein Reitpferd sich einen Huf so stark verletzt hatte, daß es hinkte. Der Nachfolger des erschossenen Gänger benahm sich anfangs mir gegenüber recht liebenswürdig, als aber ein vollständig heruntergekommener Irländer vom Zinnbergwerke am Mount Tolmer sein Gast geworden war, und er, durch diesen Gesellen veranlaßt, im Geheimen die Eingeborenen der Nachbarschaft gegen mich aufzuhetzen suchte, wurde die Feindschaft zwischen uns beiden schließlich so groß, daß ich Tag und Nacht den Revolver zur Hand haben mußte.

Die Krämer und Handwerker der größeren Ortschaften des Northern Territory, wie Palmerston, Pine Creek, Burrundie usw. spielen gern den gentleman, besonders, wenn sie mit einer weißen „lady“ verheiratet sind; dabei trinken und fluchen sie aber wie ein Buschmann vom reinsten Wasser.

Zwischen dem Catherine River und der Nordküste übertreffen die Chinesen die Engländer etwa um das Dreifache an Zahl. Den Lebensunterhalt erwerben sie sich als Bergleute, Krämer, Gärtner, Bahnarbeiter usw. Obwohl sie für fleißig und anspruchslos gelten und niemanden durch ein lautes aufdringliches Wesen belästigen, sind sie doch die bestgehaßten Leute im Lande, weil sie den weißen Arbeitern große Konkurrenz machen, die Lebensbedürfnisse in der Regel von ihren Landsleuten beziehen und, wenn sie sich unter Entbehrungen ein kleines Vermögen zusammengespart haben, in ihre Heimat zurückkehren. Gewöhnlich wird ihnen ihre Unzucht und ihre Leidenschaft für das Opium zum Vorwurf gemacht. Ich kann durchaus nicht in Abrede stellen, daß sie sich gar häufig Exzesse in Venere zu Schulden kommen lassen; in dieser Hinsicht sind die Weißen des Northern Territory aber nicht viel besser. Was das zweite der genannten Laster anbetrifft, so gewährt der durch das Rauchen von Opium berauschte Zopfräger nicht im entferntesten einen so widerwärtigen Anblick, wie ein betrunkenen Weißer. Meine Bekannten unter den nordaustralischen Chinesen rauchten jeden Abend Opium, ohne dadurch das geringste Aufsehen zu erregen. Vor dem Zubettegehen wuschen sie sich den Kopf mit kaltem Wasser, und am nächsten Tage verrichteten sie ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten. Im Binnenlande gibt es nur wenig Chinesen; sie stehen fast ausnahmslos als Köche im Dienste von Engländern.

In Hergott Springs und Oodnadatta begegnet man oft hohen Gestalten mit stark gebräuntem Gesicht und schwarzem Haar. Es sind Afghanen, die durch Kamele den Güterverkehr zwischen diesen Städtchen und fern von der Bahn liegenden Ansiedelungen besorgen.

Die Bevölkerung von Palmerston ist sehr gemischt. Auf den Straßen dieses Städtchens sieht man nicht allein Europäer, Chinesen und Eingeborene, sondern auch Japaner, Hindus, Malayen usw.

Im allgemeinen nimmt man lieber unzivilisierte, als zivilisierte Eingeborene in seine Dienste, weil jene viel zuverlässiger, anspruchsloser und folgsamer sind, als diese. Ältere Leute stellt man nicht gern an, sondern, wenn möglich, nur Burschen, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht haben.

Oft hörte ich von Engländern der Kolonie, die Eingeborenen würden zu ganz sittenlosen, liederlichen Menschen, wenn sie mit der europäischen Kultur in Berührung kommen. Diese Annahme hat insofern ihre Berechtigung, als die zivilisierten boys und Lubra, im Vertrauen auf den Schutz der Weißen, sich häufig Übertretungen der Stammesgesetze zu Schulden kommen lassen und ihre

Gebrauchsgegenstände höchst sorglos anfertigen.¹⁾ Der Mehrzahl nach sind sie aber wohl nicht schlechter als ihre Genossen im Busch. Sie halten es eben nicht mehr für die Mühe wert, ihre wahre Gesinnung nach besten Kräften zu verbergen, da sie längst aufgehört haben, den Fremden als einen halben „devil-devil“ zu betrachten. Daß die Europäer und Asiaten ihnen durch ihren zügellosen Lebenswandel ein böses Beispiel gäben, wie frömmelnde Leute der Kolonie anzunehmen pflegen, ist durchaus nicht der Fall. Die Eingeborenen können doch durch die Maitressenwirtschaft der Fremden nicht unmoralischer werden, da sie nach unsern Begriffen ja selbst in einer Art wilden Ehe mit ein oder mehreren Lubra leben und bei jeder sich bietenden Gelegenheit Ehebruch treiben. Auch das gewalttätige Auftreten mancher Weißen wird sie, im Grunde genommen, nicht schlechter machen. Wissen wir doch, daß sie nur Achtung vor denen haben, die sie fürchten, und daß sie ihrer Anschauung nach keine Übeltäter sind, wenn sie eines ihrer Weiber halb zu Tode prügeln, an den Feinden blutige Rache nehmen, einem Fremden ein Weib stehlen usf.

Jeder Buschpolizist hat einige boys in seinem Dienste, die ihm bei der Ergreifung von Verbrechern behülflich sind. Diese native troopers, wie der Engländer sie nennt, sind junge, mutige Burschen, die im Bewußtsein ihrer Würde mit einer gewissen Verachtung auf ihre Landsleute hinabzublicken pflegen. Ihre Leistungen müssen wir sehr hoch anschlagen; denn ohne ihren Beistand würde der Schuldige wohl selten oder nie ermittelt werden, wenn ein Eingeborener ein Verbrechen an dem Eigentum oder dem Leben von Weißen begangen hat. Verhaftungen von Engländern kommen im Binnenlande nur ausnahmsweise vor. Auch mischt sich die dortige Polizei klugerweise nie in die Angelegenheiten der Eingeborenen; selbst um Mordtaten bekümmert sie sich nicht, die Eingeborenen an ihren Landsleuten begehen. Die Polizei der Nordküste dagegen ist weit weniger nachsichtig, sowohl gegen die Eingewanderten, als auch gegen die Eingeborenen.

Zwischen den beiden Bahnendstationen Oodnadatta und Pine Creek macht sich der Eingeborene in der Regel nur durch Viehdiebstähle strafbar. Obwohl die Diebe mit großer Frechheit zu Werke gehen, so ist ihre Ergreifung doch recht schwierig und mit großen Mühen und Entbehrungen verknüpft; denn sobald ein Polizist zu ihrer Verfolgung aufbricht, werden sie von ihren Stammesgenossen gewarnt, und ziehen sich so schell wie möglich in Einöden zurück, in die ihnen niemand zu Pferde zu folgen vermag. Besonders gern suchen sie wüstenartige, sehr wasserarme Steppengebiete oder schwer zugängliche Felsenhöhen auf, die ihnen eine weite Umschau gewähren, und auf deren nacktem Boden selbst der geübteste „tracker“ leicht ihre Fährte verliert.

In Gosse's Bluff Range, einer ringwallförmigen, aus nacktem Gestein bestehenden Bodenerhebung mit äußerst schroffen Hängen, traf ich einst eine eingeborene Familie, die ihr Lager auffallender Weise in einer hoch gelegenen, schwer zugänglichen Grotte aufgeschlagen hatte. Es befinden sich dort einige rockholes (Strudellöcher). Sie enthielten damals ein wenig Wasser, meine Pferde konnten aber nicht zu denselben gelangen. Da der Älteste der Familie mir sagte, in einem 11—12 km entfernten Brunnen an Rudall's Creek sei sehr gutes Wasser vorhanden, auch befände sich daselbst Gras in Hülle und Fülle, so ritt ich zu dem betreffenden Platze. Zu meinem Arger fand ich aber, daß der Brunnen halb verschüttet war, und die Umgebung desselben einer wahren Wüste glich. Ich sah mich dann gezwungen, zu Gosse's Bluff Range zurückzukehren.

¹⁾ Meines Erachtens fertigt der Eingeborene, welcher in Verkehr mit den Weißen getreten ist, seine Waffen und Geräte hauptsächlich deswegen sorglos an, weil er fühlt, daß er durch die Geschicklichkeit seiner Hände keinen Eindruck mehr auf seine Genossen machen kann, die ebenfalls fremde Kulturgüter kennen und schätzen gelernt haben.

Da die Dunkelheit bereits hereingebrochen war, schlug ich mein Nachtlager neben den rockholes auf. Die Pferde tränkten die Erwachsenen der genannten Familie aus ihren muldenförmigen Holzgefäßen, wobei die Männer zu meiner Verwunderung die Speere nicht aus der Hand ließen. Die Erklärung zu dem sonderbaren Verhalten dieser Eingeborenen erhielt ich einige Tage später, als ich den Polizisten von Illamurta auf der Missionsstation Hermannsburg traf und ihm meine Erlebnisse in Gosse's Bluff Range erzählte: aus meiner Beschreibung der Leute glaubte er mit Sicherheit entnehmen zu können, daß ich es mit einer Gesellschaft berüchtigter Viehdiebe zu tun gehabt hatte, auf die er schon lange Jagd machte.

Nach dem, was ich früher über den Charakter der Eingeborenen gesagt habe, wird der Leser es begreiflich finden, daß der Polizist auf der Menschenjagd gar oft von seinen boys, die ihm als „tracker“ dienen, hinters Licht geführt wird. Verhilft ein native trooper seinem Herrn zu manchem guten Fang, so steht ihm nach der Dienstentlassung gewöhnlich ein trauriges Los bevor; denn er wird entweder von seinen Landsleuten erschlagen, oder er muß als Geächteter fortan ein friedloses Leben führen.

Die boys auf den Vieh- und Telegraphenstationen warten das Vieh; außerdem müssen sie Wasser und Feuerholz holen und gelegentlich Handlanger- oder Botendienste tun. Das Viehhüten ist ganz nach ihrem Geschmack, da sie bei dieser Arbeit, die sie stets zu Pferde verrichten, oft Gelegenheit zum Jagen haben und hin und wieder auch eine gefällige Lubra befreundeter Horden antreffen. Zwischen Oodnadatta und Pine Creek erhalten sie für ihre Dienstleistungen kein Geld, sondern jährlich ein paar Hemden und Hosen, wöchentlich zwei Stangen Tabak und dreimal täglich eine große Portion Fleisch, sowie ein wenig Dampfer, Tee und braunen pulverförmigen Zucker. Für ihre Unterkunft müssen sie selbst sorgen. Meistens wohnen sie mit dem unvermeidlichen Anhang von Freunden und Freundinnen in Buschhütten unfern des Wohnhauses der Weißen.

Die auf der Wanderschaft befindlichen Buschleute haben in der Regel einen Eingeborenen bei sich, der morgens die Pferde zum Lagerplatz bringt und abends für das nötige Feuerholz sorgt. Selbstverständlich bleibt ihnen dadurch manche Mühe erspart. Einen großen Nachteil hat diese Art des Reisens aber doch. Gar oft habe ich die Beobachtung gemacht, daß ein boy, statt sich am Morgen gleich auf die Suche nach den Pferden zu begeben, zunächst einem Lager von Eingeborenen einen Besuch abstattete oder Wild nachstellte und erst nach vielstündiger Abwesenheit zum Lager zurückkehrte. Werden diesen Burschen von ihren Herren Vorwürfe über das lange Ausbleiben gemacht, so sind sie natürlich nie um eine Ausrede verlegen. Gewöhnlich geben sie vor, die Pferde hätten sich sehr weit entfernt gehabt. Findet ein Buschmann irgendwo Arbeit, so entläßt er einfach seinen boy. Man trifft daher auf den Stationen am Wege von Oodnadatta nach Pine Creek häufig fremde Eingeborene an, die begierig auf eine Gelegenheit warten, unter dem Schutze eines Weißen in die Heimat zurückzukehren. Allein wagen sie meistens die Reise nicht zu unternehmen, da sie eine zu große Furcht vor den Angehörigen fremder Stämme haben.

Im Norden werden die Europäer von den Eingeborenen bitter gehaßt. Ohne Zweifel würden sich manche Stämme gegen die lästige Fremdherrschaft auflehnen, wenn die Zahl ihrer Krieger größer wäre. Kommt ein Weißer auf den Goldfeldern und auch sonstwo zu dem Lager von Eingeborenen, so erheben sich nicht selten alle Männer wie auf Kommando und wenden ihm den Rücken zu, um zu zeigen, daß sie nichts von ihm wissen wollen.

In den Ortschaften und auf den Goldfeldern des Nordens sind viele boys als Hausdiener angestellt. Ihr Lohn, das ihnen in klingender Münze ausbezahlt wird, verschleudern sie aber gleich. Den größten Teil desselben geben sie, wie

schon erwähnt, für Opium aus, das sie im geheimen in den Behausungen von Chinesen oder in ihren eigenen Hütten rauchen. In der Regel werden sie bald der Arbeit überdrüssig und suchen sich durch Bettelei oder Feilbieten ihrer Weiber zu ernähren. In Palmerston sind eingeborene Vagabunden zu einer wahren Plage geworden. Ein Fremder wird dort gar oft um einen sixpence angesprochen, oder gefragt, ob er eine Lubra wünsche.

Die Bevölkerung des Binnenlandes und des nördlichen Küstengebietes besteht, abgesehen von den Urbewohnern, etwa aus 2500 Europäern und ebensoviele Asiaten, von denen gegen 2000 Chinesen sind. Die Zahl der fremden Frauen ist im Verhältnis zu der der Männer sehr gering: sie beläuft sich höchstens auf 300. Zwischen den mehr als 1600 km voneinander entfernten Bahnstationen zu Oodnadatta und Pine Creek hält sich nur ein Dutzend Engländerinnen auf. Die Mehrzahl der eingewanderten Frauen — zu ihnen gehören etwa 30 bis 40 Chinesinnen und ein paar japanische Freudenmädchen — wohnen in den Ortschaften des Nordens. Es liegt auf der Hand, daß bei diesem Mißverhältnis in betreff der Geschlechter die meisten Europäer und Asiaten in geschlechtlichem Verkehr mit Weibern der Eingeborenen stehen.

Zwischen dem eingewanderten Manne und dem eingeborenen Weibe kommt es natürlich nie zu einem auf gegenseitiger Liebe und Achtung beruhendem Bunde. Meistens schenkt der Fremde seine Gunst der Lubra irgend eines „blackfellow“, der sich beständig in der Gegend aufhält, wo er seinen Wohnsitz hat. Beansprucht er dagegen eine Lubra ganz für sich, was verhältnismäßig selten vorkommt, so wählt er sich eine solche aus, auf die niemand Eigentumsrechte hat, oder die ihrem Ehemanne entlaufen ist. Die reisenden Buschleute finden auf allen Stationen Lubra, die ihnen schon für eine halbe Stange Tabak die verlangte Gefälligkeit erweisen. Zuweilen haben sie zum Überfluß einen mit Hemd und Hose bekleideten weiblichen Diener bei sich.

Der unzivilisierte Eingeborene ist oft so eiferstichtig, wie bereits erwähnt, daß er seine Lubra wegschickt, wenn ein Fremder zu seinem Lager kommt. Der zivilisierte dagegen, dem schon Erzeugnisse europäischer oder auch chinesischer Kultur unentbehrlich geworden sind, bietet seine Lubra jedem an, der seiner Vermutung nach mindestens im Besitze eines Stückchens Tabak ist. Mir waren weder die eiferstichtigen, noch die allzu entgegenkommenden Ehemänner genehm. Verließen bei meiner Ankunft auf dem Lagerplatze von Eingeborenen die Weiber die Hütten und verbargen sich hinter den nächsten Büschen, so wußte ich, daß ich von den Männern wenig oder nichts über ihre Sitten, Gewohnheiten usw. erfahren würde. Einmal machte ich trotzdem den Versuch, genaue Aufschlüsse über die Bewaffnung des in Frage kommenden Stammes zu erhalten. Anfangs gaben mir die im Kreise auf dem Boden sitzenden Männer mit unwirscher Miene kurze und ausweichende Antworten, schließlich sagte ein Graubart: „Warum sprichst du über Speere und Keulen? Du siehst doch, daß alle Lubra im Busch sind.“ Will ein Fremder keinen Umgang mit Lubra haben, so wird er von vielen Eingeborenen für einen Geizhals oder einen armen Wicht gehalten. Natürlich sind ihm die Männer, die man mit unsern Zuhältern vergleichen könnte, feindlich gesinnt, da sie, wie alle ihre Landsleute, den hassen, der sich nicht für ihre selbststichtigen Zwecke gebrauchen läßt. Was mich betrifft, so haben mir diese Leute bei meinen Forschungen in bezug auf die Eingeborenen manches Hindernis in den Weg gelegt. An der Nordküste kamen einst im Laufe eines Tages nicht weniger als fünf Eingeborene zu mir, die sich mit Hilfe einer Lubra einen Schilling erwerben wollten. Der Leser kann allein hieraus schon entnehmen, daß die Zahl dieser arbeitsscheuen, nach unseren Begriffen höchst sittenlosen Gesellen nicht gering ist. Fand sich auf meinem Lagerplatze ein eingeborenes Ehepaar ein, das sich zu mir setzte, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, so wußte ich, daß der Mann nach einem längeren Gespräch

über ganz gleichgültige Dinge die Frage an mich richten würde, ob ich Verlangen nach einer Lubra trüge. Wird ein solches Paar abgewiesen, so pflegt es sich ärgerlich zu entfernen. Zuweilen kann es die Lubra nach Weiberart nicht über sich gewinnen, die vermeintliche Kränkung ohne eine „Verbalinjurie“ hinzunehmen. Einmal rief mir eine verschmähte Schöne beim Verlassen meines Lagerplatzes die Worte zu: „Du magst mich sehr wohl; du hast nur keinen Schilling!“

Der intime Verkehr mit eingeborenen Weibern ist für den Europäer kostspieliger als man annehmen sollte. Stets hat die betreffende Lubra einen großen Anhang, der auf ihre Kosten leben will. Sie bettelt daher ihren weißen Gönner bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an; und dieser, der meistens von Haus aus recht freigebig ist, erfüllt schließlich alle ihre Wünsche, so weit es in seinen Kräften steht, um sich Ruhe vor dem Plagegeist zu verschaffen. Wie schnell oft die Weiber durch ihre Beharrlichkeit zum Ziele kommen, erhellt aus folgendem Beispiel. Auf einer Station des Innern trat in meiner Gegenwart eine Lubra mit den Worten zu einem stockman: „Me wont em tobacco“. Der Angebettelte griff in eine seiner Hosentaschen und reichte ihr eine halbe Stange Tabak. Die Person war aber noch nicht zufrieden gestellt. Als sie das Geschenk mit einer gewissen Koketterie unter eine Armschnur gesteckt hatte, sagte sie mit der gleichgültigsten Miene von der Welt: „Me lose em pipe.“ Jetzt verlor der Weiße, der sehr wohl wußte, daß sie log, die Geduld, und mit den im tiefsten Baßton geschrienen Worten: „Clear out, you bloody, rotten cow!“ machte er allen weiteren Bitten ein Ende. Als ich kurz darauf die Lubra auf dem Lagerplatze der Stationseingeborenen traf, neckte ich sie, daß sie, ohne eine Pfeife erhalten zu haben, weggeschickt worden war. Sie wollte aber von einem Mißlingen ihres Planes nichts wissen, und indem sie sagte: „Me get em pipe allright“, ging sie ein wenig beleidigt davon. Am nächsten Morgen bei meinem Aufbruche nickte sie mir mit einer neuen Pfeife im Munde lächelnd einen Abschiedsgruß zu.

Dem Chinesen als gewiegttem Geschäftsmanne hingegen verursachen die Beziehungen zu den eingeborenen Weibern keine großen Kosten. Zunächst macht er die Lubra und ihre Männer zu Opiumrauchern, und dann, wenn er sie auf diese Weise in Abhängigkeit von sich gebracht hat, gelingt es ihm ohne große Mühe, ihnen alles abzunehmen, was sie an Geldeswert besitzen. Eine wie große Gewalt er über sie hat, geht daraus zur Genüge hervor, daß er nicht selten ihre noch ganz unentwickelten Töchter ungestraft zur Befriedigung seiner Lüste benutzt.

Nie versuchten die Eingeborenen in einem größeren Aufstande, das Joch der fremden Eindringlinge abzuschütteln, wie die mancher anderen Länder. An Mut dazu fehlte es ihnen nicht, wohl aber an der erforderlichen Einigkeit. Jeder Stamm betrachtet ja seine Nachbarn als Feinde, und außerdem stehen die zusammengehörigen Horden nur in einem ganz lockeren Verbandsverhältnisse miteinander. Einige Male jedoch griffen Eingeborene ganz isoliert liegende Stationen in der Absicht an, die Fremden ganz aus dem Lande zu vertreiben. Die meisten Morde an Europäern haben sie aber nicht aus Vaterlandsliebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, sondern nur aus Eigennutz oder Rache wegen schwerer Beleidigungen begangen.

Im nachstehenden führe ich einige der Hauptmordtaten an, die von Eingeborenen an Europäern begangen worden sind.

Im Jahre 1873 wurde die Telegraphen-Station an Barrow's Creek von Kaititje überfallen, und wäre jedenfalls eingenommen worden, wenn die Beamten und ihre Leute sie nicht auf die heldenmütigste Weise verteidigt hätten. Das Stationsgebäude ist aus Bruchsteinen erbaut und mit Wellblech gedeckt. Es bildet ein offenes Viereck. Damals waren die Fenster vergittert und gingen

alle äußeren Türen auf den Hof hinaus, der durch eine mit einem eisernen Tor versehene Mauer, welche sich zwischen den Enden der beiden Gebäudeflügel befindet, abgeschlossen ist. Der Stationmaster hieß Stapleton; außerdem befanden sich fünf Europäer, Gason (mounted constable), Flint (operator), Maddox (blacksmith), Murdock (linesman) und Franks (linesman), ein chinesischer Koch und ein blackboy auf der Station. Daß die Eingeborenen den Fremden feindselig gesinnt waren, wußte man sehr wohl, da sie nicht lange vorher Pferde gespeert, Telegraphendrähte zerschnitten und Telegraphenpfähle verbrannt hatten; man ahnte aber nicht, daß es zu einem Kampfe auf Leben und Tod kommen würde, hatte man doch auf den Wunsch des Postmaster-General hin die Eingeborenen in den vorhergehenden Monaten besonders freundlich behandelt und sie reichlich mit Decken, Beilen, Lebensmitteln usw. beschenkt. Der Angriff fand an einem Sonntagabend im Februar des genannten Jahres statt. Alle Stationsleute saßen zu einer Gruppe vereinigt außerhalb des Gebäudes, kaum zwanzig Schritte von dem Tore entfernt, und genossen die abendliche Kühle. Plötzlich wurden sie mit Speeren überschüttet, und dunkle Gestalten sprangen, gellende Schreie ausstoßend, aus dem in der Nähe befindlichen Scrub und stellten sich zwischen ihnen und dem Tore auf. Stapleton war ein Speer in den Unterleib gedrungen, Flint hatte eine tiefe Wunde im Oberschenkel erhalten und Gason war schwer an der Hüfte verletzt: ihn hatte eine Wurfspeer getroffen. Die Überfallenen, die ganz unbewaffnet waren, verloren aber in diesem Augenblicke der höchsten Not nicht die Geistesgegenwart. In der Absicht, so schnell wie möglich den Eingang zu gewinnen, rannten sie von ihren Feinden weg um das Gebäude herum. Als sie aber um die letzte Ecke bogen, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß die blutdürstige Schar ihnen nicht gefolgt war, wie sie zuversichtlich gehofft hatten, sondern sie vor dem Tore mit wurfbereiten Speeren erwartete. Es blieb ihnen jetzt nichts anderes übrig, als den tollkühnen Versuch zu machen, am Feinde vorbei in den Hof zu gelangen. Franks war der erste, der den Lauf auf Leben und Tod wagte. Er gelangte zwar bis zur Tür der Küche, brach dann aber leblos zusammen: ein Speer hatte sein Herz durchbohrt. Die anderen waren glücklicher, als dieser kühne Mann. Mit Ausnahme des boy, der einige leichte Wunden davontrug, erreichten sie unverletzt ihr schutzgewährendes Obdach. Wären die Eingeborenen sofort in den Hof gedrungen, so hätten sie sich mit einem Schlage zu Herren der Situation gemacht. Warum sie es nicht taten, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich hatten sie in der Dunkelheit eine zu große Furcht vor den telegraphischen Apparaten, in denen ihrer Ansicht nach ja ein Zauber stecken mußte. Gason und die Unverwundeten eröffneten sofort ein heftiges Feuer auf die Angreifer, die unablässig Speere durch die Fenster und das geöffnete Tor schleuderten. Der Assistent Flint telegraphierte nach Alice Springs und Tennant's Creek um Hülfe. Leider hatten diese beiden Stationen keine Leute zur Verfügung, die sie den Belagerten zum Beistande senden konnten. Als der Morgen graute, zogen sich die Eingeborenen ein wenig zurück. Da der tote linesman rasch in Verwesung überging, so scharften ihn seine Genossen in aller Eile neben dem Gebäude ein. Stapleton's Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Als er hörte, daß man Franks begraben habe, sagte er: „Macht keine Umstände mit mir, wenn ich tot bin. Einen Sarg brauche ich nicht; hüllt mich einfach in meine Decken. Am Abend desselben Tages erlöste ihn der Tod von seinen heftigen Schmerzen. Die Eingeborenen erneuten von Zeit zu Zeit ihre Angriffe. Auffallender Weise ließen sie die Telegraphendrähte unangetastet, auch speerten sie keine Pferde. Am Mittwoch setzte sich ein Mann namens Tucker, der mit elf Arbeitern Ausbesserungen an der Telegraphenleitung vorgenommen hatte, mit Barrow's Creek Station vermittels eines „pocket-instrument“ in Verbindung. Als er Nachricht von der Not der Belagerten erhalten hatte, brach er sogleich mit seinen Leuten zum Ersatze

auf. Unterwegs wurde die Gesellschaft in einem dichten Gestrüpp von Eingeborenen angegriffen; ohne einen Verwundeten gelangte sie jedoch in der folgenden Nacht zur Station. Am nächsten Tage waren alle Eingeborene verschwunden. Ihre Verfolgung wurde zwar sogleich aufgenommen, doch hatte sie nicht den geringsten Erfolg. Flint schwebte eine Zeit lang zwischen Leben und Tod; nach und nach genas er jedoch. Während der Belagerung hatte er, von Schmerzen gefoltert, mit einem Revolver in der Hand auf seinem Lager gelegen, fest entschlossen, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Im Jahre 1899 wurde im westlichen Teile der Mac Donnell Ranges ein ganz verkommener Weißer, namens Charles Beattie, von einem jüngeren Eingeborenen gespeert, der sich früher auf der Missionsstation Hermannsburg aufgehalten haben soll. Der Beweggrund der Tat ist nach der Aussage einer Lubra lediglich Habsucht gewesen.

Das größte Blutbad, das Eingeborene des Nordens unter Europäern ange richtet haben, fand am Daly River statt. Vor dreißig Jahren wurden am rechten Ufer dieses Flusses, gegen 75—80 km von der Küste der Anson Bay entfernt, in wallartigen Hügeln aus silurischem Tonschiefer kupferhaltige Mineralgänge entdeckt. Diese gaben später die Veranlassung zur Gründung der Daly Copper Mine und der Wheal Danks Copper Mine. Die ersten Weißen, die dort Kupfererze bergmännisch gewannen, hießen Hauschildt, Noltenins, Schollert und Roberts. Mitte der achtziger Jahre wurden dieselben nach kurzem Aufenthalte auf dem Felde ihrer Tätigkeit bei der Arbeit überfallen und bis auf Roberts, der mit einer schweren Kopfwunde davonkam, getötet. Von den Mördern gehörten viele zu den halbzivilisierten Eingeborenen. Die Veranlassung zu dem Verbrechen hat wohl Gewinnsucht oder Haß auf alle Fremden gegeben.

Nur erwähnen will ich, daß, als ich mich an der Nordküste aufhielt, noch oft über zwei Engländer gesprochen wurde, die unter den Händen von Eingeborenen ihr Leben hatten lassen müssen. Der eine, namens Scott, war Verwalter einer Viehstation am Mc Clure Creek und der andere ein gewöhnlicher Arbeiter, den man nur unter seinem Spitznamen, Paddy the Lasher, kannte.

Während meiner Anwesenheit in der Kolonie, im Anfang des Jahres 1899, wurden im King River Distrikt die Büffeljäger M'Kenzie und Moore von zwei Eingeborenen namens Nabalura und Kopperäng erschlagen. Einige Monate später kam dieser Fall vor dem Gerichte in Palmerston zur Verhandlung, und es ergab sich, daß die beiden Weißen auf ihrem Jagdgebiete wahre Despoten gewesen waren. Die nächste Veranlassung zu ihrer Ermordung hatte der Raub einer jungen Lubra gegeben, die den hochpoetischen Namen Jungle Lily führte.

Auch an der Südküste haben Eingeborene sich Morde an Weißen zu schulden kommen lassen. In der Mehrzahl der Fälle waren die Opfer Viehtreiber. So z. B. erschlugen Narryngeri um die Mitte der vierziger Jahre einen gewissen Mc Grath, als er am Coorong Schafe hütete. Der Schauplatz des Mordes heißt heute Mc Grath' Flat.

Eines der größten Verbrechen, das je in der Kolonie von Eingeborenen an Weißen begangen worden ist und seiner Zeit eine große Erregung unter den Ansiedlern hervorgerufen hat, war die Ermordung einer Gesellschaft harmloser Schiffbrüchiger. Der Hergang ist kurz folgender: Im Jahre 1840 strandete an der Küste des South-East, in der Gegend der Rivoli Bay, eine Brigg mit Namen Maria. Ein Teil der Mannschaft und der Passagiere kam dabei in den Wellen um. Die Überlebenden, zehn Männer, fünf Frauen und einige Kinder, wurden von einer Schar Narryngeri, deren Schutze sie sich anvertraut hatten, den Coorong entlang geführt, und dann, nachdem sie sich in zwei Gruppen gesondert hatten, unweit des Lake Albert meuchlings erschlagen. Als die von Adelaide ausgesandten Polizisten auf der Mordstätte ankamen, fanden sie noch mehrere zerstückelte, ihrer Kleidung beraubte Leichen vor, aus deren Be-

schaffenheit ersichtlich war, daß die Mörder von dem Fleische derselben eine Mahlzeit gehalten hatten.

Den Europäern des Binnenlandes und der Nordküste wirft man vor, sie hätten eine gar zu geringe Achtung vor dem Leben ihrer dunkelhäutigen „Mitbrüder“. Ich glaube, dieser Vorwurf ist nicht ganz gerecht. Es heißt, in „früheren Zeiten“ sei jedesmal nach der Ermordung eines Weißen ein furchtbares Blutbad unter den Männern des in Frage kommenden Stammes angerichtet worden. Meiner Meinung nach sind manche derartige Berichte nicht wahrheitsgetreu. Unternehmen Ansiedler einen Rachezug gegen Eingeborene, so erhalten diese in der Regel so zeitig Kunde von dem Vorhaben derselben, daß sie sich mit Weibern und Kindern nach den entlegendsten Schlupfwinkeln ihres Gebietes zurückziehen können. Die Menschenjäger sehen sich dann meistens gezwungen, unverrichteter Sache nach Hause zurückzukehren. Ist eine Expedition ganz erfolglos gewesen, und erkundigt man sich bei den Teilnehmern nach dem Verlauf derselben, so erfährt man selten die Wahrheit. Einige behaupten es seien so und so viel blackfellows erschossen worden, andere machen keine bestimmten Angaben, sondern geben nur zu verstehen, es sei Menschenblut geflossen, wieder andere, die nicht geradezu lügen wollen, hüllen sich in betreff der Hauptsache in ein vieldeutiges Schweigen. Infolge dieser Prahlucht heißt es dann nach Jahren, auf der Expedition seien ganze Horden vernichtet worden. Aber auch ohne jede Veranlassung ergehen sich die Buschleute oftmals in Prahlereien, die leicht dazu führen können, daß sie von ihren gesitteteren Landsleuten im Süden für wahre Bestien in Menschengestalt gehalten werden. So z. B. sagte mir einst ein Irländer, er wolle nächstens einen Eingeborenen erschießen und sich aus dessen Hirnschale eine Zuckerdose anfertigen. Ich legte seinen Worten keinen Wert bei, da ich sehr wohl wußte, daß Zucker, der sich in einem derartigen Behälter befunden hätte, für ihn ein wahres Brechmittel sein werde. Der wirkliche Mörder pflegt übrigens aus Furcht vor Strafe seine Mordtat geheim zu halten.

Durch die obigen Zeilen soll keineswegs behauptet werden, daß es unter den Ansiedlern nicht viele Leute gibt, die eine erkleckliche Anzahl von Eingeborenen in ungerechtfertigter Weise erschossen haben. Besonders lassen sich die Bewohner der cattlestations, deren Vieh jahrein jahraus von Eingeborenen dezimiert wird, leicht zu den größten Gewalttaten hinreißen. Einige derselben betreiben die Menschenjagd schließlich als eine Art Sport, und es ist dann unausbleiblich, daß im Laufe der Zeit gar mancher eingeborene Mann durch ihre sichertreffende Kugel ein vorzeitiges Ende findet.

Bei meiner Ankunft in der Kolonie wurde die Viehstation am Frew River nach achtjährigem Bestehen verlassen, weil die auf ihren Weidegebieten wohnenden Horden ihren Rindern in dem Grade nachgestellt hatten, daß sie nicht gewinnbringend geworden war. Die Stationsbewohner sollen die Eingeborenen stets mit der größten Härte behandelt und jeden Viehdieb unbarmherzig niedergeschossen haben, der ihnen in die Hände gefallen ist. Als ich mich dort aufhielt, fand ich an einer Stelle zwei Menschenschädel, von denen der eine von einer Kugel durchbohrt war, und von einem recht zuverlässigen zwanzigjährigen Burschen hörte ich, die Weißen hätten einst eine größere Zahl Lubra — unter diesen die Mutter und zwei Schwestern meines Gewährsmannes — eingefangen und sie erst nach einigen Wochen in Freiheit gesetzt. Als der Übermut der stockmen gar zu groß geworden wäre, hätten die Krieger aller dortigen Horden die Station einige Tage belagert; ihre Absicht, die Gebäude niederzubrennen und ihre Unterdrücker zu ermorden, wäre aber durch die Wachsamkeit und Wildheit einer großen Zahl von Kängeruh- und Bluthunden, die sich innerhalb der Palissadenzäune befunden hätten, vereitelt worden.

Vor etwa zwanzig Jahren brannten Eingeborene eine an Anna's Reservoir

(gegen 160 km nördlich von Alice Springs) gelegene Viehstation nieder und verwundeten den Weißen, der auf derselben die Aufsicht führte, so schwer, daß er zum Krüppel wurde. Die nächste Veranlassung zu diesem Überfall sollen die Viehtreiber dadurch gegeben haben, daß sie mit Mädchen geschlechtlich verkehrten, die noch im Kindesalter standen. Wie die Weißen am Frew River, so hatten aber auch sie sich schon bald nach der Gründung der Station infolge fortgesetzter Viehdiebstähle zu einer großen Härte und Rücksichtslosigkeit gegen die Horden auf ihrer run hinreißen lassen.

Zur Entschuldigung vieler dieser „Greuelthaten“ läßt sich manches anführen. In einigen Gebietsteilen der Kolonie vermag sich ein Squatter nur dann zu behaupten, wenn er alle ertappten eingeborenen Viehdiebe ohne weiteres niederschießt. Da der Eingeborene kein Mitleid kennt und es für selbstverständlich erachtet, daß der, welchem ein Unrecht zugefügt worden ist, sich nach besten Kräften rächt, so hält er den Europäer, der sich nicht auf die nachdrücklichste Weise Recht zu verschaffen sucht, für einen willenslosen, wenn nicht gar feigen Menschen. Hat er vor einem Squatter jede Furcht verloren, so dezimiert er dessen Rinderherden im wahren Sinne des Wortes. Diesen alljährlichen Verlust würde mancher Züchter verschmerzen können; leider wird das Vieh, wenn es häufig gejagt wird, äußerst scheu und unternimmt große Wanderungen, um sich den Nachstellungen zu entziehen.

Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß von der Regierung Beamte angestellt sind, die die Interessen der Eingeborenen wahrzunehmen haben. Ihre Tätigkeit besteht der Hauptsache nach darin, daß sie mit Hilfe von Vorstehern von Polizei- und Telegraphenstationen, Eigentümern und Verwaltern von Viehstationen und anderen Leuten von Zeit zu Zeit Lebensmittel, Kleider, Decken, Beile usw. unter ihren Schützlingen zur Verteilung bringen. Die Summe, welche die Regierung alljährlich für diesen Zweck bewilligt, beträgt etwa £ 5000. Beiläufig gesagt, unterstützt sie auch die meisten, wenn nicht alle Missionsstationen.

Kap. XXVI.

Das Missionswesen.

Über die Mission unter den Urbewohnern Australiens scheint von Anfang an ein Unstern gewaltet zu haben. Nirgends erzielten die Missionare den gewünschten Erfolg, wohl aber wurde durch ihre Bestrebungen in manchen Gegenden der Rassentod beschleunigt. Die Schuld an diesen Mißerfolgen haben wir in einer Verkettung von Umständen mannigfacher Art zu suchen. In erster Linie eignet sich die christliche Religion nicht für ein Naturvolk, das auf der untersten Stufe der Kultur steht. Kann ein Mensch, wie der Australier, der ganz andere Ansichten über gut und böse hat, als wir, und der täglich einen harten Kampf ums Dasein führen muß, wohl in Liebe einem Gotte zugetan sein, von dem er kein Erbarmen zu erwarten hat, da er in seiner Schwachheit die Gebote desselben nicht zu erfüllen vermag? Der Islâm würde wohl eine größere Anziehungskraft auf den Eingeborenen ausüben. Er verheißt dem Frommen ein Paradies, das Genüsse bietet, welche nur die glühendste Phantasie eines Orientalen ersinnen konnte; wohingegen der Lohn der wenigen Christen, denen sich allein durch göttliche Gnade und Barmherzigkeit die Pforten des Himmels erschlossen haben, wenig Verlockendes für einen Sohn der Wildnis hat. Nie und nimmer würden die christlichen Glaubensboten einen „Wilden“ von dem Wege der zur „Verdammnis“ führt, abbringen, wenn sie ihn nicht durch die Androhung entsetzlicher Höllenstrafen einzuschüchtern wüßten.

Aber nicht allein den christlichen Lehren, sondern auch den Verbreitern derselben, den Missionaren, müssen wir einen großen Teil der Schuld beimessen, daß alle Bekehrungsversuche mehr oder weniger im Sande verlaufen sind. Voll Begeisterung, aber ohne Kenntnis der menschlichen Natur pflegen diese Heidenbekehrer ihr Werk zu beginnen. Im Banne unserer von der christlichen Zivilisation eingepflichten Anschauungen über Recht und Unrecht, gut und böse stellen sie Anforderungen, die der Eingeborene zum großen Teil nicht erfüllen kann oder nicht erfüllen mag. Vor allen Dingen ist ihnen die Polygamie ein Dorn im Auge: sie taufen nie Männer, die im Besitze mehrerer Lubra sind. Es scheint ihnen also nicht bekannt zu sein, daß man in der ersten Zeit nach der Begründung des Christentums auch als Mitglied der Kirche mehr als ein Weib sein eigen nennen durfte. Gäbe in dieser Beziehung ein in Polygamie lebender Eingeborener den Wünschen der Missionare nach, so würde er sich wahrscheinlich die Feindschaft der Verwandtensippe der entlassenen Lubra ziehen, d. h. er würde nur auf die Gefahr hin verwundet oder gar erschlagen zu werden die Taufe empfangen können. Aber auch andere Sitten und Ge-

bräuche müßten unangetastet bleiben. Es liegt doch auf der Hand, daß ein Missionar nicht die Herzen der Eingeborenen gewinnen kann, wenn er für Althergebrachtes keine Schonung kennt. Vornehmlich erregt das Verbot der Teilnahme an Corroborees und geheimen Zeremonien überall großen Unwillen. Wenig Überlegung verraten die Missionare auch dadurch, daß sie bei jeder Gelegenheit die Schamanen als Lügner und Betrüger hinstellen. Die natürliche Folge dieser unüberlegten Handlungsweise ist, daß diese Leute und mit ihnen die Stammesältesten ihren ganzen Einfluß aufbieten und kein Mittel unversucht lassen, ihr gefährdetes Ansehen aufrecht zu erhalten. Endlich möchte ich noch betonen, daß die Missionare es oft an der nötigen Strenge und Festigkeit im Auftreten fehlen lassen. Durch Milde, Nachgiebigkeit und Güte richtet man nie etwas aus. Der „Wilde“ hat nur Achtung vor dem Manne, der rücksichtslos seinen Willen zur Geltung bringt, der Furcht nicht zu kennen scheint, und der in den gewöhnlichen Verrichtungen eines „Pioniers der Zivilisation“, wie Reiten, Jagen usw., geschult ist.

Von Bedeutung ist ferner der Umstand, daß den Missionaren in der Regel keine genügenden Geldmittel zur Verfügung stehen. Erhalten die Zöglinge in schweren Zeiten, wenn an allen Ecken und Enden gespart werden muß, weniger Kleider und weniger Lebensmittel und Tabak als sonst, so glauben sie, daß ihnen ihr vermeintliches Recht in böser Absicht geschmälert werde, und selbst die, welche auf dem besten Wege sind, gläubige Christen zu werden, fassen eine langandauernde Abneigung gegen ihre Lehrer, und schließlich werden auch sie das, was die meisten Heidenchristen auf den Missionsstationen sind: Heuchler der schlimmsten Art.

Die meisten Missionsstationen sind insofern ungünstig gelegen, als sie sich in der Nähe von Ansiedlungen oder an einem Hauptverkehrswege befinden. Geraten Buschleute des gewöhnlichen Schlages unter die Zöglinge derselben, so verführen sie nicht nur die Lubra, sondern, was weit schlimmer ist, sie hetzen Alt und Jung, Mann und Weib gegen ihre Lehrer und Wohltäter auf. Aber auch bei ihren besser denkenden Landsleuten suchen sie das Ansehen der Missionare auf jede Art und Weise zu untergraben, besonders dann, wenn diese einer anderen Nation angehören, als sie selbst. So z. B. sprengten seiner Zeit die Weißen der Viehstationen Owen Springs das niederträchtige Gerücht aus, die Missionare von Hermannsburg ständen in unlauterem Verkehr mit Weibern ihrer Zöglinge.

Eines der größten Hindernisse für eine erfolgreiche Durchführung des Missionswerkes ist der Hang des Eingeborenen zu einem ungebundenen Leben. Von Zeit zu Zeit ergreift Alt und Jung ein unwiderstehlicher Wandertrieb. Auf einigen Stationen sehen sich die Missionare gezwungen, jeder Familie mindestens einmal im Jahre einen wochen-, ja monatelangen „spell“ zu gewähren. Während dieser Ferien, wenn ich mich so ausdrücken darf, nehmen die Zöglinge, auch die getauften, die frühere Lebensweise wieder auf. Natürlich kehren die Kinder derselben in einem verwilderten Zustande zu ihren Schulbänken zurück.

Die Eingeborenen, welche auf den Missionsstationen beschäftigt und be-
käftigt werden, sind weit davon entfernt, einen Gott „wohlgefälligen“ Lebens-
wandel zu führen. Die Männer nehmen gegen das Verbot der Missionare nicht
allein an den Corroborees und geheimen Zeremonien, sondern selbst an den
unsittlichen Veranstaltungen teil, fechten ihre Händel mit der Waffe aus und
lügen und betrügen, wie ihre Stammesgenossen im Busch. Die Weiber haben
sich dem Müßiggange ergeben, und ihr ganzes Sinnen und Trachten ist darauf
gerichtet, die Freß- und Geschlechtshust zu befriedigen.

Die Gründe, weswegen Eingeborene auf ihre Freiheit verzichten und sich
zu Mitgliedern der christlichen Kirche machen lassen, sind gar mannigfach.
Einige suchen als Geächtete Schutz vor ihren Genossen, andere sind zu träge,

selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, wieder andere wollen nicht auf eine Lubra verzichten, die Christin geworden ist; bei sehr wenigen nur ist der Wille vorhanden, mit der Bekehrung ein anderes, besseres Leben zu beginnen.

Daß es keinen Zweck hat, alljährlich Tausende von Pfunden für das australische Missionswerk zu opfern, versteht sich nach dem oben Gesagten wohl von selbst. So lange es aber noch einen ungetauften Eingeborenen gibt, werden die Lohnarbeiter im Weinberge des Herren nicht aufhören, hin und wieder ein Scherflein zu dem „frommen“ Werke beizusteuern.

Meiner Überzeugung nach kann ein auf der untersten Stufe der Gesittung stehendes Volk nur im Laufe von Jahrhunderten zum christlich-europäischen Kulturleben herangezogen werden. Die Zivilisierung oder, besser gesagt, die Europäisierung bedarf allerdings nicht so viel Zeit, wie die Domestizierung einer Tierart. Das Werk ist aber noch lange nicht vollendet, wenn der Wilde die Allüren eines Kulturmenschen angenommen hat. Erst muß wohl eine Art Zuchtwahl stattfinden, durch die die Liebe zu einem freien, ungebundenen Leben und die „verbrecherischen Anlagen“ nach Möglichkeit ausgerottet, die Unterwürfigkeit, das Verlangen nach beständiger, geregelter Tätigkeit, die Mäßigkeit und die Sparsamkeit dagegen groß gezogen werden. Da die Urbewohner Australiens rasch dahinschwanden, so sind alle Bekehrungsversuche völlig zwecklos. Wollte man für diese Rasse etwas tun, so müßte man ihre Lebensfähigkeit zu erhöhen suchen.

Die Lutherische Missionsgesellschaft zu Dresden tat im Jahre 1838 einen der ersten Schritte zur Bekehrung der Urbewohner Südaustraliens, indem sie die beiden Missionare Teichelmann und Schürmann nach Adelaide entsandte. Von diesen und den Missionaren Klose und Meyer, die zwei Jahre später ihr Bekehrungswerk begannen, wurden Stationen auf Eyre's Peninsula, in der Nähe von Port Lincoln, und an der Encounter Bay gegründet. Da die Heimat das Unternehmen ungenügend unterstützte, und der südaustralische Staat demselben die anfänglich geleistete Hilfe entzog, so bildeten im Jahre 1842 Missionsfreunde die Südaustralische Missionsgesellschaft zur Unterstützung dieser deutschen Missionare. Als aber nach einem Dezennium noch keine wesentlichen Erfolge erzielt waren, gab man das Bekehrungswerk endgültig auf.

Die anglikanische Kirche ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht zurückschrecken. Im Jahre 1850 errichtete der Archidiakonus Dr. Matthew Hale mit Hilfe der Society for the Propagation of the Gospel zu Poonindie, 10 Miles von Port Lincoln, eine Missionsstation. Die ersten Zöglinge brachte er mit aus Adelaide, wo sie bereits auf einer native school Unterricht im christlichen Glauben bekommen hatten. Auch veranlaßte er eine Anzahl der „Port-Lincoln-Eingeborenen“, unter denen früher Schürmann gewirkt hatte, sich auf der Station niederzulassen. Da die Regierung im Anfange mit der Unterstützung nicht kargte, und der Boden sich vortrefflich zum Weizenbau und zur Schafzucht eignet, so war die Station bald imstande, sich vollständig durch die Arbeit ihrer Bewohner zu erhalten. Mitte der siebziger Jahre bestand das Missionsgebiet aus 12 000 acres, von denen der größte Teil als Weide für eine Herde von 10 000 Schafen diente. Die Zöglinge, hundert an der Zahl, lebten damals in kleinen mit Stroh gedeckten Häusern und wurden als Hirten, Ackerknechte usw. beschäftigt. Rosamond and Florence Hill,¹⁾ die Poonindie im Jahre 1873 besuchten, rühmen die guten Erfolge, welche die Lehrer bei den Kindern erzielten. Über die hervorragendsten Leistungen berichten sie uns z. B. folgendes: „Two little girls of seven and eight read the parable of the Good Samaritan excellently, and as though they understood what they were reading. But a more remarkable performance was that of a lad who had been at Poonindie only six months, and

¹⁾ Rosamond and Florence Hill, What we saw in Australia.

knew nothing of reading when he came. He gave us a passage from Isaiah with fluency and correct emphasis. Although only fourteen, and not tall for his age, his beard and whiskers were far advanced, giving him a most strange appearance.“ Vor etwa 15 Jahren ist diese Missionsstation aufgehoben worden; ihre Zöglinge haben auf der Missionsstation Point Pearce — von ihr wird später die Rede sein — eine Zufluchtsstätte gefunden.

Im Jahre 1859 beschloß die Aborigines' Friends' Association zu Adelaide für die Verbreitung der christlichen Zivilisation unter den Eingeborenen zu sorgen. Ihr „missionary agent“ George Taplin, ein Schotte, errichtete noch in demselben Jahre eine Station auf der Point Macleay genannten Spitze einer winzigen Halbinsel, die der Lake Alexandrina, der Lake Albert und der Coorong bilden. Dieser Ort, der, wie die ganze Umgebung der Seen, von den Narryngeri bewohnt wird oder, besser gesagt, bewohnt ward, eignet sich insofern vortrefflich für den Wohnsitz eines Missionars, als er recht isoliert ist, und nicht sehr weit von Städten entfernt liegt, so daß die Zöglinge fast ganz dem Einfluß der Buschleute entzogen sind, und die Erzeugnisse der Station leicht auf den Markt gebracht werden können.

Im Anfange wurde Taplin sehr durch die Unduldsamkeit der Stammesältesten in seinem Wirken gehindert; mit großer Zähigkeit wußte er aber das Feld zu behaupten. Um seine Zöglinge mit Ackerbau und Viehzucht zu beschäftigen, pachtete er im Jahre 1865 750 acres Land von der Regierung, und einige Jahre darauf ließ er eine kleine Kapelle und eine Anzahl steinerner Häuser für seine Heidenchristen errichten. Der Ort erhielt jetzt den Namen Reid Town, zu Ehren des Missionars Rev. James Reid, der nach kurzer Wirksamkeit auf der Station und zu Wellington im Jahre 1863 seinen Tod in den Wellen des Lake Alexandrina gefunden hatte. Taplin, der sich auch um das Studium der Sprache, der Sitten und Gebräuche der Narryngeri verdient gemacht hat, starb im Jahre 1879.

Reid Town bildet jetzt die Zufluchtsstätte des Restes der Narryngeri; infolgedessen hat sie beträchtlich an Größe zugenommen. Sie liegt in einem von Kalksteinhügeln gebildeten kleinen Talkessel, etwa $\frac{1}{2}$ km vom Ufer des Lake Alexandrina entfernt, und besteht aus einer Kirche, einem Schulgebäude, drei größeren Wohnhäusern für die Weißen und etwa 45 von den Farbigen bewohnten steinernen Häuschen (cottages), die in Reihen an sich kreuzenden Wegen erbaut sind. Die von ihr gepachteten Ländereien belaufen sich auf 4500 acres. Früher soll der Scrub auf der Spitze der Halbinsel so dicht gewesen sein, daß Taplin zu seinem Verdrusse erst nach der Erbauung seines Wohnhauses die Wahrnehmung machte, daß er für die Station einen Platz gewählt hatte, der durch eine nicht unbeträchtliche Bodenerhebung vom Seeufer getrennt ist. Heutzutage sieht man in der Umgebung von Reid Town nur noch einige Gummibäume und kleine Gruppen von Kasuarinen.

Die Zöglinge, etwa 150 an der Zahl, sind größtenteils Nachkommen von Weißen und Eingeborenen. Sie sprechen fließend Englisch und stehen hinsichtlich der Schulbildung hinter keinem Engländer zurück, der den gewöhnlichen Volksschulunterricht genossen hat. Die Beschäftigung der Männer ist gar mannigfaltig. Die Geschicktesten fertigen mit Maschinen gewöhnliches Fußzeug zum Verkaufe an. Die übrigen werden für alle Arbeiten verwandt, die auf den abgelegenen größeren Stationen Buschleute zu verrichten pflegen. In den Mußstunden gehen sie gern auf die Jagd oder beschäftigen sich in dem kleinen Gemüsegarten, der zu ihrem Häuschen gehört. Den Weibern liegt in der Regel nur die Besorgung des Haushaltes und die Pflege der Kinder ob. Den Erwachsenen wird die Freiheit so wenig wie möglich eingeschränkt; doch achten die Weißen mit großer Sorgfalt darauf, daß der Verkehr der jungen Burschen mit den Frauen und Mädchen nicht zu intim werde.

Mr. Garnedt ist der Leiter und Seelensorger. Ihm sind, so viel ich weiß, vier Weiße unterstellt: ein Schulmeister, ein Aufseher, ein Schuhmachermeister und eine „matron“ (für die Mädchen).

Als ich mich in Reid Town aufhielt, bereiteten sich die Zöglinge auf einen Ausflug nach Adelaide vor, wo ein Teil derselben zum Besten der Stationskasse eine Art Konzert veranstalten wollte. Ich wohnte zwei Proben bei. Die eine wurde in der Kirche vorgenommen. Zehn Männer (Mischlinge und Vollblut-eingeborene) sangen, und einige derselben trugen scherzhafte Geschichten vor. Die Gesänge begleitete der Schulmeister mit Musik. Bei den Vorträgen zeichneten sich die Leute durch ein vortreffliches Geberdenspiel aus. Das dunkle Publikum äußerte seinen Beifall durch Händeklatschen und gellende Schreie. Die andere Probe fand im Schulzimmer statt. In diesem Falle produzierten sich gegen vierzig Kinder. Sie führten singend einen Hochzeitsreigen auf. Ihre Leistungen fanden den Beifall aller Zuschauer.

In Südaustralien sind manche der Ansicht, die Aborigines' Friends' Association könne mit Recht stolz auf dieses Missionswerk sein. Das erzielte Resultat ist aber nur scheinbar ein günstiges. Die Zöglinge fühlen sich natürlich recht behaglich in ihrer jetzigen Lebenslage, da in auskömmlicher Weise für sie gesorgt wird. Trotzdem ich mich nur drei Tage unter ihnen aufgehalten habe, konnte ich aus den Gesprächen mit ihnen zur Genüge entnehmen, daß ihr Christentum in einem halben Heidentum besteht, und ich bin überzeugt, daß, wenn man sie sich selbst überließe, die meisten in wenigen Jahren völlig verkommen würden. Die kleine Gemeinde ist übrigens durchaus nicht imstande, sich durch ihre Arbeit zu erhalten, was wohl zum Teil an der geringen Fruchtbarkeit ihrer Ländereien liegt. Nach Woods¹⁾ stellt die Regierung ihr alljährlich £ 1000 zur Verfügung. Da gegen fünfzig Familien Reid Town bewohnen, so wird also für jede derselben in Jahresfrist durchschnittlich eine Summe von 400 Mk. ausgegeben.

Später — das Jahr vermag ich nicht anzugeben — wurde an der Westküste der Halbinsel Yorke, bei Point Pearce, etwa 150 km von Poonindie und 200 km von Point Macleay, eine dritte Missionsniederlassung von Missionar Kühn gegründet. Seine ersten Schüler bildeten die Eingeborenen, welche ihm aus der Nachbarschaft der Bergwerkstädte Wallaroo und Kadina gefolgt waren, wo er eine Zeitlang den Heiden das Evangelium verkündigt hatte. Zu dieser Niederlassung gehören umfangreiche Ländereien an Spencer's Golf und auf der kleinen Insel Wauraltee oder Wardang. Die Hauptstation ist auf hügeligem Gelände, 3—4 km von der See, gelegen und besteht aus zwei großen Gebäuden (für den Verwalter und den Seelensorger), etwa zwanzig hübschen Häuschen (für die Zöglinge), einem Arbeitshause, einem Magazine, einem Schulhause und einem shearing shed. Der Viehstand beläuft sich auf 6000 Schafe und 100 Stück Hornvieh. Das Land ist fruchtbar, aber so arm an Ansammlungen von süßem Wasser, daß die Bewohner das Regenwasser in großen Zisternen auffangen müssen. Die Zöglinge, unter denen es nur noch wenig Vollbluteingeborene gibt, bestellen das Feld und hüten das Vieh. An vier Tagen in der Woche arbeiten sie für Lohn und an zweien zum Besten der Weißen, von denen sie ihre Lebensmittel unentgeltlich erhalten. Sie scheinen unter strenger Zucht zu stehen. Auf ein Glockensignal müssen sie morgens um 7 Uhr aufstehen und abends um 9 Uhr zu Bette gehen. Am Sonntage wird für sie Gottesdienst im Schulhause gehalten. So viel ich weiß, ist diese Station vom Staate nie mit Geld unterstützt worden.

Anfang der sechziger Jahre, als Stuart den Kontinent durchquert hatte, glaubte man, daß manche Gegenden des Innern von Südaustralien sich aus-

¹⁾ J. D. Woods, The Province of South Australia. Pag. 413.

gezeichnet zur Ansiedelung eigneten. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß alsbald von verschiedenen Seiten Anstrengungen gemacht wurden, die Binnenlandstämme mit der christlichen Religion und Zivilisation bekannt zu machen.

Auf Veranlassung von Missionsfreunden Victorias errichteten im Jahre 1865 vier Missionare der Brüdergemeinde (Herrenhuter) am Kopperamanasee eine Station. Infolge anhaltender Dürren und einer feindseligen Haltung der Eingeborenen wurde dieses Unternehmen nach kurzer Dauer aufgegeben.

Ich wende mich jetzt zu dem Missionswerk der deutschen Lutheraner im Süden der Kolonie.

Anfang der sechziger Jahre vereinigten sich die Langmeil-Lightspasser und die Australische Synode zu einer Missionskirche. Ein von denselben ernanntes Komitee wandte sich an Pastor Lud. Harms mit der Bitte um Rat und Hilfe in seinen Bestrebungen, Religion und Zivilisation unter die Heiden des Binnenlandes zu tragen. Pastor Harms sandte daraufhin von Hermannsburg zwei Missionare, Homann und Gößling, sowie den Kolonisten Vogelsang nach Südaustralien. Diese und der Kolonist Jakob gründeten alsdann eine Station am Lake Kilalpanina, nachdem sie zunächst versucht hatten, sich am Lake Hope niederzulassen.

Die Station hat von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Als die Missionare und Kolonisten mit dem Bau der ersten Häuschen fertig waren, mußten sie, sowie ihre Nachbarn, die Herrenhuter zu Kopperamana, ihr Arbeitsfeld verlassen, da die Eingeborenen eine drohende Haltung angenommen hatten. Auf der Viehstation Bukaltanina fanden die Flüchtlinge Schutz. Die drei Hermannsburger reisten einige Wochen darauf nach dem Süden. Das Missionskomitee war aber nicht gewillt, das begonnene Werk im Stiche zu lassen. Homann und Vogelsang kehrten in Begleitung eines jungen Kaufmannes, namens Koch, der sein Leben in den Dienst der Heidenbekehrung stellen wollte, nach Cooper's Creek zurück; Gößling dagegen schied aus der Mission.

Das große Wasserbecken im Creek, an dem sich die verlassene Station befand, war inzwischen ausgetrocknet; die Zurückgekehrten beschloßen deshalb, sich am Hauptsee Kilalpanina niederzulassen. Als die erforderlichen Wohnhäuschen fertiggestellt waren, nahmen die Missionare ihre Lehrtätigkeit mit großem Eifer auf. Leider starb Koch bald darauf. Er hatte das Amt eines Schulmeisters mit gutem Erfolge ausgeübt.

Im Anfange der siebziger Jahre wurde die Wassernot so groß, daß das Missionswerk zum zweiten Male aufgegeben werden mußte. Homann suchte zunächst mit den Kolonisten Zuflucht auf der Viehstation Mundowadana und reiste dann nach dem Süden, um Rücksprache mit seinen Vorgesetzten zu nehmen. Anfangs war das Komitee, durch die vielen Mißerfolge entmutigt, geneigt, die Station endgültig aufzugeben und eine neue im Innern, am Finke River, zu gründen. Als aber die Kolonisten nicht für diesen Plan zu gewinnen waren, faßte es schließlich den Beschluß, die unterbrochene Missionsarbeit unter den Diäri wieder aufzunehmen. Um diese Zeit, es war im Jahre 1875, kam es infolge konfessioneller Streitigkeiten in der Gemeinde der deutschen Lutheraner Südaustraliens zur Bildung zweier Synoden. Da das Eigentum der Station das Gemeingut beider war, so wurde eine Kommission hinaufgeschickt, die die Teilung des Inventars vornahm. Die kleinere Immanuelsynode, der sich die Kolonisten angeschlossen hatten, übernahm die Station. Da ihr kein Missionar zur Verfügung stand, so sandte sie einen früheren Maurer, C. D. Meyer, als Lehrer zu den Diäri. Dieser eröffnete auf Bukaltanina eine Schule, und schon nach einem Jahre war die Zahl der Schüler so bedeutend geworden, daß einer der Kolonisten (Vogelsang) beim Unterrichte helfen mußte. Leider geriet das Werk bald ins Stocken. Infolge der Wassernot wurde nämlich die Zufuhr von Lebensmitteln unterbrochen, und fast alle Zöglinge mußten entlassen werden.

An den ersten Tagen des Jahres 1877 regnete es stark. Später floß auch Cooper's Creek und füllte alle Seebecken. Meyer, dessen Gesundheit geschwächt war, reiste jetzt zur Erholung nach dem Süden. Ende des folgenden Jahres langte er mit Johannes Flierl, einem jungen Missionar, den das Neuendettelsauer Predigerseminar der Synode zur Verfügung gestellt hatte, wieder auf Bucaltanina an.

Die fast ganz unterbrochene Missionsarbeit wurde nun mit großer Energie aufgenommen. Meyer, der im Süden feierlich ordiniert worden war, verwaltete die Station, und Flierl besorgte die eigentliche Missionsarbeit. Im Jahre 1879 wurden die ersten Bekehrten getauft.

Inzwischen waren die Missionare zu der Einsicht gekommen, daß sich Bucaltanina nicht für ihre Zwecke eigne. Sie errichteten eine neue Station am südlichen Ende des Lake Kilalpanina und nannten dieselbe Bethesda.

Im Jahre 1882 wurde ein dritter Missionar, Johann Flierl, berufen. Das Missionskomitee hatte nämlich den Entschluß gefaßt, Zweigstationen von Bethesda aus zu gründen. Als Flierl II sich ein wenig eingelebt hatte, unternahm Flierl I Reisen am Salt Creek (Warburton River), Diamantina Creek usw., um nach geeigneten Plätzen für Stationen zu suchen. Seine Bemühungen hatten aber keinen Erfolg.

Bald darauf verließen Flierl I und Meyer die Station; jener ging nach Neu-Guinea (Kaiser-Wilhelms-Land) und dieser nach Elim (Queensland). Im Jahre 1888 übernahm Missionar Reuther, der von Neuendettelsau aus nach Bethesda entsandt worden war, die eigentliche Missionsarbeit. Einige Jahre darauf (1891) wurde er zum Verwalter ernannt, und Flierl II erhielt die Entlassung, um die er gebeten hatte. In demselben Jahre wurde Missionar Leidig hinaufgeschickt. Dieser verließ die Station aber schon nach einigen Monaten, um im Süden ein Pastorat zu übernehmen. An seine Stelle trat Missionar Strehlow. Bald darauf berief das Komitee Missionar O. Siebert, dem es das Amt eines „Buschmissionars“ übertrug. Da dieser kränklich war, und Strehlow 1894 nach Hermannsburg am Finke River ging, so wurde Missionar Wettengel von Neuendettelsau als Lehrer angestellt.

In den letzten zwei Jahrzehnten blieb die Station ebensowenig vom Unglück verschont, wie früher. Trotzdem befindet sie sich heute, dank der umsichtigen Leitung Reuthers, in einem so gedeihlichen Zustande, daß sie die beiden anderen Missionsstationen der Immanuelssynode unterstützen kann.

Wie sehr das Wohl und das Wehe Bethedas von der Größe des Niederschlages abhängt, erhellt zur Genüge aus dem Folgenden.

Im Mai 1891 gingen starke Regenschauer nieder, und Cooper's Creek führte Hochwasser. Natürlich bedeckte sich in wenigen Wochen die vorher öde Steppe mit einem grünen Grastoppich. Diese Zeit gereichte der Station zu großem Segen: im folgenden Jahre konnte Missionar Reuther 20 172 Schafe scheren lassen.

In den Jahren 1896 und 1897 herrschte eine furchtbare Dürre im Osten des Lake Eyre. Vierzehn Monate lang fiel kein Tropfen Regen, und fast alle Seen und Wasserlöcher trockneten aus. Die Station litt ganz ungemein unter dieser Wassernot. Nach der Angabe, die mir Missionar Reuther machte, gingen zu der Zeit sehr viele Rinder und von 26 000—27 000 Schafen 20 000 zu Grunde.

Während meines letzten Aufenthaltes im Binnenlande war ich sechs Wochen lang ein Gast des Missionars Reuther. Infolge der damals herrschenden Dürre konnte ich leider nur einen kleinen Teil des Missionsgebietes bereisen.

So weit es mir möglich ist, will ich im nachstehenden dem Leser ein Bild der Kopperamana-run (offizieller Name für das gesamte Missionsgebiet), ihrer Hauptstation Bethesda und ihrer Nebenstation Kopperamana, Etadanna und Bleaze's Well zu entwerfen versuchen.

Die nördlichen und östlichen Gebietsteile bilden wahre Dünenlandschaften. Ihre wallartigen Hügel erstrecken sich ungefähr von Nord-Nord-Westen nach Süd-Süd-Osten und fallen auf der östlichen Seite am steilsten ab. Zwischen Kopperamana und Bethesda beträgt der Abstand zwischen je zwei derselben durchschnittlich nicht mehr als der dritte Teil eines Kilometers. Infolge der geringen jährlichen Regenmenge vermag der Sandboden nur einen lichten, aus niedrigen Sträuchern (*Acacia*, *Hakea* usw.) bestehenden Scrub hervorzubringen. Im Südwesten der run sah ich weite, kahle Ebenen, die mit faustgroßen gerundeten Sandsteinstücken von bräunlicher Färbung bedeckt waren.

Die Seen Kilalpanina und Kopperamana sind der größte Schatz der run; ohne sie würden sich die Missionare schwerlich in der betreffenden Gegend behaupten können. Das Becken beider ist weiter nichts als ein tiefes, von Dünenhügeln gebildetes Tal, zu dem sich Cooper's Creek einen Weg gebahnt hat. Natürlich werden die Seen nur dann gefüllt, wenn der Creek Wasser führt, was durchschnittlich alle 5—7 Jahre einmal der Fall ist. Hält eine Dürre sehr lange an, so wird das Wasser schließlich so salzhaltig, daß es weder für Menschen, noch Tiere genießbar ist. Die Weißen und auch die Eingeborenen graben sich dann soakages in den Sand der bloßgelegten Stellen des Bettes, und erhalten dadurch ein weit besseres Wasser. Ein oder mehrere Male sollen die Seen seit der Besiedelung des östlich vom Lake Eyre gelegenen Gebietes schon ausgetrocknet gewesen sein. Zu jeder Jahreszeit lockt das Wasser eine große Menge Vögel, wie schwarze Schwäne, Pelikane, Enten, Reiher, Löffelreiher, Scharben und Ibisse an, so daß sich die Weißen auf Bethesda und Kopperamana in betreff der Fleischnahrung leicht eine Abwechslung verschaffen können.

Der Lake Kilalpanina, der tiefste der beiden, ist länglich oval und besitzt ungefähr einen Umfang von 3 Miles. Früher soll ihn ein Kranz schöner Bäume eingeschlossen haben; heute sieht man nur noch einige verkrüppelte Gummibäume an seinen Ufern. Sein Name bedeutet in der Sprache der Diäri die offenen Schamteile des Weibes.¹⁾

Der Lake Kopperamana hat eine unregelmäßige Gestalt und ist etwa so groß wie der eben besprochene See. Östlich von ihm erstreckt sich in geringer Entfernung eine größere Ebene, die mit Gummibäume (*Eucalyptus microtheca*) bestanden und etwa zwölf Monate lang nach einer Hochflut von Cooper's Creek mit Wasser bedeckt ist. Wie mir Missionar Reuther sagte, rühre der Name von den Diäri her und bedeute Herrenhand.

In der Gegend der beiden Seen ist das Bett von Cooper's Creek beträchtlich verbreitert (gegen 10 km breit) und, ausgenommen die Stellen, wo die Strömung größere Rinnen gebildet hat, mit Gummibäumen (*E. microtheca*) bedeckt. Dieser Umstand gereicht der Missionsgesellschaft zu großem Nutzen, da manche Lichtung des Wäldchens schon nach einem starken Regenschauer gute Weideplätze bietet, das Laub der Gummibäume in Zeiten der Not als Viehfutter Verwendung finden kann, und die Armut an Bäumen auf den steinigten Ebenen und im Gebiete der Dünen so groß ist, daß Bethesda und Etadanna ihr Bau- und Feuerholz aus dem Creek beziehen müssen.

Seit dem Jahre 1895 ist das Missionsgebiet gegen 1000 □ Miles groß. Der jetzige (1900) Bestand an Vieh beläuft sich auf 200 Pferde, 500—600 Rinder und 7000 Schafe. Außer den Missionaren Reuther, Siebert und Wettengel sind auf Bethesda drei Deutsche angestellt, von denen zwei Aufseher der eingeborenen Viehhirten und zwei Fuhrleute sind. Die beiden letzteren besorgen den Gütertransport zwischen Bethesda und der 145 km entfernten Eisenbahnstation Hergott Springs.

Missionar Reuther hält streng auf Disziplin. Seine Zöglinge gehören zu

¹⁾ Kidla, Vulva; wilpa, Öffnung, offen.

den am besten erzogenen Eingeborenen, die ich auf Missionsstationen kennen gelernt habe. Da der Eingeborene zu geschlechtlichen Ausschweifungen neigt, so hat man für die halbwüchsigen Burschen und Mädchen je ein besonderes Schlafhaus errichtet; auch sorgt man dafür, daß sie den größten Teil des Tages beschäftigt sind. Sonntags halten die Missionare eine Predigt in deutscher Sprache für die Weißen und eine in der Diäri-Sprache für die Heidenchristen. Die eingeborenen Männer verrichten die gewöhnlichen Stationsarbeiten, die der Hauptsache nach in Viehhütten bestehen. Die Tüchtigsten der Lubra stehen als Mägde im Dienste der Weißen; die übrigen können sich nach Gutdünken beschäftigen. Die Kinder der Heidenchristen müssen vom 6. oder 7. bis zum 14. Lebensjahre die Schule besuchen. Beim Unterricht, der dem unserer Volksschule entspricht, bedient sich Missionar Wettengel der englischen und der Diäri-Sprache. Alle zur Station gehörigen Eingeborenen nehmen ihre Mahlzeiten, bei denen Fleisch, Damper und Tee die Hauptrolle spielen, gemeinsam in einem größeren Gebäude ein, das gleichzeitig als Küche benutzt wird.

Zur Zeit halten sich 100—120 Eingeborene (Männer, Weiber und Kinder) auf Bethesda auf. Die Mehrzahl derselben gehört zum Stamme der Diäri, in deren Lande sich die Kopperamana-run befindet. Seit dem Beginn dieser Mission, im Anfange der sechziger Jahre, sind 124 Zöglinge getauft worden.

Damit der Leser sich einen Begriff machen kann, wie kostspielig ein Unternehmen dieser Art im Binnenlande der Kolonie ist, will ich nicht unerwähnt lassen, daß die jährlichen Ausgaben sich auf mindestens £ 2000 belaufen.

Aus der Ferne gesehen, nimmt die Hauptstation Bethesda sich wie ein Dörflein unserer Moor- oder Heidegebiete aus. Sie liegt auf einem langgestreckten Dünenhügel, hart am südöstlichen Seeufer, wo der vom Creek kommende Kanal mündet. Früher hieß sie Hermannsburg. Seit Beginn der achtziger Jahre wird sie von den Missionaren Bethesda und von den Buschleuten und Eingeborenen, wie der See, Kilalpanina genannt. Daß der letztere Name sich sehr wenig für eine Missionsstation eignet, wird wohl jedem meiner Leser einleuchten. Die Lage der Station läßt insofern viel zu wünschen übrig, als die häufigen Stürme den Sand nicht selten meterhoch auf den Wegen oder an den Mauern der Häuser aufhäufen. Einen besonders trostlosen Anblick bietet der kleine Friedhof, der die Kirche umgibt: vergeblich sucht das Auge nach einer Blume oder einem grünen Busche, und die Stätte, wo ein Toter ruht, ist meistens nur an einem schiefgesunkenen, verwitterten Kreuze kenntlich. Die Wohnstätten der Menschen entsprechen der Umgebung. Die Weißen und einige Heidenchristen wohnen in kleinen Häusern, die aus lufttrockenen Ziegeln aufgemauert und mit Wellblech oder Binsen gedeckt sind. Das größte Gebäude ist die Kirche. Sie wurde 1883 erbaut und unterscheidet sich von den Wohnhäusern nur durch ihre bedeutendere Größe und einen kleinen Turm. Das Obdach der Mehrzahl der Eingeborenen bilden einfache backofenförmige Buschhütten. Da der Bestand an Vieh bedeutend ist, so befinden sich natürlich große stockyards auf der Station. Unweit Missionar Reuthers Wohnhaus steht hart am Seeufer ein hoher eiserner Windmotor, der Wasser für die Weißen auf den Hügel pumpt.

Die drei Nebenstationen Kopperamana, Etadanna und Bleaze's Well werden unter der Oberaufsicht Missionar Reuthers von Kolonisten verwaltet, denen ein paar getaufte Eingeborene als stockmen beigegeben sind.

Die Station Kopperamana liegt etwa 10—12 Miles ost-nord-östlich von Bethesda auf einem sandigen Platze, der im Westen von dem gleichnamigen See und dem Verbindungskanale, im Süden von Cooper's Creek und im Osten von der früher genannten Niederung begrenzt wird. Vogelsang ist ihr Verwalter. Auf ihrem Gebiete befindet sich ein über 3000 engl. Fuß tiefer artesischer Brunnen, der ein kochend heißes Wasser liefert, welches aber leider sehr reich

an Salzen ist. Für diesen Brunnen muß die Missionsgesellschaft der Regierung jährlich £ 110 Pachtgeld bezahlen.

Etadanna ist etwa 12—14 km südlich von Bethesda, unweit des linken Ufers von Cooper's Creek, gelegen. Ihre ganze Umgebung bildet eine mit dunkelbraunen, abgerundeten Bruchstücken aus desert-sandstone bedeckte Ebene, auf der man nur selten ein Bäumchen (*Acacia aneura*) oder einem Strauch (*Cassia*, *Acacia* und *Eremophilus spec.*) zu Gesicht bekommt. Zu der Zeit, als ich mich auf Bethesda aufhielt, glich sie einer reinen Steinwüste; nach einem ausgiebigen Regen sollen sich auf ihr aber vortreffliche Weideplätze vorfinden. In Büchenschußweite von dem Wohnhause der Station befindet sich der wool-shed, in dem im Juli oder August die Schafe von Weißen und Eingeborenen geschoren werden. Kolonist Jakob ist der Stationsverwalter. Ihm und dem Kolonisten Vogelsang hat die Missionsgesellschaft viel zu verdanken: diese beiden tatkräftigen Männer weilen seit vierzig Jahren fast ununterbrochen im Lande der Diäri.

Bleaze's Well, die dritte Nebenstation, ist auf einer Düne, an einem kleinen, mit Gummibäumen umsäumten Creek erbaut. An ihr führt der Weg nach Hergott Springs vorüber. Von Bethesda ist sie gegen 32 km entfernt.

Vor einem Jahre teilte mir Missionar O. Siebert, der sich zurzeit in Rothenburg (Schlesien) aufhält, nachstehendes mit: Infolge einer lange anhaltenden Dürre im Anfange dieses Jahrzehntes sei die Wassernot und der Futtermangel auf der Kopperamana-run so groß geworden, daß das allermeiste Vieh elendiglich zugrunde ging, und fast der gesamte Rest im Süden für Schleuderpreise verkauft werden mußte. Missionar Bogner hätte die Synode als Verwalter der run angestellt, und Missionar Reuther gedenke, sich ganz in das Privatleben zurückzuziehen.

Als im Jahre 1875 die Immanuelsynode die Station an Cooper's Creek übernommen hatte, gründete die Südaustralische Synode eine Missionsniederlassung, Hermannsburg genannt, im Innern der Kolonie, am Finke River. Die ersten Missionare waren Kempe, Schulz und Schwarz, die Pastor L. Harms, der Leiter des neuen Unternehmens, nach Südaustralien entsandt hatte. Damals fehlte es nirgends auf dem in Frage kommenden Gebiete an gutem grünen Grase, auch waren überall im Finke River Wasserlöcher vorhanden. Infolgedessen vergrößerte sich der Bestand an Vieh sehr rasch. Diese gute Zeit dauerte aber nicht lange: bereits Ende der achtziger Jahre mußte die Station verkauft werden, da das Unternehmen zu kostspielig geworden war. Die Missionare hatten das Feld ihrer Tätigkeit schon früher verlassen. Der Vorsteher Kempe, einer der tüchtigsten Missionare, die unter den australischen Eingeborenen gewirkt haben, hätte vielleicht bis zuletzt ausgeharrt. Der Tod seiner Frau brachte ihn aber der Verzweiflung nahe, und ohne Erlaubnis von seinen Vorgesetzten verließ er mit seinen Kindern den ihm anvertrauten Posten. In Alice Springs wurde von den dortigen Beamten und Buschleuten eine Sammlung für ihn veranstaltet, da er, dessen Jahresgehalt nur £ 12 betragen hatte, fast von allen Geldmitteln entblößt war.

Die Station erwarb Heidenreich, der Pastor einer deutschen Gemeinde im Süden, für £ 1300. Im Jahre 1894 verkaufte dieser sie an die Immanuelsynode für £ 1500, nachdem er sie für diesen Preis vergeblich den Jesuiten am Daly River angeboten hatte. Dieser Kauf war höchst unvorteilhaft, da der Stationsverwalter, ein Sohn des genannten Pastors, ohne Wissen der Synode in den drei vorhergehenden Jahren gegen 100 Pferde und 600 Rinder von der run fortgeschafft hatte.

Als Vorsteher wurde Missionar Bogner und als Lehrer Missionar Strehlow angestellt. Sie fanden Hermannsburg in einem kaum glaublichen Zustande der Verwahrlosung vor. Die Heidenchristen, welche zurückgeblieben waren, hatten sich Hütten im Finke River errichtet; die Stationsgebäude, unter diesen auch die Kirche und Schule, dienten ihnen nur als Abtritte.

Ende der neunziger Jahre hielten sich 70—80 Eingeborene auf der Station auf. Mit ihnen konnten die Missionare keine Ehre einlegen. Die meisten Erwachsenen gehörten zu den größten Schuften des Landes, und die Kinder übertrafen an Ungezogenheit die der Hefe unserer Großstädte und an Unsauberkeit die der unzivilisierten Eingeborenen. Diesen völligen Mißerfolg hatten verschiedene Umstände verursacht.

Unkluger Weise schenkten die Missionare den Aussagen der älteren Heidenchristen, die sich unter der Maske der Frömmigkeit und des sklavischen Gehorsams ihr Vertrauen erworben hatten, stets Glauben. Die Folge dieser Vertrauensseligkeit war natürlich, daß sie auf jede Art und Weise hintergangen wurden.

Ferner wurden die Zöglinge zu wenig zur Arbeit angehalten. Da ihre Kost (hauptsächlich in Rindfleisch bestehend) reichlich war, so brauchten sie sich nicht auf die Suche nach Lebensmitteln zu begeben, sondern konnten den größten Teil des Tages mit Nichtstun verbringen. Als ich mich auf der Station aufhielt, sah ich oft, wie die Weiber nach dem Mittagessen mit aufgeschwollenem Bauch auf dem Rücken vor den Häusern lagen und sich die Sonne auf ihren höchst notdürftig in schmutzige Lumpen gehüllten Körper scheinen ließen. Ging ein weißer oder ein eingeborener Mann vorüber, so schielten sie nur wollüstig nach ihm, ohne im geringsten ihre Lage zu verändern, selbst, wenn sie ihm den Weg versperrten. Sie befanden sich jedenfalls in einem Zustande hochgradiger Erschlaffung, wie ein Raubtier, das sich vollgefressen hat.

Auch bei der Aufnahme von Zöglingen scheinen die Missionare sehr nachsichtig zu verfahren, denn Leute, die von ihrer Horde geächtet waren, oder sich an Morden beteiligt hatten, gehörten damals zu den Heidenchristen.

Die größte Schuld an dem Mißlingen des Werkes trugen aber Buschleute von den nächsten Viehstationen und von Hermannsburg selbst. Besonders richtete der Hauptviehtreiber der Missionare, ein Irländer, durch seine Hetzereien und Verleumdungen viel Unheil an; aber auch die Weißen von Owen's Springs, einer Viehstation am River Hugh, taten ihr Bestes, die Bemühungen der Missionare zu schanden zu machen. Kamen sie mit den Zöglingen in Berührung, was häufig geschah, da die beiden runs aneinander grenzen, und der Weg von Hermannsburg nach Alice Springs, der nächsten Ortschaft, über die Viehstation führt, so ließen sie keine Gelegenheit vorübergehen, die Missionare auf die erbärmlichste Weise zu verleumden und die christliche Religion zu verspotten.

Die Station liegt am Finke River, und zwar dort, wo dieser größte aller Steppenflüsse des Innern unter Bildung einer knieförmigen Krümmung in die Krichauff Range tritt. Ihr Gebiet ist ein wenig kleiner als das der Missionsniederlassung an Cooper's Creek. Im Norden wird es durch die Mac Donnell Ranges und im Süden durch die James Ranges begrenzt, und besteht der Hauptsache nach aus einer weiten, größtenteils mit niedrigen Dünen bedeckten Ebene, die einige gute Weidegründe enthält. In den unfruchtbarsten Gebietsteilen, z. B. zwischen Gilbert's Creek und der nach Gosse benannten merkwürdigen Bodenerhebung, bildet die düstere desert oak (*Casuarina Decaisneana*) lichte Bestände, und der lose rote Sand ist teilweise mit graugrünen, stacheligen *Triodiabüs*cheln bedeckt. Wo am Finke River und an Ellery's Creek die Dünenbildung ganz zurücktritt, und der Boden lehmig oder lößartig ist, findet sich vielerorten ein dichter Scrub vor, der entweder aus Bäumchen (*Acacia aneura*) oder Büschen (*Cassis-*, *Eremophilas-*, *Acacia-*, *Capparis-* und *Hakea*arten) besteht. Hier trifft man auch die besten Weideplätze an, auf denen sogar die als Viehfutter hochgeschätzten salzreichen Pflanzen, „salt-bush“ und „cotten-bush“ wachsen.

Zu einer wirklichen Wassernot kann es auf dem ganzen Missionsgebiet nie kommen. Die beiden Hauptsteppenflüsse, der Finke River und Ellery's Creek, die schon aus weiter Ferne an ihren prächtigen Gummibäumen (*Eucalytus*

rostrata) kenntlich sind, enthalten fast immer eine größere Zahl von Wasserlöchern, trotzdem sie im Durchschnitt höchstens alle fünf Jahre einmal während einiger Wochen ihrer ganzen Erstreckung nach fließen. Leider ist das Wasser mancher Löcher so salzhaltig, daß es selbst von den Rindern verschmäht wird. Woher das Salz rührt, läßt sich leicht ausfindig machen. Untersuchungen wir die aus Sandstein bestehenden Uferbänke, so finden wir, daß die zwischen den Schichten lagernden Bestege aus eisenschüssigem Sand und Ton recht reich an Chlornatrium, Chlormagnesium usw. sind. Während lange anhaltender Trockenheit verschwindet wohl schließlich alles Wasser aus Ellery's Creek. Dies gilt aber nicht vom Finke River, da sich einige nie versiegende Quellen an seinen Ufern befinden. Als ich mich im Jahre 1897 auf Hermannsburg aufhielt, hatte der Finke River sieben oder acht Jahre nicht das Aussehen eines wirklichen Flusses gehabt, trotzdem floß er, wie ich leicht an Wasserlöchern festzustellen vermochte, in der Nähe der Krichauff Range unterirdisch, d. h. es sickerte beständig eine große Menge Wasser in horizontaler Richtung durch den Sand seines Bettes. Quellen kommen auf der run recht zahlreich im Verhältnis zur klimatischen Beschaffenheit des Landes vor. Die bedeutendsten sind die zu Caparilja und Iljera, die sich am Fuße der Krichauff Range befinden und wahrscheinlich einen Teil ihres Wassers in den unfernen Finke River senden. Ein wenig kleiner, aber von ebenso großer Bedeutung für die Station sind die Quellen, welche in Gilbert's Creek und in dem durch seine schönen Palmen bekannten Palm Creek entspringen.

Die Ländereien der Missionsstation haben insofern eine ungünstige Lage, als die Höhenzüge, welche sie im Norden und Süden begrenzen, gar oft die Wolken ablenken, so daß im Durchschnitt auf ihnen weniger Regenschauer niedergehen, als auf denen der nächsten Stationen.

Hermannsburg besitzt eine Kapelle, drei Wohnhäuser, drei Küchen, ein Magazin, ein Fleischhaus, eine Schmiede und zwölf bis fünfzehn Hütten. Die Häuser haben steinerne Mauern und ein Dach aus Wellblech. Die Hütten dienen den Zöglingen als Wohnung. Sie sind aus Zweigen, Gras, Binsen, Häuten, Wellblechstücken usw. hergestellt, und haben, wie die der übrigen Eingeborenen, die Form eines Backofens. Die stockyards, zwei an der Zahl, liegen ein wenig abseits.

Das Wasser wird der Hauptsache nach zwei 3—4 m tiefen soakage wells entnommen; da es aber wegen seines hohen Salzgehaltes keinen angenehmen Geschmack hat, so sammeln die Weißen mit großer Sorgfalt das von den Blechdächern rinnende Regenwasser.

Gemüse kann nur in regenreichen Jahren und nach einer Hochflut des Finke River in den Stationsgärten gezogen werden. Als ich mich auf Hermannsburg aufhielt, hatte Missionar Bogner verschiedenartigen Samen ausgesät, der ganz gut aufgegangen war. Nach und nach starben die Pflänzchen aber ab, als die Beete sich infolge des brackischen Brunnenwassers, das zum Begießen verwandt wurde, mit Salzausblühungen bedeckten. Die kleine Dattelanpflanzung, die die Station ihr eigen nennt, befand sich dagegen in einem guten Zustande, nur mußten die Früchte, wie in Egypten, durch Netze vor Vögeln geschützt werden.

Trotzdem der Emanuelsynode von der Regierung der größte Teil des zu Hermannsburg gehörenden Gebietes, 900 square miles, unentgeltlich zur Verfügung gestellt ist — für unlängst an Ellery's Creek gepachtete Ländereien muß sie jährlich 2 s. für die square mile entrichten — so verursacht ihr dieses Unternehmen doch große Unkosten: Ende der neunziger Jahre ruhte eine Schuldenlast von £ 2466 auf der Station.

Im Januar des Jahres 1897 befanden sich gegen 300 Pferde, 1500 Rinder, 3000—4000 Schafe und 300—400 Ziegen auf der run. In den folgenden

15 Monaten ging aber aus Mangel an Futter viel Vieh zu Grunde; von den Schafen starben allein 1500.

Damit sich der Leser ein Bild von dem Leben und Treiben auf Hermannsburg machen kann, will ich zu schildern versuchen, wie ungefähr ein Sonntag und ein Wochentag auf dieser im Mittelpunkte des Kontinentes gelegenen Missionsstation verbracht werden.

Es ist gegen Sonnenaufgang an einem Sonntage. Auf der Station herrscht noch tiefe Stille. Aus dem Finke River dagegen, wo die „Campschwarzen“ ihr Lager aufgeschlagen haben, schallt lautes Klopfen. Hier sind einige bis zum Skelet abgemagerte Lubra damit beschäftigt, geröstete Stücke einer ein halbes Jahr alten Ochsenhaut, die sie in der Nähe eines stockyard gefunden haben, zu zerstampfen, um mit dem mit Wasser zu einem Brei angerührten Pulver ihren nagenden Hunger zu stillen. Auch im Lager der Zöglinge wird es allgemach lebendig. Ein paar Lubra eilen fröstelnd mit wirr um den Kopf hängendem Haar in die Küchen und zünden schnell Feuer auf den Herden an, damit das Wasser in den mächtigen Teekesseln schon kocht, wenn die weißen Frauen erscheinen. Nach dem Frühstück übergibt Missionar Bogner einem boy Fleisch und ein wenig Dampfer für die Zöglinge, und die Frauen der Missionare holen die Sonntagskleider der Lubra hervor. Inzwischen hat sich Alt und Jung am „store“ (Magazin) versammelt, und alsbald hört man ihren wohlklingenden, weit hin tönenden Gesang. Gegen 9 Uhr erschallt ein lautes Läuten. Es ist das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes für die Eingeborenen. Aus den Wohnhäusern und den Hütten kommen jetzt einfach gekleidete Männer, ein wenig auffallend herausgeputzte Lubra und meistens nur mit einem Hemde angetane Kinder zum Vorschein und begeben sich lachend und schwatzend in die Kirche, wo sie, dem Geschlechte nach gesondert, auf den in zwei Reihen aufgestellten Bänken Platz nehmen. Sobald Missionar Strehlow, der Lehrer und Seelensorger, die Kanzel bestiegen hat, herrscht tiefe Stille, und alle Erwachsenen lauschen dem Anschein nach mit Interesse der Predigt, die in der Arünta-Sprache gehalten wird. Einige der Baby — die Kinder werden stets in den Gottesdienst mitgenommen — verlassen den mütterlichen Schoß und beginnen mit vergnügtem Gesicht zwischen den beiden Bankreihen umherzukriechen. Plötzlich springt eine Lubra erregt auf, ergreift einen dieser Sprößlinge und verläßt mit ihm die Kirche so schnell wie möglich. Die Ursache der Störung erfährt jeder alsbald durch sein Geruchsorgan. Nach dem Gottesdienst ist der Ernst der Kirchenbesucher plötzlich verschwunden. Sobald sie das Freie erreicht haben, machen sie unter lautem Gelächter Witze über die Sprachfehler, die sich Missionar Strehlow zu Schulden kommen ließ. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nachdrücklich auf die Unklugheit hinweisen, die die Missionare begehen, wenn sie schon nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt in einem fremden Lande sich erkühnen, in der Sprache ihrer Zöglinge zu predigen. Es ist dann unausbleiblich, daß sie Fehler über Fehler machen und infolge dessen nur die Zuhörer zum Lachen reizen, aber nicht den geringsten Eindruck auf die Herzen derselben hervorrufen. Sobald sich die Menge der Eingeborenen verlaufen hat, begeben sich die Weißen in die Kirche, und Missionar Bogner hält eine Predigt. Gegen 12 Uhr wird zu Mittag gegessen; die Zöglinge haben, wie am Morgen, Fleisch und Dampfer erhalten. Die Siesta dauert ungewöhnlich lange, da heute keiner an Arbeit denkt, und das Thermometer im Schatten auf 45° C. gestiegen ist. Es ist gegen 3 Uhr. Aus dem Scrub am Finke River taucht eine seltsame Karawane auf. Voran reitet ein native trooper. Hinter ihm marschieren vier Eingeborene, die mit schweren Ketten behangen und nur mit einem Hemde bekleidet sind. Die Mitte des Zuges bilden Cowle, der trooper von Illamurta, dessen Assistent und Martens, der Eigentümer der Viehstation Tempe Downs. Die Nachhut besteht aus zwei berittenen boys, die einige Packpferde und ein

Kamel vor sich hertreiben. Auf der Station kommen beim Empfang dieser Fremden die Zöglinge nicht zum Vorschein: sie halten jeden Polizisten für ihren Todfeind. Die vier Gefangenen werden in einem offenen Schuppen untergebracht und mit Trinkwasser versehen. Sie sind kräftige, wohlgenährte Männer vom Stamme der Lurritji und unterscheiden sich von den Arünta nur durch ihre auffallend langen Haarzotten, die am Hinterkopfe chignonartig zusammengebunden sind. Auf ihren Zügen lagert tiefer Ernst, Furcht scheinen sie aber nicht zu haben, denn sie werden wegen Viehdiebstahls auf der Tempe Downs Station zur Aburteilung nach Alice Springs gebracht, und der dortige chief magistrate kann über Verbrechen dieser Art nur eine Freiheitsstrafe von sechs Monaten verhängen. Als die Schatten der Nacht sich auf die friedlich daliegende Landschaft am Finke River senken, treffen wir die Missionare und ihre Gäste unter der Veranda von Missionar Bogners Haus an, wo sie bei einer Pfeife Tabak sich lebhaft über Pferdezucht unterhalten. Die Zöglinge haben sich nacheinander fortgeschlichen und vergnügen sich am Tanz auf einem nahen Hügel, von dem hin und wieder ihr Gesang zur Station hinüberklingt. Gegen Mitternacht sind alle Lichter in den Häusern der Weißen erloschen, und die Lagerfeuer der Eingeborenen wurden kleiner und kleiner. Auf der Station ist es totenstill geworden, aus dem Finke River dagegen erschallt von Zeit zu Zeit das dumpfe Hubuuk der boobook owl oder das melancholische Kōrlü des Dickfußes.

Es ist ein Tag im Sommer des Jahres 1898. Das Frührot beginnt den Himmel zu färben, und die Tiere der Nacht suchen ihre Schlupfwinkel auf, die ihnen Schutz bieten vor der Hitze und dem Lichte des Tages. Über den Akazienbüschen im Osten der Station erhebt sich eine rötliche Staubwolke, und laute Flüche und verworrenes Geräusch dringen aus der Richtung derselben an unser Ohr. Wir bleiben nicht lange in Zweifel, wodurch die morgendliche Stille auf so gewaltsame Weise unterbrochen wird, denn alsbald tauchen aus dem Gebüsch zwei eingeborene Reiter auf, die in wildem Jagen ein halbes Dutzend Pferde, denen eine klirrende Koppel an einem Vorderfuße hängt, zur Station treiben. Kurz darauf kommen ein Weißer und zwei boys aus dem Wohnhause der Viehtreiber und beladen drei der Pferde mit Nahrungsmitteln, Decken usw., und ehe eine Stunde verflossen ist, reiten sie im Trabe mit ihren Packpferden davon. Sie haben von dem Stationsvorsteher Bogner den Auftrag erhalten, sich über die Beschaffenheit aller bedeutenden Weideplätze und Wasserlöcher der run zu vergewissern. Die Missionare befinden sich nämlich in großer Sorge über ihr Vieh, da infolge der langen Dürre nur noch an einigen Orten ein dürftiges Futter vorhanden ist, und die Zahl der Trinkplätze immer geringer wird. Von Ellery's Creek hält man die Pferde und Rinder ganz fern, um das bischen trockene Gras, das sich dort noch vorfindet, den Schafen zu überlassen, die bereits so schwach sind, daß man sie nicht mehr auf weit vom Wasser entfernte Weideplätze treiben darf. Nach dem Frühstück versehen einige der älteren Zöglinge im stockyard mehrere junge Stiere und Färsen mit Herdzeichen. Auf dem Rücken, seitwärts vom Rückgrat, brennen sie den „brand“ der Station, M. 24, und die Jahreszahl der Geburt ein, und aus einem der Ohren schneiden sie ein dreieckiges Stück heraus. Außerdem kastrieren sie die Stiere und bringen jedem Tiere auf der Unterseite der Schwanzwurzel einen bis auf die Knochen reichenden Schnitt bei. Durch diese letztere Operation soll nach der Meinung vieler Buschleute die Güte des Fleisches für die Dauer wesentlich erhöht werden. Inzwischen ist die Hälfte des Vormittages verstrichen. Auf der Station hat Missionar Strehlow soeben den einstündigen Unterricht der erwachsenen Zöglinge beendet, und jetzt will er Schule für die Kinder halten. Es kostet ihm aber viele Mühe seine schmutzigen, ungezogenen Schüler in die Schulstube hineinzubringen. Am Nachmittage scheint alles Leben auf Hermannsburg erstorben

zu sein. Gegen Sonnenuntergang jedoch, als ein Weißer, mit einer Büchse bewaffnet, sich zum stockyard begibt, um einen der Ochsen zu schlachten, die kurz zuvor von ein paar boys von der Weide geholt worden sind, wird es im Lager der Zöglinge lebendig. Alle Kinder, die gehen können, folgen lärmend dem Schlachter; auch ein halbes Dutzend Lubra verlassen im Sturmschritt ihre Hütten. Als die letzteren an uns vorüberreichen, bringen sie die unteren Fetzen ihrer fast schwarzen Hemden zuerst nach vorn und dann mit großer Geschwindigkeit nach hinten. Wir dürfen also nicht mehr daran zweifeln, daß sie bereits wissen, was Schamhaftigkeit ist. Um den stockyard haben sich unterdessen viele Leute versammelt. Als der Schuß fällt, durch den das Rind niedergestreckt wird, kreischen die Weiber und Kinder vor Vergnügen auf und klettern mit affenartiger Behendigkeit auf die Umzäunung, um sich am Todeskampfe des Opfers zu weiden. Die Männer sind auffallend geschäftig. Im Nu ist das Tier abgehäutet, an dem galgenartigen Gerüst emporgezogen und ausgeweidet. Da die Zerlegung desselben am nächsten Morgen stattfindet, so treten jetzt alle den Heimweg an. Obwohl die Weiber schwer an Abfällen zu tragen haben, die in der Haut, dem Kopfe und dem gesamten Eingeweide bestehen, und ihnen das Blut am Körper hinunterrinnt, lachen und scherzen sie. Auf der Station wird rasch am „store“ die abendliche Andacht gehalten, und alsdann beginnt der Schmaus, der solange währt, bis alles aufgezehrt ist. Sämtliche Eingeborene sind jetzt fröhlich und guter Dinge; der Tag soll aber nicht ohne einen ernsten Streit zu Ende gehen: kurz vor Mitternacht entsteht unter den „Campschwarzen“ im Finke River ein Höllenlärm. Als wir zum Lager derselben kommen, bietet sich uns ein seltsamer Anblick. Zwei alte, spliternackte, dürre Weiber, deren Brüste bis zum Bauch hinabhängen, springen schreiend, wie Besessene, umher, wobei sie ihre Waffe, einen langen, besenstielförmigen Grabstock, von Zeit zu Zeit in den Boden stoßen und sich gegenseitig mit den Fußspitzen Sand ins Gesicht schleudern. Leider macht Missionar Strehlow mit Hilfe eines Bumerangs dieser köstlichen Szene bald ein Ende. Wie wir erst jetzt wahrnehmen, ist der Streit nicht ohne Blutvergießen abgelaufen, denn hinter einem Gebüsch liegen zwei Weiber mit blutüberströmtem Kopfe am Boden.

Oben ist gesagt, Missionar Bogner habe die Synode als Verwalter auf Kilalpanina angestellt. Wie ich ebenfalls von Missionar O. Siebert hörte, sei Missionar Strehlow sein Nachfolger im Amte auf Hermannsburg geworden.

Im Jahre 1882 errichteten die Jesuiten am Rapid Creek, gegen 7 Miles von Palmerston, eine Missionsstation. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Bekehrungsversuche der Missionare mißlingen würden, da die Zöglinge allzu oft in Berührung mit den fremden Ansiedlern kamen. Der Orden gründete daher eine neue Missionsniederlassung im Lande des sogenannten „Hermit Hill tribe“, einem Stamme, der am linken Ufer des Unterlaufes vom Daly River wohnt und nur ganz ausnahmsweise mit Europäern und Asiaten in Verkehr tritt. Auch hier blieben die Missionare nicht lange. Kurze Zeit darauf wurde auf ihre Veranlassung hin die Station auf das gegenüberliegende Ufer des Flusses, 7 Miles westlich von der Daily River Copper Mine und der Wheal Danks Copper Mine verlegt. Als aber alle Versuche, die Eingeborenen seßhaft zu machen und an Feldarbeit zu gewöhnen, völlig fehl schlugen, Pferde- und Rindviehzucht der ticks wegen nicht im großen Maßstabe betrieben werden konnte, der Anbau von Kulturpflanzen nicht den erhofften Gewinn brachte, und schließlich eine große Flut beträchtlichen Schaden an den Gebäuden und in den Gärten anrichtete, so gaben im Jahre 1900 die Jesuiten das Missionswerk unter den Südaustraliern, für das sie £ 15 000 verausgabte haben, ganz auf.

Im Juli des Jahres 1897 machte ich auf meiner ersten Überlandreise von den Goldfeldern am Howley Creek einen Abstecher nach der Missionsstation. An den beiden ersten Tagen meines Rittes führte mich mein Weg beständig

hügelab und hügelab, und hin und wieder kam ich an kleinen Wasserläufen vorüber, die aus einer Reihe tiefer, mit Pandanusbäumchen umsäumter Wasserlöcher bestanden. Gegen 20 Miles von dem genannten Goldfelde erreichte ich eine weite, von Flüssen durchzogene Ebene, die hauptsächlich mit einer großblättrigen Eucalyptusart bestanden ist. Am vierten Reisetage gelangte ich wiederum in eine hügelige, stellenweise recht unwirtliche Gegend. Als ich gegen 75 Miles zurückgelgt hatte, befand ich mich am Daly River.

Unterwegs begegnete mir nur ein Trupp sechs junger Heidenchristen, die beauftragt waren, die für die Missionare bestimmten Postsachen von der nächsten Bahnstation zu holen. Sie versuchten mich zur Rückkehr zu bewegen, indem sie behaupteten, die unzivilisierten Eingeborenen würden mich ohne Zweifel ermorden, wenn ich meine Reise fortsetze. Ihre Absicht war natürlich, sich für ein paar Tage eine gute Gelegenheit zu Betteleien zu verschaffen.

Bei meiner Ankunft am Daly River, es war spät am Nachmittage, schlug ich sogleich mein Lager auf. Bevor ich aber die nötigen Vorbereitungen für die Nacht getroffen hatte, umstanden mich schon mehr als zwanzig lachende und schwatzende Eingeborene, die durch den Klang der Glocke meiner Pferde herbeigelockt waren. Sie alle gehörten zur Missionsstation, die nur eine halbe Mile entfernt sein sollte. Da zu der Zeit ganz ausnahmsweise ein Fremder die Missionare aufsuchte — das Kupferbergwerk war schon seit Jahren verlassen — so bestürmte man mich selbstverständlich mit Fragen über meine Herkunft, den Zweck meiner Reise usw. Einer von ihnen wollte auch wissen, ob ich ein Christ sei. Als ich ihm sagte, er möge mich mit solchen dummen Fragen verschonen, gab er mir zur Antwort: „Bist du ein Christ, so geben dir die Missionare die Erlaubnis, auf der Station zu wohnen; bist du aber kein Christ, so mußt du dein Lager im Busch aufschlagen, wie Charley, der Polizist.“ Am nächsten Morgen brach ich früh auf; bevor ich aber die Station erreichte, begegnete ich Pater O'Brien, dem Vorsteher oder stellvertretenden Vorsteher derselben, der sich persönlich von meiner Anwesenheit überzeugen wollte. Trotzdem ich nicht verschwie, daß ich von einem evangelisch-lutherischen Pastor getauft worden sei, fand ich doch die gastfreundlichste Aufnahme. Die erste Nacht verbrachte ich allerdings im Freien, später schlief ich jedoch im Refektorium. Von den Zöglingen wurde ich aber nicht für einen echten Christen gehalten, da die Missionare ihnen gesagt hatten, mein Glaube sei „nicht ganz“ der wahre.

Während meines einwöchigen Aufenthaltes auf der Station hatte ich eine vortreffliche Gelegenheit, meine Kenntnisse über die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen zu vermehren. Mit einem der Pater machte ich eine Bootfahrt zu den Pongo-Pongo und einen Ausflug zu Pferde nach dem verlassenen Zinnbergwerke am Mount Tolmer.

Die Station lag in der Nähe einer rechtwinkligen Krümmung des Daly River, und zwar ungefähr südlich vom Mount Litchfield. Ihre Entfernung von der Küste der Anson Bay betrug gegen 20 Miles. Das Ufer fällt an der betreffenden Stelle steil ab und ist von Bäumen und Büschen umsäumt. Das zu ihm gehörige Gelände läßt deutlich erkennen, daß es bei Hochfluten Überschwemmungen ausgesetzt ist.

Die Station besaß ein großes, aus Holz und Wellblech erbautes Gebäude, in dem sich die Kirche und sämtliche Eß-, Wohn- und Schlafräume für die Weißen befanden. In geringer Entfernung von demselben waren aus dem gleichen Materiale mehrere Häuschen errichtet, die als Viehställe, Wohnstätten für die eingeborene Dienerschaft usw. dienten. Hart am Steilufer des Flusses lagen einige größere Schuppen. In dem einen derselben war eine Dampfmaschine untergebracht, die Wasser in das Hauptgebäude und die Gärten pumpte, eine Drehbank und eine Säge- und Hobelmaschine trieb. Der Bestand an Vieh belief sich ungefähr auf 30 Pferde, ein paar Esel, 150 Rinder, 1500 Ziegen und

40—60 Schweine. In den Gärten, die sich durch ihre Größe auszeichneten, wurden vornehmlich Bataten, Hirse, Mais, Kohl, Rüben und Tabak gebaut. Außerdem war die Station im Besitze größerer Anpflanzungen von Orangen, Zitronen, Bananen, Mango und anderen tropischen Fruchtbäumen. Wie mir einer der Missionare mitteilte, sei der Acker- und Gartenbau in der dortigen Gegend mit Schwierigkeiten verknüpft. Der Wind pflege an den meisten Tagen des Jahres so stark zu wehen, daß von der Oberfläche des entblößten und gelockerten Bodens die feinen Teilchen hinweggeblasen würden, und nur der grobe Sand zurückbliebe; auch richteten Bandicoots, Vögel und Insekten in den Gärten und auf den Feldern sehr häufig arge Verwüstungen an. Der Anbau vieler in dem Klima gut gedeihender Kulturgewächse könne aber vor allen Dingen aus dem Grunde nicht in großem Maßstabe betrieben werden, weil das Ausjäten des üppig wuchernden Unkrautes und die Bewässerung zu bedeutende Kosten verursachten.

Im Juli des Jahres 1897 befanden sich drei „Väter“, sechs „Brüder“ und ein weißer Arbeiter auf der Station. Wie ich hörte, stammten dieselben aus Österreich und Irland. P. O'Brien war, wie schon erwähnt, der Vorsteher oder der stellvertretende Vorsteher; die Oberleitung lag jedoch in den Händen eines höheren Geistlichen in Palmerston. Die „Väter“ waren hauptsächlich als Seelensorger tätig, während die „Brüder“ in den Werkstätten arbeiteten und die Zöglinge beaufsichtigten.

Es hielten sich damals gegen fünfzig Eingeborene auf der Station auf. Ihre Kost bestand im Wesentlichen in Vegetabilien, da sie von den Missionaren kein Fleisch, sondern nur Erzeugnisse des Garten- und Feldbaues bekamen. Die eigentlichen Zöglinge waren Knaben und halbwüchsige Burschen. Jene erhielten von einem älteren „Bruder“ den gewöhnlichen Schulunterricht und mußten leichte Arbeiten in den Häusern und Gärten verrichten, und diese waren zum Teil Hirten und zum Teil Feldarbeiter. Außer ein paar alten dürren Lubra habe ich keine weiblichen Personen auf der Station beobachtet.

Das Bestreben der Missionare war aber nicht allein auf die Erziehung der männlichen Jugend, sondern auch auf die Seßhaftmachung der unzivilisierten Eingeborenen gerichtet. In geringer Entfernung von der Station befand sich ein großer, eingefriedigter Platz, den Bananenpflanzungen in rechteckige Felder teilten. Auf jedem dieser Felder stand eine mit Rohr gedeckte, luftige Hütte. Diese Hütten sollten Eingeborenen, die eine seßhafte Lebensweise führen und ihren Unterhalt durch Feldarbeit gewinnen wollten, als Wohnstätten dienen. Bei meiner Anwesenheit auf der Station war nur eine derselben bewohnt, und zwar von einer Familie, deren Oberhaupt infolge einer syphilitischen Erkrankung den Verstand und die Sprache verloren hatte. Einer der Pater sagte mir, er bitte jeden Abend seinen Gott um Beistand zu dem Ansiedelungswerke. Die Missionare werden also jedenfalls alles versucht haben, was in ihren Kräften stand, die Eingeborenen des unstäten Nomadenlebens zu entwöhnen. Das Mißlingen des Planes wurde nicht dadurch verursacht, daß sie zu hohe Anforderungen an die Söhne der Wildnis stellten. Da das betreffende Gartenland äußerst fruchtbar war, die Bewässerung durch das Pumpwerk besorgt wurde, und die in Frage kommenden Kulturgewächse, wie Bananen, Bataten usw. nicht allein wegen ihres hohen Zuckergehaltes einen guten Nährwert besitzen, sondern auch in dem nordaustralischen Klima vortrefflich gedeihen, so hätte ein gesunder, kräftiger Eingeborener auf dem ihm angegebenen Wege bei dreistündiger Tagesarbeit leicht so viel Nahrungsmittel produzieren können, als er für sich und seine Familie benötigte. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß die Missionare die unzivilisierten Eingeborenen ihrer Bekanntschaft nicht zu sehr mit Bekehrungsversuchen behelligten und vor allen Dingen auch nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit über die „heidnischen“ Sitten und Gebräuche zu Felde zogen.

Die große Flut, die dazu beigetragen hat, daß die Station verlassen wurde, erfolgte im März 1899. Beide Ufergebiete waren während derselben zwei Wochen lang in der Breite mehrerer Kilometer überschwemmt. Auf dem Stationsplatze stieg das Wasser nur $\frac{1}{2}$ m hoch; doch war die Strömung so stark, daß die Baulichkeiten bedeutende Beschädigungen erlitten, die Anpflanzungen einer vollständigen Vernichtung anheimfielen, und viele Pfähle der Drahtzäune aus dem Boden gerissen wurden. Das Vieh war glücklicherweise vorher auf einer kleinen Bodenerhebung in Sicherheit gebracht worden. Um es am Leben zu erhalten, sahen sich die Weißen gezwungen, Bananenblätter als Futter zu verwenden. Noch in demselben Jahre wurde die Station mit dem gesamten Inventar an einen Schlachter auf den Goldfeldern an Brock's Creek verkauft.

Im Jahre 1898 wurde im Auftrage der Südaustralischen Synode von Kempe, dem früheren Missionar auf Hermannsburg, eine Missionsstation an der Denial Bay, westlich von der Gawler Range, gegründet. Dem „Lutherischen Kirchenboten“ vom 17. August 1898 zur Folge war man der Meinung, daß dort Ackerbau mit Erfolg getrieben werden könne.

Um dieselbe Zeit, als die Jesuiten das Feld ihrer langjährigen Tätigkeit am Daly River räumten, rief im Norden der Kolonie eine Gesellschaft von Engländern ein neues Unternehmen zur Bekehrung der Eingeborenen ins Leben. Auf der Station, die am South Alligator River auf einem Caparlgoo genannten Platze, der gegen 30 Miles von der Küste entfernt ist, errichtet wurde, sollte ebenfalls der Versuch gemacht werden, die Eingeborenen an eine seßhafte Lebensweise zu gewöhnen.

Näheres habe ich über diese beiden jüngsten Missionsstationen Südaustraliens nicht in Erfahrung zu bringen vermocht.

Register.

- Abbildungen von Emufährten 426.
Abedal 161.
Aberglaube als Ursache der Anthropophagie 262.
Abnabelung des Kindes 448, 449.
Abnorme Kleinheit von Zehen 441, 436.
Abnorme Weichheit der Knochen 436.
Abnutzung des Gebisses 66, 117, 299.
Aborigines' Friends' Association 467.
Abreiben der Neugeborenen mit Asche 450.
Abschneiden des Haares bei Todesfällen 239—242, 389.
Abweichungen von der Grundform der Keulen 345.
Achtförmige Figuren 423.
Achtförmiger Brustschmuck 398, 404.
Acne rosacea 444.
Adelaide tribe 156.
Aderlass 319, 406, 408, 411, 448.
Adnirra 426.
Afghanen 455.
Agiqwolla 160.
Agrikondi 160.
Akazien 293, 313, 368.
Allaura 160.
Alligator Rivers Blackfellows 63, 161.
Alter der Corroboreestones und Corroboreesticks 197.
Alter der Corroboreetänzer 406.
Altersklassen 170.
Altersunterschiede der Eheleute 131.
Altersveränderungen 15, 17 ff.
— der Gelenke 18.
— der Geschlechtsteile 18, 24.
— der Haut 18, 20.
— der Muskulatur 18, 23.
— der Nägel 22.
— des Haarkleides 21.
Altersveränderungen des Knochengestütes 17.
— des Nervensystems 18.
— im Gesicht 23.
Alter von Fährten 271.
Älteste (old men) 172.
Altjirra 184.
Altolinga 158.
Alveolarfortsätze 4, 17, 20, 67.
Ameisen 885.
Amorphophallus 291, 298, 305, 308.
Anas superciliosa 282.
Andropogon refractus 293.
Anfänge in der bildenden Kunst 415 ff.
Anfertigung der Beilklingen 366.
Anfertigung steinerner Speerspitzen 331.
Anfertigung von Einbäumen 379.
Anfertigung von Rindencanoes 380.
Angeborener Widerwille vor Verwandtenheirat 132.
Angestellte der Regierung 453.
Anglikanische Kirche 466.
Anhexung von Geschlechtskrankheiten 220.
Animalische Nahrung 278.
Animismus 191.
Ankunft von Gästen 405.
Anomalien des Gebisses 4.
Anomalien, einfache 4.
Anpürschen 272.
Ansammlung von Unrat auf den Lagerplätzen 312.
Anseranas melanoleuca 282.
Ansichten über den Abschluß des Lebens 229.
Anthropoiden 3.
Anula 160.
Anzahl der geheimen Zeremonien 203.
Anzahl der Weiber eines Mannes 131, 132.
Arapani 158.
Arbeiter, weiße 453, 454.
Arbeitsleistungen 50.
Arbeitsteilung 168, 179.
Arltunga 453.
Armbänder 399, 404.
Armbänder, geflochtene 399.
Armbrüche 445.
Arme 12.
Armringe 399.
Armschmuck, quastenförmiger 400, 404.
Armschnüre 399.
Armspiralen 399.
Armut der Pflanzenwelt an genießbaren Stoffen 288.
Arten der Prostitution 130.
Artikel 84, 93.
Arünta 62, 158.
Arzneimittel 447, 448.
Arzneipflanzen 447.
Asche als Heilmittel 448.
Ästhetisches Empfinden 33, 416, 417.
Atlas 71.
Aufbewahrung der Corroboreestones und der Corroboreesticks 198, 199.
Aufbewahrung der Farbstoffe 324, 325.
Aufbewahrung kleinerer Gegenstände 374.
Aufenthaltort der Seelen Abgeschiedener 188.
Auffindung unterirdischen Wassers 300.
Aufstände 459.
Aufsuchen von Wasser 301, 302.
Auftragen der Farben 418.
Auftreten 45.
Auftreten von Seuchen 440.
Augapfel 8.
Augen 6, 8, 23.
Augenbrauen 8, 60, 61, 63.
Augenbrauenbogen 2—4, 8, 63, 65, 66.
Augenhöhlen 3, 66.
Ausdauer und Geschicklichkeit auf der Jagd 269.

- Ausfindigmachung vermeintlicher Mörder 229, 231.
 Ausführung der Operationen am Geschlechtsgliede 255, 257, 258.
 Anrufungswörter 87.
 Ausruhen 28.
 Ausrupfen von Haaren 113, 388, 389.
 Aussatz 444.
 Ausschlagen von Zähnen 116, 211.
 Ausschwitzungen und Ausflüsse von Pflanzen 293.
 Außenhandel 179.
 Aussetzen des Leichnams 228.
 Ausübung des Todeszaubers 216—219.
 Auswahl der Burschen für die Subincision 257.
 Awarai 160.
 Awinnmüll 160.
- Bahnarbeiter 454, 455.
 Ballspiele 377, 413.
 Bambusrohr 332—334, 336—338, 366, 372, 375, 376, 379, 449.
 Bandicoots 280.
 Banksia 293.
 Bannen der Geister 185.
 Barcoo 438.
 Barcoo-rot 442.
 Bart 15, 388—390
 Bartschmuck 396.
 Barttracht 389.
 Bartwuchs im weiblichen Geschlecht 22, 61.
 Bast 382, 449.
 Bauchtanz 411.
 Bau der Sprache 81 ff.
 Beckenknochen 74, 75.
 Bedeutung der Figuren auf den Corroboreestones und Corroboreesticks 199.
 Bedeutung und Zweck der Strafen 175.
 Befriedigung des Verlangens nach der Wirkung des Tabaks 308.
 Begierde nach Fetten und Kohlehydraten 278.
 Beginn der Geschlechtsreife 6.
 Beginn des Geschlechtstriebes 125.
 Beginn des Missionswerkes in Südastralien 466.
 Begraben von Gerippen 236.
 Begräbnisplätze 234, 235.
 Behälter aus Rinde 370, 371.
 Behälter für Lebensmittel 369 ff.
 Behandlung der Augenkrankheiten 437.
 Behandlung der Fetische 192.
 Behandlung der Knochenbrüche 448.
- Behandlung der Operationswunden 448.
 Behandlung der Weiber 129.
 Behütung der Jugendlichen vor Unzucht 128.
 Beibringung von Verletzungen bei Todesfällen 113, 238—242.
 Beile 364, 366, 367, 378.
 Beile, eiserne 378.
 Beilklinge 366.
 Beine 12.
 Beisetzung auf Bäumen 228—230, 234—237.
 Beisetzung in hohlen Bäumen 237.
 Beissen in die Kopfschwarte 253.
 Bekanntschaft mit dem Feuer 264.
 Belustigungen 405 ff.
 Benutzung der Hütten als Wohnung 315.
 Benutzung des Tabaks 306.
 Benutzung eines Bumerangs beim Feuermachen 267.
 Benutzung eines Schildes beim Feuermachen 267, 268.
 Benutzung eines Wurfbrettes beim Feuermachen 267.
 Benutzung von Gift auf der Jagd 272.
 Benutzung von Hautdrüsentalg beim Feuermachen 267.
 Benutzung von Feuer auf der Jagd 272, 273.
 Beobachtung der Pflanzenwelt beim Aufsuchen von Wasser 302, 303.
 Beobachtung der Tierwelt beim Aufsuchen von Wasser 302, 303.
 Beobachtungsgabe 269.
 Bereitung flüssiger Farbe 325.
 Bergleute 454, 455.
 Beschaffenheit der Geister 182, 186.
 Beschaffenheit von Fährten 270.
 Beschaffenheit des Holzes für Waffen 353.
 Beschränkung der Ehe zwischen Verwandten 133, 136, 151.
 Beschreibung einer Einweihungszeremonie 251.
 Beschreibung einer Kultstätte 205.
 Beschreibung einer Zeremonie 257.
 Beschreibung eines Menschenopfers 263.
 Beschreibung eines Scheingefechtes 413.
 Beschreibung eines Skelettes 65 ff.
 Beschreibungen von Malereien auf Schilden 424.
 Beschreibung geheimer Zeremonien 205 ff.
- Beschreibung geheimer Zeremonien, die in Beziehung zu Jünglingsweihen stehen 254, 255.
 Beschreibung verderbenbringender Fetische 214—217.
 Beschreibung von Corroborees 408—412.
 Beschreibung von rain-corroborees 209, 210.
 Beschmieren des Kopfes mit Gipsbrei 240.
 Beschmieren des Körpers mit Schlamm 272.
 Beschwörungen 213, 222.
 Besessenheit 186.
 Besitz beweglicher Güter 173.
 Bestattungswesen 227 ff.
 Bestattung von Hunden 276.
 Bestrafung von Eingeborenen, die Weißen Fetischverstecke gezeigt haben 199.
 Bestrafung von Kindern 124.
 Beulen von Aleppo 442.
 Beulen von Biscara 442.
 Beulen von Delhi 442. [398.
 Beutel 222, 373—375, 381—384, Beuteldachse 280.
 Beuteltiere 279, 280, 294, 295.
 Beuteltiere, rattenartige 280.
 Bevölkerung des Binnenlandes 61, 458.
 Bewachung der Verstecke für Fetische 198.
 Bewaffung 326 ff.
 Bezauberte Waffen 216.
 Beziehungen zwischen den Horden 155.
 Bienen 285.
 Bienenhonig 285.
 Bilderschrift 422.
 Bilderei 415, 420, 432.
 Bildung neuer Wörter 83.
 Biltjarru 251, 252.
 Binbinka 160.
 Bindemittel für Farbstoffe 319, 325, 418, 425.
 Bindewörter 87.
 Binsen 382, 384, 385.
 Binsentasche 373.
 Blackwood (Acacia malanoxylon) 346.
 Blätter 292, 298.
 Blätter vom Ironwoodbaum als Heilmittel 448.
 Blattknospen 292, 298.
 Blattriebe 288.
 Bleaze's Well 470, 473.
 Blinde 438.
 Blindheit 438.
 Blosslegung von Gerippen durch den Wind 230.
 Blumen als Haarschmuck 393.
 Blumen als Nasenschmuck 396.
 Blüten, honigreiche 293.
 Blutrache 242—245.
 Bluträcher 243—244.
 Blutschande bei Indianern 132.

- Blutsverwandschaft, wirkliche und vermeintliche 131.
 Blutwurst 295.
 Bodenbesitz 173.
 Bogen 424.
 Bognier 473.
 Bohrfeuerzeug 267.
 Böte 378—380.
 Botschaftstäbe 178, 422.
 Boys 457.
 Brandmalerei 346, 418, 419, 431.
 Brands 420.
 Braten aufglühenden Kohlen 295
 Brauneisenstein 323, 324.
 Braunstein 323, 324.
 Brechdurchfall 438.
 Breie 294, 297.
 Bremsen 444.
 Brunnen 300, 302.
 Brustbein 4, 74.
 Brüste 7, 11.
 Brustwirbel 72, 73.
 Buckel 435.
 Büffel 287.
 Bukaltanina 469.
 Bullroarer s. Corrobboreesticks.
 Bumerang 346, 351—354, 375, 376, 407, 409, 411, 424, 425, 429.
 Bumerang als Taktschläger 375, 376.
 Bumerang, spitzhackenförmiger 352, 353.
 Bumerangwerfen 413.
 Bündnisse 178.
 Bunged-eye 437.
 Bung-fly 437.
 Burrundie 455.
 Büschel aus Gummibaumzweigen 406, 409—411.
 Buschleute 453—455, 457.

 Cabbage-palms 292.
 Cajaputbaum (Melaleuca leucadendron) 313, 314, 317, 371, 379.
 Chalcedon 365.
 Chinesische Bevölkerung 453, 455, 458, 459.
 Chirurgische Krankheiten 445.
 Cicade 285.
 Circumcision 118, 246, 252, 253, 257, 258.
 Claypans 300—302.
 Claytonia balonnensis 289, 297.
 Coitus 29, 30.
 Cormorane 282.
 Conjunctivalkatarrh 437.
 Corrobborees 319, 405—412.
 Corrobboreeschmuck 406—412.
 Corrobboreesticks 173, 179, 192, 195, 428.
 Corrobboreestones 173, 179, 192, 222, 428.
 Corrobboreestones und Corrobboreesticks als Wertmesser 179, 201.

 Corrorai-Mine 324.
 Creeks 299, 302.
 Crista occipitalis externa 68.
 Crustaceen 287.
 Currajon (Brachychiton Gregorii) 304, 357.
 Cycas media 289, 297.
 Cyperus rotundus 292, 298.
 Cystitis gonorrhoeica 440.

 Darmkatarrh 438.
 Dampfer 298.
 Dampfbäder 448.
 Darstellung, bildliche, konkreter Gegenstände 422.
 Darstellung der geheimen Zeremonien 204 ff.
 Darstellung von Fährten im Sande 414.
 Darstellung von Menschen 427, 431.
 Darstellung von Tieren 422, 431.
 Dauer der Ehen 153.
 Deckstoffe für Hütten 313—315.
 Desert oak (Casuarina) 304, 313, 329, 346—348.
 Desert-sandstone 365.
 Diäri 62, 65, 157.
 Dickfuß (Oedicnemus grallarius) 281.
 Diebstahl 177.
 Dienste der Hunde 276.
 Dingo 274, 279, 295.
 Dingohaar 392, 403, 404.
 Diorit 366.
 Dolichocephalie 2.
 Dreiecke 423, 425, 426, 430.
 Doppelte Bewertung und Auslegung von Handlungen 174.
 Dualismus 182.
 Dünen 410—412, 420.
 Durchbohrung der Nasenscheidewand 112.
 Durchbohrung des harten Gaumens 438.
 Durchgangsöffnungen für Nerven und Gefäße 4.

 Echinococcus 445.
 Ehebruch 153.
 Eheformen 130 ff.
 Ebehindernisse 131.
 Eheliche Liebe 4.
 Ehelicher Unfriede 129.
 Eheliche Treue 130.
 Eidechsen 283, 296.
 Eier 280, 281.
 Eifersucht 42, 130, 458.
 Eigenschaftswörter 85, 96.
 Eigentum der Toten 239.
 Eila 158.
 Eingeweide 294, 295.
 Einbäume 378—380.
 Einfluß der Europäer und Asiaten 455, 456.

 Einfluß der Gesichtsbeschaffenheit bei der geschlechtlichen Wahl 126.
 Einfluß der „Naturreligion“ 226.
 Einfluß des Kleidertragens 452.
 Einreibung mit Blut 449.
 Einritzungen s. eingeritzte Ornamente.
 Einschleppung der Syphilis 439.
 Einschnitt in die Zungenspitze 117.
 Einschränkung der Unsittlichkeit 128, 132, 136, 151, 152.
 Einschüchterungen, planmäßige 248.
 Einzelehe 130 ff.
 Einzelkämpfe 177.
 Eisen 338, 378.
 Eisenrahm 324.
 Eisenstein, oolithischer 324.
 Eisvögel 281.
 Ekzem 444, 447.
 Ellipsen 423, 428.
 Empfang von Gästen 178.
 Empfang von Leuten, die Corrobboreesticks überbringen 199.
 Empfindlichkeit gegen Licht 438.
 Emu 281, 296.
 Emu-Corrobboreestick 196.
 Encounter Bay tribe 230.
 Endsilbe 81.
 Engländerinnen 458.
 Englische Bevölkerung 453 ff.
 Entdeckung oder Erfindung der Feuererzeugung 265, 266.
 Enten 282.
 Entfernung des Eingeweidefettes durch Zauberei 220.
 Entfernung von Fremdkörpern 448, 449.
 Entstehung der Corrobborees 406.
 Entstehung der Heiratssatzungen 131.
 Entstehung der Horden 169.
 Entstehung der Klassenorganisation 154.
 Entstehung der Trauerbräuche 339.
 Entstehung des Fetischglaubens 190.
 Entstehung des Geisterglaubens 187.
 Entstehung des Seelenbegriffes 189.
 Entstehung von Feuer durch Reibung 265.
 Entwendung von Corrobboreestones und Corrobboreesticks 199.
 Entwicklung, starke, des Geschlechtstriebes beim Weibe 125.
 Entzündung der Hornhaut 437.
 Epididymitis 440.
 Epistropheus 72.
 Erbauung der Hütten 314 ff.

- Gelenke 18.
 Genuß des Fleisches von Kindern 261.
 Genußmittel 305 ff., 452.
 Genu varum (O-Bein) 436.
 Geräte 364 ff.
 Geruch 33.
 Gesandte 178.
 Gesang 406—412.
 Geschlecht der Substantive 84, 93.
 Geschlechtliche Ausschweifungen 152.
 Geschlechtliche Leidenschaften 405.
 Geschlechtliche Liebe 129.
 Geschlechtsleben 125 ff.
 Geschlechtsreife 6.
 Geschlechtsteile 12, 18, 24.
 Geschlechtsunterschiede im Skelettbau 4.
 Geschlechtsunterschiede, secundäre 6.
 Geschlechtsverkehr 128.
 Geschlechtsverkehr der Lubra mit den Fremden 458, 459.
 Geschmack 32, 280.
 Geschmack der Witchetties 285.
 Geschmack pflanzlicher Nahrungsmittel 279.
 Geschwülste 441.
 Geschwüre 434, 438, 441 ff.
 Geschwür von Aden 442.
 Geselligkeitstrieb 168.
 Gesellschaftliche Einrichtungen 155 ff.
 Gesellschaftliche Unterschiede 168.
 Gesellschaftlicher Verkehr 162.
 Gesicht 8, 20, 63.
 Gesichter, geschnittene 432.
 Gesichtsinde 8.
 Gesichtsschädel 3, 66.
 Gesundheit 30.
 Getränke, geistige 305, 310.
 Gewinnung der steinernen Werkstücke 331.
 Gewinnung des Bienenhonigs 285.
 Gewinnung des Triodiaharzes 321.
 Gewinnung von Fasern aus Binsen 382, 385.
 Gewinnung von Pflanzensaft 304.
 Gewürze 310.
 Gipsbrei 448.
 Glassplitter 338.
 Glatze 22.
 Glaube an ein immerwährendes Dasein auf Erden 446.
 Gliedmaßen, rudimentäre 435.
 Gnanji 160.
 Goarango 62, 160.
 Gosse's Bluff Range 456.
 Gössling 469.
 Grabbeigaben 237, 450.
 Gräber 231—234.
 Gräbern, Richtung von 332.
 Gräbern, Öffnung von 332.
 Grabstock 367 ff.
 Gras 293, 296.
 Grasbäume (Xanthorrhoea) 292, 293, 328.
 Grasbrände 264.
 Gravierungen 355, 361, 418—420, 423, 424, 428—430.
 Greisenalter 15—25.
 Grenzen der Stammesgebiete 162.
 Größe der Bevölkerung 162.
 Größe der Malereien 418.
 Gründe zur Annahme des Christentums 465, 466.
 Gründung einer Missionsstation an der Denial Bucht 481.
 Gründung einer Missionsstation am South Alligator River 481.
 Grundzahlwörter 83.
 Gruppenehe 131, 134 ff.
 Gummi 293, 298, 319, 322, 367.
 Gürtel 223, 389, 400—402.
 Gürtel, zauberkräftiger 223.
 Gütergemeinschaft unter Eheleuten 174.
 Haar 15, 21, 22, 60—63, 388.
 Haarbänder 383, 384, 390, 391, 403, 409, 425.
 Haarflechten 389.
 Haarnetz 394.
 Haarputz aus Emufedern 294.
 Haarschmuck 390—395.
 Haarschmuck aus Kängeruhzähnen 392.
 Haarschmuck, quastenförmiger 392, 403, 404.
 Haartracht 388—390, 394.
 Haarzopf 389.
 Habitus laxus 20.
 Habitus strictus 20.
 Habsucht 36.
 Hakea 293, 304, 377.
 Hakeablätter als Heilmittel 447.
 Halbmonde 423, 425, 431.
 Hale, Matthew 466.
 Hals 10.
 Halsketten 397, 398, 404.
 Halsring 399.
 Halsschmuck 396—399, 404.
 Halsschmuck aus Adlerkrallen 397.
 Halsschmuck aus dem Haar eines Toten 244.
 Halsschmuck, bindenförmiger 399.
 Halsschmuck, fransenförmiger 397.
 Halsschmuck aus Grashalmstückchen 397, 404.
 Halsschnüre 396—399.
 Halswirbel 71, 72.
 Haltung s. Körperhaltung.
 Hand 13.
 Händeabdrücke 422, 426.
 Handel mit Pitcherie 306.
 Handel mit Schmucksachen 392.
 Handel mit Tabak 307, 308.
 Handel mit Waffen 354, 429.
 Handel mit Wassergefäßen 371.
 Handel, stummer 179.
 Handhabung des Grabstockes 368, 369.
 Handknochen 76.
 Handwerk 179.
 Handwerker, weiße 455.
 Hang zu einem ungebundenen Leben 465.
 Hapalotisarten 279.
 Harms, Ludwig 469.
 Harz 319—322, 327, 343, 358, 367.
 Harz von der Wurzel des Ironwoodbaumes 319, 320, 343.
 Hasenscharte 435.
 Haß 37.
 Häufigkeit der Augenkatarrhe 437.
 Häuptling 172.
 Häuptlingsschaft 172.
 Hauptwaffen 326.
 Hauptwörter 84, 93.
 Hauskatze 288.
 Hausschwein 288.
 Haustiere der Europäer 287, 288.
 Haut 5, 14, 18, 20, 21, 62, 63.
 Häute, getrocknete als Trommeln 375.
 Hautfarbe 5, 14.
 Hautgeruch 15.
 Hautgeschwüre 434, 438, 441 ff.
 Hautkrankheiten 401—443.
 Hautkrankheit, schuppenbildende 443.
 Hautschmutz 21, 441.
 Heidenreich 473.
 Heilkunst 446.
 Heilung der Knochenbrüche 445.
 Heilung, schnelle, der Wunden 445.
 Heimatliebe 35.
 Heiratssatzungen 131 ff.
 Henkelkörbe 372.
 Herdzeichen 420, 454.
 Hergott Springs 455.
 Herkunft der Corroboreestones und Corroboreesticks 197.
 Hermit Hill tribe 161.
 Herpes tonsurans (ring-worm) 443.
 Herrenhuter 469.
 Herstellung der eingeritzten Zierformen 419.
 Herstellung der Farben 418.
 Herstellung von Rindenschildern 359.
 Herstellung von Schamschurzen 383.
 Herstellung von Stirnbinden 390.
 Heutbi 155.
 Hiebaffen s. Keulen.

- Hiebwunden 445.
 Hindus 455.
 Hinterhauptloch 3, 63.
 Hinterhauptnaht 68.
 Hinterhauptschuppe 66.
 Hinüberwachsen einer Bindehautfalte auf die Cornea 438.
 Hirnkapsel 2.
 Hocker 234.
 Holzgürtel 400.
 Holzkohle 323, 324.
 Homann 469.
 Honig 285.
 Honigameisen 285, 427.
 Horden 155, 162.
 Hornhautaffektionen 437.
 Hüllen für kleinere Gegenstände 374.
 Hunde als Jagdgehilfen 273 ff.
 Hunger als Ursache der Anthropophagie 262.
 Hungertage 293, 299.
 Hut 406, 408—411.
 Hütten 313 ff.
 Hypertrophie des Narbengewebes 109.
 Hypnose 248.
 Hypospadie s. Subincision.
 Jagd 269 ff., 279.
 Jagd auf das Bandicoot 273.
 Jagd auf das Emu 274.
 Jagd auf das Fuchskusu 273.
 Jagd auf das Känguruh 273.
 Jagd auf die Enten 274.
 Jagd auf die Trappe 274.
 Jagd auf kleinere Vierfüßer 273, 274.
 Jagden auf Eingeborene 452, 462.
 Jagen, weidgerechtes 272.
 Jagdglück 298.
 Jagdhunde 273 ff.
 Jagdmethoden 269, 271, 273.
 Jagdspeere 328—330, 337.
 Jakob 469.
 Jalle-jalle 324.
 Japaner 455.
 Jaramba-Corroboreestick 196.
 Jaspis 331, 365, 366.
 Ibma 158.
 Ichthyosis 443.
 Ichthyosis palmaris 443.
 Jermangel 63, 161.
 Jesuiten 478.
 Illiaura 160.
 Ilpira 159.
 Immanuelsynode 469.
 Incisura semilunaris 67.
 Indices 2, 79.
 Indiehöherwerfen 253.
 Influenza 440.
 Ingwurra 256.
 Inkakakadu 293, 396.
 Inkrustationsverfahren 418.
 Innerer Friede 174.
 Insekten als Nahrungsmittel 278, 284.
 Inzucht, schädliche Folgen der 131.
 Jochbogen 3, 66.
 Jökul 160.
 Jöngmän 63, 160.
 Ironwoodbaum (Erythrophloeum Labouchei) 320, 333, 356, 368, 376.
 Irrakintja 441, 442.
 Jüdische Physiognomie 62.
 Jnga alveolaria 67.
 Jungfrauenalter 7.
 Jungfrauenweihe 260.
 Jünglingsalter 7.
 Jünglingsweihen 170, 246 ff.
 Kahlheit, vorzeitige 446.
 Kaititje 159.
 Kakadu 281, 393.
 Kalk 323, 324, 357, 390.
 Kämpfe 177.
 Kampfspiele 412, 413.
 Kandri 322.
 Känguruh 279, 294.
 Känguruhratte 279.
 Känguruhzähne 333.
 Kaninchen 288, 403.
 Kannibalenschmäuse s. Kannibalismus.
 Kannibalismus 232, 237, 262.
 Kaolin 323, 324.
 Karangura 158.
 Karawa 160.
 Karies der Zähne 446.
 Katarrh der Conjunctiva 437.
 Kauen der Pitcherie 307.
 Kauen des Tabaks 306, 309.
 Kauterisation 448.
 Keilschwanzadler (Aquila audax) 280, 402, 408, 420.
 Kempe 473.
 Keulen 327, 345—356, 425, 429.
 Keulen, bogenförmige 354.
 Keule, spitzhackenförmige, 348.
 Keuschheit 128.
 Kilalpanina 469 ff.
 Kind 5.
 Kinderspiele 413, 414.
 Kindesalter 5.
 Kindesliebe 34.
 Kindesmord 261, 262, 435.
 Kinn 10.
 Kirra marru 355.
 Kitte 319 ff.
 Kiungi 348.
 Klang der Sprache 81.
 Klapperstäbe 222, 376, 377, 407.
 Klassenorganisation 132 ff.
 Klatschen 407, 409, 411, 412.
 Klebmittel 319 ff.
 Kleidung 312, 317.
 Klettern 27.
 Klose 466.
 Klumpfüsse 435.
 Knabenalter 6.
 Kneipwirte 454.
 Kniescheibe 75.
 Knochen als Haarschmuck 392.
 Knochenbrüche 445.
 Knochenkrankungen, syphilitische 438.
 Knochenmeißel 366.
 Knochenpfriemen 449.
 Knollen 291, 298.
 Knoten von Netzen 392, 383.
 Knuckey's Lagoon 290.
 Knüpfarbeiten 382—384.
 Knüppelgerüste 315.
 Koch 469.
 Kochgruben 294, 295.
 Kochkunst 278, 293 ff.
 Kochsalz 310.
 Kommunismus 173.
 Konservenbüchsen 378.
 Kontentivverband 449.
 Kopf des Kindes 5.
 Kopffläse 444.
 Kopperamana 469 ff.
 Korallenbaum (Erythrina vesper-tilio) 361, 362, 369, 397, 403.
 Korowalli wonkana 252.
 Körper des Brustbeines 74.
 Körpergröße 8, 60, 62, 63.
 Körperhaltung 18, 19, 26, 29.
 Körperkraft 28.
 Körperliche Beschaffenheit 1 ff.
 Körperschmuck beim Zaubern s. Ornamente aus Dunen und Pflanzenwolle.
 Körperverschönerung 108 ff., 386 ff.
 Kosmetik 386 ff., 417.
 Krabbe 287.
 Krähe (Corvus coronoides) 261.
 Krämer, weiße 455.
 Kranich (Grus australasiana) 282.
 Krankenbehandlung 434, 446 ff.
 Krankheiten 434 ff.
 Kreise 423, 424, 426—429.
 Kreuzbein 4, 74.
 Kreuze 423.
 Kriegserklärungen 178. [398.
 Kriegsschmuck, mattenförmiger
 Kriegstänze 405.
 Kriegsspeere 328—330, 332, 335.
 Krnarki 348.
 Krokodile 282.
 Kühn 468.
 Kukata 157.
 Kukuze 281.
 Kulpi ankana 251, 252.
 Kultgeräte s. Corroboreestones
 und Corroboreesticks.
 Kultstätten 204.
 Kulturstufe 1.
 Kultus s. geheime Zeremonien.
 Kümmerformen 63.
 Kunkel 381.
 Künstlerische Begabung 432,
 433.
 Kürbis-Gewächse 291.
 Kurdaitja 244.
 Kurdaitja-shoes 244.
 Kurra 157.

- Kutji malentji 184.
 Kuyani 158.

 Lage der Leiche im Grabe 230.
 Lage der Stammesgebiete 156 ff.
 Lagerfeuer 312, 316.
 Lagerplätze 312.
 Lake Kilalpanina 299, 471.
 Lake Kopperamana 299, 471.
 Längenbreitenindex 2, 79.
 Längenhöhenindex 2, 79.
 Langmeil-Lightpasser Synode 469.
 Larakia 63, 161.
 Larakia als Spitzname 258.
 Larven 284, 285.
 Laubenvögel (Chlamydodera) 281.
 Laufen 27.
 Lautnachahmung 82.
 Läuse 389.
 Lechenaultia divaricata 322.
 Leckereien 285, 286.
 Leckerhaftigkeit als Ursache der Anthropophagie 263.
 Legenden 182, 184, 214, 266.
 Leibesstrafen 176.
 Leidig 470.
 Leihen von Corroboreesticks 201.
 Leipoa ocellata 281.
 Leistungen der Weiber in der Kunst 432.
 Lendenwirbel 73.
 Lencom 473.
 Lichen tropicus 443.
 Lidschwellung 437.
 Liebe des Eingeborenen zu seinen Hunden 275.
 Liebesleidenschaft 129.
 Liebeswerben 129, 131.
 Liebeszauber 213.
 Liegende Hocker 230, 231.
 Linderung von Schmerzen 448, 449.
 Linea obliqua externa 67.
 Linea semicircularis occipitalis 3.
 Linea semicircularis temporalis 3.
 Lippen 24, 60, 62.
 Livistonia inermis 292.
 Loranthus 291.
 Löschen des Durstes mit Pflanzensaft 303.
 Lubra-Corroborees 411, 412.
 Lubra-Corroboreestick 196.
 Luftröhrenkatarrh 440.
 Lügenhaftigkeit 46.
 Lupöse Geschwüre 442.
 Lurritji 159.
 Lutherische Missionsgesellschaft zu Dresden 466.

Mächte, übersinnliche, s. Religionswesen.
 Macula 437.
 Mädchenalter 6.
 Magenkatarrh 438.

 Magerkeit 62.
 Mahlen der Sämereien usw. 367.
 Mahlsteine 297, 364, 367.
 Mahlzeiten 298.
 Malabar-Geschwür 442.
 Malabarischer Wollbaum (Bombax Malabaricum) 342, 379.
 Malack-Malack 63, 161.
 Malaria 440.
 Malayan 455.
 Malen s. Malereien u. Farbstoffe.
 Malereien 356, 359, 361, 376, 387, 390, 407—413, 415, 416, 418, 423—428, 430.
 Malereien am Frew River 427, 428.
 Malereien am Twenty-Mile Creek 427, 428.
 Malereien auf dem Erdboden 428.
 Malereien im Emily Gap 426.
 Malereien in der Ooraminnaschlucht 426, 428.
 Malereien zu Adnirra 427.
 Malgrund 418, 427.
 Mallee 328, 347, 348.
 Mannbarkeitserklärungen siehe Jünglingsweihe.
 Manismus 190.
 Manen 188.
 Mannesalter 8.
 Manubrium 74.
 Mara 160.
 Mardala 158.
 Markthandel 179.
 Markwildnisse 162.
 Marschieren 28.
 Marsdenia Leichardtiana 290.
 Maschenformen 372—375, 383, 384.
 Massenkämpfe 177.
 Mätngelli 161.
 Matten 384.
 Meyer 466.
 Meyer, C. D. 469.
 Meißel 340, 345, 353—366, 368, 378, 398, 400.
 Melo aethiopica 402.
 Menschenblut als Klebemittel 319, 406, 408—411, 420.
 Menschenfresserei s. Kannibalismus.
 Menschenhaarsträhnen 394, 403.
 Menschenliebe 35.
 Menschenopfer 263.
 Menschliche Exkrete als Zaubermittel 218.
 Merhani 156, 262.
 Mesembryanthemum 291.
 Message sticks 179, 422, 429 bis 431.
 Messer 356—358.
 Messer, eiserne 378.
 Messerheft 356, 425.
 Messerklinge 356—358.
 Messerscheide 357.
 Microorganismen, spezifische 377.
 Middla 339.

 Milan (Milvus affinis) 280.
 Milbe 444.
 Milchopal 331, 365, 366.
 Milchsaff von Excoecaria passiflora 447.
 Millin 217.
 Mimische Aufführungen 405.
 Minderi 251, 252.
 Mindri 322.
 Minnitji 161.
 Mischlinge (half-caste) 63.
 Mißbildungen 435, 436.
 Mißbrauch narkotischer Genußmittel 311.
 Mißgeburten 435.
 Mißgunst 42.
 Missionare s. Missionswesen.
 Missionsstation Bethesda 470, 472.
 Missionsstation Hermannsburg 473, 474.
 Missionsstation Point Macleay 467, 468.
 Missionsstation Point Pearce 468.
 Missionsstation Poonindie 466.
 Missionsstation St. Catharina 478—480.
 Missionswesen 464 ff.
 Mißlingen des Missionswerkes s. Missionswesen.
 Mistelgewächse 291.
 Mißtrauen 45.
 Mitführen von Menschenknochen 237.
 Mitführen von Toten 230.
 Mitgefühl 37.
 Mitleidlosigkeit 434.
 Moam 186.
 Mollusken 287.
 Monatliche Reinigung 260.
 Monogamie 130, 131.
 Morde 177, 261, 459—461.
 Morde an Europäern 459—461.
 Mord neugeborener Kinder 261.
 Mosquitos 444.
 Mount Gambier tribe 156.
 Mulden 369—372, 429, 304, 376.
 Mulga (Acacia aneura) 328, 329, 340, 353.
 Mulkeri 360.
 Mumifizierung 229, 235.
 Mund 9, 24, 63.
 Mundgegend 9, 24.
 Munyeru 289.
 Murra-murra 195.
 Murtungi 348, 359, 361.
 Muschelschalen 333, 365, 392, 402.
 Musikinstrumente 375—377.
 Muskelrheumatismus 441.
 Muskulatur 18.
 Mut 43.
 Mutterrecht 133, 134, 138, 150.
 Myall 346.

 Nachahmungstrieb 417.
 Nachtschatten-Gewächse 291.

- Nägel 22.
 Nahrungsmittel 278 ff.
 Nahwaffen s. Keulen.
 Name der Toten 239.
 Namen 171.
 Namenänderung 171.
 Narbenbildung 435.
 Narbenkontraktionen 435.
 Narbenstaphylo 437.
 Narbentätowierung 108.
 Narben von Verletzungen im Kampfe 123.
 Nardn (Marsilea) 289, 297.
 Narryngeri 60, 156.
 Nase 9, 23, 24, 60—63.
 Nasenbeine 3, 66, 67.
 Nasenöffnung 66.
 Nasenstäbe 395, 396, 403, 404, 408.
 Nasenstab eines Zauberarztes 396.
 Native cherry (Exocarpus) 391.
 Native flax (Psoralea patens) 373.
 Native oranges (Capparis) 290.
 Native peach (Santalum) 290.
 Native pear 291.
 Native plum (Santalum) 290.
 Native tobacco (Nicotiana suaveolens) 305.
 Native troopers 456.
 Native wells 300, 302.
 Nautilusgehäuse 392, 402, 410.
 Needle bush (Hakea leucoptera) 304.
 Neid 42.
 Neilgeri 217.
 Nelumbium speciosum 289, 291, 293, 298.
 Nervensystem 18.
 Netzbeutel s. Beutel.
 Netzbeutel, zauberkräftige 222, 398.
 Netzadeln 383.
 Netzornamente s. eingeritzte Ornamente.
 Neugeborenes Kind 5.
 Ngadhungi 218, 219, 221.
 Ngaitije 164.
 Ngalta-ngalta 447.
 Ngnä-ä-ämpi 170.
 Ngnaminni 157.
 Ngurrunduri 182.
 Niederbrennen von Hütten 239.
 Norma basilaris 68.
 Norma facialis 66.
 Norma lateralis 67.
 Norma occipitalis 68.
 Norma verticalis 66.
 Not 262.
 Nubecula 437.
 Nymphaea gigantea 289, 291, 293, 298.
 Obdach 312 ff.
 Oberarmknochen 70.
 Oberflächenwasser 299, 300.
 Oberhaupt 172.
 Oberkiefer 4, 17, 66.
 Oberschenkelbeine 75.
 O'Brien 478—481.
 Ocker 323, 388, 403, 404, 408.
 Ocker und Fett als Heilmittel 447.
 Ödem des unteren Augenlides 437.
 Ohrmuscheln 10, 24.
 Önmatjara 158.
 Ooraminna Rockhole 426.
 Oodnadatta 455.
 Operation an den Geschlechtsteilen des Weibes 123.
 Operationen am Penis s. Circumcision und Subincision.
 Opium 305.
 Opiumgenuß 309, 311.
 Opiumpeife 309.
 Opiumrauchen 309, 455, 458, 459.
 Opiumshit 309.
 Opossum 280, 296.
 Ornamente aus Dunen und Pflanzenwolle 202, 207, 420, 423, 424.
 Ornamente, eingebrannte 346, 418, 419, 431.
 Ornamente, eingegrabene oder eingekratzte 419, 430.
 Ornamente, eingeritzte 376, 419, 430, 431.
 Ornamente, eingeschnittene 419, 430.
 Orte, geweihte 418.
 Paeri 347.
 Palmerston 455, 458.
 Papagaien 281.
 Parakylia (Claytonia) 304.
 Parianschild 360.
 Parnkalla 157.
 Paternostererbsen 391.
 Pelikan (Pelecanus conspicillatus) 282.
 Perlmuschel (Meleagrina margaritifera) 402.
 Pfeifen 309.
 Pfeilnaht 66.
 Pferd 288.
 Pferdiediebstahl 454.
 Pflanzenfäden 373.
 Pflanzenkost 278, 279, 288 ff.
 Pflanzenläuse 285, 286.
 Pflanzensprossen 292, 298.
 Pflanzenteile, unterirdische 291.
 Physisches Äußeres 60.
 Pirauru-Ehe 135, 139, 153.
 Pig-face s. Mesembryanthemum.
 Pine Creek 455.
 Pinsel 325, 418.
 Pine tree (Frenela) 322, 327, 400.
 Pingna 243.
 Pitcherie (Duboisia Hopwoodi) 305—307.
 Pitches 369—372, 429, 304, 376.
 Platyknemie 435.
 Plätze für die geheimen Zeremonien 204.
 Plätze für die Operationen am Geschlechtsgliede 255.
 Plinara 161.
 Plongi 346.
 Pocken 440.
 Pointing-sticks 215.
 Polizisten 453, 454, 456.
 Polygamie 130 ff.
 Polygamische Instinkte 130.
 Polygone 423, 426.
 Pongo-Pongo 63, 161.
 Porcupine grass (Triodia) 320.
 Port-Lincoln-Eingeborene 156.
 Portulaca filifolia 406, 408, 410, 420.
 Preisgebung der jungen Mädchen 153.
 Priestertum 172.
 Processus condyloideus 68.
 Processus frontalis 3.
 Processus paramastoideus 68.
 Processus pterygoideus 69.
 Promiscuität 153.
 Prostitution 130, 458.
 Prostitution, festliche 130.
 Prostitution, gastliche 130.
 Prostitution, gemeine 130.
 Protuberantia mentalis 67.
 Protuberantia occipitalis externa 68.
 Pterygium 438.
 Pung-ich-che 346.
 Puruzuli 347.
 Pyramide aus Eucalyptuszweigen 411.
 Quälereien s. Jünglingsweihen.
 Quarz 365.
 Quarzit 331, 365.
 Quellen 300, 302.
 Quetschwunden 445.
 Quinine-tree (Petalostigma quadriloculare) 342.
 Rabenvögel 281.
 Rabenkakadu (Calyptorhynchus stellatus) 396.
 Rache 174.
 Rachitis 436.
 Rachsucht 37.
 Radius 71.
 Radius des Pelikans 395.
 Radius von Raubvögeln 396.
 Rain-corrobboree 209.
 Rapid Creek 478.
 Rasantod 157, 288, 311, 450, 451, 464.
 Rauchen des Tabaks 307, 308.
 Räuchern und Trocknen von Leichen 229, 230.
 Räucherungen 448.
 Rauchsignale 106.
 Rauminhalt des Schädels 2.
 Raupen 445.
 Rauten 425.
 Rebe 290.
 Rechtsbrüche 174, 177.

- Rechtspflege 174.
 Reid Town 467.
 Reid, James 467.
 Reiher 282.
 Reinigung von Sämereien 297, 369.
 Reiten 28.
 Reisen der Buschleute 457.
 Reisetasche 373.
 Religionswesen 181 ff.
 Religiöses Denken 181.
 Religion und Sittlichkeit 226.
 Reptilien 282, 296.
 Renther 470.
 Rhizome 279, 298.
 Rhythmus 405, 416, 417.
 Rillenmuster 347, 350, 351, 353, 354, 365, 370, 371, 419, 422, 429, 430.
 Kind 287.
 Rinde des plum-tree 447.
 Rindencanoes 378, 380.
 Rindschilde 359—361.
 Rockholes 299, 301, 304, 456.
 Röhrenknochen 18.
 Rohrkolben (*Typha angustifolia*) 292, 293, 298, 384.
 Rohrschilf 328, 336.
 Rohrspeere 328, 334, 335, 337.
 Rohstoffe für Speere 327.
 Rohstoffe für Waffen 326, 327.
 Rosenfarbiger Kakadu 281.
 Rosette 392, 403, 404.
 Rosten 296, 297.
 Roteisenocker 323.
 Roteisenstein 323, 324.
 Roteisenstein-Fundorte 324.
 Rückgratsverkrümmungen 435.
 Ruhestellung des Körpers 28, 29.
 Rumpf 10.

 Salzablagerungen auf der Haut 441.
 Sämereien 279, 288, 289, 296, 297.
 Same von Akazien 288, 297.
 Sandfly 444.
 Sand, nasser, als schmerzlinderndes Mittel 448.
 Sandzeichnungen 414, 418—420.
 Santelbäume (*Santalum acuminatum*, *S. lanceolatum*) 290.
 Santelfrüchte 290.
 Särge 235, 238.
 Satzungen s. gesellschaftl. Einrichtungen u. Heiratssatzungen.
 Säuglingsalter 5.
 Schaber 364, 365.
 Schädel 2, 17, 65.
 Schädelasymetrie 69.
 Schädelgewicht 4.
 Schädelmasse 77—79.
 Schädelnähte 66.
 Schäftung der Beile 366.
 Schäftung der Streitaxte 358, 359.
 Schamberg 12.
 Schamgefühl 127.
 Schamhaar 389.

 Schaufeln 369.
 Scheitelbeine 68.
 Scheitelbeinhöcker 66.
 Schenken 454.
 Scherits 161.
 Scheu von Tieren vor dem Eingeborenen 272.
 Schiefer 331.
 Schiefstellung des Kopfes (*Caput obstimum*) 435.
 Schienbein 75.
 Schilde 327, 359—363, 423, 424, 429, 430.
 Schilderung eines Sonntages auf Hermannsburg 476.
 Schilderung eines Wochentages auf Hermannsburg 477.
 Schildkröten 283.
 Schlaf 30.
 Schlafdecken 318.
 Schlafen auf Unterlagen 317.
 Schläfenbeine 69.
 Schläfengegend 10, 23, 67.
 Schlafen in Reihen 313.
 Schläfenlinien 66, 67.
 Schlafen unter freiem Himmel 313.
 Schlangen 185, 186, 283, 296, 445.
 Schlangen, giftige 445.
 Schlangelinien 425, 427, 429, 430.
 Schlagkeulen s. Keulen.
 Schienbein 75, 76.
 Schleudern der Speere 328, 329, 343.
 Schleudern des Bumerangs 353.
 Schlüsselbeine 70.
 Schminken 323, 387, 403, 404, 421, 434.
 Schmuck 386 ff.
 Schmuckketten aus dem Samen des Korallenbaumes 397, 403.
 Schmuckketten aus Fruchtsteinen 398.
 Schmuckketten aus Schneckengehäusen oder Muschelschalen 397, 398.
 Schmückungstrieb 403, 404, 415.
 Schnittwunden 445.
 Schnitzereien s. Anfänge in der bildenden Kunst.
 Schnupfen 438.
 Schraubenbaum (*Pandanus*) 289, 290, 297.
 Schreckschmuck 416.
 Schriftzeichen 422.
 Schulterblätter 69.
 Schulter, hohe 435.
 Schulung in der Fährtenkunde 269.
 Schulz 473.
 Schürmann 466.
 Schurze 317, 383, 401—403, 410.
 Schurz, quastenförmiger 401.
 Schutz- und Trutzbündnisse 155.
 Schutzwaffen 359.

 Schwan (*Cygnus atratus*) 282.
 Schwanzspitzen des Kaninchenbandikuts 391, 396, 397, 400, 402.
 Schwarz 473.
 Schwerfortsatz 74.
 Schwimmen 27.
 Schwimmvögel 282.
 Schwingen 297, 298, 425.
 Schwirrhölzer s. Corroboreesticks.
 Secret ceremonies s. geheime Seen 299. [Zeremonien.
 Segel 279.
 Sehen 25.
 Sekret von Pflanzenläusen 286.
 Selbstbeherrschung 44.
 Selbstsucht 35.
 Siebert 470.
 Sinnesempfindungen 33.
 Sinnesschärfe 25, 269.
 Sippschaft 162.
 Sittliche Gefühle 34.
 Sitzen 28.
 Skelet 2, 4, 65.
 Skelet des Weibes 4.
 Skollöse 435.
 Skorpion 445.
 Snake-corroboreestick 196.
 Soakages 299, 300—302.
 Society for the Propagation of the Gospel 466.
 Sonnendach 314.
 Sorglosigkeit 52.
 Spear thrower s. Wurfhölzer.
 Speere 327—338, 425, 429, 431.
 Speere als Stoßwaffen 328.
 Speerschäfte 327—330, 332 bis 338.
 Speerspitzen 327—338, 354.
 Spearwerfen 413.
 Speiseabfälle als Zaubermittel 217.
 Speiseverbote 246, 249, 259, 260, 447.
 Spell 465.
 Spielgerät, keulenförmiges 377.
 Spiel der Oberschenkelmuskulatur 411, 412.
 Spiel mit Blättern 413.
 Spiel mit dem wurfkeulenförmigen Stab 413.
 Spielzeuge 377.
 Spina angularis 69.
 Spina mentalis interna 4, 67.
 Spina nasalis posterior 69.
 Spindel s. Spingerät.
 Spinnen 381, 382.
 Spingerät 381, 382.
 Spiralen 431.
 Spirallinien s. Spiralen.
 Spiritismus 221.
 Spitznamen 171.
 Sprache 80 ff.
 Sprache der Arinta 84 ff.
 Sprache der Diäri 93 ff.
 Sprachliche Unterschiede 81.

- Sprachveränderungen 80.
 Springen 27.
 Stäbchen mit Spänen als Kopfschmuck 395.
 Stämme 155 ff.
 Stammesnamen 155, 156.
 Stangentabak 306—308
 Stärke des Geschlechtstriebes 125.
 Steatopygie 13.
 Stehlsucht 48.
 Steinbrüche 331.
 Steinplitter 327, 330—332, 337, 340, 356—358, 364, 365, 389, 419, 449.
 Steißbein 74.
 Stellung beim Ausruhen 28, 29.
 Stellung und Haltung bei „niederen“ Verrichtungen 29.
 Stengel, saftige 292, 298.
 Sterblichkeit, große, unter den Kindern 451.
 Sterculia 289.
 Sterne 423.
 Stichwunden 445.
 Stilarten 423.
 Stilisierung 422.
 Stillung der Blutungen 448.
 Stirn 3, 8, 23, 63, 66.
 Stirnbein 67.
 Stirnhöhlen 2, 3.
 Stirn-Nasennaht 67.
 Stoffe, vegetabilische 278.
 Stoizismus 434.
 Strafabmessung 175.
 Strafen 175.
 Strafvollzug 175.
 Strehlow 470, 473.
 Streitäxte, spitzhackentörmige 358, 359.
 Streitsucht 45.
 Streuen von Asche und Sand 219.
 Strikturen 440.
 Stringybark 313, 395.
 Subincision 118, 246, 252, 253, 257.
 Südaustralische Missionsgesellschaft 466.
 Südaustralische Synode 469.
 Sugar-bag 319.
 Suggestion 247, 416, 417.
 Süßigkeiten 285, 293.
 Sutura palatina 69.
 Swampgrass 395.
 Symbole 422, 423.
 Symmetrie 416—418, 422, 428.
 Syphilid, ulzeröses 442.
 Syphilis 438, 439, 451.
 Syphilis, hereditäre 439.
 Tabak (*Nicotiana suaveolens*) 305.
 Tabak der Weißen 306—308.
 Tabu 426.
 Taktinstrumente 375—377.
 Taktschlagen 375, 376, 407, 411.
 Talgdrüsen der Nase 9.
 Tänze 204, 209, 319, 405—412.
 Tänzer 406—412.
 Tanzplätze 408, 410—412.
 Taplin, George 467.
 Taschen 373, 374, 384.
 Tauben 281.
 Taubstummheit 441.
 Tauschhandel 179.
 Tausendfuß 445.
 Tea-tree 408.
Tecoma australis 329.
 Tee 310.
 Telegraphenbeamte 453.
 Telegraphendraht 338.
 Telegraphenstation an Barrow's Creek 459.
 Temperament 54.
 Teichelmann 466.
 Termiten 285.
 Tjauen 63, 160.
 Tierbälge als Wasserbehälter 372.
 Tiere als Fetische 223.
 Tiersehen 328, 329, 340, 373.
 Tjingale 62, 160.
 Tjiras 161.
 Totschlag 175.
Torus occipitalis 68.
 Totem s. Totemismus.
 Totemismus 163 ff., 426 ff.
 Totemtiere s. geheime Zeremonien.
 Totemvorsteher s. Zauberpriester.
 Totemverbände s. Totemismus.
 Totemzeichen 426.
 Totenbestattung 227.
 Totenklage 229, 238, 240.
 Toterterra 185.
 Tötung durch Suggestion 221.
 Tragen der Schmucksachen 403.
 Tragen von Lasten 28, 29.
 Tragen von Wasserbehältern 371.
 Tragkörbe 372, 384.
 Trappe 281.
 Trauerbemalung 240—242.
 Trauerbräuche 238—241.
 Trauerfarbe 239, 240.
 Trauertracht 239, 241.
 Träume 221.
 Trennung der beiden Geschlechter auf den Lagerplätzen 151.
 Trennung von Waffen und Werkzeugen 326.
 Trinken von Blut 449.
 Trinkwasser 293, 299.
*Triodia*harz 320, 321, 329 340, 341, 356, 365—367, 391—393, 395, 397.
Triodia irritans 320.
Triodia Mitchelli 320.
Triodia pungens 320.
 Tripper 439, 451.
 Troddel 399.
 Trompeten 375, 376, 412, 425, 429, 431.
 Trunksucht 310.
 Tüchtigkeit auf der Jagd 269.
 Tuberkulose 440.
 Tupfen 425.
 Turra 156.
 Twanyirika 185.
 Überfälle 459, 462, 463.
 Überlistung des Wildes 272.
 Übernachten unter Büschen 313.
 Übertretung der Speiseverbote 259.
 Überzählige Finger und Zehen 435.
 Ulna 71.
 Umschnürung schmerzender Gliedmassen 449.
 Umstandswörter 87.
 Umwandlung des Brauneisenocker in Roteisenocker 324.
 Undankbarkeit 41.
 Unduldsamkeit der Missionare 464.
 Ungeziefer 444.
 Ungünstige Lage von Missionsstationen 465.
 Unsauberkeit 53.
 Unsterblichkeitsglaube 188.
 Unterbindung der Nabelschnur 449.
 Unterkiefer 4, 17, 67.
 Unterleibsbrüche 446.
 Unterricht 258, 408.
 Unterstützung der Eingeborenen 463.
 Unzucht 130, 137, 153, 175.
 Urform der Keulen 345.
 Urform der Speere 327, 328, 330.
 Ursache der Anthropophagie 262.
 Ursache des Kindesmordes 261.
 Ursprung der bildenden Kunst 415, 416.
 Ursprung der Bildhauerei 415.
 Ursprung der geometrischen Zierformen 420, 421.
 Ursprung der Malerei 415.
 Ursprung der Rillenmuster 422.
 Ursprung des Namens Corroboree 406.
 Varanus 283.
 Variationsbreite des Schädels 2.
 Vaterrecht 133, 134, 147, 148.
 Venen 22.
 Veranlassungen zu Ehezwisten 129.
 Veranstalter des Regenzaubers 209.
 Veranstaltung der Corroborees in mond hellen Nächten 408, 411.
 Verband, medizinischer 447.
 Verbände, totemistische 162.
 Verbleib der Vorhaut 257, 258.
 Verbiegungen der Tibia (*Camp-tocnemia*) 435, 441.

- Verbiegungen der Wirbelsäule 435.
 Verbot, Corroboreestones und Corroboreesticks anzufertigen 197.
 Verbrechen 177.
 Verbreitung der Geschlechtskrankheiten 451.
 Verbreitung der Lubra-Corroborees 412.
 Verbreitungsgebiet der Corroboreestones 195.
 Verbreitungsgebiet der Pitcherie 305.
 Verbreitungsgebiet des Messers 357.
 Verbrennungen 445.
 Verbrennungsnarben 110.
 Verbrennung von Kindern 231.
 Verbrennung von Toten 230.
 Verdickung der Crista tibiae 436.
 Verehrung versteinelter Baumstämme 195.
 Verehrung von Bäumen, Felsen und Orten mit Wasserstellen 223.
 Verfügungsrecht über den Besitz 173.
 Verführung von Weibern 177.
 Vergehen s. Verbrechen.
 Verhalten der Jünglinge vor und nach den Operationen am Geschlechtsgliede 255.
 Verhalten erkrankter Eingeborener 434.
 Verhältniswörter 85.
 Verkehr mit den Weißen 453.
 Verkehr zwischen Totemschaften 163.
 Verkleinerungswörter 86.
 Verlangen, krankhaftes, nach Fleisch als Ursache der Anthropophagie 262.
 Verlangen nach der erregenden Wirkung des Tabaks 308, 310.
 Verlangen nach narkotischen Genußmitteln 308, 310.
 Verlauf des Trippers 439.
 Verlegung des Lagers bei Todesfällen 239, 450.
 Verleihung übernatürlicher Kräfte 212.
 Verleihung von Gegenständen an junge Leute 258.
 Verletzungen bei den Kampfspielen 413.
 Verletzungen beim Zaubern 116.
 Verlust der Nase 438.
 Verminderung des Wildes 452.
 Verrat von Geheimnissen 175, 177.
 Verrichtungen der Zauberärzte 224.
 Verslossenheit 45.
 Verschuß des Mundes (*Altreisia oris*) 435.
 Verschuldungen, absichtliche u. unabsichtliche 175.
 Versenkte Reliefe 431.
 Verspeisung von Leichen 227, 262.
 Verstecke für Corroboreestones und Corroboreesticks 198.
 Verstecke für kleinere Gegenstände 374.
 Verteilung der Musterbestandteile auf der Fläche 430.
 Verunreinigung der Speisen 299.
 Verunreinigung der Wunden u. Geschwüre 434.
 Verunreinigung des Trinkwassers 452.
 Verunstaltungen d. Geschlechtsgliedes 117 ff.
 Verunstaltungen, absichtliche, des Körpers 108 ff., 211, 212.
 Verunstaltungen von Zehen 436.
 Verwandtenliebe 34.
 Verwandtschaftliche Beziehungen 171.
 Verwandtschaftsbenennungen 171.
 Verwandtschaftsgrade 171.
 Verwaschen von Farben 418.
 Verwendung der Corroboreestones und Corroboreesticks 203.
 Verwendung des Fußes bei Handarbeiten 29.
 Verwendung des Messers 357.
 Viehdiebstähle 287, 456, 463.
 Viehhirten 454.
 Viehstationen 454.
 Vierecke 423, 425, 426, 430.
Vigna lanceolata 292.
 Vogelsang 469.
 Völkerrecht 178.
 Vorbilder 422.
 Vorderarmknochen 70.
 Vorhaut 398.
 Vorstellungen über die Krankheiten 446.
 Vorstellungen über die Beschaffenheit der Manen 188.
 Vorstellungen über ein Leben nach dem Tode 188.
 Vorstellungen über gut und böse
 Wachs 319, 320, 342, 343, 356, 358, 367, 376, 389, 392, 394, 399, 403.
 Wachsschnabelgans (*Cereopsis Novae Hollandiae*) 282.
 Wach-Suggestion 248.
 Waddy 347, 402.
 Wadenbein 75, 76.
 Waffen 326 ff.
 Wagai 160.
 Wagatsch 161.
 Wahlbrüderschaft 170.
 Wahrsagung 221.
 Wakanuwan 156.
 Wallaby 279, 294.
 Wallabykot 330.
 Wandertrieb 465.
 Waramunga 62, 159.
 Wasserbehälter, köcherförmiger 371, 372.
 Wassergefäße 370, 371, 372, 424, 425.
 Wassernot 304.
 Wasserrosen 289.
 Wasserstellen 299, 301, 302, 304, 456.
 Wassertransport 304.
 Waterholes s. Wasserstellen.
 Watles 322.
 Weben 381, 384.
 Weiberschamschurz 402.
 Weibertausch 152, 407.
 Werkstücke für die Keulen 345, 346, 349, 353.
 Werkzeuge 364 ff.
 Werkzeuge, hölzerne 367, 368.
 Werkzeuge, steinerne 364—367.
 Wertmesser 179, 201.
 Wettengel 470.
 Wierhaken an Speeren 327, 329—331, 333, 334.
 Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten 439.
 Wiedervergeltungsrecht 175.
 Wietpurbruuk 347.
 Wildfahrten 422.
 Willingura 160.
 Windschirme 313, 409, 410.
 Winkel 422.
 Wirbel 71—74.
 Wirkung der Eheverbote 133.
 Wirkung der Pitcherie 307.
 Wirkung der Schrecksuggestion 221.
 Wirkung des Tabaks 306.
 Witchetties 285, 296.
 Wohnsitz der Geister 182, 184—186.
 Wolperie 160.
 Wombat 280.
 Womma 208.
 Wonkagnurru 157.
 Wonkamala 158.
 Wörterverzeichnisse 99 ff.
 Wortwiederholungen 82.
 Wolna 63, 161.
 Wulwanga 63, 160.
 Wumera s. Wurfhölzer.
 Wunden 434.
 Wurfbretter 339—341, 409.
 Wurfhölzer 327, 339—345, 409.
 Wurfkeulen 345.
 Wurfstöcke 339, 341—344.
 Wurfaffen 327.
 Wurley 316.
 Wurzeln 279, 292, 298, 304.
 Wurzelstöcke, knollige 291.
 Yam 291.
 Yamstick s. Grabstock.
 Yändrawünta 157.

- Yauroworka 158.
 Yellow wood 290.
- Zahl der Corroborees 406.
 Zählmethoden 83.
 Zahlwörter 86.
 Zauberärzte 172, 224, 446.
 Zauberei 202.
 Zaubegeräte zum Aufstauen
 des Creekwassers 211.
 Zauberhölzer 428, 431.
 Zauberkraft der Fetische 191.
 Zaubern gewöhnlicher Leute 226.
 Zauberpriester 172, 224, 295,
 408, 409.
 Zaubersteine 428. [426.
 Zauberwesen s. Religionswesen,
 Zäune 411.
 Zeichen aus der Zeichensprache
 der Arünta 104.
 Zeichen aus der Zeichensprache
 der Narryngeri 106.
- Zeichensprache 102 ff.
 Zeichnungen 418, 433.
 Zeitwörter 87 ff.
 Zeremonien, geheime 202 ff.,
 314, 319, 447.
 Zickzackornamente 431.
 Zierformen 416—430.
 Zierformen, erhabene 420, 423,
 431, 432.
 Zierformen, geometrische 420
 bis 422.
 Zierformen, organische 422.
 Zierformen, vertiefte s. Gravie-
 rungen.
 Zierglieder, bandförm. 429—431.
 Zöglinge der Missionsstationen
 465.
 Zotten 388, 394.
 Zubereitung der Nahrungsmittel
 295—298.
 Zubereitung der Pitcherie 307.
 Zubereitung des Kautabaks 306.
- Zubereitung von Fellen 317, 373.
 Zurichtung der Nahrungsmittel
 295—298.
 Zubereitung von Leichen 263.
 Zusammenbinden der großen
 Zehen und Daumen 231, 232.
 Zusammenleben in Horden 131.
 Zuschauer 407, 408.
 Zustandekommen der Bestat-
 tungsformen 228.
 Zweck der Circumcision 119.
 Zweck der Heiratssatzungen 136.
 Zweck der Jünglingsweihen 246.
 Zweck der Subincision 119.
 Zweck der Zauberei 202.
 Zweck des Schminkens 387.
 Zwecklosigkeit des Missions-
 werkes 466.
 Zweikampf 177.
 Zweiteilung der Fetische 192.
 Zwillinge 435.
 Zwischenhandel 180.

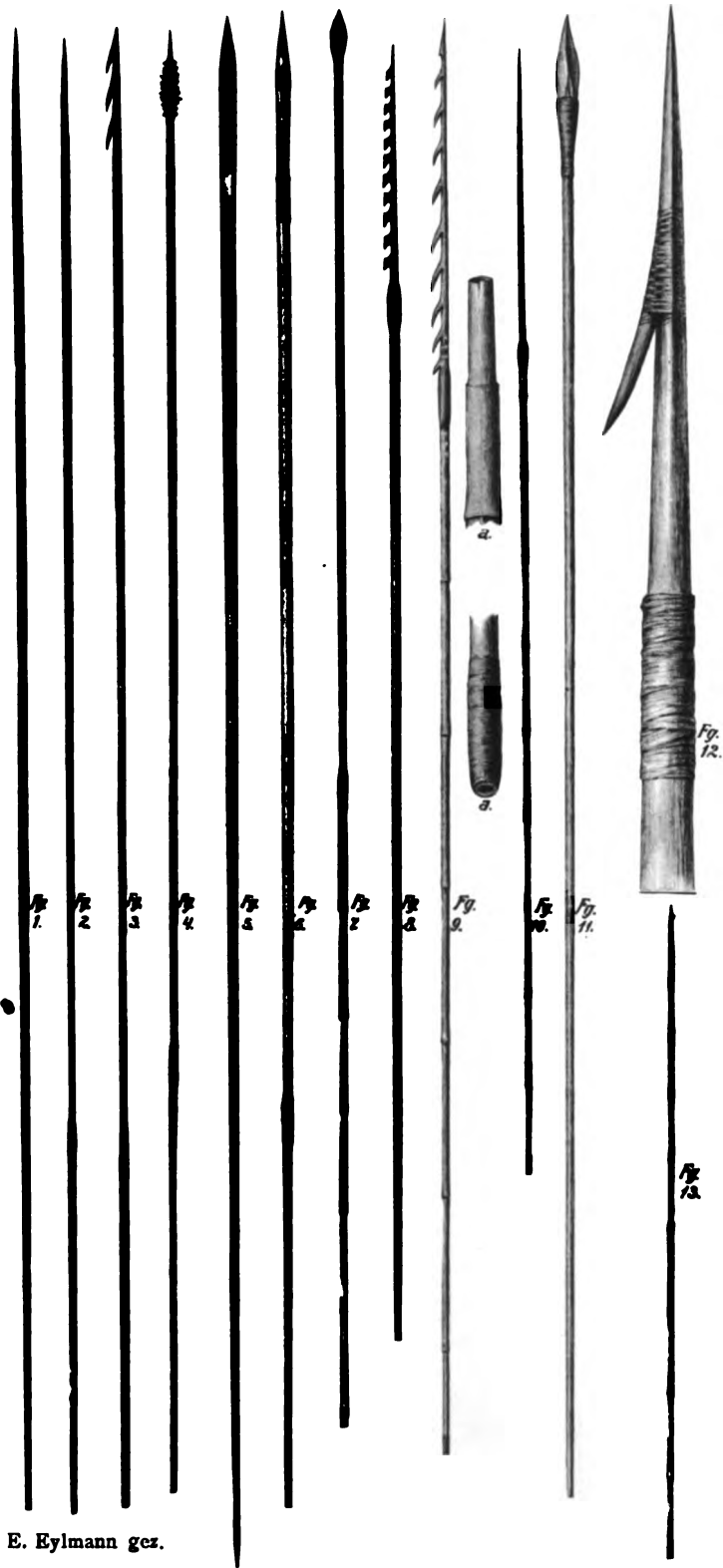


Tafel XVIII—XXXV
nebst Erklärungen.

Erklärungen zu Tafel XVIII.

Speere.

- Fig. 1. Speer der Narryngeri (gegen $\frac{1}{4}$).
" 2. Speer der Narryngeri (g. $\frac{1}{4}$).
" 3. Speer der Narryngeri (g. $\frac{1}{4}$).
" 4. Speer der Narryngeri (g. $\frac{1}{4}$).
" 5. Kriegsspeer der Arünta (g. $\frac{1}{4}$).
" 6. Jagdspeer der Arünta (g. $\frac{1}{4}$).
" 7. Speer der Goarango (g. $\frac{1}{4}$).
" 8. Speer der Goarango (g. $\frac{1}{4}$).
" 9. Speer der Wulwanga (g. $\frac{1}{4}$), a. unteres Ende (g. $\frac{1}{3}$).
" 10. Speer der Wulna (g. $\frac{1}{4}$), a. oberes Ende des Schaftes (g. $\frac{1}{3}$).
" 11. Speer aus dem Gebiete des Mary River (g. $\frac{1}{4}$).
" 12. Spitze des Jagdspeeres der Arünta (g. $\frac{1}{3}$).
" 13. Speer der Malack-Malack (g. $\frac{1}{4}$).



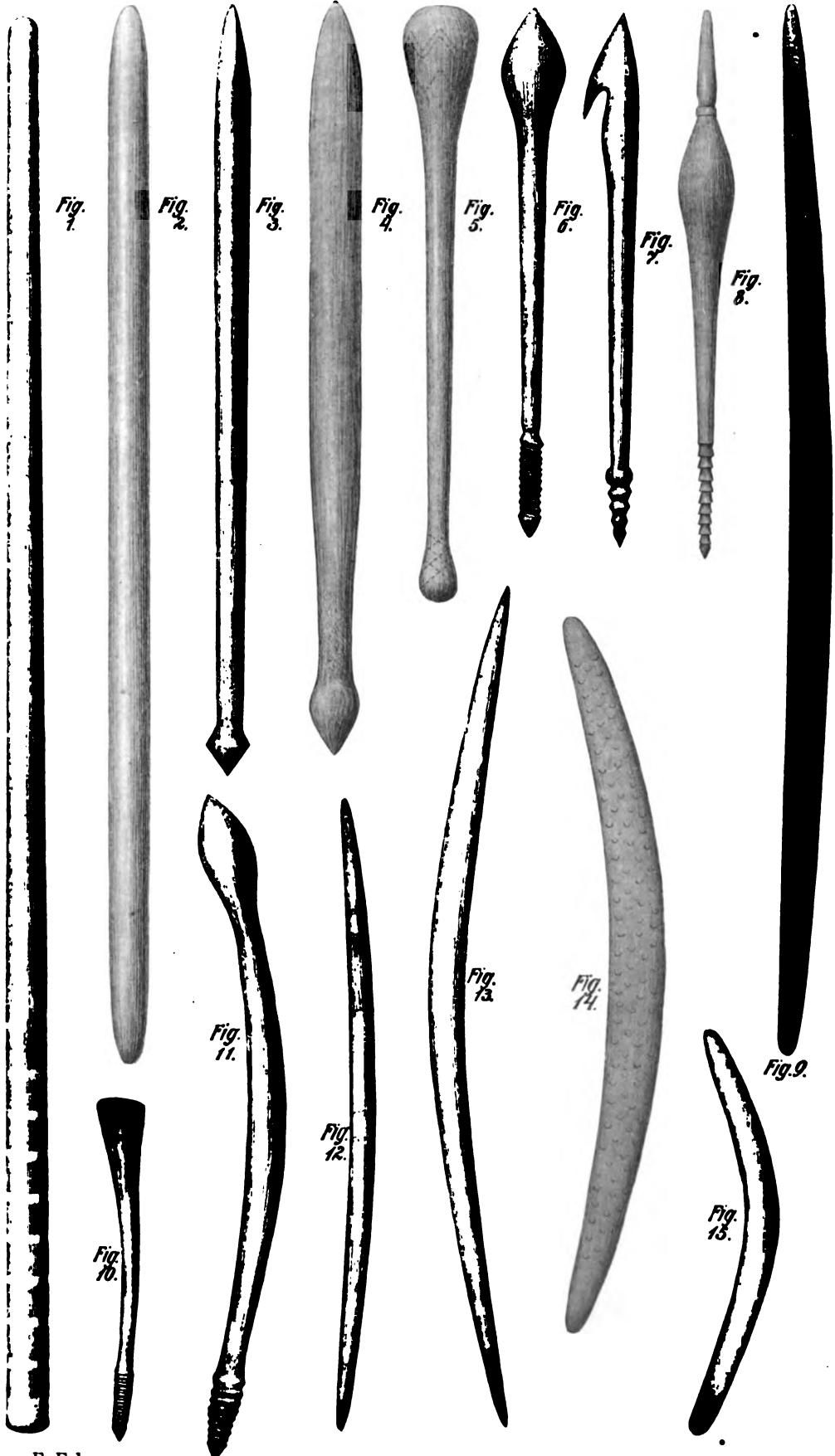
E. Eylmann gez.

Speere.

Erklärungen zu Tafel XIX.

Keulen.

- Fig. 1. Keule der Wulna ($\frac{1}{2}$).
„ 2. Keule der Kaititje ($\frac{1}{2}$).
„ 3. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 4. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 5. Keule aus der Gegend der Gawler Range ($\frac{1}{2}$),
„ 6. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 7. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 8. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 9. Keule der West-Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 10. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 11. Keule der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 12. Keule der West-Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 13. Keule der Diäri ($\frac{1}{2}$).
„ 14. Bumerang aus der Gegend der Great Bight ($\frac{1}{2}$).
„ 15. Kinder-Bumerang der Diäri ($\frac{1}{2}$).



E. Eylmann gez.

Keulen.

Erklärungen zu Tafel XX.

Keulen.

- Fig. 1. Keule der Diäri (†).
" 2. Bumerang der West-Arünta (†).
" 3. Bumerang der Diäri (†).
" 4. Bumerang der Diäri (†).
" 5. Bumerang aus der südlich vom Lake Frome gelegenen Gegend (†).
" 6. Bumerang aus der Gegend von Hergott Springs (†).
" 7. Bumerang der Narryngeri (†).
" 8. Bumerang der West-Arünta (†).
" 9. Bumerang der Diäri (†).
" 10. Bumerang der West-Arünta (†).
-

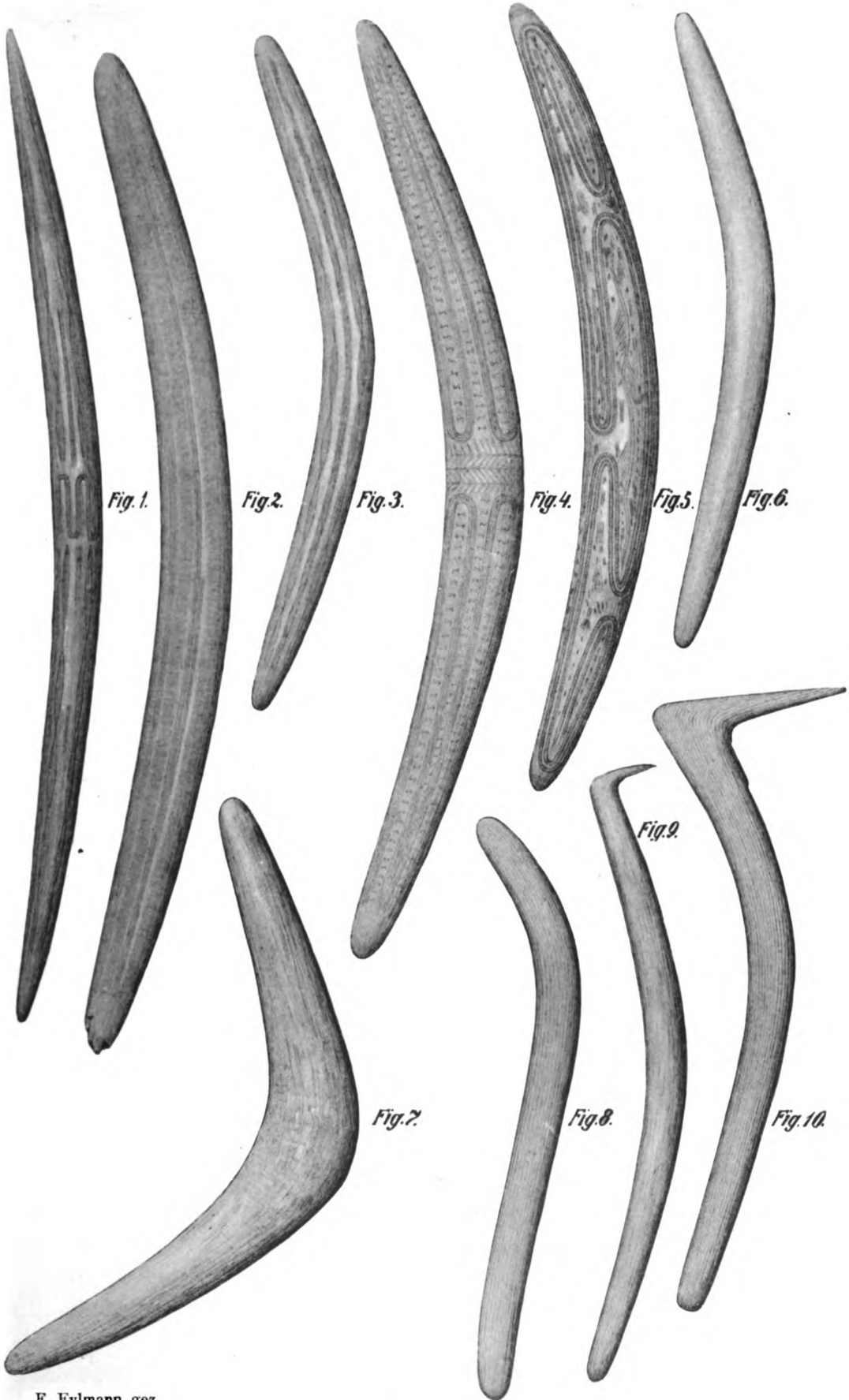


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 9.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 10.

E. Eylmann gez.

Keulen.

Erklärungen zu Tafel XXI.

Hieb Waffen und Messer.

- Fig. 1. Streitaxt der Waramunga, mit Scheide (†).
„ 2. Keule der Narryngeri (†).
„ 3. Speerspitze der Goarango (‡).
„ 4. Messerklinge der Diäri (‡).
„ 5. Messer der Waramunga, mit Scheide (‡).
-



a.

Fig. 1.



b.

Fig. 2.

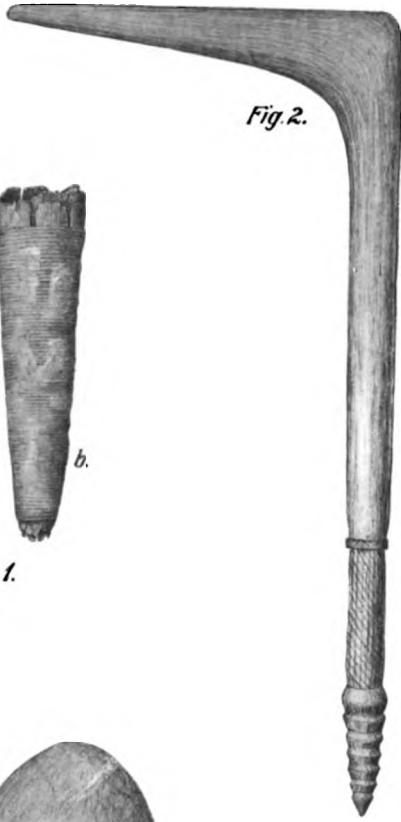


Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5 a.



Fig. 5 b.

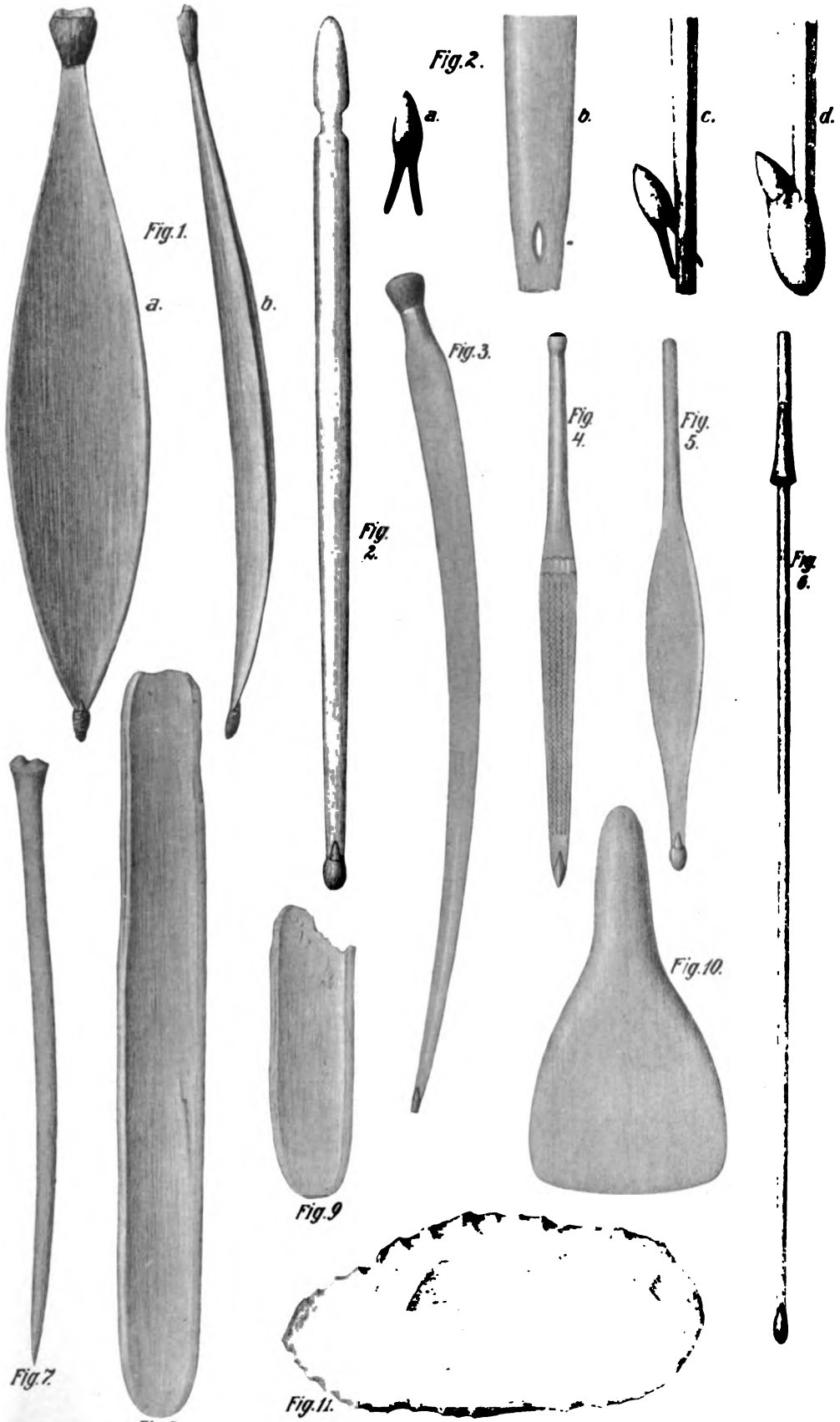
E. Eylmann gez.

Hieb Waffen und Messer.

Erklärungen zu Tafel XXII.

Wurfhölzer und Werkzeuge.

- Fig. 1. a. u. b. Wurfholz der Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 2. Wurfholz der Larakia ($\frac{1}{2}$); a, b, c, d veranschaulichen, wie der Haken befestigt wird ($\frac{1}{2}$).
„ 3. Wurfholz aus der Gegend der Alligator Rivers ($\frac{1}{2}$).
„ 4. Wurfholz der Narryngeri ($\frac{1}{2}$).
„ 5. Wurfholz aus der Gegend von Mannum (am Unterlauf des River Murray) ($\frac{1}{2}$).
„ 6. Wurfholz der Malack-Malack ($\frac{1}{2}$).
„ 7. Knöcherner Pfriemen der Waramunga, zum Entfernen von Splittern aus der Fußsohle dienend ($\frac{1}{2}$).
„ 8. Knöcherner Löffel der Waramunga ($\frac{1}{2}$).
„ 9. Knöcherner Löffel der Kaititje ($\frac{1}{2}$).
„ 10. Steinernes Werkzeug, gefunden in der Nähe von Adelaide ($\frac{1}{2}$).
„ 11. Schaber der Waramunga ($\frac{2}{3}$).
-



E. Eylmann gez.

Erklärungen zu Tafel XXIII.

Werkzeuge und Geräte.

- Fig. 1. Meißel der Arünta ($\frac{1}{3}$).
„ 2. Schaber der Diäri ($\frac{2}{3}$).
„ 3. Messer der Diäri ($\frac{1}{3}$).
„ 4. Schaber der Waramunga ($\frac{2}{3}$).
„ 5. Kratzer der Waramunga ($\frac{1}{3}$).
„ 6. Beil der Narryngeri ($\frac{1}{3}$).
„ 7. Beil der Larakia ($\frac{1}{3}$).
„ 8. Schaufel der West-Arünta ($\frac{1}{6}$).
„ 9. Mulde der West-Arünta ($\frac{1}{6}$).
„ 10. Mulde der Diäri ($\frac{1}{6}$).
„ 11. Schwinge der West-Arünta ($\frac{1}{6}$).
„ 12. Spielgerät der Diäri ($\frac{1}{10}$).
-



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

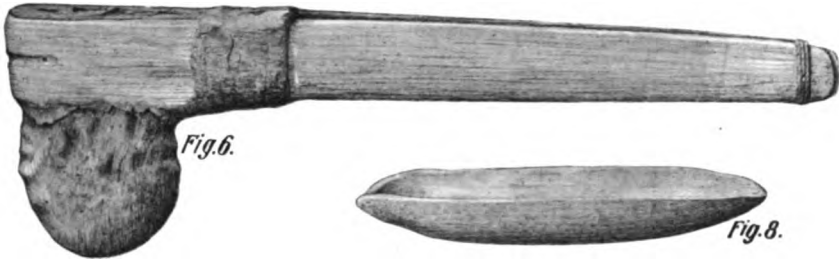


Fig. 6.



Fig. 8.

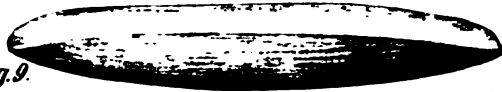


Fig. 9.

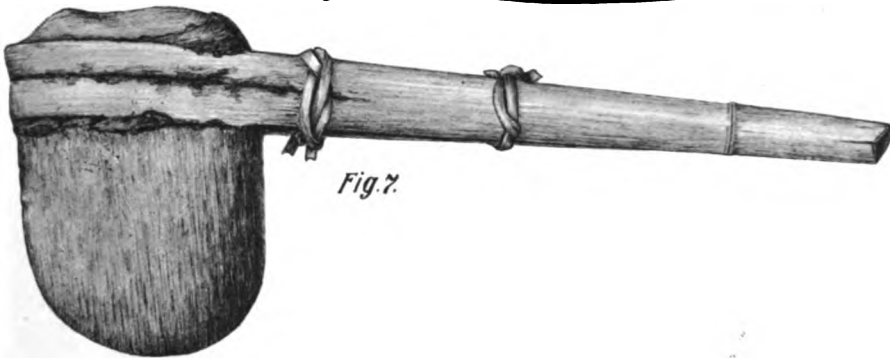


Fig. 7.



Fig. 10.

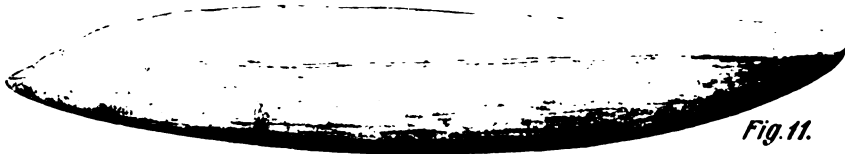


Fig. 11.



Fig. 12.

E. Eylmann gez.

Werkzeuge und Geräte.

Erklärungen zu Tafel XXIV.

Geräte und Netzbeutel.

- Fig. 1. Wassergefäß der West-Arünta ($\frac{1}{6}$).
„ 2. Wassergefäß der Waramunga ($\frac{1}{6}$).
„ 3. Wassergefäß der Wulwanga ($\frac{1}{6}$).
„ 4. Zugeschärftes Ende des Grabstockes der Arünta ($\frac{1}{3}$).
„ 5. Trompete der Waramunga ($\frac{1}{2}$).
„ 6. Klapperstäbe der Wulwanga ($\frac{1}{2}$).
„ 7. Trompete der Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 8. Netzbeutel der Waramunga ($\frac{1}{3}$).
-

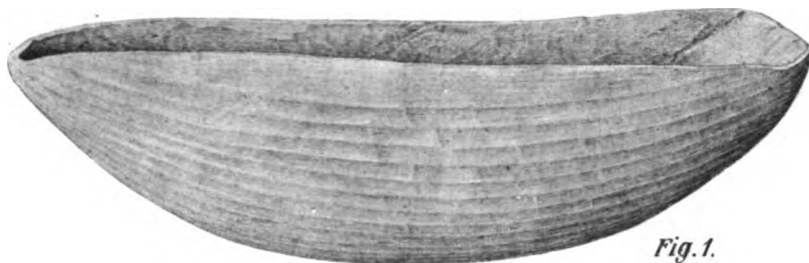


Fig. 1.



Fig. 2.

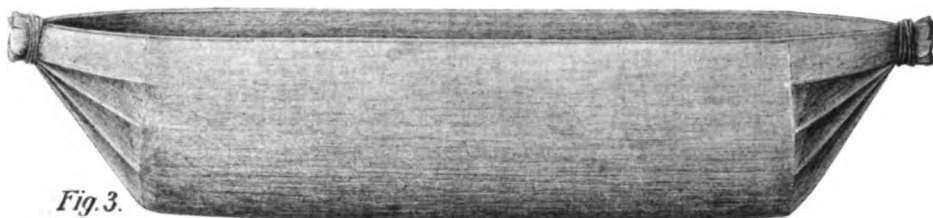


Fig. 3.



Fig. 5.



a.



b.

Fig. 6.



Fig. 4.



Fig. 7.



Fig. 8.

E. Eylmann gez.

Erklärungen zu Tafel XXV.

Netzbeutel, Taschen u. Schmucksachen.

- Fig. 1. Netzbeutel der Malack-Malack (†).
„ 2. Tasche der Narryngeri (†).
„ 3. Tasche der Diäri (†).
„ 4. Haarschmuck der Kaititje (‡).
„ 5. Knochen aus einem Trauerschmuck der Artinta (†).
„ 6. Nasenstab der Waramunga (‡).
-



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

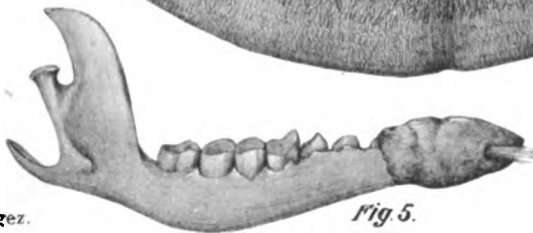


Fig. 5.



Fig. 6.

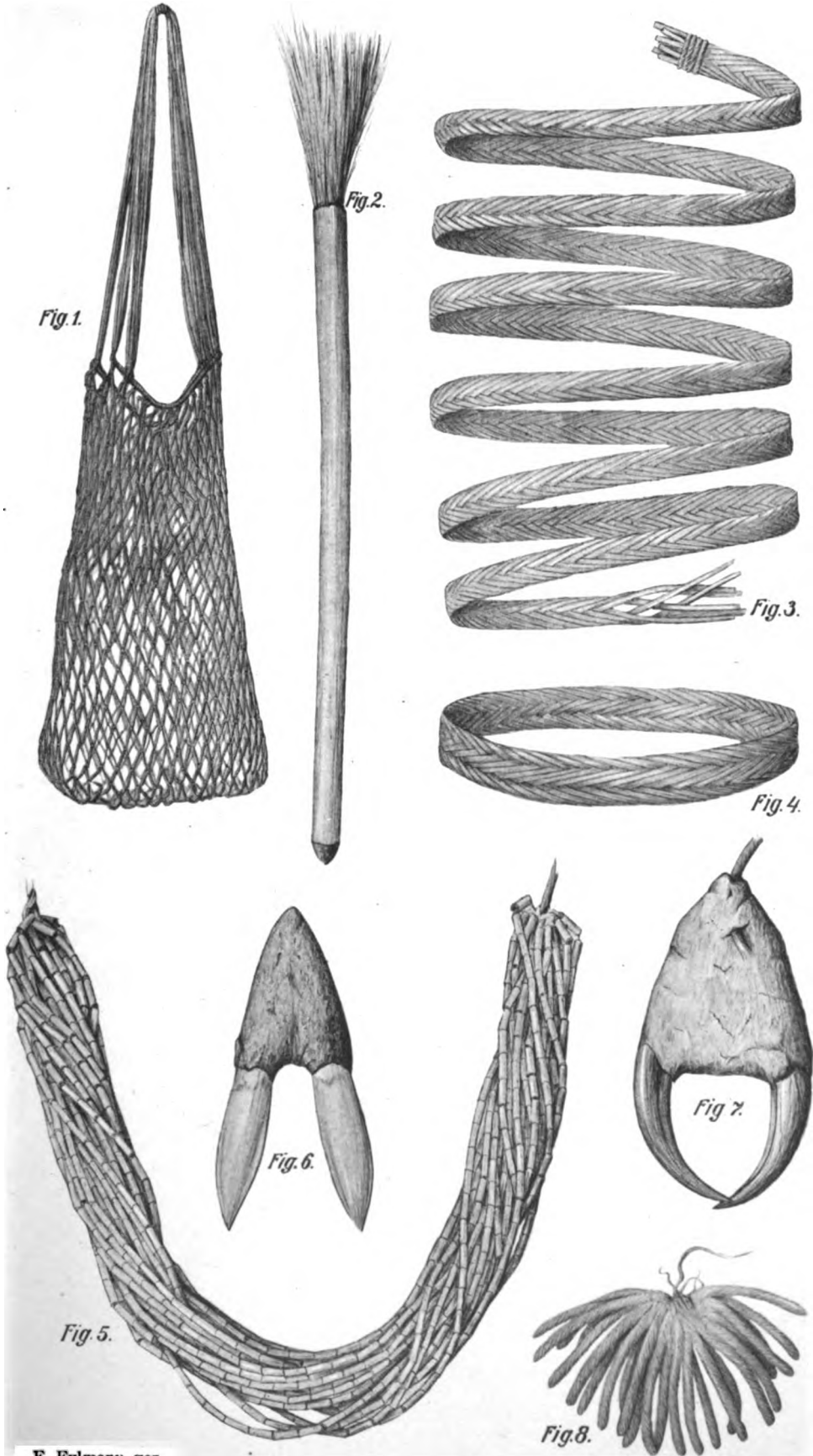
E. Eylmann gez.

Netzbeutel, Taschen und Schmucksachen.

Erklärungen zu Tafel XXVI.

Netzbeutel und Schmucksachen.

- Fig. 1. Netzbeutel der Tjauen ($\frac{1}{4}$).
„ 2. Nasenstab der West-Arünta ($\frac{2}{3}$).
„ 3. Armspirale der Tjauen ($\frac{2}{3}$).
„ 4. Armband der Tjingale ($\frac{2}{3}$).
„ 5. Halsband der Tjauen ($\frac{2}{3}$).
„ 6. Haarschmuck der Waramunga ($\frac{2}{3}$).
„ 7. Halsschmuck der Waramunga ($\frac{1}{4}$).
„ 8. Schamschurz der Arünta ($\frac{1}{2}$).
-



E. Eylmann gez.

Erklärungen zu Tafel XXVII.

Schurze, Schmucksachen und Botschaftsstäbe.

- Fig. 1. Schamschurz (f. Frauen) der Waramunga ($\frac{1}{3}$).
„ 2. Halsschmuck (f. Männer) der Arünta ($\frac{1}{4}$).
„ 3. Würdeabzeichen und Schmuck der Wulna ($\frac{1}{4}$).
„ 4. Stirnbinde der Diäri ($\frac{1}{4}$).
„ 5. Haarschmuck (f. Männer) der Wulwanga ($\frac{1}{3}$).
„ 6. Botschaftsstab der Waramunga ($\frac{1}{3}$).
„ 7. Botschaftsstab der Wagatsch ($\frac{1}{3}$).
-

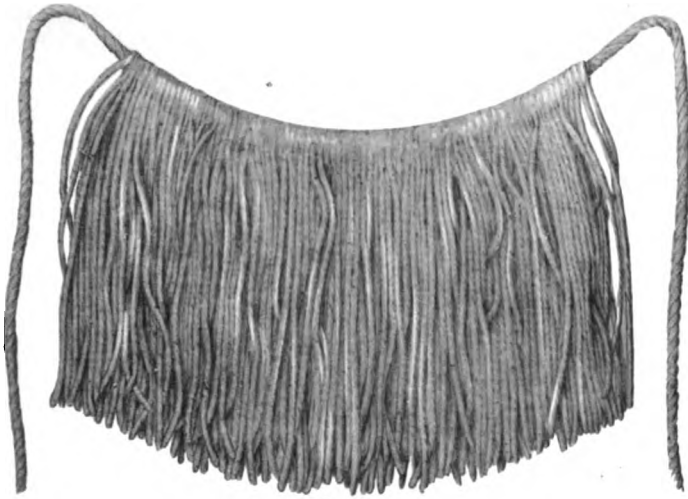


Fig. 1.



Fig. 3.



Fig. 2.

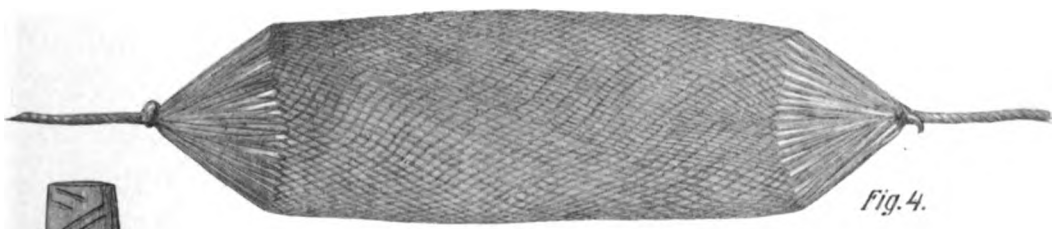


Fig. 4.



Fig. 6.

E. Eylmann gez.

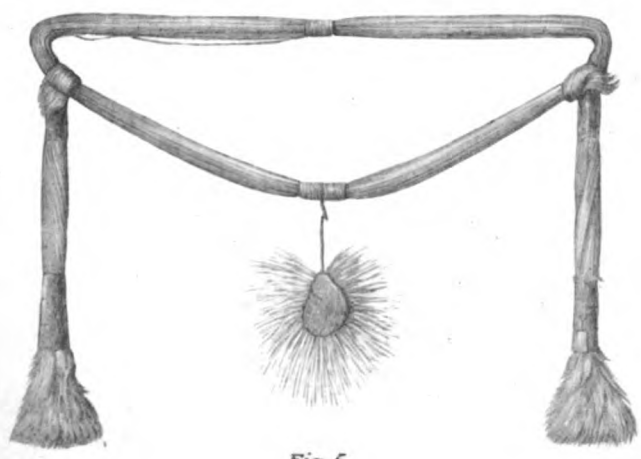


Fig. 5.

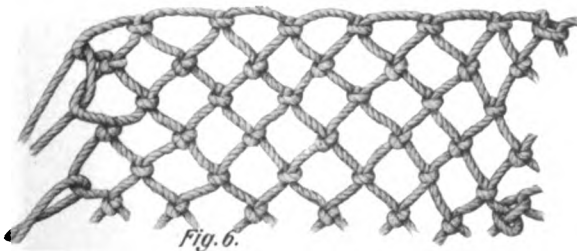
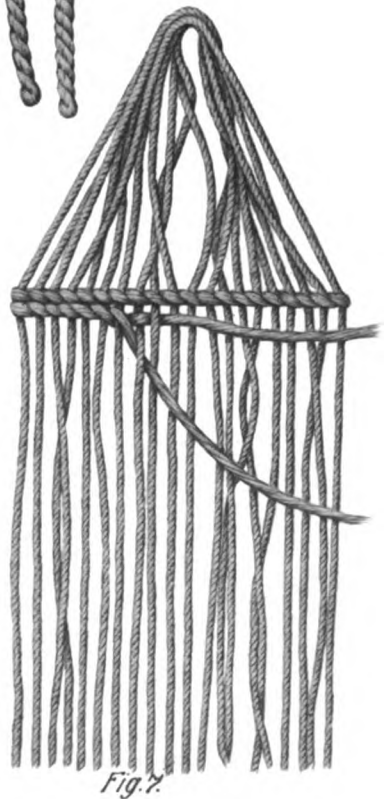
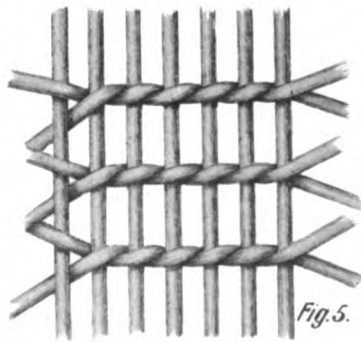
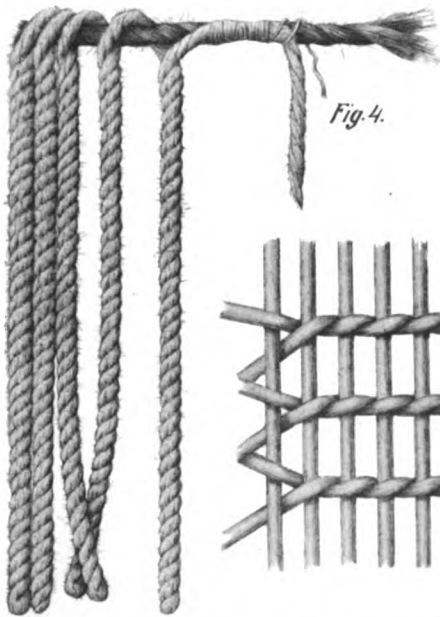
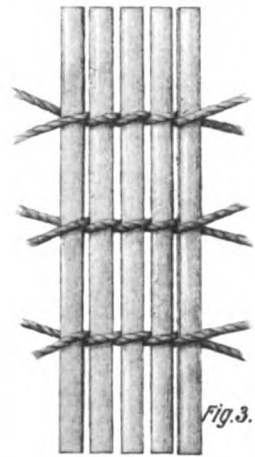
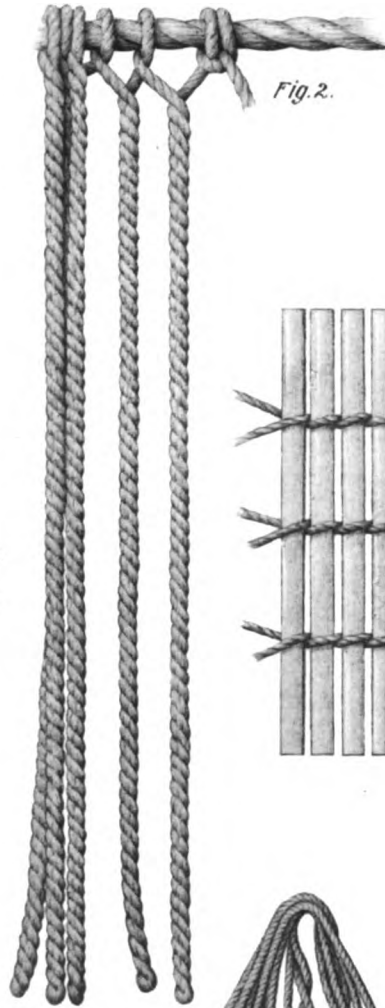


Fig. 7.

Erklärungen zu Tafel XXVIII.

Federbüschel und Abbildungen, welche zeigen, auf welche Weise Knüpf-, Flecht- und Webarbeiten hergestellt werden.

- Fig. 1. Schmuck und Fliegenwedel der Diäri (†).
„ 2. zeigt, wie der Schamschurz für die Lubra der Waramunga (Taf. XXVII, Fig. 1) angefertigt wird (†).
„ 3. zeigt, wie der Schienenverband der Wulwanga angefertigt wird (†).
„ 4. zeigt, wie der Halschmuck der Männer der Arünta (Taf. XXVII, Fig. 2) angefertigt wird (†).
„ 5. zeigt, wie der kiepenförmige Tragkorb der nördlichen Stämme angefertigt wird (†).
„ 6. zeigt die Maschenform der Stirnbinde der Diäri (Taf. XXVII, Fig. 4) (†).
„ 7. zeigt, wie eine Haarbandform der nördlichen Stämme angefertigt wird (†).
-



E. Eylmann gez.

Erklärungen zu Tafel XXIX.

Spindel und Abbildungen, welche zeigen, auf welche Weise Knüpfarbeiten her- gestellt werden.

- Fig. 1. zeigt die Maschenform der auf der Tafel XXV dargestellten Tasche der Diäri (†).
- „ 2. Spindel der Bewohner des Innern (†).
- „ 3. zeigt die Maschenform eines Netzbeutels nördlicher Stämme (†).
- „ 4. Masche des Fischnetzes der Diäri (†).
- „ 5. zeigt die Maschenform des auf der Tafel XXV dargestellten Netzbeutels der Malack-Malack (†).
- „ 6. zeigt, wie die Körbe, Taschen und Matten der Narryngeri hergestellt werden (†).
-

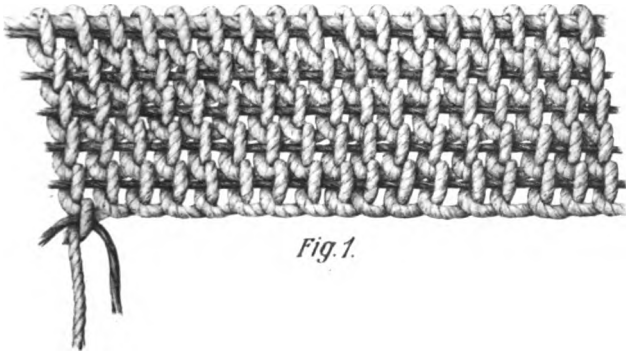


Fig. 1.

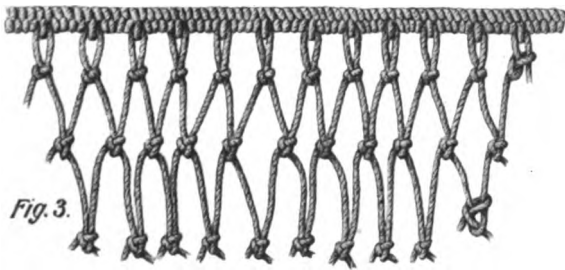


Fig. 3.

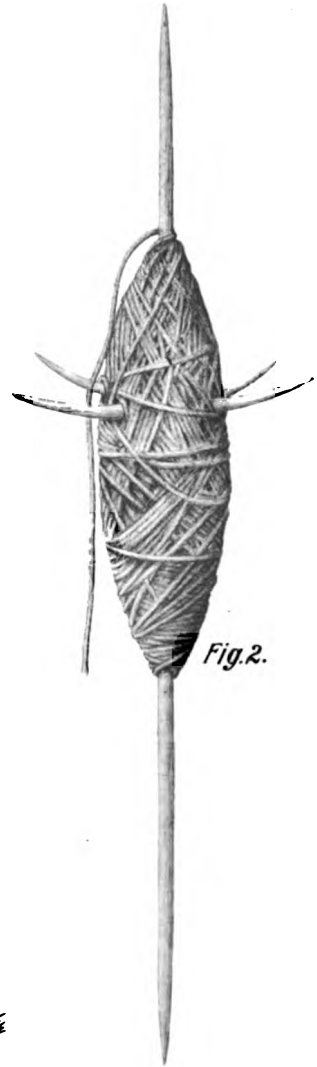


Fig. 2.

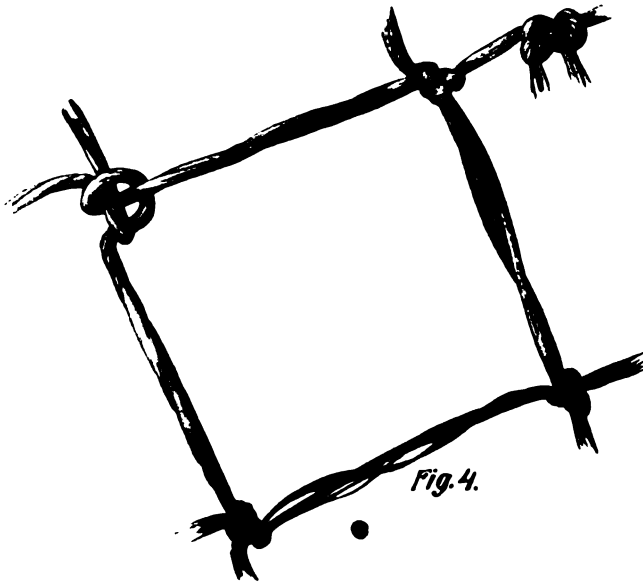
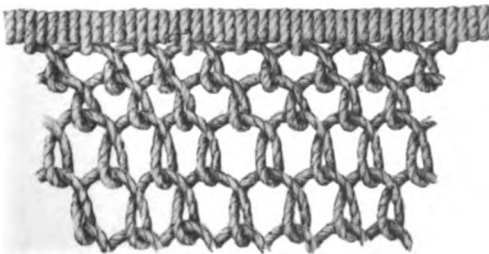


Fig. 4.



E. Eylmann gez. Fig. 5.

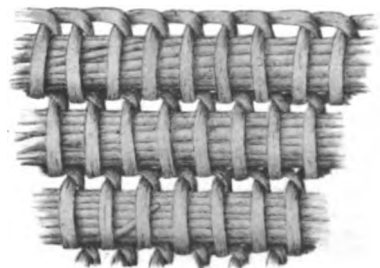


Fig. 6.

Spindel und Abbildungen, welche zeigen, auf welche Weise Knüpfarbeiten hergestellt werden.

Erklärungen zu Tafel XXX.

Zaubergeräte.

- Fig. 1. Wurstförmiger Gegenstand, aus dem Haar eines Toten (Arünta) hergestellt ($\frac{1}{2}$).
- „ 2. Zaubergerät eines „Doktors“ der Diäri ($\frac{1}{2}$).
- „ 3. Corrobboreestick der Goarango ($\frac{1}{2}$).
- „ 4. Zauberstab der Lurritji ($\frac{2}{3}$).
- „ 5. Zauberstab der Diäri ($\frac{2}{3}$).
- „ 6. Zauberstab der Narryngeri ($\frac{2}{3}$).
- „ 7. Zauberstab der Diäri ($\frac{1}{2}$).
- „ 8. Zauberstein der Waramunga ($\frac{2}{3}$).
-



Fig. 1.

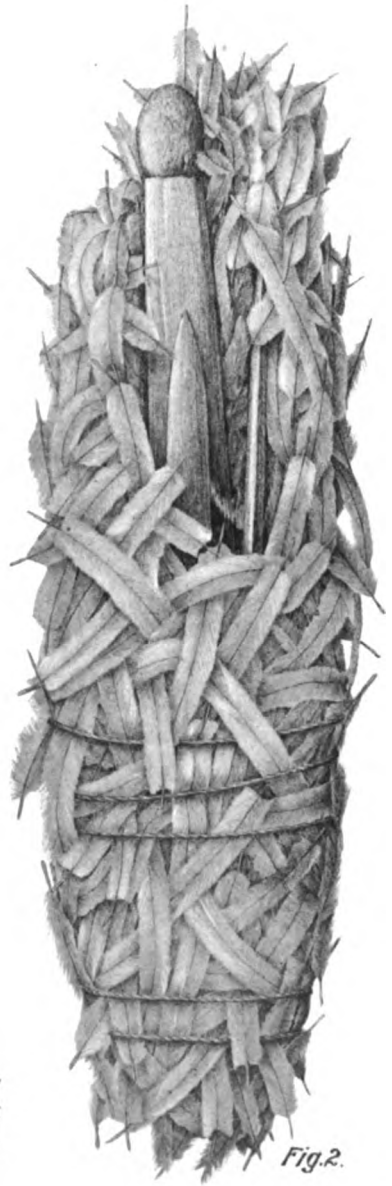


Fig. 2.



Fig. 3.

E. Eylmann gez.



Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.

Zaubergeräte.

Erklärungen zu Tafel XXXI.

Zaubergeräte.

- Fig. 1. Corroboreestone der West-Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 2. Corroboreestone der West-Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 3. Corroboreestone der West-Arünta ($\frac{1}{2}$).
„ 4. Schwirrholt der West-Arünta ($\frac{2}{3}$).
„ 5. Schwirrholt der West-Arünta ($\frac{2}{3}$).
„ 6. Zauberkräftiger Nasenstab eines „Doktors“ der Waramunga ($\frac{2}{3}$).
„ 7. Schwirrholt der Waramunga ($\frac{2}{3}$).
„ 8. Schwirrholt der Waramunga, in einem aus Bast bestehenden Futterale steckend ($\frac{2}{3}$).
„ 9. Schwirrholt der West-Arünta ($\frac{2}{3}$).
„ 10. Zauberstein der Diäri ($\frac{1}{2}$).
-



Fig. 1.



Fig. 2.

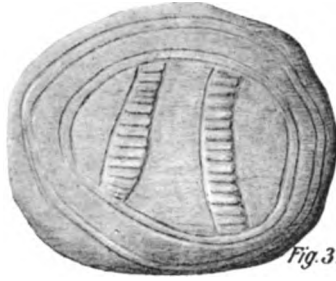


Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

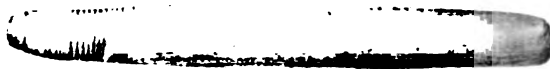


Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.

E. Eylmann gez.

Erklärungen zu Tafel XXXII.

Schilde, Schlagkeule, Bumerang, Teil eines Hakenspeeres und Zauberstein.

- Fig. 1. Schild der Diäri ($\frac{1}{5}$).
„ 2. Schild der Diäri ($\frac{1}{5}$).
„ 3. Keule der Wulwanga ($\frac{1}{3}$).
„ 4. Zauberstein der Tjingale ($\frac{1}{3}$).
„ 5. Bemalung eines Speeres der Wulwanga ($\frac{1}{3}$).
„ 6. Bumerang eines Arünta ($\frac{1}{5}$).
-

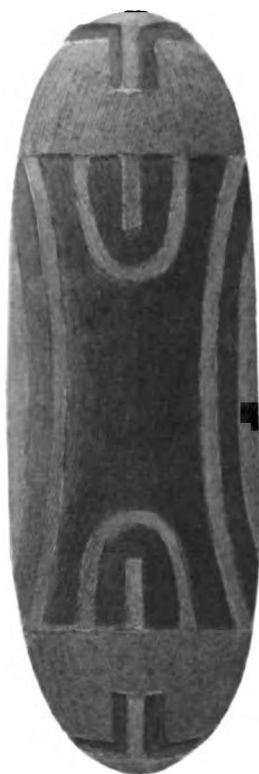
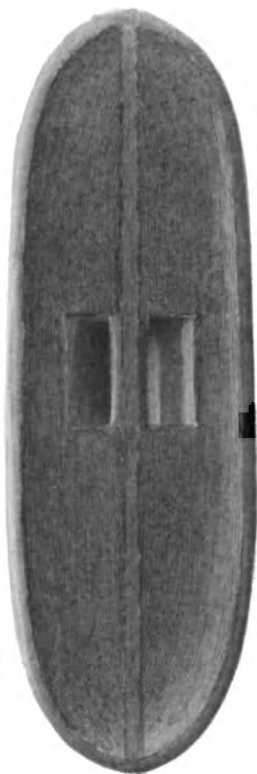


Fig. 1.

a



b.

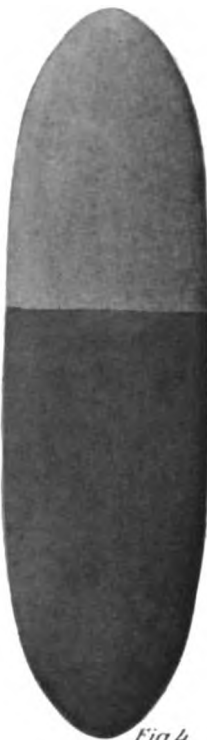


Fig. 4.

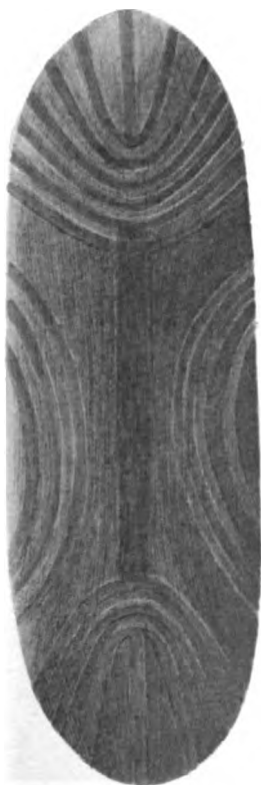


Fig. 2.

a.



b.



Fig. 3.



Fig. 5.



Fig. 6.

E. Eylmann gez.

Erklärungen zu Tafel XXXIII.

Schilde und bemalter Stein.

- Fig. 1. u. 2. Schild der Artinta ($\frac{1}{8}$).
„ 3. Parierschild der Narryngeri ($\frac{1}{8}$).
„ 4. Rindenschild der Narryngeri ($\frac{1}{8}$).
„ 5. Bemalter Stein, im Bette des Frew River gefunden ($\frac{2}{3}$).
-

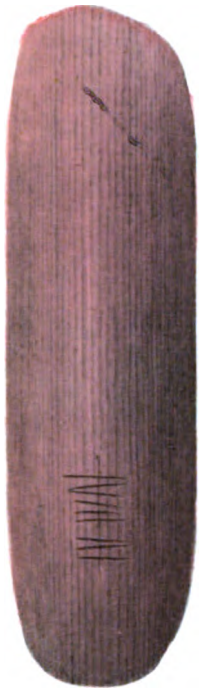


Fig. 1.



Fig. 2.

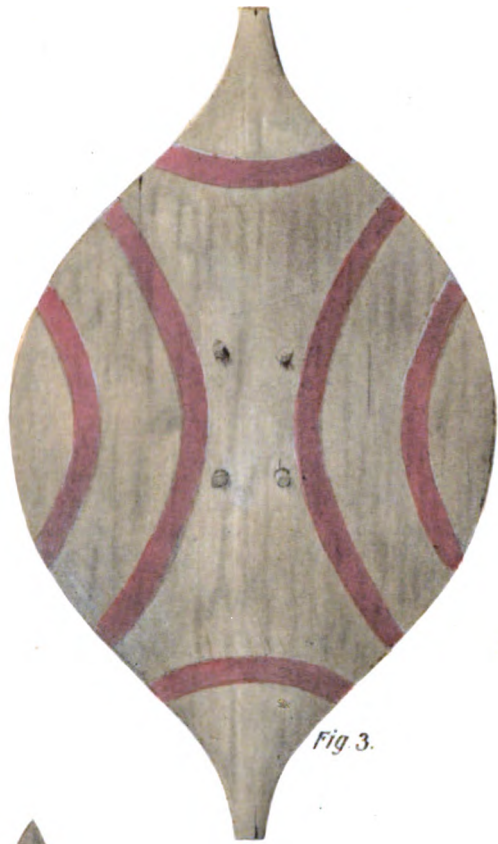


Fig. 3.



a.



b.



c.



Fig. 5.

E. Eylmann gez.

Fig. 4.

Schilde und bemalter Stein.

Erklärungen zu Tafel XXXIV.

Zeichnungen von Eingeborenen, Keule, Trompete und Hautgeschwür.

- Fig. 1. u. 2. Bleistiftzeichnungen eines jungen *Plinara* ($\frac{1}{2}$).
„ 3. Federzeichnung eines *Narryngeri* ($\frac{2}{3}$).
„ 4. Keule eines *Wulwanga* ($\frac{1}{3}$).
„ 5. Trompete eines *Wulwanga* ($\frac{1}{2}$).
„ 6. Hautgeschwür.
-

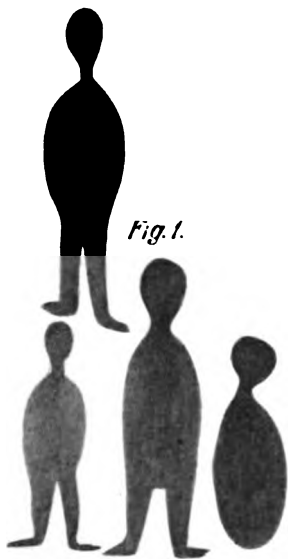


Fig. 1.

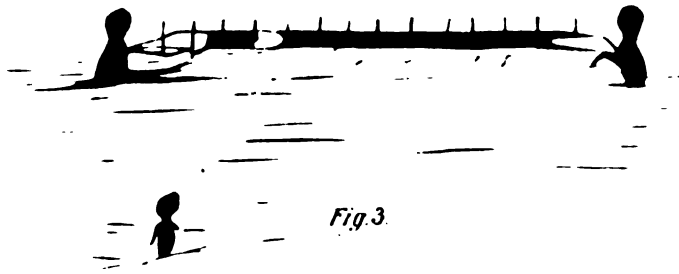


Fig. 3.



Fig. 2.



Fig. 4.

Fig. 5.

E. Eylmann gez.



Erklärungen zu Tafel XXXV.

A. Ziernarben.

- Fig. 1. Minnitji (Mann). a. Brust, b. rechter Oberschenkel, c. linker Oberschenkel.
- „ 2. Larakia (Lubra). a. Brust, b. Rücken, c. rechter Oberschenkel, d. linker Oberschenkel, e. linker Oberarm.
- „ 3. Wulna (Mann). a. Brust, b. rechter Oberschenkel, c. linker Oberschenkel, d. rechter Oberarm, e. linker Oberarm.
- „ 4. Minnitji (Lubra). a. Brust, b. rechter Oberschenkel, c. linker Oberschenkel, d. rechter Oberarm.
- „ 5. Larakia (Lubra). a. Brust, b. Rücken, c. rechter Oberschenkel, d. linker Oberschenkel, e. linker Oberarm, f. rechter Oberarm.
- „ 6. Brust und Oberarme eines Mannes aus dem nördlichen Küstengebiet (im Lande der Larakia getroffen).
- „ 7. Brust und Oberarme eines Waramunga von Tennant's Creek.
- „ 8. Wulna (Mann). a. Brust, b. rechter Oberschenkel, c. linker Oberschenkel.
- „ 9. Wulwanga (Lubra). a. Brust, b. rechter Oberschenkel, c. linker Oberschenkel.
- „ 10. Brust und Oberarme eines Arünta.
- „ 11. Brust und Oberarme einer Arünta.
- „ 12. Brust und linker Oberarm eines Tjingale (die Narben sind auffallend stark gewulstet).

B. Narben, die von Messerschnitten herrühren, welche im Zweikampfe erhalten worden sind.

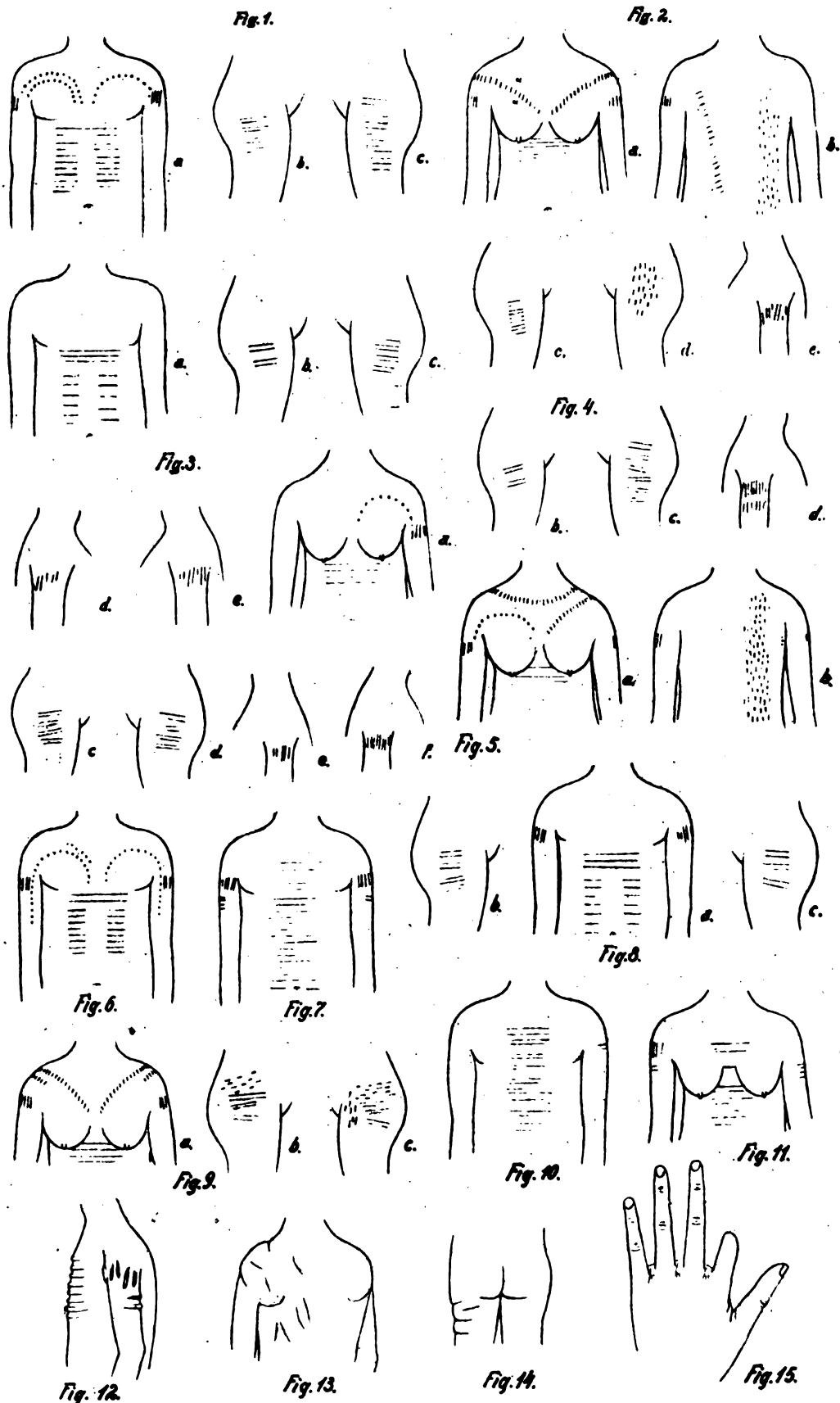
- „ 13. Rücken eines West-Arünta.

C. Trauernarben.

- „ 14. Oberschenkel und Gesäß eines West-Arünta.

D. Fingerverstümmelung.

- „ 15. Linke Hand einer Wagatsch.
-



E. Eylmann gez.





27
d

**This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.**

**A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.**

Please return promptly.

27.10
angeborenen der Kolonie Sudau
Library 004796047



2044 082 367 590